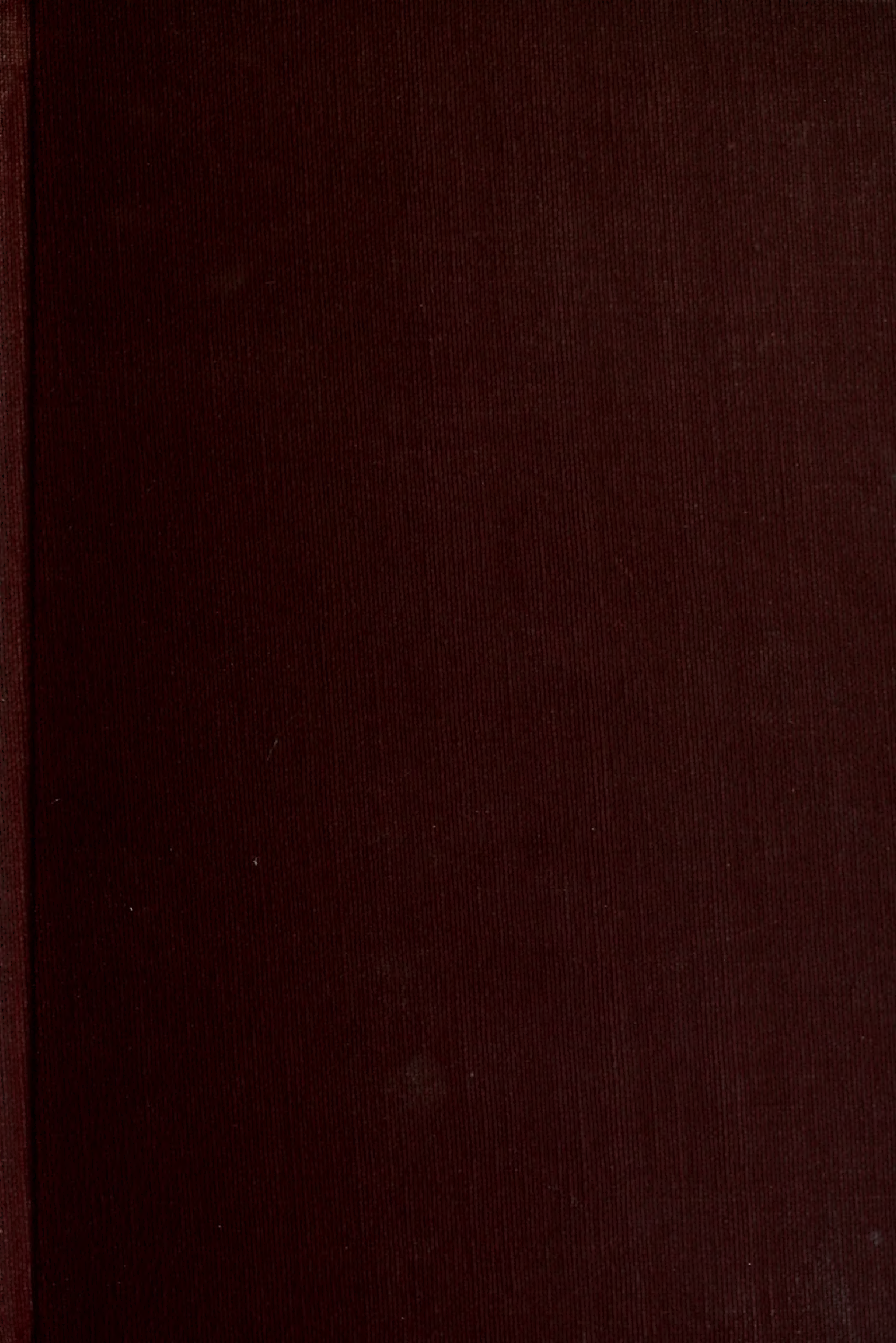
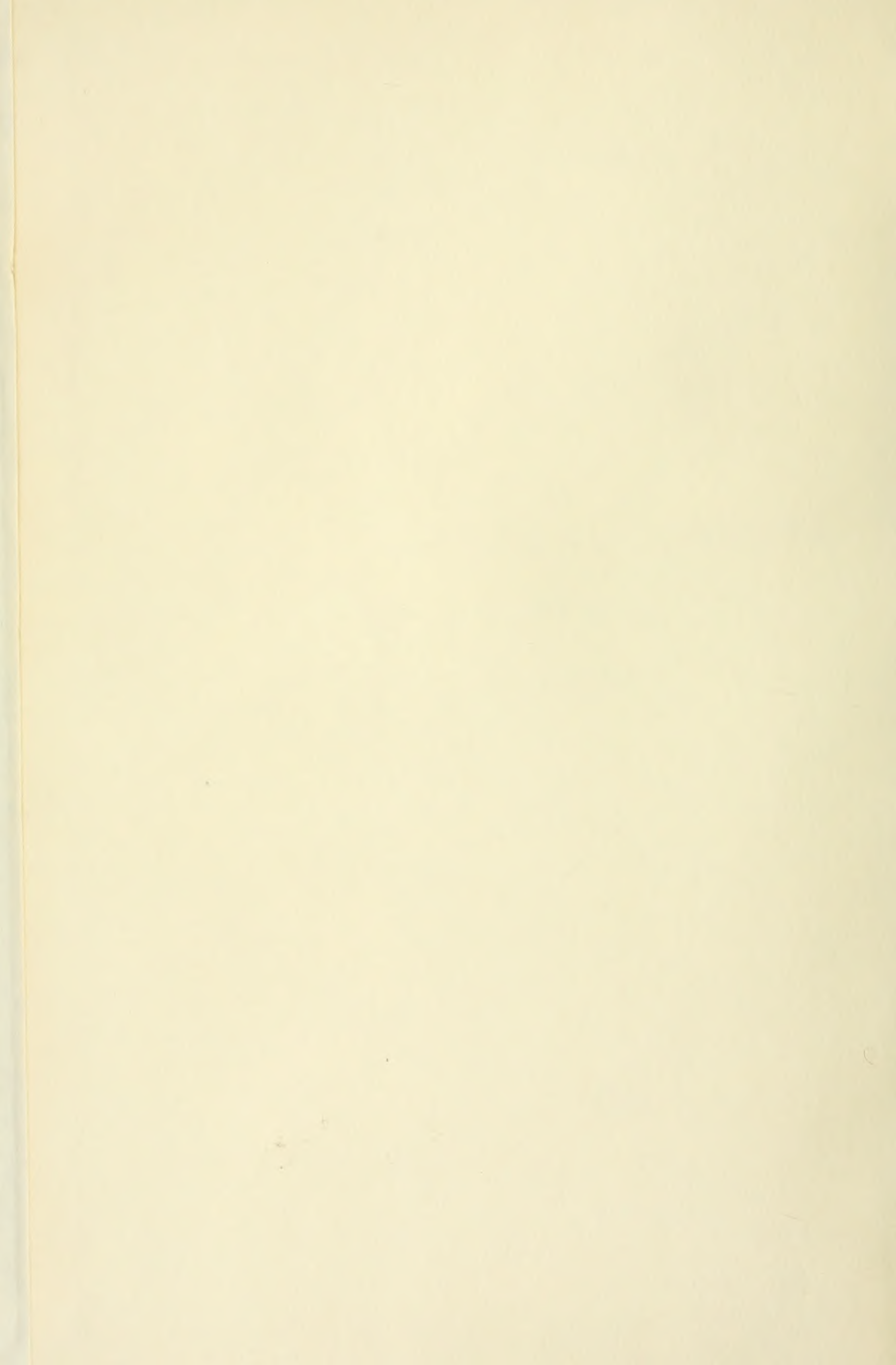
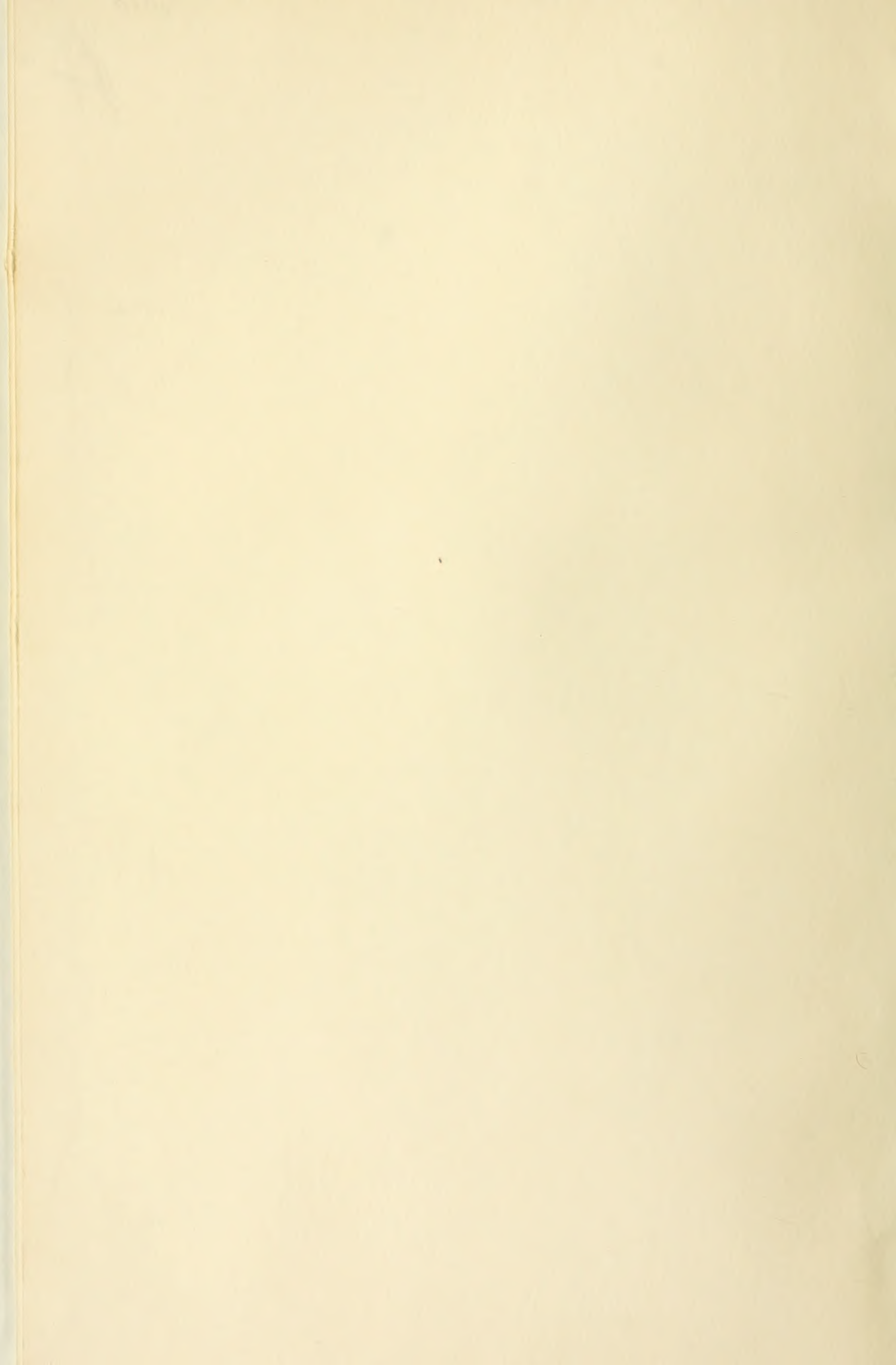



HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS









Zehntes Heft Oktober 1914

# Die neue Rundschau

XXVter Jahrgang der freien Bühne

Inhalt



Rundschau:



Anmerkungen:



Vierteljährlich drei Hefte 7 Mark. Einzelhefte 2 Mark 50 Pf.

Berlin / S. Fischer / Verlag

## Inhalt



Rundschau:



Anmerkungen:





[Re]daktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W, Bülowstraße 90 erbeten.
[Fü]r unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Jeden Monat erscheint ein Heft von 9—10 Bogen Umfang
bei S. Fischer, Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90.
[Be]zugsbedingungen: Bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom [Verlag. Viertelj]ährlich 7 Mark, ganzjährig 28 Mark. Einzelhefte Mark 2.50.

# Der Genius des Krieges

von Max Scheler

Als zu Beginn des Augustmonats unser deutsches Schicksal wie eine einzige ungeheure dunkle Frage vor uns hintrat – jedes Individuum bis ins Mark erschütternd – da war es nur eine Antwort, die aus allen deutschen Seelen zurücktönte, ein einziger erhobener Arm: Zum Schwert und zum Siege! In der heiligen Forderung der Stunde ertranken mit allem Parteigezänk auch die tiefsten Differenzen unserer Weltanschauung. Mit der Verwunderung einer Generation, für die der Friedenszustand die Unmerklichkeit der Atmosphäre angenommen hatte, sahen und fühlten wir alle, wie die Forderung ernster Tat einte, was in der Meinung über den Krieg und in den Interessen an Krieg und Friede getrennt war. Der weite große Gang der Welt und jeder Seele innigste Bestrebung sahen sich plötzlich in einen Knoten geschürzt und wundersam auf ihren gegenseitigen Fortgang angewiesen. Wir waren nicht mehr, was wir so lange waren: Allein! – Der zerrissene Lebenskontakt zwischen den Reihen: Individuum – Volk – Nation – Welt – Gott wurde mit einem Male wieder geschlossen – und reicher wogten die Kräfte hin und her als es alle Dichtung, alle Philosophie, alles Gebet und aller Kult vorher je zur Empfindung bringen konnten. Doch das sind Dinge, vor denen nicht nur das Wort, vor denen auch der Gedanke und Begriff in Ehrfurcht verstummen müssen. Dies Wunder ist am besten ungesagt im Herzen allein. –

Hier sei von Oberflächlicherem und weit Kleinerem die Rede: Nur davon, wie sich dieser Krieg unserem bisherigen Bewußtsein und Denken einordnet und welche Abänderungen unserer Bilder von der Welteinrichtung er erzwingt.

Viele sind durch diesen Krieg wie entzwei geschnitten; sie wurden zwanzig Jahre älter durch ihn und sehen schon jetzt, daß sie nach dem Kriege zur „alten", zur damaligen Generation gehören werden. Aber es gibt auch innerhalb der intellektuellen Menschen ein kleines Häuflein solcher, die diesen Krieg nicht wie einen schweren Traum und Alpdruck, sondern als ein fast metaphysisches Erwachen aus dem dumpfen Zustand eines bleiernen Schlafes

erleben. Es liegt gewiß auf den ersten Blick eine tiefe Paradoxie darin, daß dieses Häuflein zusammenfällt mit den Gläubigen des Lebens gegenüber den Gläubigen des Mechanismus, den Gläubigen der Liebe gegenüber den Gläubigen der klugen Organisation und des Rechtsvertrags, den Gläubigen der freien Tat gegenüber den Gläubigen „notwendiger Entwicklung", den Gläubigen der Person gegenüber den Gläubigen des Werkes, den Gläubigen des Individuums gegenüber den Gläubigen des Gesetzes, den Gläubigen des schöpferischen Geistes gegenüber den Gläubigen des rechnenden Verstandes. Ich sage: Diese Tatsache erscheint paradox.

Wie löst sich dieses Paradox?

Der Krieg ist nicht – wie uns eine naturalistische Auffassung des Krieges einreden will – bloße physische Gewalt, die sich aus Ohnmacht des vernünftigen Geistes an dessen Stelle setzt; er ist Macht- und Willensauseinandersetzung der geistigen Kollektivpersönlichkeiten, die wir Staaten und Nationen nennen. Diese Machtauseinandersetzung äußert sich nur in Taten physischer Gewalt, um die Herrschaftswürdigkeit der Machtwillen festzustellen; das letzte objektive Telos aber, dem der Krieg jenseits der subjektiven Absichten der Kriegführenden dient und jederzeit gedient hat, ist nichts anderes als Geistesherrschaft auf Erden und allem voran: Bildung und Erweiterung irgendeiner der vielen Formen von Liebeseinheiten, die als Völker, Nationen usw. das Gegenteil von bloß faktischen oder rechtlich geformten Interessengemeinschaften darstellen. Aus dem Geiste entspringt, und für den Geist ist der Krieg in seinem tiefsten Kern. Auch Macht ist noch Geist. Sie ist es im Unterschiede zur Gewalt, die ihrer Natur nach tot, dumm und physisch ist. Gewiß gehört zum Wesen des Krieges freilich ganz wesentlich die Anwendung physischer Gewaltmittel. Aber sie gehört zu ihm, da er zuvörderst eine Form der Feststellung bestehender Machtverhältnisse ist, nur als Machtäußerung und gleichzeitig als Machtprobe. Wo etwa schon bewaffnete Beobachtung eines fremden Staates genügt, um einen politischen Zweck durchzusetzen, da wäre es sinnlos, Gewalt anzuwenden, desgleichen, wo das Heer sich ergibt. Nur so begreift es sich auch, daß in keinem Krieg der Welt je alle physischen Gewaltenergien der Gegner ins Spiel traten; ist vielmehr durch Anwendung von Gewalt in Gefechten, Schlachten, Belagerungen usw. die gegenseitige Macht der Gegner genügend erprobt und die Machtüberlegenheit des einen offenkundig geworden, so hat auch der Krieg sein natürliches Ende gefunden. So ist das Gefecht nur eine Stichprobe auf die Macht, ein Anzeiger der Macht.

Schon diese eine Grundeigenschaft des Krieges macht ihn wesensverschieden von allen Daseins-, Beute- und Erhaltungskämpfen der untermenschlichen Natur. Diese sind entweder Nahrungskämpfe oder Kämpfe

um die Fortpflanzung. Im Kriege handelt es sich auf keiner Stufe seiner geschichtlichen Entwicklung um das Ziel bloßer Daseinserhaltung des physischen Lebens der Individuen oder der Art. Vielmehr sind es stets, wenn auch noch so primitive kollektive g e i s t i g e Willenseinheiten, Stämme, Völker, Staaten, Nationen, die als solche in die Kriegsbeziehung zueinander treten und für welche die natürlichen Individuen nur Organe ihrer Willensmacht darstellen. Wie in menschlich-geschichtlichen Verhältnissen der Kampf um Macht, Geltung, Ehre, Besitz, Größe, das heißt der Kampf um Verteilung der Lebensgüter an die Stelle des in der untermenschlichen Natur stattfindenden Kampfes ums nackte Dasein und die Fortpflanzung tritt, an die Stelle der physischen Ausschaltung aus der Fortpflanzung aber die bloße Entmächtigung von Individuen und Gruppen (Deklassierung, Verlust politischer Selbständigkeit), so ist auch der Krieg nicht mehr eine Art des „Kampfes ums Dasein", sondern der Kampf um ein H ö h e r e s als Dasein, der Kampf um die Macht und die mit ihr fallende und stehende politische Freiheit. Die natürlichen Volkseinheiten ihrem Dasein nach werden — von den ganz seltenen primitiven Vernichtungskämpfen feindlicher Rassen abgesehen — vom Kriege nicht betroffen; sie werden nur auf vorhandene oder im Kriege erst entstehende Staaten nach Machtverhältnissen neu verteilt. „Es ist ein Trugschluß, daß Kriege geführt werden um des materiellen Daseins willen" — so sagt Treitschke mit Recht. Nur der typische Fehlschluß aller populären Psychologie, nützliche Effekte eines Gefühls, einer Ausdrucks- oder einer Handlungsart, zum Beispiel der Sprache, des Staates oder des Opfer- und Liebesdranges auf die seelische Ursache vorschauender Berechnung dieses Nutzens zurückzuführen, führte zur Ableitung des Krieges aus dem Nahrungsbedürfnis. Wie immer in primitiven Zeiten die Effekte kriegerischer Unternehmungen in den Dienst der Habsucht gestellt wurden und so zu Erwerbsquellen wurden —, die Unternehmung selbst geht aus Motiven und Leidenschaften hervor, die völlig a n d e r e n Wesens sind als das ökonomische Motiv. Die Bewegung des kriegerischen Geistes ist ein ursprüngliches, spontanes Agens. Sinn und Lust an der Umwelt probeweise und auf das wogende Ohngefähr, auch auf die Gefahr des Mißlingens hin, seine Macht zu betätigen und sie darin zu formen und zu gestalten, sind im Menschen ursprünglicher und stärker als der Drang, „sein Dasein" zu erhalten oder seine zuständlichen Glücksgefühle zu steigern. Ursprünglicher ist die Freude an Tat und Kampf, als die Freude an ihrem Erfolg und ihrer Beute; ursprünglicher die Freude am Wagnis und am Opfer als die Freude an Sicherheit und Wohlfahrt. Macht aber über das höchste der irdischen Wesen, über den Menschen selbst, ist „Herrschaft". Drang nach Steigerung der Herrschaft bewegt aber schon die primitivste kriegerische Unternehmung; und dieser Drang geht aller Habsucht v o r h e r

und gräbt ihr selbst erst die möglichen Bahnen ihrer möglichen Befriedigung. Schon die Zähmung der Tiere ist nicht aus einem Nutzmotiv, sondern aus dem Drang nach Ausdehnung der menschlichen Herrschafts- und Aktionssphäre entsprungen. Eben darum sind Staat, das heißt das organisierte Herrschaftsverhältnis in einer Gruppe, und Krieg allüberall gleichzeitig entstanden — und stehen und fallen zusammen. Wäre es — umgekehrt — wahr, daß der primitive Krieg eine bloße, durch die Not und mangelhafte Arbeitstechnik motivierte, Erwerbsform ist, nur Fortsetzung des tierischen Nahrungskampfes oder automatische Folge wachsender Bevölkerungsdichte, so wäre es freilich auch richtig, daß jede Annahme, der Krieg sei eine bleibende Welteinrichtung und nicht bloß eine, auf noch mangelndem industriellen und technischen Fortschritt beruhende historische Erscheinung, das Zeichen eines reaktionären Geistes sei. So etwa haben uns A. Comte und noch mehr H. Spencer die Sache dargestellt. Faktisch aber ist eben diese Ansicht nur die Folge einer rein statischen Auffassung der menschlichen Geschichte; einer Auffassung, die hinter aller menschlichen Aktion „Bedürfnisse" und „Notzustände", hinter aller Tat irgendwelche sie bedingende Milieuwirkungen, hinter jedem „Hinzu" eines Strebens ein „Vonweg" sucht. Wir müssen endlich lernen, den historischen Menschen als etwas ursprünglich Bewegliches, nicht Bewegtes, sein Milieu erst Bildendes und Suchendes, nicht durch das Milieu erst Gebildetes und Bedingtes zu sehen; dann werden wir erkennen, daß der Krieg das dynamische Prinzip katexochen der Geschichte ist. Es ist dagegen die Friedensarbeit d. h. die Anpassungstätigkeit an gegebene und immer schon durch vorausgehende Kriege vorbestimmte Machtverhältnisse, welche das statistische Prinzip der Geschichte ausmacht. Jeder Krieg ist Rückkehr auf den schöpferischen Ursprung, aus dem der Staat überhaupt hervorging. Untertauchen in die mächtige Lebensquelle, aus der heraus die großen Grenzlinien gesetzt werden, in denen sich menschliches Geschick und Betätigung fernerhin im Frieden noch bewegen können! Die positivistisch-pazifizistische Geschichtstheorie, die ihre Gegner als reaktionär bezeichnet, ist daher faktisch selbst ultrareaktionär, da sie alle dynamischen Kräfte der Geschichte zur Bildung neuer Machtverhältnisse prinzipiell zugunsten der nur statischen Prinzipien steigender „Anpassung" an gegebene Machtverhältnisse verleugnet. Niemand hat dies schärfer gesehen als H. von Treitschke. Er urteilt in seiner Politik: „Dem Historiker, der in der Welt des Willens lebt, ist sofort klar, daß die Forderung ewigen Friedens reaktionär ist von Grund aus; er sieht, daß mit dem Kriege alle Bewegung, alles Werden aus der Geschichte gestrichen werden soll." Geschichte — das ist ein Bergwasser, das sich seine Bahn und sein Bett erst im Dahinspringen bildet, kein Sumpf, der die Form eines vorhandenen Tales ausfüllt! Eben darum wäre auch im Falle einer

ideal-absoluten Solidarität der Wirtschaftsinteressen aller menschlichen Gruppen und bei ideal-absoluter Ausbildung des internationalen Völkerrechts die lebendige Wurzel des Krieges völlig unversehrt. Denn wie kräftig kämpfende ökonomische Interessen der Völker auch wirken können, zur Kriegsgefahr führen sie erst, wenn bei der Verhandlung über sie die nationale Ehre, das heißt die Durchdringung von Wert- und Machtbewußtsein der nationalen Staatspersönlichkeit verletzt wird. Weil dies noch eben vermieden werden konnte, führte z. B. der Marokkohandel seinerzeit keinen Krieg herbei. Der Grad und die Grenzen der Ausbildung des Vertragsrechts in seiner Anwendung auf Staaten müssen daher von denjenigen Grenzen, die im Wesen des „Vertrags" liegen, aufs schärfste geschieden werden. Es ist aber schon die Idee des Vertrages selbst — nicht der Grad seiner Ausbildung und seiner Anwendung —, die drei Dinge impliziert: 1. den bloßen Interessenkonflikt im Unterschied von Macht- und Ehrenkonflikt, 2. die faktisch immer nur fiktive Annahme eines ruhenden, statischen Zustandes der vorhandenen Gegensätze („rebus sic stantibus"), 3. eine mit Herrschermacht ausgerüstete Autorität, die auf irgendeine Weise die Einhaltung der Verträge erzwingen kann, sofern durch solche die an sich und unabhängig von solcher Zwangsautorität geltenden und idealiter existierenden rechtlichen Forderungsbeziehungen erst historische Realität gewinnen. Nur in den Grenzen, in denen diese Bedingungen erfüllt sind, bestehen im Gegensatze zum casus belli bloß internationale „Streitigkeiten", die völkerrechtlicher Schlichtung fähig sind. Es gehört aber zum Wesen der zum Kriege führenden Gegensätze, daß bei ihnen keine dieser Bedingungen erfüllt ist. Der Krieg ist — wie gesagt — seiner Natur nach Machtkonflikt, der durch Interessenkonflikte höchstens ausgelöst werden kann, niemals aber in solchen oder einer Häufung solcher besteht. Und nicht statisch existierende, festumschriebene formulierbare Interessengegensätze werden in ihm entschieden — wie im Falle alles rechtlichen „Streites" — sondern die Spielräume möglicher und zukünftiger Interessengegensätze und -gleichheiten werden durch ihn aus dem Gewoge der historischen „Zukunft", des historisch „Möglichen" und seines wogenden Ohngefähr, gleichsam herausgeschnitten. Krieg ist nicht „Streit", der nach Regeln entscheidbar ist. Er ist eine Funktion des konkreten einmaligen Wachsens und Werdensprozesses der Völker und Staaten und entscheidet Möglichkeit, Größe und Richtung ferneren Wachsens und Werdens; er ist keine bloße Funktion ihres gegenwärtigen und vergangenen zuständlichen Seins. Er ist der Staat in Bewegung. Um der Zukunft willen, nicht soweit sie gesetzlich geregelt und berechenbar, sondern soweit sie nur mehr in Tat gestaltbar ist, wurden zu allen Zeiten Kriege geführt. Im Kriege wird dasjenige Sein erst „gemacht", das alle internationalen Verträge voraussetzen müssen, um einen

Sinn zu haben. Eben darum arbeiten alle völkerrechtlichen Verträge mit der doppelten Fiktion, die Vertragsmaterie werde fortfahren, nur eine Interessenfrage, nicht eine zentrale Machtfrage zu sein und die Zustände der vertragschließenden Mächte werden zukünftig dieselben sein (rebus sic stantibus). Es ist nicht mangelhaftes Vertragsrecht oder diplomatisches Mißgeschick, sondern Grenze der Idee des Vertragsrechtes selbst, wenn die Tatsachen diese Fiktionen als solche erweisen und der Krieg eintritt. Endlich fehlt bei der Souveränität jedes Staates prinzipiell jede irdische, mit Herrschermacht ausgerüstete Autorität, die anders als durch wieder in freiem Zusammenstimmen souveräner Staaten zustande gekommene Garantieübernahme für die Einhaltung der Verträge, die Leistung bestimmter, aus dem Vertrag erwachsener Rechte erzwingen könnte. Man ersieht hieraus, daß die positivistische Geschichtskonstruktion, soweit sie den Krieg aus ökonomischen Faktoren ableitet, und der juristische Pazifizismus ein und dieselbe Wurzel haben: die statische Geschichtsauffassung und die Verwechslung von Interesse, Nutzen und Macht, Ehre. Die Geschichte lehrt uns nur eben dasselbe, was die psychologische Deduktion aus den Grundtatsachen der menschlichen Natur erwarten läßt. Die kriegerische Unternehmung und die äußere Politik der Machtverhältnisse überhaupt bedingt und bestimmt für denjenigen, dem Historie ein Nach- und Mitherausleben des Tuns und Wirkens des historischen Menschen ist, also auch ein das Werden der Zeitalter verfolgendes Mitsehen dessen, was zu jeder Zeit, im Unterschied zu dem, was Wirklichkeit wurde, noch „möglich" war – nicht also ein bloß denkendes Verbinden toter, gewordener Fakten, – sichtbarlich den Gestaltungsprozeß der ökonomischen Verhältnisse im Staate und der ökonomischen Beziehungen der Staaten untereinander; auch innerstaatliche Klassenbildungen hinein bis in das Schicksal jedes einzelnen sind ursprünglich durch Kriegserfolge bedingt. Ranke hat den jeweiligen Druck der „weltpolitischen Verhältnisse" und Spannungen auf die innere Politik der Staaten in seiner Geschichtsschreibung vortrefflich geschildert. Dieser Verlaufsform gegenüber ist die entgegengesetzte Form, bei der zum Beispiel aus ökonomischen Ursachen und steigender Bevölkerungsdichte entstehende oder durch Gewaltpolitik erzeugte innerstaatliche revolutionäre, die Herrschaft der Regierungen bedrohende Volksbewegungen im Kriege nach außen abgeleitet werden – ein Schema, nach dem sozialistische Theoretiker so gerne die neuesten Kriege erklären – die durchaus untergeordnete. Es heißt das Wesen des Krieges auf den Kopf stellen, den auswärtigen Krieg aus dem drohenden Bürgerkrieg generell abzuleiten. Verbrecherischer Mißbrauch des Krieges ist nicht das Wesen des Krieges. Es scheint freilich, daß jedes Friedenszeitalter den Glauben an irgendein Universalheilmittel gegen den Krieg hervorbringt. Ende des achtzehnten Jahrhunderts war die europäische Bildung

(siehe Kants ersten Defensivartikel in der Schrift „Zum ewigen Frieden“) fest überzeugt, daß die republikanische Staatsform ein solches Allheilmittel sei. Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, in der Republiken mehr Kriege als Monarchien geführt haben (Amerika – Spanien, England – Transvaal), hat uns von der völligen Gleichgültigkeit dieser Staatsform für den Krieg und dem weit tieferen Verantwortlichkeitsgefühl monarchisch regierter Staaten in dieser Hinsicht überzeugt. Um so stärker war der Glaube an die wachsende Solidarität der Interessen des internationalen Handels und Verkehrs und an die gemeinsamen Interessen der Arbeitsmassen als Friedensbürgschaften. Ach, wie elend und wie schwach haben sich doch diese Interessenverbände und die ihnen dienenden Organisationen und Mechanismen erwiesen! Spinngewebe – getrieben im Sturm! Es ist gerade gegenwärtig von Interesse, zu sehen, wie diese Kriegsphilosophie, die im Kriege eine kompliziertere Abart tierischer Nahrungskämpfe sieht und die historischen Kriegserscheinungen aus ökonomischen und innerpolitischen Faktoren ableiten will, in steigender ökonomischer Interessensolidarität der Völker aber die schließliche Garantie eines ewigen Friedens sieht, bei uns Herrschaft gewann. Sie ist in Sinn und historischer Wurzel völlig verschieden vom moralisch-juristischen Pazifizismus. Dieser letztere begann nach dem Tod Ludwig XIV., nach dem Utrechter Frieden, sein Haupt zu erheben. In dieser Zeit, die Friedrich der Große eine „Zeit allgemeiner Entartung der europäischen Politik“ nannte, begannen der ältere Rousseau, der Abbé Castel de Saint Pierre ihre Bücher vom „ewigen Frieden“ zu schreiben. 1795 folgte Kant mit seinem „philosophischen Entwurf zum ewigen Frieden“. In allen drei Werken sind es moralische Forderungen, teils solche der Humanität, teils solche, die sich aus einer Universalisierung der Idee eines republikanisch orientierten Vernunftrechtes (Kant) auf die Staatenverhältnisse ergeben, in deren Name der ewige Friede als Leitidee des politischen Handelns bestimmt wird. Wenn dieser Typus von Kriegsphilosophie im Geiste der französischen Revolution ihren letzten Ursprung hat, so ist England das Mutterland jener andersartigen positivistischen Interessenlehre. Auch hier hängen Lehre, Theorien und die reale Geschichte Englands weit tiefer zusammen, als man annimmt.

Seit England Aspirationen, sich auf dem Festland auszudehnen, aufgegeben hat, seit es am edelsten Heere, das es je besaß, an Oliver Cromwells gottseligen, gnadentrunkenen Dragonern, die nur die Idee einer religiösen Sekte „Gottes Herrschaft“ zu verbreiten, verbunden mit der aus der indepedenten Puritanerkirche stammenden Lehre von der religiös fundierten politischen Freiheit, – nicht aber das Ganze des englischen Volkes vertraten, die furchtbare Erfahrung eines verheerenden Bürgerkrieges gemacht hatte, gewöhnte es sich daran, das Heer überhaupt nicht als organischen Bestandteil der

Nation, sondern als bloß mechanisches Werkzeug der jeweiligen Staatsregierung und zwar an erster Stelle als Werkzeug für koloniale Erwerbsinteressen anzusehen. Von der Aufgabe des Küstenschutzes abgesehen, der an erster Stelle der Flotte obliegt, wurde der Soldat hier in der Tat an erster Stelle das, wofür ihn jene neupositivistische Auffassung generell nimmt: der bloße Schrittmacher des Kaufmanns! Die Meutereiakte stellte nach der Restauration das Heer unter Wilhem III. außerhalb der bürgerlichen Gesetze. Englische Historiker wie Macaulay und die englischen Philosophen bis zu H. Spencer haben dieses echt englische, konstitutive Mißtrauen gegen das Heer zu dem Satze dogmatisiert, jedes stehende Heer sei eine Gefahr für die politische Freiheit. Auch Kant übernimmt diesen Satz in seinem 3. Praeliminarartikel von den Engländern. Die Zwecke, zu denen Heer und Flotte hier vor allem verwendet wurden, bewaffnete Handelsunternehmung und systematisierter kolonialer Beutezug, aus denen zusammen mit der freien Initiative des englischen Kaufmanns sich langsam das englische Weltreich aufbauten, gestattete und forderte auch dieses lose, werkzeugliche Verhältnis von Heer und Nation. Denn nicht die edelsten und besten Elemente, sondern an erster Stelle verarmter, aber kühner und raubgieriger Adel, dessen ererbte Seeräuberinstinkte im Frieden brach lagen, drängte sich bei diesen Kriegen, die ihr Krämerzweck nicht zu heiligen vermochte, deren Führungsart aber bei der Natur der mit englischem Nationalhochmut tief verachteten Gegner die Gesetze der Ritterlichkeit, die den Krieg erst zum Kriege machen, in bekannter Weise mißachtete, automatisch an die Spitze. Noch heute meldet sich der halbwegs anständige englische Arbeiter nicht freiwillig zum Heeresdienst, wie die jüngsten Berichte zeigen. Es ist daher kein Wunder, daß der echt englische Drang, von seinen insulären Verhältnissen auf Weltverhältnisse zu generalisieren — das „insuläre Denken" nannte es vorzüglich der Oxforder Philosoph Breadley, und Shaw spottet in seinem Stück „Antonius und Cleopatra" seiner so hübsch, wenn Cäsar gegen den prüden Britannikus sagt: „laßt ihn reden, er hält die Sitten seiner Insel für Naturgesetze" — dazu führte, alle Kriege auf Ursachen der ökonomischen Erwerbssucht zurückzuführen, ja schließlich im tierischen Nahrungskampf seine letzte biologische Wurzel zu sehen, durch die steigende ökonomische Interessensolidarität der Völker aber sein endgültiges Aufhören zu erwarten. Die wahre Wurzel alles Krieges besteht aber darin, daß allem Leben selbst und noch unabhängig von seiner wechselnden Umwelt und deren Reizen eine Tendenz zur Steigerung, zum Wachstum und zur Entfaltung seiner Form und seiner Funktionen innewohnt, die sich gleichzeitig in Organbildung und -differenzierung und in Erweiterung sowie Herausformung einer der Artorganisation entsprechenden „Umwelt" aus dem Gesamtdasein der toten Welt betätigt. Dieser Tendenz aber sind jene Momente, die Darwin und Spencer zu den alleinigen

Wesenszügen des Lebens machen, nämlich „Daseinserhaltung" und „Anpassung innerer Beziehungen an äußere" der Umwelt ebenso untergeordnet, wie die Individuen der Art, die individualerhaltenden und steigernden Tendenzen und Kräfte (darunter auch die Erwerbungsfähigkeit neuer Gewohnheiten) den arterhaltenden und artsteigernden Kräften (wie den echten „Instinkten"). Zwei Merkmale hat also jener Darwin-Spencersche Lebensbegriff, welche uns tiefere Einsicht heute zurückzuweisen zwingt: Er ist (trotz mancher entgegengesetzter Anläufe Darwins) schroff individualistisch und er ist ganz passivistisch und mechanisch. Er entwendet wie schon Nietzsche, neuerdings Bunge treffend sagten, dem Leben sein Wesen: „die Aktivität". Die großen Entfaltungs-, Differenzierungs- und Formänderungserscheinungen in der Lebewelt, sollen nach dieser überall mit Analogieen aus der Mechanik spielenden Lehre keine eigene autonome Ursache haben. Sie sollen nur gleichsam statistische Durchschnittserfolge davon sein, daß zufällig variierende Individuen und Individualkeime sich im Dasein erhalten. Alle Entfaltung soll nur Epiphänomen sein zu Erhaltungsprozessen; alles Wachstum nur Folge der Aufnahme und Bindung äußerer Stoffe in der Ernährung. Das Leben der Art und alle von ihm abhängigen psychischen Kräfte aber sollen dem Individuum nicht real immanent, sondern nur eine Zusammenfassung unseres künstlichen Verstandes sein, die er an den Erfolgen der individuellen Variation, den individuellen Erwerbungen (Spencer) und der an diesen Umbildungen stattfindenden Selektion des Untauglichen durch äußere Kräfte vornimmt. Faktisch aber geht die Tendenz zur Erweiterung und aktiven Formung der Umwelt — Nietzsche nannte sie einseitig und unzweckmäßig den „Willen zur Macht" — allen jenen Prozessen vorher, die nur die steigende (und sinkende) Anpassung der Individuen an ihre Umwelt bestimmen; faktisch geht — wie die Restitutionen zeigen — die Tendenz zur Neubildung von Organen allen Prozessen vorher, die auf Grund äußerer Einwirkungen nur ihre Umbildung veranlassen. Faktisch ist die Wachstumstendenz schon der einzelnen Zelle Bedingung einer normalen Ernährung. Steigende Anpassung an die Umwelt, die nicht mit jener primären Tendenz zur Erweiterung und Erformung einer „Umwelt" gleichzeitig ist, ist also so wenig die Ursache einer „Entwicklung", daß sie vielmehr häufig zum Verlust schon entfalteter Organe führt und zur Entdifferenzierung der Art. Eine Reihe Schmarotzer haben ihre Bewegungsorgane und vieles andere durch „Anpassung" verloren und nur ihre Verdauungsorgane blieben schließlich zurück; sie gleichen einer Gesellschaft, die nur mehr Handels- und Industriegesellschaft wäre. Anpassung und Erhaltung des Angepaßten kann schon darum wahre Entwicklung und Entfaltung der Organisation nicht erklären, da auf jeder Stufe der Organisationshöhe die Individuen in allen beliebigen Graden ihrer (von Organisation

zu Organisation wechselnden) Umwelt angepaßt und nicht angepaßt sein können: Die Qualle wie der Mensch. Nur indem Spencer die „Menschenumwelt“ auch den Tieren und Pflanzen zugrunde legt, anstatt deren Milieu — so wie es jetzt von Uexküll so instruktiv geschieht — besonders zu studieren, kann er vermeinen, die Organisationsänderungen auf Anpassungs- und Standortsvariationen zurückführen zu können.

Durch diese grundirrigen Voraussetzungen erhielt aber auch der sogenannte „Kampf ums Dasein“ und der Kampf um die Nahrung eine ganz falsche Bedeutung zugeschrieben. Während er für Darwin — der hier charakteristischerweise von den an den englischen Industrieverhältnissen der dreißiger und vierziger Jahre gewonnenen sozialen Bevölkerungslehren des orthodoxen Predigers Malthus seinen Ausgang nahm und diese Verhältnisse gleichsam in die Natur projizierte — einer der bedeutsamsten Faktoren der Fortentwicklung des Lebens zu höherer Organisation ist, gilt für eine zutreffendere Auffassung des Lebens das Umgekehrte. Es gilt, daß solcher „Kampf um die Nahrung“ genau nur soweit und in den Grenzen stattfindet, als jene primäre Tendenz zu Erweiterung und Erformung eines Milieu, sowie gleichzeitiger durch dasselbe Agens bestimmter Organbildung nachläßt, das heißt als das Leben in einer Art stagniert und niedergeht. Was im Leben zur Entfaltung, zur Erweiterung und Erformung des eigentümlichen Milieu führt — das eben hemmt und steuert zugleich diesen Konkurrenzkampf um die Nahrung und macht ihn relativ unnötig. Nur soweit sich die Milieus der Lebewesen schneiden und das heißt so weit die ursprüngliche Differenzierungsursache von Organ und Umwelt stagniert, gibt es und kann es solchen „Kampf“ geben. Mangelnde Machtentfaltung des Lebens also führt zu Daseins- und Nahrungskonkurrenzkampf! Desgleichen gilt, daß Ausscheidung der schwachen und kranken Individuen aus der Fortpflanzung nicht nur durchaus nicht in dem Maße stattfindet, als Darwin meinte — eine sehr genaue Untersuchung an unsern Nordseeheringen ergab zum Beispiel das gegenteilige Resultat — sondern auch nur in dem Maße erfolgt, als die mit niedriger Organisation wachsende mit höherer abnehmende Vermehrungstendenz der Arten sich steigert. Am irrigsten aber ist die Meinung, daß das Reüssieren im Daseins- und Nahrungskampf, soweit er unter Arten selbst stattfindet, auch Folge oder Zeichen „höherer Organisation“ sei. Das ist so falsch, daß vielmehr gerade umgekehrt sehr häufig die Masse der niedrig und schlecht organisierten die höhere und edlere Lebensform im Kampfe um bloße Nahrung überwindet und zum Aussterben bringt. Eine ganze Reihe hochorganisierter Tierarten, die uns die in den Schichten der Erdrinde gefundenen Reste zeigen, geben uns Beispiele hiefür genug.

Wir müssen also zwei Wurzeln aller menschlichen „Kämpfe“ unterscheiden.

Für allen wirtschaftlichen Konkurrenzkampf zwischen Individuen und Völkern ist die Wurzel dieselbe, die den tierischen Nahrungskampf und Beutekampf leitet; diese Wurzel ist für die Ausbildung der Technik und der ökonomischen Organisationsformen das Prinzip der steigenden „Anpassung“ an eine gegebene stationäre Umwelt. Sie hat gleichzeitig die individualistische Tendenz zur Voraussetzung. Die Wurzel aber für den Krieg ist nicht eines dieser Prinzipien oder beide zusammen, sondern das andere, das tiefere und dem Leben wesentlichere Prinzip ursprünglicher Machtsteigerung in Erweiterung und Erformung der Um- und Wirkenswelt der edleren und höhergearteten menschlichen Gruppen. Und diese Wurzel liegt auch im Universalismus des Lebens, wie er sich in der Staatsbildung als der Bildung eines in allen Individuen identisch gemeinsamen, selbständigen, über alle Individualinteressen und -neigungen real erhabenen, die Zeitinteressen der Generation real überdauernden Lebenswillen des Staatswesens und Staatswillens verkörpert. Eben darum liegt Wachsen und Werden, liegt Machtsteigerung im Wesen des Staates selbst; es ist kein akzessorisches Moment für ihn, das da sein oder fehlen könnte. Der nicht wachsende Staat, der Staat, der nur auf Erhaltung seines Seins und Soseins bedacht wäre, es wäre der tote, der erstarrte, der sein Wesen aufgebende, — der sinkende Staat! Alles Tote, Mechanische sucht sich nur zu „erhalten“ und gehorcht den bekannten mechanischen Erhaltungsprinzipien. Leben wächst. Krieg aber das ist der Staat in seinem aktuellsten Wachsen und Werden selbst. Krieg ist „Politik kateroxochen“ (Treitschke). Es ist also nicht richtig, daß es „natürliche Grenzen“ der Nationen gäbe, denen der Staat sich nur „anzupassen“ hätte, wie es noch J. G. Fichte, jüngst wieder Ludo Hartmann auf dem Soziologentag mit, wenn auch noch so geschickten Gründen, für die deutsche und tschechische Nationalität, vertreten haben. Der Staat ist nicht von der Umwelt des naturgegebenen Volkes abhängig: er bildet sie, — er sucht erst für sein volkliches und nationales Substrat die seiner Aktionsgröße und Richtung gemäße Umwelt.

Eben diese eigentümliche Art der Verwurzelung des Krieges im Leben selbst bringt es nun auch mit sich, daß er im geschichtlichen Dasein analoge Funktionen ausübt wie die ursprünglichste Tendenz des Lebens selbst. Spencers biologisch fundierte Soziologie war in einem falschen Lebensbegriff fundiert — und darum konnte Spencer diese wahre Funktion des Krieges nicht sehen; darum allein konnte er glauben, den industrialistischen Pazifizismus soziologisch rechtfertigen zu können. Sieht man genau auf die wesentlichsten Punkte der englischen Biologie hin, so gewahrt man ganz deutlich, daß sie nur die Projektion und Universalisierung der liberalen und utilitarischen Prinzipien der englischen Kaufmannsphilosophie auf das ganze Reich des organischen Lebens ist. Alles

entspricht sich hier aufs genaueste: der Individualismus hier und dort, die grobmechanische Metaphysik, der Glaube an Nutzen und Anpassung als lebenssteigernder Mächte, die Verwechslung von „Umwelt" und „Welt", der Ökonomismus aller Geschichtsauffassung, die Unterordnung der Tugenden des Edlen der Macht und Ehre unter das Nützliche, des Organs unter Werkzeug und Maschine (s. D. Humes lächerliche Ableitung des Ehrgefühls im 2. Teil des Traktat). So unvergleichlich tief also sind hier Naturauffassung, Ethik, Staatslehre und Geschichte dieses Volkes verwachsen! Kein Wunder drum, daß Spencer aus seinen biologischen Prinzipien auch wieder den Liberalismus, Pazifizismus und Utilitarismus abgeleitet hat und damit was Neues zu sagen wähnte! Der Grund ist, daß er ja zuerst diese traditionellen Prinzipien englischen Denkens in die Lebenserscheinungen hineingedeutet hatte! Nun aber sehen wir, daß der Krieg so wenig aus ökonomischen Faktoren zu begreifen ist oder als fortgebildeter Nahrungskampf und Beutezug — daß es vielmehr die *milieuerweiternde* Kraft des Krieges mit sich führt, daß die Intensität und die Gewaltformen des Nahrungskampfes sich durch ihn verringern. Es ist der Krieg — wie schon Kant sah — der die Erdkugel gerade in denjenigen Zonen bevölkert hat, die durch die Arbeit, die sie als von Natur weniger begünstigte, erzwangen, zum eigentlichen Schauplatz der Zivilisationsbildung geworden sind. Es ist der Krieg, der die faktischen Milieus der Völker erst aus möglichen herausschnitt. Erst an diese gebildeten Milieus konnte dann technische und sonstige Anpassung vermöge Werkzeug, Maschine, Arbeit und die gewerblichen und kaufmännischen Tugenden erfolgen. Die Waffe ging dem Werkzeug vorher und auch alle alte und neuere höhere Mechanik ist als Unterstützung der Kriegs — und Befestigungstechnik entstanden (Galilei, Leonardo). Gleichzeitig aber schafft der Krieg damit auch dem *Rechte* des edleren Volkes eine weitere und weitere Sphäre der Verbreitung und Anerkennung. Vor allem aber wirkt der Krieg jenem ruinierenden Nahrungskampfprinzip entgegen, das — wie sich zeigte — gerade die höheren und edleren Lebensorganisationen mit ihrer vergleichsweise sinkenden Vermehrungstendenz und steigendem durchschnittlichem Lebensalter zur Beute der — vom Standpunkt der Anpassungswerte gemessenen — häufig weit besser angepaßten und fortpflanzungskräftigeren großen Masse der gemeineren und niedrigeren Lebensformen werden läßt. Dächte man sich die Geschichte *ohne* Krieg und in ihr nur das Gesetz der Erhaltung des Nützlichen und der bestangepaßten und anpassungsfähigsten Varietäten wirksam, das Gesetz also, das in menschlichen Verhältnissen vor allem in den ökonomischen Konkurrenzkämpfen und ihren Ergebnissen hervortritt, so wäre die notwendige Folge, daß überall die *bloße Menge des Kleinen* das in Minorität befindliche Mächtige und Edlere, die Besitzer der

Anpassungstugenden und -laster Schlauheit, Schmiegsamkeit, Arbeitsamkeit, aber auch Verlogenheit, Servilität, egoistische Rechenhaftigkeit die Besitzer der entgegengesetzten „heldischen" Eigenschaften überlebte und überdauerte. Darum ist der Krieg nicht nur die Wirtschaftspolitik katexochen, sondern auch die qualitative, nicht quantitative Bevölkerungspolitik katexochen! Wenn das wirtschaftliche Kampfprinzip nur auf Erhaltung und Steigerung der Quantität der Menschenvermehrung gerichtet ist, damit aber die niedrigeren Lebensformen begünstigt, so wirkt das kriegerische Kampfprinzip dem eben dadurch entgegen, daß es die Fortpflanzungsfähigkeit der qualitativ edleren Minoritäten im Völkerkampf steigert, die durch das erste Prinzip allein dem Ruin ausgeliefert wären. Ein Volk oder eine Gruppe, die wir „edel" nennen, zeigt die damit angedeutete Höhe seiner geistig-vitalen Artung eben durchaus nicht in gesteigerter „Anpassungsfähigkeit" an alle möglichen Verhältnisse der Natur und Herrschaft: sondern darin, daß es gesonnen ist, lieber zu sterben als „so" — das heißt unter beliebigen Verhältnissen „zu leben". Nur wo es Natur und soziale Umwelt seiner Eigenart anpassen kann, akzeptiert es Dasein, Leben und Fortpflanzung. Es sind die Dienervölker, die ohne selbständige, politische Organisation und Territorium weiter zu existieren und sich allen beliebigen Natur- und Herrschaftsverhältnissen „anzupassen" vermögen. Es ist das Unkraut, das überall gedeiht. In eben dieser Situation der „edleren Minorität" befindet sich gegenwärtig derjenige Teil der germanisch-keltisch-slavischen Völker Westeuropas, in denen der Geist des Edelsinns noch die Herrschaft im Staate besitzt und nicht vor einseitigen Racheimpulsen und rein kapitalistischem Räubergeist abgedankt hat, gegenüber der slavisch-byzantinischen und gelben Völkerwelt. Wären wir auf den friedlichen, ökonomischen Konkurrenzkampf allein angewiesen, so würde Westeuropa, auch derjenige Teil, der heute verblendet genug ist aus purem Haß gegen uns sich zum Vorkämpfer Rußlands und der gelben Rasse zu machen, alsbald der Unterlegene, Besiegte sein. Obzwar diese Völker unfähig waren und sind, die Methoden und Techniken zu ersinnen und fortzubilden, die unsere höhere Zivilisation (die ökonomische eingerechnet) herbeigeführt haben, haben sie schon durch das Zusammenwirken der leichten, nicht bloß in unserer Torheit, sondern im Wesen dieser Methoden und Techniken, auch im Wesen der Resultate der exakten Wissenschaften (im Unterschied zu Kunst, Religion, Philosophie) liegenden internationalen Verbreitbarkeit und Ablösbarkeit von ihrem nationalen Ursprungsboden mit ihrem weit stärkeren quantitativen Bevölkerungswachstum ein dauerndes Übergewicht über die edlere Minorität Westeuropas. Auch hier kann also nur das kriegerische, nicht das friedlich-ökonomische Kampfprinzip diese edlere Minorität auf die Dauer retten. Ein siegendes Rußland wäre auch der

Anfang vom Ende der englischen Herrschaft in Persien, Indien und die Unterstützung Japans durch England hinsichtlich seiner chinesischen Aspirationen wird sich bei der ersten Gelegenheit gegen England selbst wenden. Nur die Annahme, Herr Grey habe — nach bekannter englischer Gleichgewichts-Methode, die Kontinentalmächte nach Bedarf gegeneinander auszuspielen — damit gerechnet, daß Rußland als der gefährlichste Konkurrent Englands ohne zu große englische Einbuße durchaus geschlagen werde, läßt ihn als einen politischen Kopf erscheinen. Und so paradox es auch klingen mag, so bin ich doch überzeugt, daß dieser ungeheure Krieg, in dem wir jetzt allein und von aller Welt verlassen stehen, nicht nur die selbstverständliche Folge eines innigeren Zusammenschlusses des deutschen Reiches und Österreichs haben wird, als des festesten und durch den Kapitalismus englischer Herkunft noch am wenigsten in sich zerfressenen K e r n e s westlicher Kultur, sondern daß gerade in diesem Kriege und seinen Folgen eine politische, geistige und wirtschaftliche Solidarität Europas angebahnt wird, die allein in dem immer näher rückenden Kampfe gegen den Osten überhaupt der Sache der westeuropäischen Kultur und seiner Völkerwelt den d a u e r n d e n Sieg verheißt. Man lasse nur erst England genügend schwere Enttäuschungen über seine jetzigen „Freunde" Rußland und Japan, Frankreich aber — womit Belgien, was England betrifft, schon beginnt, — seine noch schwerere über Wert und Bedeutung seiner russisch-englischen Freundschaft erleben — und die Bündnisfähigkeit der westeuropäischen Mächte zu einer solidarischen Einheit der Westmächte überhaupt gegen den Osten, das Ganze zentriert um den Kern eines sieghaften Alldeutschlands wird gewaltig gesteigert sein. — Ist der Krieg überhaupt die s t ä r k s t e staaten-, völker- und nationalbildende Kraft der Geschichte — nicht aber wie der oberflächliche Blick allein sieht nur Prinzip der Menschens c h e i d u n g, — so ist es also diesem unerhörten Kriege vielleicht vorbehalten, die westeuropäischen Nationen zu einer Art der Einheit und Solidarität zusammenzuschweißen, für die uns noch der Name fehlt.

Die pazifizistischen Darwinisten weisen weiter ganz richtig (von dem individualistischen Standpunkt ihrer englischen Geistesväter natürlich nur) darauf hin, daß gerade die Kriegsform des Kampfes kontraselektorisch wirke, indem es ja gerade die jüngsten, kräftigsten, mit den besten Erbwerten ausgestatteten Individuen sind, die häufig vor der Fortpflanzung überhaupt, zum Teil wenigstens ohne die ihnen sonst mögliche Fortpflanzungsleistung aus den Volkskörpern ausgemerzt werden. Das letzte Argument ist an sich ganz richtig. Irrig ist nur die individualistische Voraussetzung. Die momentane Ausscheidung einer größeren Anzahl der tüchtigsten Individuen in einem Volke kommt gegenüber den hohen vitalen Erbwerten der kriegerischen Eigenschaften des ganzen Volkes, die im Notfall anstatt zur Unterwerfung

zum Kriege drängen, gar nicht in Betracht. Der seelische Impuls zur Erhaltung der Tüchtigsten, der im Gegensatz zur kriegerischen Tugend der Opferbereitschaft gerade der Tüchtigsten und Geliebtesten für das Vaterland steht, wäre umgekehrt ein sicheres Zeichen auch der biologischen Niedergangstendenz dieses Volkes; wogegen diese Opferbereitschaft in den Tüchtigsten und ihrem Anhang selbst ein Zeichen des reichen hohen Lebens in diesem Volke ist. Alles hochgeartete Leben ist verschwenderisch mit seinen Kräften. Der Schrei „à bas la guerre" seitens der französischen Frauen und Kinder, die sich vor die Schienen der Züge der abziehenden Soldaten warfen, war sicherlich kein Zeichen der französischen Lebenskraft! Dazu balanciert all das, was die Vorbereitung auf den Krieg, zumal im stehenden Volksheer, an Willenserziehung, an Förderung der Leibesgesundheit und Abhärtung leistet, in weitem Maße jenen Ausfall, der außerdem durch die in ihren Ursachen noch nicht erklärte, aber schon von Süßkind, neuerdings durch Ploß, Düsing u. a. festgestellte Tatsache einer rapid erhöhten Knabengeburt nach Kriegen – eine Art Restitution des volklichen Gesamtorganismus – zum Teil wieder wettgemacht wird.

Wir ersehen nun, daß beide Teile, Pazifizisten und Militaristen, die aus den darwinistischen Prinzipien ihre Lehren folgern, darum gleich unrecht haben, da ihre gemeinsamen Prämissen falsche sind. Wie in der menschlich-historischen Sphäre der bloße Daseins- und Nahrungskampf aufhört, ein Kampf um Existenz und Fortpflanzung zu sein und sich nur mehr um Eingliederung der Einzelsubjekte in die bestimmten Klassen eines irgendwie gegliederten Klassennetzes dreht, wie gleichzeitig für die Erhaltung des Erworbenen durch Vererbung das Prinzip der Kumulation der Kultur- und Zivilisationsmittel durch Tradition, Sprache, Geist an die erste Stelle tritt, so tritt an die Stelle jener primären Tendenz des Lebens zur Machterweiterung durch Milieuerweiterung und neue Organbildung der Krieg als Form willentlicher Verteilung der Macht und Herrschaft an die Völker in den sie umfassenden Staaten. Daß diese tiefgreifende Umformung der Entwicklungskausalität notwendig wird, hat seinen Grund darin, daß mit steigender Entwicklungshöhe des Lebens die fernere rein vitale Entwicklungsfähigkeit abnimmt, beim Menschen als dem höchstorganisierten Tier also die kleinste ist. Der Mensch ist – wie Weismann treffend sagt – die „fixirteste Tierart". Daß aber diese Umformung auch möglich ist, hat seinen Grund im „Geiste", jenem autonomen und aus aller Natur unableitbaren Prinzip, das im Menschen hervorbricht und eine neue Welt über aller Natur gestaltet und formt: die Kultur und das geistig geschichtliche Leben.

Ist mit dem Gesagten die vitale Wurzel des Krieges angedeutet – nicht als einer historischen Erscheinung, sondern als einer dauernden Welteinrichtung – so bleiben noch die zwei großen Fragen, die so viele unserer besten

Deutschen getrennt haben — wie er und sein Korrelat, der Machtstaat, sich zur freien Geisteskultur in Kunst, Philosophie, Wissenschaft usw., ihrem Höhen- und Breitenwachstum verhält; und wie er sich in zweiter Linie der einheitlichen, religiös-sittlichen Aufgabe des Menschengeschlechtes und ihren höchsten positiven Idealbildungen einordne oder ihnen widerstreitet —.

Als Friedrich Nietzsche und Jakob Burckhard, der Verfasser der griechischen Kulturgeschichte, sich den Brand des Louvre und die Einnahme von Paris im Sprechzimmer der Universität Basel im Jahre 1871 mitteilten, da durchzuckte kein Freudenstrahl die Herzen beider ob unseres Sieges. Nur tiefe Trauer über den möglichen Verlust all dieser Schätze, gemischt mit Entrüstung gegen die preußischen „Barbaren" ward laut. So maßen diese Männer die großen geschichtlichen Dinge. Jakob Burckhard zeigt auch in seinen historischen Arbeiten für den Atem des Staates keinen Sinn. In der griechischen Kulturgeschichte tritt die Polis gewollt auffällig zurück. Den Eindruck eigentümlicher Leere und Unvollständigkeit, das selbst die jenem Werke weit überlegene „Kultur der Renaissance" durch den Mangel aller Berücksichtigung des Staatslebens der Renaissance und seiner bunten tollen Kriegstänze macht, hat Treitschke mit Recht hervorgehoben. Hatten diese Männer darin unrecht, wenn sie in ihren Wertschätzungen den geistigen Kulturinhalt und seine freien Schöpfungen über alle bloße „Macht" erhaben wähnten? Wenn sie den Genius über den Helden setzten?

Nein, darin hatten sie recht! Hier gibt es nicht Vorliebe und Geschmack, sondern nur ganz einfache ewige Gesetze, die das Herz so klar sieht, wie der Verstand einfachste mathematische Beziehungen. Erkenntnis der Wahrheit und das Gebilde reiner Schönheit und Erhabenheit stehen an Wert über dem „Edlen"; ebenso wie dieses „Edle" über dem Nützlichen steht; wie der Logos über dem edlen Zorn des θυμοειδές, dieses aber über dem ἐπιθυμητικόν, so wie es Platos tiefes Seelengleichnis des Wagenlenkers und des hinauf- und hinabziehenden Rosses ausdrückt. Echte Kultur ist ein Höheres als Macht; der Genius ist von höherem Range als der Held! Mag sich Sinn und Geist auch am Bilde desjenigen Helden erheben, der nicht unserem eigenen Volke und Staat angehört, — das ist nur möglich, wenn wir zuvor dieses Volk, dessen Held er ist, bejaht haben und ist weiter nur möglich durch die Vermittlung historischer Erkenntnis. Nur die Helden unseres Volkes sind uns durch das ruhmbekränzte plastische Bild, das schon geheimnisvoll wirksame Tradition weitertragend vor uns auftut, unvermittelt durch Geschichtsbetrachtung und Werturteil für die Anschauung und Herzensstärkung zugänglich. Eines Werturteils über sein Volk bedarf es nur hier nicht; denn in unserem Helden verehren wir unser eigenstes nationales Sein. Der Genius aber bedarf dieser zwiefachen Vermittelung nicht! Wir können ihn lieben ohne Durchgang durch seine Be-

ziehung zu seinem Volke; und er ist uns gegeben mit seiner Welt unmittelbar in seinem Werke selbst, das gerade um so klassischer ist, je unabhängiger von der wechselnden historischen Umwelt es entstand, und je direkter es die Gnade hat, uns anzusprechen und uns zu sich, in seine Höhe hinaufzureißen. Der ältere türkische Staat vor Abschaffung der Janitscharen war edel und kriegerisch bis auf die Knochen. Aber seine Macht war leer von allem ursprünglichen, über Sinnenluxus hinausgehenden Kulturgehalt. Die Hagia Sofia allein klagt seine Existenz an! Roheit, die das nicht einsieht, ist nicht besser als englische Krämermoral, die den Helden zum Diener des Kaufmanns und Technikers macht; sich kultiviert dünkt, indem sie nur zivilisiert ist.

Nicht darin also lag die Irrung jener apolitischen Menschen. Sie lag in ihrem Begriff von „Kultur" und in einer prinzipiellen Nichtvergegenwärtigung des schöpferischen Bodens der kulturbildenden Kräfte!

Im Wesen der Nützlichkeitswerte liegt nichts, was ihre Hervorbringung und ihren Gebrauch auf bestimmte individuelle Völker, Nationen, Staaten notwendig einschränkte. Es wäre ganz konsequent, wenn derjenige, der diese Werte zu den höchsten Werten und ihre Hervorbringung zu den höchsten Zielen menschlichen Wirkens machen wollte, auch die Vielheiten der Staaten und Völker als etwas zu Überwindendes ansähe und in ihrer gegenwärtigen Existenz nur einen Beweis für die noch allzu jugendliche Entwicklungsstufe der Menschheit erblickte. Insofern ist die positivistische Nützlichkeitsphilosophie mit ihrem Ideal der *einen* friedlichen Herde durchaus konsequent! Auch dann noch, wenn sie auf Auflösung des Nationalgefühls und des nationalen Staates hinarbeitet! Die Realisierung dieser Werte hat daher durch ihr Wesen allein auch keinen *notwendigen* Bezug zur politischen Freiheit und Selbständigkeit der Völker. Sie sind „international", von Volk zu Volk leicht übertragbar, überall verständlich. Ganz *anders* die Werte höchster freier Geisteskultur. Ihnen fehlt gerade jene Art von „Allgemeinmenschlichkeit", die Werkzeugen und auch noch Ergebnissen exakter Wissenschaften zukommen, welch letztere nur in ihren *Methoden* noch in die Sphäre der „Kultur" hineinragen. Geistige Kulturwerte sind persönlich, individuell, national; sowohl nach den Kräften ihres Ursprungs wie nach ihrer *vollen* Verstehbarkeit; und sie sind es von Hause aus. Chemie und Physik ist in Paris, Berlin, Petersburg, Tokio dieselbe, *nicht* aber Kunst, Philosophie, religiöse Lebensform! Die „Wissenschaften" konnten in dem Völkerwirbel des Alexandria der Ptolemäer sich hoch entwickeln. Philosophie und tote Kunst forderten die Selbständigkeit der hellenischen Nation und gingen mit ihr zugrunde. Und nicht trotz, sondern gerade *wegen* ihres Anspruchs auf *Weltbedeutung* und „absoluten" — nicht mehr auf „menschliche Bedürfnisse" bezogenen — Sinn, sind *diese* Werte national verwurzelt; wegen

dieses kosmopolitischen Anspruches sind sie nur einmal da und nicht wie Werkzeug und exaktes Wissenschaftsresultat nach übertragbaren Methoden und Techniken der Herstellung durch jedes Volk neu reproduzibel; — nicht auch wie Werkzeug und Maschine wertvoll als bloße Phasen eines „Fortschrittsprozesses", der die Genien der Völker und Zeiten überspringt. Hier gibt es nur Wachstum selbstwertiger Tatbestände, keinen, jede Generationsleistung mediatisierenden „Fortschritt", gibt es nur ein immer wieder „Zurück" in ihre dauernde schöpferische Quelle des nationalen Geistes und originale Neubildung aus ihr heraus, — kein kontinuierliches Weiterbauen. Nur die banalsten Dinge, die unser Wesen nicht berühren, ließen sich in einer noch so vollkommenen Weltsprache ausdrücken. Daß sie nicht „fortschreiten", eben das läßt die Werke des Geistes an der einzigartigen Stelle, wo sie geboren, in Ewigkeit erglänzen.

Aber eben deswegen ist auch ihre Hervorbringung ganz und gar bedingt durch die politische Freiheit und Selbständigkeit des Staates, als des organisierten Volkes. Und selbst bei vollerreichter, gleichmäßig verbreiteter Menschheitszivilisation und ökonomischer Interessensolidarität würden die Forderungen der Freiheit und Fähigkeit zur immer neuen Hervorbringung freier Werke des Geistes allein noch Machtstaat und Krieg rechtfertigen und notwendig machen. Das ist es, was Burckhard übersieht. Er betrachtet die Geisteskultur zu sehr wie ein genießender Antiquitätensammler, der seine Sachen und Sächelchen von dem organischen Ganzen losreißt, in dem sie einst lebten. Er sieht sie nicht vom Standort derer, die sie schufen und immer weiter schaffen sollen, auch nicht derer, die darin die Heimat ihres eigentümlichen Geistes fanden. Was Krieg, was Feuer, Wasser, Rost und Motten zerstören kann, — das Völkerrecht bestimmt, auch dies nach Möglichkeit zu vermeiden — das ist niemals die lebendige Kultur selbst, sondern sind nur die materiellen Vorrichtungen, an denen wir uns ihrer bewußt werden; an denen wir Durchblicke gewinnen in die geistige Welt des Künstlers und Stichproben von dieser Welt. In dieser Welt aber lebt, was allein „Kunstwerk" zu heißen verdient. Mögen die Kriege beliebig viele solcher Vorrichtungen und Kulturmittel vernichtet haben, so haben sie nicht diese „Welt", sondern im äußersten Falle unsere Einsichtnahme in sie vernichtet. Dafür aber haben die Kriege für die Kulturschöpfung die eminent positive Bedeutung, daß sie die vorhandenen Begabungen tief zurücktauchen lassen in die schöpferischen Quellen des nationalen und persönlichen Geistes. Denn nur im Kriege selbst wird Historie — sonst nur eine Wissenschaft — zu einer erlebten Erfahrung. Wie der Krieg das Volk eint — so daß man sein selbsteigenes geistiges Dasein wie des Himmels Sonne gewahren kann — so verdichtet er auch dessen geschichtliches Bewußtsein und spannt den Geist ganzer Generationsketten zu neuer, sich durchdringender Einheit. Große

Geschichtschreibung ist daher stets eine Folgeerscheinung des Krieges. Es bleibt dabei ganz richtig, daß das hohe Kulturwerk niemals durch den Staat unmittelbar bestimmt ist. Kultur, deren Schöpfer der Staat sein will, Kultur auf Grund von Staatsauftrag, ist meist nur Öldruck und Dekoration. Und doch behält der Staat, seine Autonomie und Freiheit, den Charakter einer mittelbaren Bedingung auch für die Geisteskultur. Die erste und ganz unaufhebliche ist, — nicht etwa, daß er dem Genius vorschreibe oder Richtungen erteile, sondern daß er ihm dadurch einen freien Boden seines Schaffens gewähre, daß er die grenzenlos egoistischen Triebe des nur durch Interesse und Vorteil bewegten bloß gesellschaftlichen Seins und Handels zwecks nationaler Wohlfahrt bändigt und einschränkt! Immer wieder werden aus Griechen Gräculi werden, wenn der nationale Staat durch Verlust seiner Macht diese Aufgabe nicht er mehr erfüllen kann. Der Zivilisation und der exakten Wissenschaft mag man als Sklave vielleicht ebensogut, ja noch besser dienen denn als Freier: der echten Kultur nicht!

Diese einfachen und prinzipiellen Sätze zu vergessen, sind freilich wenige Völker so versucht wie wir Deutsche. Scheint uns doch gerade unsere Geschichte eine besonders weitgehende Unabhängigkeit von Kulturblüte und staatlicher Einheit und Macht aufzuweisen. Selbst so wohlwollende Beurteiler unseres Wesens wie Romain Rolland und Bernard Shaw halten dem Deutschland Bismarcks das Deutschland Goethes und Beethovens als Vorbild entgegen. Unsere bisher höchste Blüte der Dichtkunst — wie manche meinen auch der Philosophie — fiel zusammen mit äußerster staatlicher Zersplitterung. Leibniz und Kant hatten noch kein starkes nationales Bewußtsein und fühlten sich ganz als Glieder der „wissenschaftlichen Republik" — geschweige hatten sie ein deutsches Staatsbewußtsein. Goethe dichtete an den Befreiungskriegen ruhig vorbei und sah Napoleon als ästhetisches Phänomen. Umgekehrt war das erste Jahrzehnt des Reiches nach dem Kriege von 1870 das zweifellos geistig tiefstehendste des ganzen neunzehnten Jahrhunderts: Überall niedrigster Materialismus. Selbst in diesen Tagen höchster nationaler Begeisterung kann man die bange Frage hören: Wie wird es diesmal werden? —

Doch gegen diesen Einwand ist weit mehr zu antworten, als man anzunehmen pflegt. Zuerst vergißt man doch allzusehr, daß jene Einheit einer bloßen Kulturnation ohne politische Form, die Deutschland vor der Reichsgründung gewesen ist, auch kein rein apolitisches Werk puren Friedens gewesen ist. Nicht immer waren die Deutschen nur „Dichter und Denker" gewesen. Es gab einst ein herrliches deutsches Kaisertum; es gab die Zeiten einer kühnen, kraftvollen Hansa.

Das Abendrot dieser stolzen Zeiten, die Majestät und das Licht des alten Reichsgedankens haben trotz Glaubenskämpfen und dem Elend des

dieses kosmopolitischen Anspruches sind sie nur einmal da und nicht wie Werkzeug und exaktes Wissenschaftsresultat nach übertragbaren Methoden und Techniken der Herstellung durch jedes Volk neu reproduzibel; — nicht auch wie Werkzeug und Maschine wertvoll als bloße Phasen eines „Fortschrittsprozesses", der die Genien der Völker und Zeiten überspringt. Hier gibt es nur Wachstum selbstwertiger Tatbestände, keinen, jede Generationsleistung mediatisierenden „Fortschritt", gibt es nur ein immer wieder „Zurück" in ihre dauernde schöpferische Quelle des nationalen Geistes und originale Neubildung aus ihr heraus, — kein kontinuierliches Weiterbauen. Nur die banalsten Dinge, die unser Wesen nicht berühren, ließen sich in einer noch so vollkommenen Weltsprache ausdrücken. Daß sie nicht „fortschreiten", eben das läßt die Werke des Geistes an der einzigartigen Stelle, wo sie geboren, in Ewigkeit erglänzen.

Aber eben deswegen ist auch ihre Hervorbringung ganz und gar bedingt durch die politische Freiheit und Selbständigkeit des Staates, als des organisierten Volkes. Und selbst bei vollerreichter, gleichmäßig verbreiteter Menschheitszivilisation und ökonomischer Interessensolidarität würden die Forderungen der Freiheit und Fähigkeit zur immer neuen Hervorbringung freier Werke des Geistes allein noch Machtstaat und Krieg rechtfertigen und notwendig machen. Das ist es, was Burckhard übersieht. Er betrachtet die Geisteskultur zu sehr wie ein genießender Antiquitätensammler, der seine Sachen und Sächelchen von dem organischen Ganzen losreißt, in dem sie einst lebten. Er sieht sie nicht vom Standort derer, die sie schufen und immer weiter schaffen sollen, auch nicht derer, die darin die Heimat ihres eigentümlichen Geistes fanden. Was Krieg, was Feuer, Wasser, Rost und Motten zerstören kann, — das Völkerrecht bestimmt, auch dies nach Möglichkeit zu vermeiden — das ist niemals die lebendige Kultur selbst, sondern sind nur die materiellen Vorrichtungen, an denen wir uns ihrer bewußt werden; an denen wir Durchblicke gewinnen in die geistige Welt des Künstlers und Stichproben von dieser Welt. In dieser Welt aber lebt, was allein „Kunstwerk" zu heißen verdient. Mögen die Kriege beliebig viele solcher Vorrichtungen und Kulturmittel vernichtet haben, so haben sie nicht diese „Welt", sondern im äußersten Falle unsere Einsichtnahme in sie vernichtet. Dafür aber haben die Kriege für die Kulturschöpfung die eminent positive Bedeutung, daß sie die vorhandenen Begabungen tief zurücktauchen lassen in die schöpferischen Quellen des nationalen und persönlichen Geistes. Denn nur im Kriege selbst wird Historie — sonst nur eine Wissenschaft — zu einer erlebten Erfahrung. Wie der Krieg das Volk eint — so daß man sein selbsteigenes geistiges Dasein wie des Himmels Sonne gewahren kann — so verdichtet er auch dessen geschichtliches Bewußtsein und spannt den Geist ganzer Generationsketten zu neuer, sich durchdringender Einheit. Große

Geschichtschreibung ist daher stets eine Folgeerscheinung des Krieges. Es bleibt dabei ganz richtig, daß das hohe Kulturwerk niemals durch den Staat unmittelbar bestimmt ist. Kultur, deren Schöpfer der Staat sein will, Kultur auf Grund von Staatsauftrag, ist meist nur Öldruck und Dekoration. Und doch behält der Staat, seine Autonomie und Freiheit, den Charakter einer mittelbaren Bedingung auch für die Geisteskultur. Die erste und ganz unaufhebliche ist, — nicht etwa, daß er dem Genius vorschreibe oder Richtungen erteile, sondern daß er ihm dadurch einen freien Boden seines Schaffens gewähre, daß er die grenzenlos egoistischen Triebe des nur durch Interesse und Vorteil bewegten bloß gesellschaftlichen Seins und Handels zwecks nationaler Wohlfahrt bändigt und einschränkt! Immer wieder werden aus Griechen Gräculi werden, wenn der nationale Staat durch Verlust seiner Macht diese Aufgabe nicht er mehr erfüllen kann. Der Zivilisation und der exakten Wissenschaft mag man als Sklave vielleicht ebensogut, ja noch besser dienen denn als Freier: der echten Kultur **nicht**!

Diese einfachen und prinzipiellen Sätze zu vergessen, sind freilich wenige Völker so versucht wie wir Deutsche. Scheint uns doch gerade unsere Geschichte eine besonders weitgehende Unabhängigkeit von Kulturblüte und staatlicher Einheit und Macht aufzuweisen. Selbst so wohlwollende Beurteiler unseres Wesens wie Romain Rolland und Bernard Shaw halten dem Deutschland Bismarcks das Deutschland Goethes und Beethovens als Vorbild entgegen. Unsere bisher höchste Blüte der Dichtkunst — wie manche meinen auch der Philosophie — fiel zusammen mit äußerster staatlicher Zersplitterung. Leibniz und Kant hatten noch kein starkes nationales Bewußtsein und fühlten sich ganz als Glieder der „wissenschaftlichen Republik" — geschweige hatten sie ein deutsches Staatsbewußtsein. Goethe dichtete an den Befreiungskriegen ruhig vorbei und sah Napoleon als ästhetisches Phänomen. Umgekehrt war das erste Jahrzehnt des Reiches nach dem Kriege von 1870 das zweifellos geistig tiefstehendste des ganzen neunzehnten Jahrhunderts: Überall niedrigster Materialismus. Selbst in diesen Tagen höchster nationaler Begeisterung kann man die bange Frage hören: Wie wird es diesmal werden? —

Doch gegen diesen Einwand ist weit mehr zu antworten, als man anzunehmen pflegt. Zuerst vergißt man doch allzusehr, daß jene Einheit einer bloßen Kulturnation ohne politische Form, die Deutschland vor der Reichsgründung gewesen ist, auch kein rein apolitisches Werk puren Friedens gewesen ist. Nicht immer waren die Deutschen nur „Dichter und Denker" gewesen. Es gab einst ein herrliches deutsches Kaisertum; es gab die Zeiten einer kühnen, kraftvollen Hansa.

Das Abendrot dieser stolzen Zeiten, die Majestät und das Licht des alten Reichsgedankens haben trotz Glaubenskämpfen und dem Elend des

Dreißigjährigen Krieges niemals aufgehört, das deutsche Volk zu durchleuchten. Das Mittelalter kennt Interregnumsdauern, die länger waren als die Zeit zwischen dem endgültigen Zerfall des alten und dem Aufbau des neuen Reiches. Nur die Zurückdrängung der großdeutschen Idee, deren Vertreter in einer tiefen Bewußtseinskontinuität mit dem alten Reichsgedanken und dem alten deutschen Kaisertum lebten, haben für unser Bewußtsein, — nicht aber für unser tiefes historisches Leben, die innere Bindegewalt dieser großen politischen Vergangenheit auch auf unser Denken und geistiges Schaffen zeitweise verstecken müssen! Gewiß — das war eine historisch politische Notwendigkeit. Wir kennen heute die Irrungen des Frankfurter Parlaments wie die Irrungen derer, welche sich die politische Reichseinheit aus der ökonomischen Einheit des deutschen Zollvereins tatlos hervorwachsend dachten. Nur an der festkonsolidierten Grundlage des preußischen Machtstaates konnte der deutsche Ideen- und Fürstenpartikularismus sein Gegengewicht finden; nur an Preußen konnte der bis zum embarras de richesse reiche und mannigfaltige deutsche Geist und Sinn, konnte der mit Anlagen und Kräften unerhört begabte, an ihnen fast zerberstende deutsche Junge seinen rauhen Lehrer des realen Lebens finden, — den „Zwingherrn zur Deutschheit", so wie ihn schon der alte J. G. Fichte fernsichtig gefordert hatte. Und nur auf dem dornigen Wege zweier Kriege erfüllte sich die Sehnsucht, deren erster Österreich aus der Kontinuität des alten Reichsgedankens zunächst ausschied, so aber — dies war Bismarcks Meisterwerk, dem wir gerade heute mit aufgehobenen Händen danken müssen — daß es durch unsere Mäßigung sich bündnisfähig erhielt; deren zweiter aber uns die Reichseinheit brachte, die eben jetzt auf dem Felde ihren ersten Existenzkampf zu bewähren und zu festigen hat. Aber wie dürften wir wähnen, daß es mit dieser Einheit zu Ende sei? Darum hervor an die Sonne wieder du großdeutscher Gedanke mit all den stolzen Erinnerungen an das alte deutsche Reich und Kaisertum! Der Grund zur zeitweise notwendigen Verdrängung dieser nie zerrissenen Tradition beginnt zu weichen. Die Feindschaft einer ganzen Welt, die heute älteste Stammesliebe und Kulturgemeinschaft zwischen Österreich und dem Reiche neu zusammenschmiedet, öffnet uns wieder die Wände, die vor der Zukunft der großdeutschen Idee, der Idee des ganzen Deutschlands so lange gestanden hatten. Darum aber auch weg mit der ressentimenterfüllten Weisheit unserer Ästheten und Pessimisten, der Deutsche könne nur als ein Leidender in geistigen Dingen groß sein! Die alte „Kulturnation", in der Goethe und Schiller sangen, war selbst noch von eben dem Reichsgedanken heimlich genährt, dem wir uns eben ein gewaltiges Stück näherkämpfen.

Die Lebensschicksale Lessings, Kleists, Hölderlins — um von Geringeren

zu schweigen — reden eine Sprache grausam genug. Was das andere angeht, so fehlt dem Ganzen dieser Kultur doch vor allem dies: daß sie ein organischer Bestandteil des nationalen Lebens und eine aus dessen tiefsten Kräften selbst aufkeimende Verherrlichung dieses Lebens und seiner Wirklichkeit gewesen wäre. Die bildende Kunst und die Architektur, deren Nährboden noch mehr wie der Literatur politische Freiheit, Größe, Stolz und Reichtum des Daseins ist, lag wie das Kunstgewerbe ganz darnieder. Die Kunst- und Schönheitsideale sind — von Goethe abgesehen — von einem wirklichkeitsflüchtigen Zug beherrscht, gleichgültig, ob man, wie Schiller, Schönheit erst im sogenannten „Reich des Ideals" finden konnte, ob man zu Griechen oder ins Mittelalter floh. Etwas Mattes, Abstraktes, gelehrtenhaft Unmännliches, etwas Abseitsstehendes, Blut- und Leidenschaftsloses im Kerne dieser Kulturidee zu empfinden — darum wird kein echtes Kind unserer Tage auch mit dem besten Willen herumkommen. Dazu dichtet und philosophiert hier fast ausschließlich nur ein einziger sozialer Bestandteil des deutschen Volkes, der bei aller inneren Größe doch auch sehr bestimmte Grenzen seiner geistigen Welt und seiner Perspektiven hat: das deutsche Kleinbürgertum, sich sonnend in der Luft kleiner und oft kleinlicher Höfe. Die volle Tiefe des Lebens eines leidenschaftlichen Volkes öffnet sich in dieser Dichtung so wenig, wie sie andrerseits durch sie voll ergriffen und nach höheren Zielen geführt wurden. Es ist ja unglaublich, wie **wenig** diese Großen gelesen wurden! Eben weil wir den unvergeßlich Großen dieser Tage nichts wie Dank und Liebe schulden, dürfen wir nicht vergessen, was der Staat ihnen schuldig blieb und wie sie und die Unzähligen, denen Kleinstaaterei und Armut den sang- oder weisheitsbereiten Mund verschlossen, hätten schaffen können, wenn Zeit, Volk und Staat ihrer und ihres Geistes würdig gewesen wären. Wenn aber die Zeit nach 1870 kulturell so wenig Hoffnung erfüllte, so lag dies in erster Linie nicht daran, daß es eine allgemeine Regel wäre, daß siegreiche Kriege den Materialismus und Zurückdrängung alles Geistigen im Gefolge haben müßten; daß der Deutsche nur im Leiden groß sein könne, im Glücke aber an der Erde klebe. Es lag auch nicht an der Befruchtung des Unternehmertums durch die fünf Milliarden, — eine Folge, die wir diesmal auch bei dreißig Milliarden sicher nicht zu erwarten haben. Es lag vielmehr daran, daß das neue große Haus eine Einrichtung und einen fruchtbaren Garten forderte, auf deren Herstellung sich bei uns im Gegensatz zu den Fällen siegreicher Kriege anderer festkonsolidierter Nationen — zum Beispiel den Kriegen Ludwigs XIV. — zunächst die gesamte Kraft der Nation zu spannen hatte. Es lag aber auch daran, daß gleichzeitig mit unserem nationalpolitischen Aufschwung der allgemeine Weltkapitalismus seinen höchsten Kulminationspunkt erreichte und unser nationalwirtschaftliches Aufstreben in Formen zwang, die der deutsche

Geist schon aus seiner so lange rein ideologischen Richtung heraus, nicht aus sich selbst geboren hatte, die ihm vielmehr im wesentlichen durch die Konkurrenz der Völker englischer Zunge gegen sein wahres Wesen aufgenötigt wurden. Daß der Deutsche gleichwohl auch in diesen Formen, die ihm von Hause aus fremd waren, das historische Ursprungsland dieser Formen überflügeln konnte, darin ist die letzte Ursache der Spannung zu sehen, die sich zuerst in der englischen Einkreisungspolitik, schließlich in diesem Kriege entluden. Denn dieser Krieg ist – wie immer der diplomatische Hergang seiner Entstehung eine andere Meinung nahelege – zuerst und zuletzt ein deutsch-englischer Krieg. Hier liegt seine prima causa und alle anderen „Ursachen" sind abgeleiteter Art. Dieser Krieg ist aber eben darum von deutscher Seite aus gesehen nicht ein Krieg, der der Konkurrenz mit England in diesen neukapitalistischen Formen und seiner Überflügelung dient! Dies ist nur Sinn und Ziel des englischen Krieges gegen uns! Er hat vielmehr die viel tiefere und welthistorischere Bedeutung, daß er auf Befreiung abzielt von jenen neukapitalistischen Lebensformen überhaupt, in denen mit England zu konkurrieren die welthistorische Situation uns zwang, – vor allem die Tatsache zwang, daß wir so spät erst und zu einer Zeit, da diese Formen schon gebildet und von England aus den Siegeszug durch die Welt gemacht hatten, zu einem Leben realökonomischer Gesamttätigkeit gelangten. Nicht siegreiche Konkurrenz, sondern steigende Erlösung vom Zwang einer Konkurrenz, die uns allerdings zeitweise von unserem historischen Wesenscharakter abgefallen erscheinen lassen konnte, ist ein Grundziel des englisch-deutschen Krieges in diesem Kriege. Denn jeder Krieg gegen England, gegen das Mutterland des Kapitalismus ist auch Krieg gegen den Kapitalismus und seine Auswüchse überhaupt! Gibt uns Gott den Sieg, so wird in dem fertiggebauten und gefüllten und hoffentlich erweiterten Reichshause nach denjenigen Formen weitergearbeitet werden, die uns nicht von außen aufgedrungen wurden, die vielmehr zum Geiste seiner Bewohner passen – und das wird auch unseren vielversprechenden kulturbildenden Kräften die Muße, die Freiheit, die Leidenschaft geben zu einer großen, zu einer blut- und lebensvollen deutschen Kultur, – die nichts mehr von Wirklichkeitsflucht in sich hat, sondern ganz nur ist: – Wirklichkeitsverherrlichung.

Ich wende mich nun zur Unsinnigkeit gewisser Anklagen gegen den Krieg, zum Beispiel seine Auffassung als „Massenmord". Denn zum Morde gehört – zu allen Zeiten – als Wesensmoment, daß der Wille vor der auf Tötung gerichteten Absicht die Existenz einer individuellen Person als Person verneint, – sie gleichsam ihres Daseins und ihrer Würde entmächtigt. Nichts davon findet im Kriege statt. Kriege werden nicht gegen Individuen, sondern – gemeinhin auf vorherige Erklärung

und nach freiwilligem Übereinkommen — gegen Staaten geführt; ihr Prinzipalzweck ist Wehrlosmachung des fremden Staates, beziehungsweise seiner Regierung; nicht das Töten von Menschen! Auch im Gefecht steht dem Soldaten nicht eine Summe von Individuen und Personen als Gegner vor dem geistigen Auge, sondern die dort wogende Kollektivgewalt des „Feindes", als eines Werkzeugs der fremden Regierung, deren Wille in ihm als Ganzen tätig ist. Schon dies allein schlösse den Tatbestand des „Mordes" völlig aus. Vor allem aber beruht jede echte Kriegführung, analog wie der Zweikampf, auf dem ritterlichen Prinzip, das Achtung und Personbejahung des Gegners impliziert; ja sogar einschließt, daß die Willenspersönlichkeit des Gegners auch noch im Töten um so tiefer und herzlicher bejaht und geachtet werde, je besser und erfolgreicher er auf den Schlag mit Gegenschlag antwortet. Dieses Töten ist ein Töten ohne Haß, ja ein Töten unter der Einstellung der Achtung! Das macht die Majestät des furchtbaren Werkes aus! - Mag der Nahkampf Wut, Zorn, momentanen Rachedurst entzünden — der Haß des Gegners ist ein dem echten Kriege fremdes Element. Der Schuß eines einzigen Franktireurs erzeugt mehr Rachedurst und Haß als die schärfste Niederlage, die von regulären Truppen beigebracht ist. Nur so völlig unkriegerische Völker wie die Belgier sind es, die eine geringe Unterscheidungsgabe für ritterlichen Krieg und den gemeinen Mord der Franktireure besitzen. Jene Lehre vom Krieg als „Massenmord" würde diese feigen, schwachen, sinnlichen und grausamen Völker rechtfertigen.

Die ungeheure Paradoxie des Krieges liegt eben darin, daß er, der auf den ersten Blick Kraft und Prinzip tiefgreifendster und furchtbarster Scheidung und Trennung unter den Menschen zu sein scheint, faktisch und tiefer gesehen, die stärkste Kraft der Menscheneinigung darstellt, so daß man seinen Genius geradezu den mächtigsten Einheitsbildner unter Menschen nennen muß. Die erste und sittlich bedeutsamste Einigungsleistung, die der Krieg einer sozialen Gruppe, sei sie Stamm, Volk, Nation, hervorruft, ist die Einigung der in den Krieg ziehenden Gruppen selbst. Schon der erste Ruf „Auf zum Kriege" trifft die Egoität eines jeden mit einer Gewalt, wie es Zungen von Engeln nicht vermöchten. Die Distanzen der Individuen, der Klassen, der Stände, des Hoch und Nieder, des Arm und Reich, vermindern sich mit einem Male; die harten Eigentumsbegriffe des Friedens werden weich und flüssig; starre bislang in sich beschlossene Herzen und Gemüter öffnen sich und sehen sich verwundert in einen großen, einheitlich dahinrauschenden Strom machtvollen Lebens einschmelzen. Der Geist der Liebe und Opferbereitschaft, das wiederkehrende Bewußtsein der Tiefe auch vorher schon schlummernder Liebe zur gemeinsamen Heimat, Sitte, Staat, das der auf die materiellen Werte bezogene Konkurrenzgeist

des Friedens versteckte und verbarg, — leuchtet hell und scharf auf. „Keine Parteien mehr" und „hinter uns das ganze deutsche Volk." Der Friedenszustand mit dieser neuen Wachheit und Helle über gemeinsame Werte und unter ihnen über die gemeinsamen höchsten Herzens- und Geisteswerte verglichen, gleicht hiergegen einem Zustand des Schlafes und der Blindheit. Jetzt sehen die vorher Blinden, hören die vorher Tauben, gehen die vorher Lahmen! Im Frieden erblickt das Auge des Herzens nur die jeweiligen Differenzwerte, das was einer mehr ist als ein anderer, das was einer mehr hat oder weniger; oder noch schlimmer was jeder nicht hat. Denn für die menschliche Habsucht, für Ehrsucht und Neid, die der Friede hegt und pflegt, sind nur eben diese Differenzwerte Angriffspunkte der Betätigung und der Sorge. Alle anderen Werte werden für das Bewußtsein in nächtlichem Dunkel gehalten. Der Krieg dagegen läßt uns aus diesem Schlaf, dieser Blindheit erwachen: Wir sehen, was wir sind und was wir besitzen. Wir begehren weniger und lieben viel mehr. Also erhöht, erweitert, vertieft und spannt auf die höchsten, gemeinsam unteilbaren Werte der Krieg unser sittliches Bewußtsein; und gibt uns ebendamit auch für den folgenden Frieden ein neues Maß unserer Existenz; hängt über uns eine neue Forderung, die zu vergessen wir uns schämen müssen. Im Bilde und Nachleben der Erinnerung wird im Frieden „Norm", ein „Soll", ein „Ideal", was „damals" gesteigerte Wirklichkeit war.

Gibt es darum im Laufe der Geschichte eine wahrhafte dauernde Erhöhung des moralischen Status und eine Steigerung der Innigkeit und Tiefe in der Einigung der Menschheit, so sind nicht der Weltfriede, sondern der Krieg und die kumulierten, aus seinen Traditionen und Erinnerungen fließenden moralischen Dauereffekte die konstruktive Kraft für diese Erhöhung und Einigung des Menschen. Nicht das Absterben des kriegerischen Geistes, der als Geist des wachsenden Lebens zugleich Auslösung einer über alle bloßen „Interessen" hinausreichenden Liebe ist und das Aufhören des Krieges, sondern die Tatsache, daß immer umfassendere und immer inniger und tiefer — selbst erst durch den Krieg — in sich geeinte Gruppeneinheiten zu kriegführenden Mächten werden, daß der Krieg den gemüterscheidenden und gemeinschaftszersetzenden Kräften, die in bloßer Friedenszivilisation und -gesellschaft wirksam sind, immer umfassender entgegenwirkt, kann als Vehikel des wahren sittlichen Fortschritts angesehen werden. Dies aber ist nicht der Fortschritt über den Krieg hinaus zu einem „Weltfrieden," sondern der Fortschritt des Krieges selbst (seine Humanisierung und Vergeistigung) und der sittliche Fortschritt gerade durch den Krieg. Die positivistischen Philosophen vergessen immer, daß die großen geistig und territorial geeinten Gruppeneinheiten, auf deren Tatsächlichkeit sie ihre Forderungen stützen, — in unserer gegenwärtigen universalhistorischen Ent-

wicklungsperiode die großen „Nationen“ — zum größten Teile selbst das W e r k von K r i e g e n sind, daß sie durch Kriege zusammengeschweißt wurden und die gemeinsame Kriegserinnerung, die gemeinsamen Bilder ihrer Helden die stärkste Kraft ihres Zusammenhalts und ihrer Einheit darstellen. Sie bilden ein Band, das selbst gemeinsame Rassezugehörigkeit, Sprache, geistige Kultur an Kraft weit übertrifft! Wie großartig sehen wir dies eben jetzt in dem zerrissenen Österreich! Wohl schaffen die Mächte der Friedensarbeit ihrerseits gleichfalls eine große Fülle menschlicher Einheitsbildungen. Aber sehen wir von Ehe und Familie in ihrer engen Begrenztheit und von rein persönlichen Gesinnungsbeziehungen ab, so sind diese Einheiten immer nur partikulare, eventuell durch Recht und Vertrag geordnete Zweck- und I n t e r e s s e n g e m e i n s c h a f t e n, nicht aber durch irgendeine Art der L i e b e zusammengefaßte Lebensgemeinschaften, deren Kräfte von innen und wie durch Stoß wirkend das ganze konkrete Leben der Glieder umfassen und durchfluten. Sie sind, so umfassend sie sein mögen, wie z. B. die großen internationalen Einheiten des Verkehrswesens und gleichgültig, ob sie materiellen oder geistigen Zwecken dienen und wie vollkommen organisiert sie sich darstellen, doch allesamt auf das Prinzip des E g o i s m u s und der bloßen I n t e r e s s e n s o l i d a r i t ä t gegründet — nicht auf das der Gesinnungs- und Willenssolidarität. Eben darum könnten sie selbst eine unendliche Vollkommenheit erreicht haben — nicht nur so, daß der Zustand der menschlichen Gesellschaft der Idealformel Kants entspräche, daß „Jedes Zweck mit Jedes anderem Zweck in einem einigen Reiche widerspruchlos zusammenbestehen könnte“, sondern selbst p o s i t i v so, daß Jedes Zweck den Zweck Jedes anderen in seiner Erreichung auch unmittelbar objektiv fördere —: jene ganz w e s e n s v e r s c h i e d e n e Einheit einer immer umfassenderen Liebes- und Lebensgemeinschaft der Menschen würde auch in diesem idealen Zustande, den die Mächte der Friedenszivilisation wie einen unendlich fernen Punkt anstreben, nicht um ein Minimum gefördert, geschweige erreicht werden. Aber auch der historische Prozeß, in dem durch die einheitsbildende Macht des Krieges die Menschheit immer tiefer und inniger und gleichzeitig extensiv umfassender geeinigt wird, hat einen idealen Richtpunkt, der als „regulative Idee“ bezeichnet werden kann. Aber dieser Richtpunkt bestünde nicht wie für die positivistischen Vertreter eines dauernden Weltfriedens in einer steigenden A u f l ö s u n g der Völker in Nationen; der Völker aber in eine nur mehr durch Interessenverträge in sich äußerlich geeinten sogenannten Menschheit, sondern im Gegenteil darin, daß die Gruppen, die sich heute nur als Nationen darstellen, das heißt als wesentlich durch die gebildete Minorität getragene geistige Kulturpersönlichkeiten, sich zu noch höheren Verbänden zusammenschließen, gleichzeitig aber jene noch innigere Einheit und Einigkeit in sich selbst annehmen, die jetzt das Volkstum charakterisiert: die Mensch-

heit aber selbst allmählich so jene Tiefe der Willens- und Geistesgemeinschaft erreiche, die gegenwärtig nur die Nation charakterisiert. Auch nach dieser „regulativen Idee" kann der Krieg nur dem universalhistorischen Endziel dienen – den Krieg überflüssig zu machen! Und doch hätte es keinen Sinn, die Idee dieses „Endzustandes" – denn nur als regulative Idee, nicht als Utopie dürfte er gelten – als allgemeinen „Weltfrieden" zu bezeichnen; es hätte so wenig Sinn als zu sagen, die Teile einer heutigen Nation befänden sich untereinander im Zustande des „Friedens". Der „Friede" ist eben nur die negative Korrelatividee des Krieges und setzt den Krieg als positive Welteinrichtung voraus. Mit dem Überflüssigwerden dieser Welteinrichtung gäbe es auch keinen solchen negativen „Frieden" mehr – sondern nur mehr die positive Idee einer umfassenden Liebesgemeinschaft aller Vernunftwesen, die das gerade Gegenteil des positivistischen Ideals einer bloß durch Interessensolidarität und Verträge geeinten Menschheit ist. Diese Idee hat stets den Kernbestandteil der christlichen Idee eines Gottesreiches gebildet. In dem Kriege, in dem wir uns befinden, bestätigt sich diese höchste und edelste Zweckhaftigkeit des Krieges, indem er auf der Grundlage einer viel tieferen Gemeinschaft von Deutschland und Österreich eine Solidarität der Westmächte gegen Asien vorbereiten wird, von deren positiven, geschichtlichen Aussichten hier nicht die Rede sein soll.

# Das Schiff

## Roman von Johannes V. Jensen

### Frühlingskinder

Der Löwenzahn, die Blume der Kinder, ist das verbreitetste Unkraut in Nordeuropa. An einem warmen Vormittag, Anfang Mai, springt er aus, massenweise und auf einmal, steht leuchtend gelb da und richtet sein ganzes rundes, durstiges Gesicht verlangend auf die Sonne, eine Familie neben der anderen, soweit man sehen kann, als ob ein Goldschatz über die Felder ausgestreut sei. Später, wenn der Wald ausgesprungen ist und die hellen Nächte und langen sonnigen Tage kommen, schießt der Löwenzahn in Saat, jene luftigen Daunenbälle, die wie kleine Sphären im Gras stehen, flüchtige Symbole des Augenblicks und der Vergänglichkeit, bis sie im Winde zerstieben und die Flocken sich auf Reisen ins Blaue begeben.

Für alle die, die sich daran erfreuen, findet dieses jährlich wiederkehrende Blumenfest statt, das die nordische Natur selbst heilig hält, zur Erinnerung an unsere Vorfahren, die fruchtbare Kindheit des Menschentums.

Zur Tauwetterzeit in Schweden und Norwegen, wenn die Sonne wie neugeborenes Feuer über den weißen Wolken zu funkeln beginnt und ihr Spiegelbild wie tausend gebrochene Sonnen mit der schmelzenden Nässe vermischt, die von den Brauen der Berge herabstürzt, wenn der Schnee mit der Sonne Wasser zeugt und das Wasser Licht gebiert, dann schwillt das Herz der Alten in der Natur. Dann sind sie uns nah die starken Schwärmer, die seit Jahrtausenden tot waren, aber unsterbliche Sagen hinterlassen haben von ihren Wanderungen, von ihrem Lawinengemüt, das sie zu ganzen Völkerscharen über die Landesgrenzen trieb, eine Generation nach der andern. Die älteste Geschichte unserer Vorfahren, die Völkerwanderung, die Wikingerzeit, ist geheimnisvoll mit dem Frühling und unseren eigenen frühesten Kindheitserinnerungen verwebt, den ersten Blumen, dem ersten blendenden Ausbruch der Frühjahrssonne, womit die Welt ihren Anfang nimmt.

Die Kraft der nordischen Natur, das gewaltige Spiel der Jahreszeiten mit dem Leben schuf die Instinkte der Alten. Ihr ganzes Dasein sammelte sich ums Frühjahr, alle Wechselfälle des Jahres strebten darauf zu. Die Sonnenwende war der Keim zu ihrer ersten Anbetung, sie ging aus Dankbarkeit hervor. Der Winter hielt sie gefangen und härtete sie ab, der Frühling, der große Befreier, der nie versagte, löste alle Quellen und lehrte sie glauben. Während sie als Menschen wuchsen, befestigten sich die gebundenen, unbewußten Kräfte, die ursprünglich dem Rhythmus der

Jahreszeiten entstammten, und wurden zu Charakterzügen. Die Hoffnung, die mit der Wiederkehr der Sonne verknüpft ist, machte sich frei und wurde selbst zu einer Naturkraft. Was zuerst nur Sehnsucht nach der Sonne war, wurde zu Sehnsucht nach der Ferne, Wanderlust, und schließlich durch inneres Wachstum zu einem Verlangen, das jenseits von Zeit und Raum und allen faßbaren Dingen ist, zu einer Idee. Die nordische Seele ist ein gewaltiges Streben über sich selbst hinaus.

Alle Sehnsucht aber, jede Idee stammt von innerer Fruchtbarkeit ab. Wo kein Wachstum ist, da entwickelt selbst die Sonne nur Hitze. Das Volk, in dessen Seele der Frühling sich erweiterte und zu einer inneren, blühenden, eigenen Welt wurde, war jung und schwellend vor Frische, es nährte sich abgehärtet von Widrigkeiten, Schneewetter und rauhen Stürmen wie der Löwenzahn, und verbreitete sich gierig wie dieser, selbst dort, wo kein anderes Unkraut Wurzel fassen wollte; es war ein Volk in seiner Kindheit, ein Volk von Kindern, sowohl im bildlichen wie im buchstäblichen Sinn.

Man sagt, wo Not ist, da sind Kinder; die Alten, die gegen ein feindliches Klima kämpfen mußten, und noch nicht die nötigen Waffen dazu hatten, sind ein Beispiel dafür. Es war, als ob jedes schlimme Jahr einen Mund mehr in allen kinderreichen Familien hervorbrachte. Die Verhältnisse besserten sich nur langsam, der Appetit aber nahm unheimlich schnell zu.

Aber wo Kinder sind, da ist auch Frühling. Nicht zufällig werden Kindergeburten im Norden volkstümlich mit dem Storch in Verbindung gebracht. Der Frühling verknüpft die beiden Vorstellungen: die kleinen Kinder und das Erscheinen des Storches in der Landschaft miteinander. Der Storch selbst gehört zu den ältesten Erinnerungen der Kinder, wenn sie zum erstenmal aus einer fensterlosen Erdhütte an die Luft gebracht wurden, an einem ersten warmen Frühlingstag, wo eine neugeschaffene Welt der Blütenhaut dem ungeübten Auge des Kindes begegnete. Das erste kraftlose Fuchteln des Säuglings mit den kleinen geballten Fäusten galt dem Storch, der nickend und klug zwischen den tiefgelben Ranunkeln im Moos watete. Ein Widerschein von der Freude der Mutter, die beglückt war, daß sie ihr Neugeborenes mit zur Quelle nehmen und das Wunder im Freien sonnen konnte, fiel auf den Frühlingsbringer, den lieben Storch, mit dem sie ihr Herz auf allumfassende Mutterart geteilt und für den sie gefühlt hatte, als er sein Nest baute; auf diese Weise sind Kind und Storch und Frühling wirklich fast ein und dasselbe geworden, wenn man das Ursachenverhältnis auch mißverstanden hat.

Auf alle Fälle gab es in dem Skandinavien der Vorzeit mehr Kinder und auch viel mehr Störche als jetzt. Das Land war nasser, ein einziges

großes Moor. Das Wetter war in sich selbst jünger, wenn auch sonst dasselbe wie jetzt, noch war nicht soviel Wasser ins Meer gelaufen, die Erde war feuchter, lag Himmel und Meer gleichsam näher, und tropfte noch von der Schöpfung, dem Bad der Eiszeit. Nach der einen Seite die Ostsee, die Mutter der Wolken, jener nassen Kühe mit platzenden Eutern, die scharenweise über den Himmel wandern, nach der andern Seite die Nordsee mit Nebel und Regen. Niederschläge fast das ganze Jahr, Hagel und nasser Schnee während der einen Hälfte, Regengüsse und blauer Nebel während der anderen. Schweden hob sich wie ein Walfisch aus der Ostsee mit strömendem Rücken, von dem das Wasser in reißenden Bächen hinunterfloß; die dänischen Inseln lagen niedrig und wie ertränkt im Meer mit Förden, die tief ins Land einschnitten, und mit Wasserläufen, die, bis an den Rand voll, durch dichte, nasse Wälder flossen. Die rauhe Nordsee bedrängte die jütländische Küste, das nördliche Eismeer donnerte schwarz-grün gegen Norwegens Mauern. Die Wolken schleppten Regen vom Meer herein und wieder hinaus, Nebel saß dem Wald auf dem Nacken, der immer naß war, sowohl von oben wie von unten.

Dieses Wetter, von dem sie sich noch nicht unabhängig gemacht hatten, war das Leben unserer Vorfahren. Das Wetter war sie, und sie waren das Wetter. Sie regneten mit dem Regen und der war fruchtbar, gab Korn und Unkraut und Überschwemmungen, die sowohl Land wie Vieh bis über den Kopf gingen. Überfluß und Hungersnot lösten einander ab, Menschen wurden zu zahlreich und Menschen starben aus. Es hagelte und wurde wieder schön, wie wenn Kinder weinen, der Donner krachte und der Blitz spaltete die Himmelswölbung über dem Kopf der Elenden, die sich in die Erde verkrochen und, wenn es vorbei war, sich wieder von der gereinigten Luft und dem Regenbogen, der ihre Tränen spiegelte, ins Freie locken ließen. In allem, was geschah, war Hoffnung. Die Sonne glühte stärker für sie, als heutzutage, mit einem Feuerschein, der näher zu sein schien und ihnen in die wilden Nerven drang. Irgend etwas lag stets in der Luft für diesen Volksschlag mit der nassen Haut, der dem Wetter preisgegeben war; ihre Poren, jedes Haar auf ihrem Körper nahm an dem Gang der Jahre und Tage Anteil. Die Zeit bestand für sie in einer empfindsamen, niemals gesättigten Erwartung, gleich der, in der Kinder leben. Denn unsere Vorfahren waren wie alle Wilden große Kinder.

Selbst die aber, die ihr ganzes Leben unter dem Zeichen der Kindheit verbringen, altern und müssen sterben. Jünger ist immer die Jugend, der neue Wurf, der heranwächst und die Erwartung zu Erb und Eigen bekommt, der neue Wurf ist der Frühling, das Dasein von vorn angefangen, wenn die vorige Generation erkaltet ist und dem Winter anheimfällt. Die

Jungen kommen wie die Sonne, der neue April, Vogelzug und helle Nächte, und sie kommen plötzlich, wie es dem Frühlingsverkünder eigen ist, rotten sich in aller Geschwindigkeit zu einer Generation zusammen und nehmen das Land im Sturm. Sie werden siegen, denn sie haben das Leben vor sich und sind in der Überzahl.

Jedesmal, wenn eine Völkerwanderungswoge vom Norden ausging und Spuren in Form vom Überlieferungen hinterließ, war es solch ein Frühlingswurf, ein Überschuß an Jugend, der sein Schicksal vollbrachte.

Und Überschuß war immer da. Es war, als ob jede Laune des veränderlichen nordischen Wetters, jeder Regenschauer, jeder Schneesturm und jede ziehende Wolke zu einem menschlichen Wesen wurde. An lieblichen Sommertagen, mit Wärme, Gewitterluft und wogendem Korn, Heu und hellen Nächten, Herbst mit wilden Beeren und der Wald voller Nüsse, wenn der Mensch so gute Tage hat, dann mag er nicht allein sein, das ist klar. Aber auch Mittwinterszeit mit beißendem Frost und fast ausgestorbener Sonne ist keine ungesellige Zeit, wenn man nur wohlverpackt in Fellen in der Erdhütte an seinem Feuer sitzt, das nie ausgeht, und in der Hoffnung zu leben versteht. Die Sehnsucht nach dem Sommer während langer, schwarzer Nächte kann Menschen der Sprache berauben, ein Kind aber wird dennoch der lebendige Ausdruck für das, was keine Worte fand, ein kleines dämmerndes und überall abgerundetes Wesen, wie die Sonnenflecke unterm Laub im Walde. Kinder entstehen aus Mißjahren und Hungersnot, wo magere Eltern beim Fasten zusammenhalten und ihren Reichtum in einem neuen Leben sehen. Eine Überschwemmung entvölkert ganze Landschaften, bleiben aber nur zwei übrig, die auf dem Binsendach eines Hauses herumtreiben, bis sie auf einer kleinen Insel landen, wo es Beeren genug zum Unterhalt gibt, dann sind sie zu dritt, bevor die Wasser fallen, und von ihnen wird eine neue Bevölkerung, eine ganz neue Horde abstammen. Bisweilen aber scheinen sich alle guten Lebensbedingungen, Sonne, Wärme und Feuchtigkeit zusammenzutun, und dann finden geradezu Massengeburten statt, ein reines Zwillingsjahr, und gleichzeitig wird es nicht fehlen, daß unendliche Storchenschwärme ins Land kommen, und daß die Frösche sich ganz unerhört vermehren, gar nicht davon zu reden, daß es ein Lemming- und Maikäferjahr wird!

Wenn solche allgemeine Landplage die Harden verheert hat, dann fließen die Hütten über von Kindern. Jede Familie gleicht einem frischen Zweig, dicht besetzt mit Knospen, einem Weidenzweig im Frühling, überall lugen kleine Kinderköpfe hervor, als ob der zauberhafte Wald selbst Menschenleben hervorbrächte.

Die Kinder aber sind sehr wirklich, und die Hilflosigkeit in Mutters Schoß dauert nicht lange. Die Hütten können sie nicht halten. Kaum

daß sie in aufrechter Stellung herumstapfen können und fürs Leben mit einem kleinen Fell um die Hüften und einigen Raubtierzähnen an einer Sehne um den Hals zum Schutz gegen die Gefahren des Waldes, ausgerüstet sind, dann werden sie ins Freie gelassen, wo die schwärmende Schar aus dem Nachbarlager sie sofort aufnimmt. Hier verlieren sie bald ihr Familiengepräge, man betrachtet sie kaum mehr als Kinder, die zu dieser oder jener Hütte gehören, sondern nur ganz allgemein als Einzelwesen aus der Horde, die man im übrigen für eine Kränkung der Naturordnung hält. Die Horde, Kinder als Begriff, sind ein schrecklicher Begriff. Nur die Mütter haben Nachsicht mit ihnen, denn sie können ihre eigenen noch in der Schar unterscheiden, zerren mit größter Sicherheit eines aus Hunderten heraus, einen ganz unkenntlichen Balg, der auf keinen Namen hört, aber natürlich doch entzückend ist. Dank der Mütter durften sie am Leben bleiben.

Im übrigen bekommt man sie selten zu Gesicht, sie schwärmen am frühen Morgen zusammen hinaus und kommen nur hin und wieder vereinzelt nach Hause, um Nahrung zu fordern und in der Hütte zu lärmen, aber es geschieht immer seltener, denn mit der Zeit entdecken sie, daß man von allerhand wildwachsenden Dingen im Walde leben kann, von Eiern und kleineren Tieren, oder was der Strand spendet, Muscheln und Fische, die man bald fangen lernt, und ein erhöhter Genuß ist es, sie selbst am eigenen kleinen Feuer zuzubereiten, so fern von Menschen, wie nur möglich. Im übrigen schenken sie ihrer Nahrung nicht viele Gedanken, wohlgemerkt, wenn sie satt sind, das Tagewerk besteht darin, an Bäumen im Walde herauf- und herunterzusausen und auf allem im Wasser herumzutreiben, was nur irgend tragen will.

Eine beliebte Zerstreuung während des langen, unvergänglichen Kindersommers ist es durch die Landschaft zu galoppieren, nichts als galoppieren, Berg herauf und Berg herunter, in geschlossenem Trupp, und sich in Menschengeheul zu üben. Es geschieht meistens zur Dämmerzeit, daß dieser Drang, sich in ohrenzerreißendem, wildem Gebrüll Luft zu machen, über sie kommt, er ist so schauderhaft, daß er selbst die Wölfe verstummen macht, und in den Hütten läuft es den Erwachsenen über den Rücken, wenn sie die Nachtmusik ihrer Sprößlinge hören. Sie bedeutete höchstwahrscheinlich, daß die Horde im Begriff war, sich ganz von den bewohnten Orten loszureißen und sich daran gewöhnte, die Nächte draußen zu bleiben, man wollte die Furcht vor der Dunkelheit überwinden, indem man zu Scharen heulte. Sie selbst aber wurden noch erregter und unregierlicher dadurch.

Ihnen an einem Abend, wenn sie sich toll gebrüllt hatten, zu begegnen, war eine lebensgefährliche Sache, aber es fiel Erwachsenen auch gar nicht ein, nach Sonnenuntergang in den Wald zu gehen.

Bisweilen verschwand die Horde ganz und gar von ihrem Ausbrütungsort und lieferte dann Schlachten mit anderen Horden von weiter her, auf die man im Walde gestoßen war, oder man ließ sich zu friedlichem Verkehr mit ihnen ein, woraus erfolgte, daß mehrere Horden sich zusammenschlossen; es konnten Dinge in der Wildnis vor sich gehen, von denen die erstaunten Eltern einen Begriff bekamen, wenn ihre Sprößlinge sich hin und wieder mit mehr oder weniger verstümmelten Gliedern in der Hütte einfanden. Hier hatte man übrigens genug mit den unteren Enden des Wurfs zu tun, der immer neue Schößlinge trieb.

Bevor man recht wußte, was geschah, oder vielleicht war es ein Verhältnis, das sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, und darum eine selbstverständliche Sache, war das Dorf mit einer frei herumstreifenden Horde von Kindern jeden Alters versehen, von kleinen flintharten Schnellläufern, mit den Sommersprossen von fünf, sechs Sommern zwischen den Haarwurzeln, bis zu langen, heiseren Lümmeln, die wohl eigentlich erwachsen genannt werden mußten, aber niemand zeigte Lust, sie aus der Bande auszuscheiden.

Die Horden aus den Dörfern verschmolzen mit anderen aus dem umliegenden Land, bis die Horde ein wahres Heer von Minderjährigen auf die Beine gestellt hatte, ein neues, junges Volk innerhalb des alten, mit ausgesprochen selbständiger Haltung. Das Verhältnis zwischen ihnen und den Dörfern war nicht das beste, sie trugen eine Kälte gegen die Alten zur Schau, (die es doch seinerzeit, als sie den Grund zu ihnen legten, gut meinten,) die nicht mißzuverstehen war. Sie entwickelten sich bald zu einer offenen Gefahr für die menschliche Gesellschaft, das will sagen, für die Älteren, und da keiner seine Eigenen mehr erkennen konnte, wurden die Umherstreifer als Fremde aufgefaßt, als Feinde der bestehenden Sicherheit, von denen man das Schlimmste gewärtigen konnte.

Schließlich kommt die Horde in die Krise der Mannbarkeit. Ein einziger Sommer vollbringt es bei denen, die gleich alt sind, und im selben Sommer erneuert sich die Welt zum zweitenmal für die neue Generation. Der Storch lenkt von neuem die Aufmerksamkeit auf sich und vermischt sich mit kindlichen Erinnerungen, als sähe man den klugen Vogel zum erstenmal. Eine gewisse Sehnsucht nach dem Herd meldet sich, nach einer fernen, sanften Welt, die man fast vergessen hat, als man noch zu Hause bei Mutter war. Die schlimmsten Strömer der Bande fangen an, den Kleineren das gröbste Kriegerhandwerk zu überlassen und kehren selbst im geheimen zu Dingen zurück, die an ihre früheste Kindheit erinnern. Vogeljunge werden in die hohle Hand genommen und beschützt, werden sorgsam wieder ins Nest gelegt, nachdem man sie heimlich an den Mund gehalten und gefühlt hat, wie weich sie sind; die Quelle wird von auf-

geschossenen und dicknäsigen Individuen als Spiegel benutzt, die früher, als sie schöner waren, nur hinkamen, um Wasser zu schlürfen; man geht mit geschlossenen Augen dem Südwind entgegen und läßt sich von ihm das Gesicht betasten und über die Glieder streichen, beim Spielen ist ihnen vor Kitzlichkeit nicht nah zu kommen, man begeht abwechselnd rohe Dinge und macht sich lächerlich durch Zärtlichkeiten, man sucht Einsamkeit und kann das Leben doch nicht allein tragen — kurz gesagt, die Knaben sind im Begriff Mann und die Mädchen Weib zu werden.

Unerhörte Dinge werden von der Horde berichtet. Gerüchte von dumpfen Aufruhrsanzeichen verschiedenster Art, schamlosen Forderungen, Eßbegier, Freiheitsgebrüll schwirren, als ob diese Rasenden, die nicht mal eine Weide ihr eigen nennen, nicht frei genug wären! Es kommt zu krassen Kränkungen des Eigentumsrechts, Körperverletzungen und schließlich zu geschlossenen Überfällen auf die Dörfer. Da ist das Maß voll, die Jungen müssen fort, bevor sie zu stark werden, heraus aus der Harde mit ihnen. Sie gehen auch ganz gutwillig — — wären die Alten nur schon etwas früher auf diesen guten Gedanken gekommen!

Auf ihrem Weg nach Norden begegnen die Zugvögel dem Auswandererzug, der in die entgegengesetzte Richtung strebt, eine Schar von Hunderten, die unterwegs andere Banden aufsammeln und zu Tausenden anwachsen, junge Krieger zu Fuß und zu Pferde, Frauen, Kinder und Hausrat auf den laut knarrenden Ochsenkarren, Vieh und was man ihnen sonst an Erbteil gegönnt hat, kommt durch den Wald hinterdrein, in einer langen, schwer vorwärtsarbeitenden Prozession. Der Hammer ist über die vogelfreie Gesellschaft geschwungen, der alte Eichenbaumgott steht ihres Abzuges zu Ehren im Hain mit Blut besprengt, und der Opferpriester wischt sich mit einem Seufzer der Erleichterung den warmen Nierentalg aus den Mundwinkeln.

So hat die Urbevölkerung an der Ostsee, in Skandinavien und Deutschland ihre Überschüssigen fortgeschickt; ihr späteres Schicksal, Ansiedlerleben und Auswachsen zu einem Volk, Zusammenstoß mit Fremden und erneuter Aufbruch, bis sie sich, wie nach einem gemeinsamen Gesetz, in den Mittelmeerländern verlieren, hat den Stoff zu dem ältesten Motiv, der Stammythe, in der Geschichte unserer Vorfahren gegeben, bis in so ferne Zeiten, daß jede Überlieferung ausgelöscht ist.

In einer verhältnismäßig neueren Zeit ist das Auswanderungszentrum nördlicher verlegt worden und findet überwiegend von der Küste aus statt, die Frühlingskinder tun sich zusammen und verlassen die Heimat zur See. Von den Schären in Schweden, von dem offenen Meeresstrand in Norwegen und von den Förden der niedrigen, dänischen Inseln laufen Schiffe mit der jungen begehrlichen Mannschaft aus, die ihre Sonnenträume mit

Berichten von den Herrlichkeiten des Südens vermengt haben. Das Motiv, mit dem sie sich in die Geschichte einschreiben, ist das alte, die Sehnsucht, die Erweiterungskraft des Gemüts, die sich in Generationen von Meerumseglern und Weltentdeckern fortsetzt, aber nie das Ziel ihres Strebens zu sehen bekommen hat. Denn obgleich die Alten große Wirklichkeitsmenschen waren, lag ihr Leben doch in ihren Träumen. Darum ist das, was für sie Kampf ums Dasein war, für uns Poesie geworden.

So ziehen sie aus nach dem Lande der Verheißung und kehren, wie unsere Kindheit, nie zurück.

Der Kiebitz aber hat sie ziehen sehen, hat auf seiner Anhöhe gesessen und geschrien, ist hoch geflogen und wieder herabgetaumelt, untröstlich, wie der Kiebitz seither jeden Frühling über öde, nordische Felder fliegt und über vergangene Jugend klagt, über die Jugend, die fortgezogen ist.

## Auf Seeland

Die seeländischen Jungen standen in hellem Aufruhr. Sie waren zu zahlreich und immer hungrig. Außerhalb der bewohnten Orte trieben sich ganze gesetzlose Schwärme von jungen Leuten herum, die ihre Heimat verlassen hatten und wie Wilde im Walde lebten, wo sie nachts oben in den Bäumen schliefen, oder sie trieben sich auf dem Wasser herum in roh behauenen Holzstämmen, die sie nach Art entschwundener Zeiten mit Feuer ausgehöhlt hatten. Die Alten, die natürlich in erdfesten Häusern wohnten und in ordentlichen, klinkgebauten Boten fuhren, schüttelten die Kopfe über ihre Nachkommen, die, statt Fortschritte zu machen, zum Urzustand zurückzukehren schienen.

Der Sommer war die große Zeit der Junqen und die sorgenvolle der Alten in bezug auf ihre Nachkommenschaft, monatelang sahen und hörten sie nichts von ihnen, außer wenn Gerüchte gingen von Unbändigkeit und Unglücksfällen. Im Winter trat eine Art Waffenstillstand ein, dann kamen die Jungen nach Hause geschlichen, um einige Zoll gewachsen und mit einem düsteren, verschlossenen Wesen. Solange noch etwas in den Vorratskammern war und eine Ecke in der Asche für die Nacht, waren die Alten zu gebrauchen. Jeden Frühling aber brach der Krieg von neuem aus.

In einer Harde auf Seeland plünderten die Jungen eines Frühjahrs ihren eigenen väterlichen Boden und belagerten die Dörfer; eine Keckheit, die, wenn auch grob, doch zum Lachen gewesen wäre, wenn sie sich nicht einer Todsünde schuldig gemacht hätten, Gewalttätigkeit gegen die Götter, wodurch sie den Alten unersetzlichen Schaden zufügten und sich selbst zu Ausgestoßenen machten.

Die Harde lag an der Ostküste von Öresund, wo die Gegend in der Vorzeit weniger gerodet und behauen war als die Landschaft um den Ise-

fjord herum. Der Wald war hier so zusammengewachsen und dicht, daß die Wildnis eine natürliche, unbestimmbare Grenze gegen andere Landstriche landeinwärts bildete. In den Ausläufern des Waldes, die sich ganz bis zum Strand hinunterzogen, waren Lichtungen mit Dörfern und großen Gehöften, deren Bewohner Vieh im Walde hielten und etwas Ackerbau trieben. Längs der Küste lagen Fischerdörfer, deren Bevölkerung Heringe im Sund fischte und Handel damit trieb. Die Strandbewohner standen in lebhaftem Verkehr mit der Umwelt, mit den Schonen auf der anderen Seite des Sundes und mit Fremden von noch weiter her, es war ein altes, wasserfahrendes Volk, das schneller mit neuen Dingen in Berührung kam, als die seßhaften Leute tiefer drinnen im Lande.

In dem Tal, das vom Sund längs des jetzigen Mühlenbaches bis zu den Lynby- und Fureseen geht, lagen viele alte Gehöfte, und hier, ein Stück den Bach hinauf, hatte die Harde ihr Dinggericht, hier lag der heilige Hain der Götter, Weiha, und hier wohnte der Großbauer, der Erste der Harde, der die Opferfeste leitete. Die Einwohnerschaft hier war uralt. Die Bauern hielten unentwegt an dem Götterkultus und der heiligen Handlungen fest, die seit undenkbaren Zeiten von ihren Vorfahren überliefert waren. Es bestand ein sehr einfacher und alter unantastbarer Pakt zwischen den Göttern und den alten unabhängigen Geschlechtern; die Götter gaben Wetter und Wachstum, und die Bauern, die die Erde durch deren Wohlwollen besaßen, zeigten sich durch entsprechende Opfergaben an Vieh und Früchten erkenntlich, bei besonderen Gelegenheiten auch durch einen oder mehrere Menschen. Bei den Göttern war Pferdefleisch sehr beliebt, zum Segen der Bauern, die es nicht weniger schätzten, und da die Götter sich mit einer Bowle Blut zu begnügen pflegten, fiel den Bauern der Rest zu. Selbstverständlich aber durften nur die, die zu den vornehmen Geschlechtern gehörten, Pferdefleisch essen.

Große Ereignisse, wie Könige sie betrieben, waren noch nicht in die Gegend gekommen. Man lebte das Leben der Bauern und forderte das Meer in aller Bescheidenheit heraus. Aber man folgte den Geschehnissen in der Welt, und landete ein Handelsmann mit seinem Schiff an der Küste, dann strömte alles herbei, weniger um zu handeln, als um frische Neuigkeiten von draußen, wo sich etwas ereignete, zu hören. Während der langen, schwermütigen Winterabende, wenn die Leute um das knackende Feuer saßen, die Frauen mit ihrer Arbeit beschäftigt, während ein Horn mit Bier oder Met zwischen den Männern die Runde machte, die eine Speerstange schrabten oder ein Netz flickten, dann war der Erzähler, der herrliche Mann mit der Gabe des Gedächtnisses, der Mittelpunkt der Versammlung, besonders wenn es ein Wandersmann war mit neuen Künsten und dem etwas fremden Klang in der Aussprache, der wie süße Zauberei

in das Ohr des Eingeborenen klingt. Dann kreisten Sagengeschichten und die eigenartig starken Weisen, die einen Mann ganz wild machen konnten, von Königen und Helden und fernen Reichen, Rolf Krake, Sigurd Faarnesbane, bis das Feuer die ganze Stube zu füllen und aus der Glut blendende Erscheinungen in den Rauch unter der Decke zu springen schienen.

Äußerst im Kreise der Lauschenden, wo der Feuerschein kaum mehr hinreichte und die wilden Züge nur ganz schwach beleuchtete, brüteten dann die Knaben. Sie hingen an den Lippen des Erzählers, so daß ihr Gesicht, ihnen selbst unbewußt, in Bewegung war und wie ein Spiegel alles wiedergab, was sie hörten, sie wagten kaum mit den Augen zu blinzeln, aus Angst, daß ihnen etwas entgehen könne. Die Welt des Feuers war über ihnen, sie schauderten, daß es ihnen aus den Haaren knisterte. Die Windstöße im Rauchloch über ihren Köpfen war wie das Prusten des Wunderpferdes, von dem sie gerade erzählen hörten, wenn es durch die Luft galoppierte.

Es war zu Regner Lodbrogs Zeiten. Und wenn der Erzähler zu ihm kam, dann veränderten die Jungen ihre Stellung, seufzten tief auf und hingen wie versteinert an dem, was sie jetzt zu hören bekommen sollten. Der Feuerschein lag in ihrem starren Blick, die Nasenflügel blähten sich, und mit dem Duft aus dem Methorn, der wie ein Mitsommerstag war, voller Blumen und Bienen, und mit dem Geruch des brennenden Holzes, das wie der Wald selbst war, der Wald, wenn die Sonne Harz aus den grünen Bäumen schwitzte, ja, im Verein mit Feuer, Wald und Sommer, der, wenn auch fern, doch in ihrer Nase war, tranken sie die Erzählungen vom König, dem unvergleichlichen Seefahrer und Helden.

Auch die Alten hörten mit Vorliebe vom König Regner, alle Erzählungen von ihm waren Wirklichkeit, noch dazu aus ihrer eigenen Zeit und aus Kreisen, die man kannte, obgleich der Glanz des Abenteuerlichen darüber schwebte. Man wußte nicht was spannender war, die Berühmtheit und die glänzenden Kriegertaten des Königs in fremden Landen, seine persönlichen seltenen Fertigkeiten, oder seine vielen berühmten Liebeshändel. Allein auf Seeland sollte er ebenso viele Kinder haben wie Nächte im Jahr! Den jungen Burschen gefiel es gar sehr von König Regners Weiberliebe zu hören, wenn sie mit den Mädchen am Feuer Nüsse knackten, und fand man zwei Kerne in derselben Nuß, dann hieß es sogleich: wollen wir beide ein Paar sein? Der Bierkrug kreiste schneller, die Männer wurden durstig und die Mädchen saßen mit niedergeschlagenen Augen und bekamen eine Menge gesponnen, wenn von den unzähligen Mädchen die Rede war, die König Regner Lodbrog betört hatte.

Die meisten Erwachsenen hatten den König einmal gesehen, als er vor einigen Jahren in der Harde zu Gast gewesen, und das war ein Erleb-

nis, das man nie vergaß. Selbst in den unterirdischen Hütten der Sklaven sprach man mit hellerer Stimme von König Regner und es war, als ob ein Schimmer auf den schmutzigen Gesichtern zurückgeblieben war, nachdem man sich in seiner Schönheit gebadet hatte.

Auf die Knaben aber wirkte König Regner Lodbrogs Ruhm mehr als eine bloße Sage, er steckte an, ging ihnen ins Blut. Sie wollten auch Helden sein. Sie wollten nichts anderes sein und versäumten keine Gelegenheit, um zu lernen, was nach ihrer Meinung dazu gehörte.

Es galt, sich abzuhärten. Sie versuchten sich gegenseitig die Augenbrauen mit ihren Holzschwertern abzuhauen und gingen aus dieser Mannesprobe mit gebrochenen Nasen hervor, ohne eine Miene zu verziehen. Die einzige Sünde war Furcht, und das war eher ein Unglück, das selten bei den Jungen vorkam; alles mochte ihnen zustoßen, nur nicht die blasse Gemütsstimmung, in der man zu handeln unterläßt, die kannten sie nicht. Durch halsbrecherische Wagestücke, denen nur die Tauglichen gewachsen waren, wurden sie eine auserwählte Schar. Sie hatten ein Spiel, bei dem es galt, von Baum zu Baum durch den Wald zu entern, ohne jemals den Boden zu berühren; glückte es einem nicht, dann war er abgetan und konnte in sein Dorf zurückkehren wie der Ausgestoßenste zwischen Ausgestoßenen.

Je größer sie wurden, desto lebensgefährlicher wurden die Mannesproben, schließlich wurde das Spiel schrecklicher, als wenn es Ernst gewesen wäre. Eines Sommers erhängten die Jungen sich frischweg, um zu zeigen, daß sie es wagten und um „das Sterben zu lernen", es wurde zu einer reinen Epidemie, bei der man sich ohne viel Zureden aufknüpfte. Ein ganzer Teil starb bei dieser wahnsinnigen Übung, auf die nur Knaben verfallen konnten; und die, die dabei umkamen, hatten ja keinen Nutzen von der harten Schule, die sie durchmachten, aber soweit reichten ihre Gedanken nicht, wenn sie sich den Strick um den Hals legten. Für die Überlebenden aber wurde das Spiel von sehr gefährlicher Bedeutung, es übte sie in der sorglosen Verachtung von Menschenleben. Ihre Zahl hatte nie eine Rolle gespielt, im Gegenteil, sie war eine Schuld, man hatte ihnen immer vorgehalten, daß sie zu zahlreich seien. Und sterben – ja, das hatten sie jetzt gelernt. Erst kam das Blut, und dann wurde man kalt und konnte keine Luft mehr bekommen. Einige lachten merkwürdig und erschauerten, als ob sie gekitzelt würden, andere zuckten nur etwas mit den Beinen, das war gar nicht schwer.

Im übrigen hatten die Knaben keine Vorstellung vom Tode als von einem plötzlichen Abschluß des Lebens, die Kameraden, die umkamen, verschwanden ja nicht im selben Augenblick, sie existierten noch eine Zeitlang als Leichen, selbst wenn sie eine unheimliche Veränderung durchmachten.

Ja, wenn nur noch die Knochen übrig waren, so blieb er doch noch immer „unser Freund", und hatte man ihn besonders gern gehabt, dann bekam sein Schädel einen Platz im Kreise und wurde mitgeschleppt, wenn die Horde etwas vorhatte, wobei man dem toten Bruder einen Anteil gönnte.

Daß die alten seßhaften Heiden auf ihren Höfen das Zeichen des Hammers machten, wenn sie ein seltenes Mal Einblick in das Treiben der Waldjungen bekamen, wird man begreiflich finden. Das sorglose Umgehen mit Menschenleben gefiel ihnen nicht.

Zu den kriegerischen Übungen der Knaben kam der Hunger, und der war ein häufiger Gast in der Gegend, ob nun die Ernte fehlgeschlagen war oder man Pech mit dem Vieh gehabt hatte. Sie waren hungrig, auch ohne Hungersnot, und aßen was sie sahen.

Auf diese Weise hatte die Schar sich zu einer Gefahr für die ganze Harde entwickelt. Viele von ihnen waren nicht mal mehr Kinder, sondern lang aufgeschossene Burschen, die nicht die geringste Lust zeigten, sich den Erwachsenen in den Wohnstätten anzuschließen; reine Riesen waren dazwischen mit Ochsenkräften und Seelen wie Lerchen, träge, lebenslustig und auf du und du mit dem Tode.

Es waren übrigens nicht nur Knaben in der Horde, sondern auch Mädchen, abgehärtete Wesen, die Gnade vor den Augen der Knaben gefunden und die Prüfungen mit ihnen ausgehalten hatten. Sie gediehen im Walde, wuchsen erstaunlich schnell aus dem Kinderröckchen heraus, in dem sie vom Hause fortgetrippelt waren, sie wuchsen wie Haferhalme im Freien, schließlich saß ihnen der Rock nur noch wie der Rest eines Wickeltuches um den Leib, aus dem sie nach unten und oben mit langen, wettergebräunten und behaarten Gliedern herausgeschossen waren. Ein einziger Sommer machte, daß sie als Weib aussprangen, ihr Gang wurde zögernd, und sie bekamen den rätselhaften, einsamen Blick.

Jetzt wurde alles anders. Die Mädchen, die man früher nur unter der Voraussetzung geduldet hatte, daß kein Unterschied da sei, wurden mit Fleiß über jede Gleichheit mit anderen emporgehoben. Dieselben, die früher der Nachtrab gewesen waren und umherirren mußten, um die Knaben aufzufinden, wenn sie an ihren Spielen teilnehmen wollten, brauchten nur in aller Gemütsruhe irgendwo zu sitzen, um Gesellschaft zu bekommen und der Mittelpunkt zu werden. Die Knaben fanden sie, wo es auch war, tauchten zu Dutzenden auf und machten sich durch Tapferkeit und Geschenke beliebt; Bienenkuchen, Vogeleier und andere schöne Dinge häuften sich im Schoß der Mädchen und die edlen Knaben zeigten, in einem plötzlichen Durchbruch, neue und blendende Farben in ihrem Wesen. Ach, was hatten sie für eine sanfte, sanfte Stimme, wie Vogelgesang – es sei denn, daß der Nachbar ihnen zu heftig warb, dann brachen sie in ein

nichts weniger als nachtigallenartiges Gebrüll aus, das eine sofortige wirbelnde Balgerei zur Folge hatte. Die frischentfaltete Jungfrau aber saß zufrieden und würdig im Grase, verzehrte ihren Honig und sah den Kämpfenden zu. Es kam vor, daß einer mit gebrochenem Rückgrat auf der Wahlstatt liegen blieb, während die Gesellschaft nach einem anderen Platz im Walde zog, wo es dem Mädchen behagt hatte, sich niederzulassen und den Kunststücken eines ganzen Knabenschwarms zuzuschauen, die ihretwegen ausgeführt wurden. Man stürzte sich von Bäumen herab und tauchte bis auf den Grund des Meeres. Man hielt langsame, unmenschliche Qualen aus, um sich vor ihren Mädchenaugen mit den schönsten Tätowierungen zu zeigen, und kratzte sie wieder mit Sand aus, wenn sie nicht zu gefallen schienen. Der Gegenstand all dieser Auszeichnung aber ging in stiller Gemütsruhe einher und wuchs als Weib, es begriff im Grunde seinen Wert nicht, aber erfaßte seine Bedeutung, da alle Welt sich bis zur Todesverachtung um seine Gunst stritt. Sein Schicksal reifte wie von selbst, während es zusah; einer der großen Jungen ging schließlich so lange und ausdauernd mit Geschenken, Schlägereien, Todesverachtung und anderem voran, daß die übrigen sich dem Mädchen nicht mehr zu nähern wagten. Dann gehörten die beiden zusammen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß alle Mädchen Schönheiten waren; bei den meisten war das Geschlecht alles, was sie besaßen. Aber andererseits war auch keine ganz ohne Liebreiz. Eine hatte prachtvolles Haar, eine andere schöne Zähne, eine dritte die hübschesten Beine und weiter nichts, und andere wiederum entbehrten alle diese Vorzüge, hatten dafür aber ein liebes Augenpaar, in dem alle Glückseligkeit des Erdenreichs verborgen lag. Wie dem auch sei, in dem Sommer, wo sie anfingen so schwer zu werden, als seien ihre Herzen Schalen, die überzufließen drohten, war immer einer da, der just für den schönen Zug, den sie ihr eigen nannten, leben und sterben wollte. Und gab es eine, die gar keine Gaben von der Natur bekommen hatte, keinen Mund, kein Haar, nicht mal ein paar ansehnliche Beine, nur Unschönheiten, armselige Augen und Sommersprossen bis an die Zähne, alle traurigen Reize der Kletten und Brennesseln, ja, dann fand sich doch einer, der mit ihr gehen wollte, wenn sie ihren Sommer bekam, einer, der sie Schande halber prügelte, nur um ihr nah zu sein, der aber heimlich mit ganzer Kraft von der heißen Dankbarkeit dieser armen Seele abhing.

Ein einzelnes Mal aber kommt es vor, daß ein Mädchen alle Gaben der Schönheit in ihrer Person vereinigt. An ihr hat die Natur, die dem gibt, der hat, alle Vorzüge an Körper und Geist verschwendet, ein Anlauf zum reinen Menschen, der sonst nur in den Träumen der Menschen vorkommt.

Ein solches Mädchen wuchs in der Horde auf. Sie nannten sie Gevn. Sie hatte schönes Haar und einen lieblichen Mund, Zähne wie Quellwasser und ein Gesicht wie wilde Rosen, sie hatte lange, runde Glieder, so fehlerfrei und frisch wie junge Weidenschößlinge, die während eines einzigen Sommers in einem Stück in die Höhe gewachsen sind; alle Glückseligkeit des Erdenreichs lag in ihren betauten Augen und sie bewegte sich, als wäre ihr Herz eine Schale, die bis zum Rande mit den Wundern des Lebens gefüllt sei. Keine war so gut, so still und so froh wie sie. Während das Verhältnis zwischen den Knaben und den anderen Mädchen, selbst den frommsten, eine gewisse unterdrückte Stimmung von Raub bewahrte, wo alles erlaubt war, was sonst zwischen den einzelnen Geschlechtern nicht als anständig galt, Überrumplung, jede Art von Treulosigkeit, fühlten alle, daß Gevn über diese Umgangsformen erhaben sei, sie war so unfaßbar ehrlich und freimütig, daß keiner das Herz hatte, treulos gegen sie zu sein. Es war keine Spur von Krieg in ihrem Wesen, aber sie war so stark wie eine junge Kuh, und wollte jemand sie gegen ihren Willen mit sich ziehen, dann wurde sie störrisch, lachte zuerst unaufhörlich, schlug aber schließlich so hart mit ihren runden Händen, daß man sich schämen mußte, und ließ man sie noch immer nicht los, dann wurde sie böse, bekam plötzlich heiße Augen und brüllte häßlich, und dann war es keiner menschlichen Macht mehr möglich, sie zu halten. Man konnte mit ihr nicht wie mit einem Mann kämpfen, der natürlich mehr Kräfte hatte, aber ermüdete, und entweder siegte oder den Kampf aufgab. Sie aber gab den Kampf nicht auf und wurde auch nicht müde, die zähen Glieder blieben immer gleich zäh, und je härter man sie anfaßte, desto steifer wurde sie. Je länger der Widerstand dauerte, desto mehr geriet sie in Harnisch; wenn aber der Kampf zu Ende war, dann lächelte sie gleich wieder und trug keinen Groll, sie konnte nichts dafür, es war, als ob sie eine zweite Natur habe, die sich gegen harte Behandlung auflehnte. Mit Gewalt konnte man bei Gevn nichts erreichen.

Wie aber mußte sie gewonnen werden? Nur wenige wagten überhaupt ihre Augen zu ihr zu erheben, die meisten wurden durch die Stärke des Gefühls, das sie in ihnen erweckte, gelähmt. Ihre Schönheit beschützte sie wie eine unsichtbare, unübersteigbare Grenze. Die Luft um sie herum war mit der Süße ihrer jungen Fruchtbarkeit geladen, sie duftete wie Rasen unterm Sonnenschein wenn es geregnet hat, eine zarte Wärme ging von ihrer Haut aus, eine Wärme, die ihre eigenste war, zugleich aber die nährendste der Welt; jeder, der ihr so nah kam, daß er sie spürte, wurde ganz still, konnte sich bei dem Reichtum, der dadurch in seine Seele einzog, nicht rühren.

In dem Sommer, als Gevn sich als Weib entfaltete, wurden die großen

Jungen Männer. Ihre gewohnten, blendenden Werbekünste waren hier nicht am Platz, nur die Schlechtesten, die keinen Sinn für Gevns Wesen hatten, setzten das Leben ihretwegen für eitle Kraftproben ein. Nein, es gehörte mehr dazu, eine ganz neue Form fürs Leben, Auszeichnungen, von denen noch keiner geträumt hatte. Natürlich gab es zuerst einen Kampf zwischen den Größten und Mutigsten, um überhaupt Zutritt zu ihrer Gesellschaft zu bekommen, und das war ein Kampf ohne Gnade oder Rücksicht, bis er entschieden war; Gevn bekam nur die Stärksten zu Gesicht. Zwischen denen wurde wieder ein Daseinskampf ausgefochten, bei dem alle zartesten Kräfte der Seele entfaltet wurden. Sie war das Ziel, das den Willen bis zum äußersten abhärtete. Alle erstrebten sie, jeder auf seine Art und Veranlagung, nie war eine solche Spannung in der Horde gewesen; immer weniger konnten sich auf der Höhe halten und schließlich waren nur noch zwei übrig, die noch nie besiegt worden waren. Zwischen ihnen wurde der letzte entscheidende Kampf ausgefochten, ein großes Ereignis im Stamm, das damit endete, daß der eine sich für überwunden erklärte. Sieger wurde ein Junge, der ebenso wie Gevn alle die Eigenschaften in sich vereinigte, die sonst unter den vielen verteilt waren; er blieb allein übrig. Germund hieß er.

So wurden Gevn und er ein Paar.

Nach dem Kampf wurde Germund der erklärte Anführer der Schar. Und er verstand es, der allgemeinen Gesetzlosigkeit Richtung zu geben. Unter seiner Führung begannen die Knaben im Walde sich zu einem Volk im Volk zu sammeln. Das Kinderdasein war zu Ende, etwas Neues mußte geschehen.

Von Germund ist im übrigen zu berichten, daß er von einem der Gehöfte in der Harde stammte, seine Eltern aber vergessen hatte. So weit er zurückdenken konnte, hatte er im Freien gelebt, hatte alle Grade in der Knabenschar durchgemacht, sich jeder Art von Tod ausgesetzt und sie überlebt. Er war der Rücksichtsloseste zwischen seinen Altersgenossen und hatte den schnellsten Kopf. Seinem einzig dastehenden Glück war es zu verdanken, daß er überhaupt noch am Leben war, alle Gefahren der Kindheit hatte er hinter sich, nicht ein einziges Mal war er zurückgescheut, wenn es etwas zu wagen gab. Das Glück folgte ihm, und wie es schien, ihm allein, mit einer wunderbaren Ausdauer. Erhängte er sich, brach der Ast, und hielt der Ast, dann riß der Strick; der Tod wollte ihn nicht durch Erhängen haben. Fiel er von dem Gipfel eines Baumes herab, erschlug er einen Feind, der unten stand und sich über seinen Fall freute, und kam selbst unbeschädigt davon. Lief er einem Bären geradeswegs in den Rachen, hoffnungslos verloren, zeigte es sich, daß es ein uraltes, zahnloses Tier war, das vergeblich auf ihm kaute, ihn nur zwischen den knorpeligen Gaumen

klemmte, bis Germund sich totlachte über diese verfluchte Kitzelei. Auch der Sund wollte ihn nicht haben, er hatte Schiffbruch erlitten und war anscheinend manch liebes Mal ertrunken, das Meer aber hatte ihn immer wieder herausgegeben. Fallgruben im Walde, wo andere sich aufspießten, wilde Tiere, Hängemoore, Kreuzottern, Fehlschüsse, das erste Wintereis, das jedes Jahr sein Opfer forderte, alles, alles hatte er probiert und war glücklich davongekommen, erfahren wie kein zweiter, mit mancher Narbe, aber unerschüttert, immer gleich dummdreist und bereit alles noch einmal durchzumachen und noch mehr dazu.

Was Germund vor anderen voraus hatte, war seine unglaubliche Schnelligkeit. Es war, als ob er sich unsichtbar machen könne; wenn er jemanden angriff, konnte man ihn kaum sehen, so blitzschnell war er in seinen Bewegungen. Wenn er um sich haute, war es wie ein blendender Nebel, in dem nicht ein, sondern hundert Blitze aufeinander blitzten. Er zeigte seine geballten Fäuste nicht erst, prophezeite seinem Gegner nicht lange Tod und Unglück, sondern wandte ihm schon nach vollbrachter Tat den Rücken, bevor jemand wußte, daß er überhaupt angefangen hatte. Etwas überlegen? Er hatte überlegt, war bereits fertig! Die Entschlossenheit lag in ihm wie ein stets bereiter Blitzschlag; diese angeborene Schnelligkeit ließ ihn zu jeder Tagesstunde den Tod herausfordern, war aber gleichzeitig die Ursache seines Glücks. Man versuchte ihm diese Schnelligkeit abzulernen, war so geschwind, daß man zu früh kam, und wieder war es Germund, der triumphierte! Er wurde von allen bewundert und gefürchtet.

Es stand eine Eiche im Walde, ein gewaltiger Baum mit weitverzweigten Ästen, von jeher der Versammlungsort der Horde, die hier bei Tage Rast zu halten und nachts im Baum zu schlafen pflegte. Er hatte so viele bequeme Winkel, verstand einen Ast so gut zu runden, daß man das schönste Nest darin finden konnte. Da war immer ein Gezwitscher von Vögeln und wilden Kindern, die mit der Sonne erwachten, der ganze Baum erzitterte bis in die äußersten Zweige, als ob er sich vor Lachen über das versteckte Leben, das sich in seiner Krone rührte, schüttelte. Nachdem aber Germund alle aus dem Felde geschlagen hatte, wohnten Gevn und er dort allein.

Eines Tages kam Germund zu der Erkenntnis, wie teuer der Baum ihm sei, er sah plötzlich die große Eiche vom Gipfel bis zur Wurzel wie ein seltsam schönes Wesen, für das er noch nie Sinn gehabt hatte, es fiel ihm auf, daß es solchen innig guten Baum nicht noch einmal gäbe, er lebte ja auch auf seine Art, und war von derselben schönen Luft umgeben, die auch Gevn einhüllte.

Der Baum stand in einer Lichtung auf einer Anhöhe, mit einer weiten, weiten Aussicht über den Sund ganz bis nach Schweden hinüber. Wie

oft hatte Germund von einem der höchsten Äste einen schaukelnden und luftigen Blick über die weite Welt genossen und irgendein geheimnisvolles Schiff verfolgt, das mit allen Rudern gegen den Strom im Sund anstrebte.

Er kannte die rundkuppeligen Waldlinien, die die Lichtung einschlossen und sich mit schattigen Toren öffneten, von denen verzweigte Buchen sich wie Säulen abhoben und wo sich hin und wieder ein Hirsch mit langsam wiegendem Geweih zeigte; er kannte das alles wohl, hatte nie etwas anderes gekannt, und doch berührte es ihn jetzt wie etwas ganz Neues. Eine Weihe über seinem Kopf, der Sund, der dort draußen mit blauen Wogen schritt und in dem Nebel verging, der Schonen verhüllte, das Wildschwein, das sich im Gras trollte, das alles war zu einer Welt, nicht mehr um ihn, sondern in seinem Herzen geworden.

Gern war es, die in alle lebenden und leblosen Dinge übergegangen war, er fühlte, ohne es zu verstehen, daß sie Wald, Himmel und Sund sei, die Erde hatte ihre Freundlichkeit, selbst in Blumen und Gräsern war eine sanfte Seele, der sie ihre Güte entliehen hatte.

## Die Götter stürzen

Nach einem langen Winter, wo die Vorräte aufgezehrt waren und ein allgemeines Fasten die Gemüter grimmig gestimmt hatte, besonders die der Jugend, die im Wachsen war und Nahrung haben mußte, fand der Überfall auf die Harde statt.

Ernste Unruhestiftungen waren vorangegangen. Den ganzen letzten Teil des Winters war die hungrige und erregte Jugend bald hier bald dort, wo sie versteckt gehaltene Lebensmittel vermutete, aufgetaucht. Sie kamen zu Scharen und zeigten mit einer kurzgefaßten, alles fressenden Gebärde auf ihre Zähne; verweigerte man ihnen etwas, drangen sie mit Gewalt ein, durchsuchten die Häuser und zogen mit dem, was sie fanden, ab. An einigen Stellen versuchte man sie mit Heringen abzufinden, die einzige Nahrung, die nie ausging, aber dieses Angebot behagte ihnen nicht. Heringe – die Jungen brüllten geradezu, wenn man Heringe auch nur nannte, schrien im Chor durcheinander, um den, der von Heringen redete, zu übertäuben. Brot wollten sie haben, sie wollten lieber eine Handvoll ungemahlenes Korn kauen, als Berge von gesalzenen Fischen; der Winter war entsetzlich lang gewesen, sie waren bis ins Herz hinein salzig geworden, ihre Adern dursteten nach Kernen, nach etwas Süßem, etwas was nach Sonnenschein und Grün schmeckte. Selbst über geräucherte Schinken, den Schatz der Hütten und eine große Seltenheit in jenem Jahr, rümpften sie die Nase und prügelten zum Spaß den Bauern, der ihnen nichts anderes geben konnte, mit seinen eigenen Schafskeulen, als ob es Knüppel und keine

Göttergaben wären. Frisches Pferdefleisch wollten sie haben, her damit! Hatte man je etwas Ähnliches gehört? Es war ein stehender Witz bei ihnen von Pferdefleisch zu reden, als ob es ihre tägliche Kost sei, obgleich sie wußten, daß sie es nie zu schmecken bekommen würden!

An einigen Orten, wo die Leute mannsstark waren, bekamen die Unruhstifter Prügel und wurden vertrieben. Scharmützel mit Verlusten von Menschenleben auf beiden Seiten fanden auch hin und wieder statt. Die Jugend wurde schlimmer und schlimmer. An den kalten Abenden um die Tag- und Nachtgleiche, wo das Kommen des Frühlings sich bis ins Hoffnungslose hinzog, hörte man sie vor den Gehöften mit rauhen Knabenstimmen, durch die Todesverachtung und rasender Selbsterhaltungstrieb klang, johlen, und man mußte mit blanker Waffe auf sie einhauen, um sie sich vom Leibe zu halten. Doch hüteten die Älteren sich, sie mehr als notwendig zu reizen, die Zusammenstöße fanden wie zum Scherz statt, mit groben Späßen auf beiden Seiten, selbst wenn es zum Blutvergießen kam; denn nahm man sie ernst und ließ sie fühlen, daß sie unehrlich handelten, dann wurden sie beleidigt, und eh man sich versah, hatte man den roten Hahn auf dem Hof sitzen; es juckte den Knaben in den Fingern nach Feuer.

Endlich aber wich der lange, unheimliche Winter. Es kam wieder Licht in die Luft, man entdeckte Dinge im Hause, die man Monate lang einfach nicht hatte sehen können. Halbjähriger Schmutz in den Winkeln des Gesichts fiel ins Auge, man entdeckte, daß das Haar lang geworden und zu einer festen Masse mit dem Fett der Tierhäute und dem Lehm, der von den Wänden herunterrieselte, zusammengeklebt war; erst jetzt, wo das Licht wieder kam, erfaßte man, wie lang der Winter gewesen und wie übel man zugerichtet worden war.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel und begann Wärme zu spenden. Die Allerältesten kamen aus den Hütten hervorgekrochen, wo sie sich in Rauch und Dachtröpfeln krumm gesessen hatten, versuchten die Kniekehlen zu strecken und richteten die erloschenen, rußgeränderten Augen auf die Sonne. Ach ja, er da oben war wiedergekommen, wärmte noch einmal alte Augen, die der Winter blind gemacht hatte. Überall an den Südseiten der Hütten hörte man es vorsichtig husten und schnupfen, es war Großvater, der auftaute und ohnmächtig zu ihm, dem Wiederkehrenden und Ewigen hinaufweinte.

Frühling!

Als das Eis auf dem Sund geschmolzen war, verschwanden die Jungen spurlos aus der Harde. Sie waren wie weggeblasen und es wurde so seltsam still überall. An ihrer Statt ließ der Kiebitz sich hören. Man wußte nicht recht, ob man sich über ihr Verschwinden freute, oder ob man sie vermißte. Bald sollte man über seine Gefühle Klarheit bekommen.

Eines Abends bei Sonnenuntergang bemerkten die Bauern vom Lande aus eine Reihe niedriger, verdächtig aussehender Bote, die sich anscheinend in Schlachtordnung der Küste näherten. Es blitzte draußen von Eisen, und obgleich auf dem Sund keine Segler zu sehen waren und man so zeitig im Jahr nicht auf Seeräuber gefaßt war, glichen sie doch zu sehr Landungsboten, als daß man sie unbeachtet lassen konnte. Es wurde Lärm geschlagen, das Horn gellte am Strande und antwortete aus dem Walde, in einem Augenblick war alles Tumult und Verwirrung, das Vieh wurde zum Walde getrieben, Frauen, Kinder und Sklaven denselben Weg geschickt, Hausrat in Sicherheit geschleppt; und bevor die Bote noch den Strand erreicht hatten, waren alle Wohnstätten längs der Küste verlassen, die Bauern hatten sich zurückgezogen und ihre Verteidigungsstellung im Walde vor den Schlupfwinkeln eingenommen; das war ein altes eingeübtes Manöver, das nicht viele Minuten in Anspruch nahm.

Ein einzelner Späher blieb unten am Strande zurück, von Buschwerk verdeckt und mit einer sicheren Retraite im Rücken, um die Bewegungen der Bote im Auge zu behalten. Zu seinem grenzenlosen Erstaunen zeigte es sich, daß die Angriffsflotte mit den verschwundenen Knaben bemannt war! Sie kamen in ihren ausgehöhlten Holzstämmen, waren mit Bogen und Keulen bewaffnet, einzelne mit Beilen, und der ganze Schwarm war kriegerisch bemalt, Arme und Beine mit feuerrotem Ocker und Kalk beschmiert, so daß sie schon von vorn herein aussahen, als ob sie geschlachtet wären. An der Spitze war Germund, quer gestreift, und mit einem Wildschweinfell überm Kopf. Die Wache kam ärgerlich aus ihrem Versteck hervor und rief ihnen zu, was das bedeuten solle!

Das war just, was Germund berechnet hatte. Er kam näher ohne die Frage zu beantworten, und als die Wache die Frage wiederholte und Germund nah genug war, streckte er den Mann mit seiner Keule zu Boden. Jetzt würden die Bauern im Walde vorläufig keinen Bescheid bekommen.

Der nächste Schritt war, alle Häuser und Gruppen von Hütten, die an der Küste lagen und von den Bewohnern im Stich gelassen waren, in Brand zu stecken. Sie lagen hauptsächlich zu diesem Zwecke da und waren nicht viel wert. Germund aber hatte eine bestimmte Absicht bei diesem Beginnen. Der Schwarm verteilte sich und ging ans Werk, wie der wilde Wind, eine Hütte nach der anderen loderte auf, die Bäume standen und glotzten im Feuerschein wie am hellichten Tage. Die Knaben arbeiteten unverdrossen, sie schnüffelten in die dunklen Wohnungen hinein und niesten bei dem allzu bekannten, verhaßten Geruch, der ihnen entgegenschlug, es war eine Mischung von altem sauren Rauch, nassen Häuten und Gestank aus dem Lehmboden, den man in den Hals bekam — brrr — puh — ein Fußtritt in die Asche auf dem Herd, einen Brand oben ins Dach, und

einen Augenblick später springt das Feuer heraus mit einem häßlich qualmenden Dunst vermischt – der Winter geht in Rauch auf! Die behenden Gestalten sprangen zwischen den Bäumen umher und warfen lange Schatten; sie kannten ja die Pfade und die Lage der Häuser in- und auswendig; in wenigen Minuten stand die ganze Küste in Flammen.

Germund ließ jetzt eine entsprechende Abteilung seiner Mannschaft bei den brennenden Häusern zurück, indem er ihnen befahl, ein ungeheures Kriegsgeheul anzustimmen, als ob sie zu Tausenden zählten, Scheinangriffe auf die Bauern im Walde zu machen, Handgemenge aber zu vermeiden, sie nur in ihrer Stellung zurückzuhalten und ihre Aufmerksamkeit so lange wie möglich auf den Strand zu fesseln; darauf stach Germund wieder mit dem Rest in See, ruderte schnell in nördlicher Richtung längs der Küste davon und bog in den Bach ein. Sein Plan war, um die Bauern herum zu kommen, aber nicht um ihnen in den Rücken zu fallen, nein, er hatte Vernünftigeres vor.

Der Hof, wo der Opferpriester wohnte, war Germunds Ziel. Die Dunkelheit brach herein, während sie wie wild den Bach hinaufruderten. Germunds Berechnung erwies sich als richtig, die Leute des Großbauern waren zum Walde geeilt, um sich den anderen Bauern zum Kampf gegen die vermuteten Seeräuber anzuschließen, der Hof stand leer.

Das erste, was Germund tat, war, sich die wichtigste Voraussetzung des ganzen Schlachtplans, die Kriegsgaleere zu sichern, die vor dem Gehöft im Bach vertäut lag. Es war ein altes ehemaliges Seeschiff, das, solange die Knaben zurückdenken konnten, dort gelegen hatte, schleimig an der Wasserlinie und vom Wetter gebleicht; Germund legte es mitten in den Bach hinaus und machte es segelfertig. Unter Ruderbänken und Tauen versteckt lagen Riemen und andere Gerätschaften, die die Knaben nach und nach an Bord geschmuggelt hatten; das Schiff hatte sie im geheimen den ganzen Winter beschäftigt. Dann begab Germund sich zum Gehöft. Jetzt galt es die Ausrüstung zu schaffen, Waffen und Mundvorrat.

Auf dem Gehöft waren nur einige Sklaven, die sich in die erdgegrabenen Hofgebäude verkrochen, Germund ließ Steine über die Eingänge zu ihnen hinunterwälzen und dann begannen sie den Hof abzusuchen. Waffen gab es in Hülle und Fülle, außer denen, die die Leute mit zum Walde genommen hatten, hingen noch herrliche Streitäxte und Speere in der Festhalle, die erbeutet wurden. Aber Lebensmittel gab es nicht so viel, daß ein Hund satt werden konnte! Die Kornböden waren leer, alles war entweder gegessen oder in Sicherheit gebracht worden. Die Ställe standen leer, obgleich der Mist noch warm war, Vieh und Pferde waren zum Walde getrieben. Das hatten sie nicht anders erwartet. Aber daß kein Korn da war! Wie in aller Welt sollte man ein Schiff ohne Korn ausrüsten?

Die Knaben waren nach dem harten Winter abgemagert, der Hunger saß ihnen im Kropf und ging ihnen auf die Nerven, zugleich mit der Wut über den mißglückten Raub und der Erregung über ihr Vorhaben – und plötzlich, während sie oben und unten überall suchen, steht der Hof in Flammen! Einer, der der Versuchung nicht widerstehen konnte, hat dem Herdfeuer einen Fußtritt gegeben, was nur menschlich war, jetzt aber konnte man die Leute vom Hof und die halbe Harde mit ihnen jeden Augenblick zurückerwarten! Was jetzt?

Weiha! Das Gotteshaus im heiligen Hain fällt ihnen plötzlich ein, natürlich sah es dem Bauern ähnlich, seine guten Dinge dort zu verstecken! Mit Feuerbränden in den Händen stürmen sie auf das niedrige Erdgebäude im Hain zu, ein Ort, wo sonst kein lebendiger Mensch hinzukommen wagt, besonders nicht abends. Hier hingen die Dornbüsche voll von Gehirnschalen und alten Knochengerüsten der Opfer, und in den heiligen Bäumen baumelten Reste, sowohl von Menschen wie von Tieren. Schön war es hier nicht, und noch dazu stand Todesstrafe darauf, wenn man diese heilige Stätte betrat. Ums Leben aber ging es auf alle Fälle und darum stürmten die Jungen kurz entschlossen darauf los. Die Tür zu Weiha war verschlossen, Germund rannte sie ein, und im nächsten Augenblick standen sie im Heiligtum. Ein feuchter Geruch von Erde, Ruß und verwesten Knochen schlug ihnen ins Gesicht.

Einen Augenblick stocken sie. Denn im Schein ihrer Fackeln treten die Götter aus ihrer rabenschwarzen Dunkelheit hervor, stehen im Halbkreis und starren ihnen entgegen, stumpfe Figuren, Kopf und Körper in eines gehend, mit einer Kruste von getrocknetem Blut bedeckt, die hier und da abschält, und mit großen weißlichen grünen Flecken von Schimmel an den Füßen. Einen Augenblick schwanken die Friedenstörer, es ist so totenstill hier und die unbeweglichen Götter betrachten sie so groß mit ihrem ganzen Körper, da aber schüttelt Germund Funken aus seiner Fackel, tritt vor und kommt zur Sache: „Ist hier Korn versteckt?"

Die Götter stehen so eng, daß sie den Weg versperren, und dahinter ist ein undurchdringliches Dunkel, das die Knaben kennen und das auch am Tage dort zu brüten pflegt; oftmals hat ihnen davor gegraut, wie von der Unterwelt, wenn sie hereinguckten. Germund aber möchte doch mal sehen, was hinter den Göttern ist und schwingt seine Keule auf den mittelsten, der kurzhalsig und wie zum Sprung bereit dasteht, kein anderer als Njord ist es, den der Schlag mit einem Klang von altem morschen Holz mitten auf den Bauch trifft, und er stürzt von seinem Fußstück herab.

Im selben Augenblick ertönt ein furchtbarer Schrei aus der dahinterliegenden Dunkelheit. Germund springt mit der Fackel durch die Öffnung.

sie hören einige menschliche Ausrufe, die Fackel fällt zu Boden, ein Röcheln und ein kurzer Kampf, dann fordert Germunds ganz ruhige Stimme die anderen auf näherzukommen, und als sie in den Raum hinter die Götter dringen, finden sie ihn mit den Händen um die Kehle eines Menschen! Es ist der Großbauer, oho, der Opferpriester in höchsteigener Person!

Während die anderen den Bauern halten, durchleuchtet Germund den Raum und sieht, daß nicht das geringste Eßbare da ist, nur Rasenwände, das Dach und einige alte Skelette. An Lebendem nur einige Kröten und Ohrwürmer und dann der bebende Priester, der Besitzer des Gehöfts und der erhabene Vormund der Harde, der Brave, der in die Unterwelt hinter die Götter gekrochen ist, während alle anderen zum Wald geeilt sind, um das Land zu verteidigen! Jawohl, und nicht einen Bissen hier oder auf dem Hof zu entdecken.

Da bekommt Germund einen Einfall. Er sieht, daß der Priester ein wohlgenährter, leckerer Mann in seinen besten Jahren ist, gerundet von all den Festopfern, an denen er im Namen der Götter mit den Bauern teilgenommen hat. O ja, hier haben sie gesessen und ihre heiligen Mahlzeiten abgehalten, heilig, das heißt so viel, daß Außenstehende nichts abbekamen. Der Priester ist so feist wie eine Stute, und eigentlich müßte er, da er keine anderen Nährwerte zu vergeben hat, eigentlich müßte er selbst unser Schiff morgen verproviantieren. Aber die Götter sollen ihn haben! Die armen, wurmstichigen Götter, die er betrogen hat, denn hat er nicht selbst getreulich das Pferdefleisch gegessen, das ihnen zukam und sie mit einem oder zwei Blutspritzern hintergangen — jetzt aber sollen sie ein Opfer erhalten, das ihnen den Verlust ersetzt, sie sollen ihren eigenen Opferpriester bekommen und zwar sofort! Auf dem Altar liegt das alte ehrwürdige Flintmesser, mit dem er so manches Opfer geschlachtet hat, auf den Stein mit ihm, und laßt es euch nicht kümmern, wenn er knurrt, das tut man, wenn man selbst abgestochen wird. Hier ist eine Mahlzeit für den gestürzten Njord, iß dich satt und gib uns morgen gutes Wetter! Laßt uns Feuer anmachen, damit es hier hübsch hell und gemütlich wird, und dann fort!

Wie die Nacht, die alle häßlichen Dinge mit ihrem Mantel bedeckt, und wie das Feuer, das Löcher hineinreißt, so war das, was geschah. Indem Germund seine brennende Fackel in Weihas Strohdach steckte, rannte er davon und weihte mit einem letzten Blick über die Schultern die gestürzten Götter dem Feuer.

Laute Rufe gellten durch den Wald, Hörnerblasen und Schildergetöse, es waren die Bauern, die von ihren Posten zu dem brennenden Heiligtum eilten. Da aber waren die Missetäter schon mit dem geraubten Schiff weit den Bach hinunter.

An der Bachmündung nahmen sie die Kameraden auf, die dort die Bauern zurückgehalten hatten, und vor Mitternacht befanden sie sich unter der Insel Hveen. Hier gingen sie an Land, raubten einige Schafe und ein neugeborenes Lamm aus einem Stall, und ruderten darauf mit allen Kräften in nördlicher Richtung aus dem Sund heraus, auf das offene Meer zu.

## Der Weg des Meeres

Das Morgengrauen traf sie draußen auf dem Kattegatt, wo das Schiff sich in den Wogen zu heben und auf eine Weise zu rollen begann, die keineswegs mit den Vorstellungen der Knaben von heldenhafter Seefahrt übereinstimmte. Das alte leck gewordene Fahrzeug öffnete sich im Meer und zog Wasser wie ein Binsenschuh, so daß die halbe Mannschaft von den Riemen gehen mußte, um zu schöpfen, die jungen Wikinge waren seekrank und fast zitterten sie vor Angst, weil sie so weit draußen auf dem Meer waren, eine Zeitlang löste sich alle Ordnung auf, das Schiff drehte sich um sich selbst, weil nur auf einer Seite gerudert wurde, oder krängte furchtbar, indem alle auf einmal zur Reeling stürzten. Uneinigkeit entstand, einige wollten umkehren und nach Hause, es kam zu Zänkereien und unwürdigen Auftritten – bis Germund schließlich mit der Ruderstange in der Hand von Bank zu Bank ging und die Kameraden zur Besinnung prügelte.

Germund sah das Unmögliche ein, das Schiff zu halten, aber sie mußten wenigstens den Versuch machen, Land zu erreichen. Er stellte das Rudern ein, ließ das Fahrzeug treiben und nahm so viele zur Hilfe wie nötig waren, um den Mast aufzurichten, während die übrige Mannschaft schöpfen mußte. Ein ordentliches Segel hatten sie nicht, nur ein altes geflochtenes Bastsegel, das zu einem viel kleineren Schiff gehörte, aber schließlich bekamen sie es gesetzt, und Germund ließ das Schiff vor den Wind treiben, die Götter mochten wissen, wohin, aber wenigstens kamen sie von der Stelle und nicht nach Seeland zurück, dessen nördliche Küste mehr und mehr in der Ferne versank; wahrscheinlich würden sie irgendwo in Jütland landen, vorausgesetzt, daß das Schiff so lange hielt. Seitdem alle schöpften, war die Gefahr des Sinkens nicht mehr so überhängend, obgleich das Fahrzeug halb voll Wasser gelaufen war, aber es hatte Fahrt, und man fing an aufzuatmen und sich auf sich zu besinnen.

Es war ein kalter, klarer Tag, mit nackter See; die Aprilsonne blitzte zwischen Wolken auf dem triefenden Segel, ringsherum gingen die Wogen in einem langen Galopp, alle denselben Weg, und der beißende Wind trieb sie zur Eile an. Große Entenschwärme stiegen vor dem Schiff auf, so nah, daß man das Flügelschlagen der letzten hören konnte, die Möwen hingen weiß wie Feuer in einem Strahl der Sonne, der schräg aus Wolken herabkam, der Regenbogen brach sich im Gischt des Bugspriets,

salzig und frisch und offen lag die Welt unterm frühlingskühlen Himmel. Die große freie Sorglosigkeit aber, die dazu gehört, wenn Helden auf dem Meere sind, und zu der sie alle einen kräftigen Ansatz in ihrem Herzen getragen hatten, die war anscheinend auf Seeland zurückgeblieben. Statt wie auf Schwingen über die Wogen zu fernen Eroberungen zu fliegen, standen sie bis an den Leib in eiskaltem Wasser und ließen die Eimer kreisen, schöpften eine Welt von Wasser aus dem alten lecken Trog, der eben so viel wieder einsog; keinen Schlaf in der vergangenen Nacht, keine Zeit zum Essen, und nur geringe Aussicht, die kommende halbe Stunde zu erleben – das also war das Meer!

Alle ihre Habseligkeiten, die sie mit der Umsicht eines ganzen Winters ins Schiff geschmuggelt hatten, flossen an Bord herum, kamen mit in die Eimer und wurden ins Meer geschüttet, sie schöpften alles, was Regner Lodbrog und Heldenleben auf dem Meer hieß, über Bord, schöpften ihr Inneres in die See und wären am liebsten selbst mitgefolgt, fort von dem schwankenden Sieb und auf den Grund hinunter, wo man in Ruhe liegen konnte, wenn Germund sie nicht in Atem gehalten hätte, willenlos wie sie waren, indem er sie ununterbrochen anschrie und ihnen mit einem Riemen über dem Kopfe fuchtelte.

Obgleich die Lage hoffnungslos war, stand es nicht geschrieben, daß der Kattegatt ihr Grab werden sollte, sie hatten Germund an Bord, und an sein Leben heftete sich Glück, er sollte offenbar für einen grausameren Tod aufgespart werden. Gegen Mittag bekamen sie einen Segler in Sicht, ein großes Schiff mit blau- und weißgestreiften Segeln, das hinter ihnen auftauchte und sie mit der überlegenen Fahrt, die es hatte, bald eingeholt haben würde.

Sie waren gerettet! Die Rührung war so groß, daß die verzweifelten Knurrhähne die Schöpfgefäße aus ihren erstarrten Händen fallen ließen und an zu schluchzen fingen, ein Chor von gebrochenen Stimmen erhob sich aus dem sinkenden Schiff, das fast in gleicher Höhe mit den Wogen lag, winkende Hände streckten sich dem Befreier entgegen . . .

Germunds durchdringende Stimme aber weckte sie aus ihrer Freude. Er hatte ebenso wie die anderen zusehen müssen, wie alles, woran er geglaubt hatte, ins Meer geschöpft wurde, und er, der den stärksten Glauben gehabt hatte, war nach und nach vollständig rasend geworden, er sträubte sich, daß der Traum damit endigen sollte, daß sie von einem anderen Segler aufgefischt wurden. Noch nicht – nein, jetzt war die Gelegenheit zum Kampf da. Wozu waren sie auf dem Meer? Das Schiff nehmen wir! Alle Mann an die Waffen! Und er hatte solche Gewalt über sie, daß er ihren Sinn noch einmal bekehrte, so daß auch diese Tollheit beschlossen wurde, sie kamen wirklich überein, das Schiff zu nehmen.

Es war ein großes schlankgebautes Fahrzeug, das mit weißem Schaum vorm Bug bei Fahrwind auf sie zugeschossen kam, leicht auf- und niedertauchend, und schon so nah, daß man den schäumenden Schnitt des Kiels

durch die Wogen hören konnte. An dem hellen Holz, das durch den Teer schimmerte, sah man, daß es ein neues Schiff war. Welch ein Glücksfall, ein neues Schiff hatten sie ja gerade nötig! Der Mast, eine ganz frisch entrindete Tanne, schimmerte wie Gold, die gewaltige Rahe war nagelneu, und das Segel schien sich zum erstenmal im Winde zu blähen. Jetzt tauchten eine Reihe Köpfe über der Reeling zu beiden Seiten des Vordersteuers auf, spitze, blankgescheuerte Eisenhauben mit einem Dorn über der Nase, Schilder und Speere kamen zum Vorschein — aha, glücklicherweise ein Kriegsschiff — klar zum Entern!

Das übrige ging in dem Nebel vor sich, in den große Ereignisse sich zu hüllen pflegen. Im richtigen Augenblick drehte Germund seinen Steven auf das fremde Schiff zu, ließ die Ruderpinne los und kletterte mit Kriegsgeschrei auf den Mast hinauf, von seinen Mannen gefolgt, die mit Messern zwischen den Zähnen ein unheilverkündendes Gebrüll anstimmten, und indem die Schiffe zusammenprallten, stürzten sie sich von der Takelung alle wie ein Mann auf das Schiff des Feindes herab! Fast im selben Augenblick sank ihr eigenes, dem beim Zusammenstoß der Steven eingerannt worden war.

Was jetzt folgte, war ein Beweis dafür, daß die Munterkeit von Kriegern auf dem Meere noch nicht ausgestorben war, Germund und sein Gefolge waren der Besatzung des Wikingerschiffes geradeswegs auf den Kopf gesprungen, und wurden von ihr mit ungeheurem Gelächter in Empfang genommen, im buchstäblichen Sinn mit offenen Armen! Statt mit Spießen und scharfen Schwertern, fing man sie mit den Schilden auf, damit sie sich nicht stoßen sollten, man schien über ihren Anblick entzückt zu sein, soweit man sich vor Lachen aufrechthalten konnte. Es waren lauter starke rote Kerle an Bord, alle furchtbar gut gelaunt, der Kampf der jungen Seeräuber war bald zu Ende, er wurde in Umarmungen und brüllendem Gelächter erstickt. So endete ihr erster Seekampf.

(Fortsetzung folgt)

# Der Krieg. II.

## von Moritz Heimann

Wir sind einen Monat weiter – und in keinem Lebenden, ob er mitjuble oder mitleide, hat je ein solcher Monat gewühlt. Wie es zuweilen geschieht, daß nach dem Anhören großer Chorwerke einem die Kehle weh tut, so sind wir im Kriege allesamt von Tag zu Tag, auch wir zu Hause Gebliebenen. Die Sonne scheint uns nur freundlich, weil sie den Marschierenden freundlich scheint, und der erste Herbstregen, die erste Sternenkälte zur Nacht schrecken uns nicht, weil sie ein Jahr zu Grabe singen, sondern weil sie in die Feldlager und Quartiere fallen. Wir sind so wach, daß nicht Sorge, noch Sieg uns stumpf machte; und was der Krieg ist, ja das wissen wir nun und können es nicht abschütteln. „Ich bin tapfer genug," so ungefähr lautet ein Wort Carlyles, „zu glauben, was ich weiß." Solche Tapferkeit, ein seltenes Gut in behaglichen Zeiten, wird jetzt zur allgemeinen Tugend; und ob davon auch nach der Erfüllung vieles wieder weggeschwemmt werden mag, es wird was übrig bleiben, und die Welt wird reiner sein.

Und doch bleibt ein Wort des Krieges, das letzte, in unsern Herzen ungehört. Denn wie genau wir auch hinsehen und wägen, wie klar wir auch die ungeheure Schwierigkeit erkennen, uns gegen den heißen Haß und die kalte Gleichgültigkeit einer Welt triumphierend zu behaupten, im Allerinnersten sind wir nicht erschüttert. Dort ist ein Glauben, ein Wissen, daß es mit der deutschen Zeit auf der Menschheitsuhr nicht zu Ende ist, sondern am Anfang. Ein Herr Romain Rolland möchte uns in Genüge an dem Reiche Goethes wissen, – und ahnt nicht von ferne, daß wir dieses vorgefühlte Reich Goethes erst noch zu erobern und auszubauen haben, Arbeit auf Jahrhunderte; für uns, oder für wen denn sonst? O die Toren, welche wähnen, wir seien „fertig", – weil wir fertig sind! Wir kämpfen nicht bloß, damit Deutschland eine Großmacht bleibe, sondern damit der Welt ein Segen sei dadurch, daß Deutschland eine Großmacht ist.

Die Niederlage würde uns nicht widerlegen, und also haben wir den Sieg nicht deshalb nötig, weil er uns bestätigen soll; das ist das Unterpfand unsrer Siegsgewißheit. Wir brauchen die spezielle Kriegeskraft der Gegner nicht herabzusetzen, und welche Kultur die überlegene sei, das lehnen wir zu untersuchen ab, um nicht mit einem zur Eitelkeit gewordenen Begriff ein wohlfeiles Spiel zu treiben: wir wollen die Schattierungen von Kulturfeldgrau, worein die Barbaren der bewohnten Erde gekleidet sind, nicht wichtig nehmen. Aber Heer und Kultur beiseite gesetzt, unser Volk

führt den Krieg, und als Volk ist es besser und stärker als jedes der Feinde. Das ist unser Beweis, ist unsre Gewißheit.

England — es hat die Suppe gekocht. Im Jahre 1852 schrieb Fontane aus einem Sommer in London — es wird ein langes Zitat, aber es labt das Herz; denn Geschichte zu beurteilen, war von allen Gaben Fontanes die beste: „Steht England wirklich auf tönernen Füßen? Ich glaube: ja!" — so beginnt er die Besprechung eines französischen Zeitungsartikels, und gibt dann seine eigenen Gründe für diese Antwort; was dem Riesen England droht, „es ist das gelbe Fieber des Goldes, es ist das Verkauftsein aller Seelen an den Mammonsteufel, was nach meinem innigsten Dafürhalten die Axt an diesen stolzen Baum gelegt hat. Die Krankheit ist da und wühlt zerstörend wie ein Gift im Körper, aber unberechenbar ist es, wann die Verfaultheit sichtbarlich an die Oberfläche treten wird. England in äußere, selbst unglückliche Kriege verwickelt, mag die roten Backen der Gesundheit noch ein Jahrhundert und darüber zur Schau tragen, aber das Lager von Boulogne in einer Nebelnacht zehn Meilen nördlich verpflanzt, und — der Goliath liegt am Boden. England gleicht den alten Teutonen mit ihren langen weitreichenden Lanzen: sie beschrieben einen Kreis damit und wer an den Kreis kam, der war des Todes. Aber einmal keck in den Kreis hineingesprungen, so war die Lanze kein Schrecken mehr, sondern eine Last, und das kurze römische Schwert fuhr tödlich zwischen die Rippen des Riesen. England ist ein Simson, aber erfaßt am eignen Herde sind ihm die Locken seiner Kraft genommen, und einmal gedemütigt, wird es sich schwer zu neuem Mut erheben, jener starken Dogge ähnlich, die den Kampf selbst gegen den Schwächeren nicht wieder wagt, der sie einmal besiegt. Der Engländer flieht schwer; wenn er flieht, flieht er gründlich, und der Schrecken würde panisch sein, wie zu den Zeiten der Jeanne d'Arc. Auf eignem Boden angegriffen, war diese Insel immer schwach. Die Römer, die Sachsen, die Dänen, die Normannen, allen kostete es nur eine Schlacht, um sich zu Herren und Meistern des Landes zu machen . . .

Hiesige Spießbürger . . . schwatzen natürlich, als würden sie vorkommenden Falls jeder ein Palafox sein und die Tage von Saragossa vergleichsweise zu einem bloßen Puppenspiel machen, aber wir wissens besser und wissen recht gut, auf welchem Boden das Urbild zum Falstaff gewachsen ist. Ich habe in einem früheren Briefe von der Macht des englischen Nationalgefühls gesprochen, und diese Macht ist da, aber die Klinge, die eine Eisenstange durchhaut, zerbricht umgekehrt wie Glas, und unter dem Schweiß dieses gelderjagenden Volkes rostet jene Klinge von Tag zu Tag und verliert ihren Zauber und ihre Kraft unbemerkt, aber sicher. (Seit ich das Obige niederschrieb, sind anderthalb Jahr vergangen. Die Ereig-

nisse dieser letzten Wochen* sind mir kein Beweis, daß ich damals nur Gespenster gesehen und die Dinge trostloser geschildert hätte, als sie seien. Und wenn die nächsten Tage die Nachricht brächten, daß Kronstadt oder Sebastopol ein Schutthaufen sei, wenn innerhalb der nächsten zehn Jahre Hinterindien und China zu britischen Provinzen würden, dennoch ist es wahr, daß die rätselhafte Geisterhand, die dem Belsazar erschien, auch diesem übermütigen England schon das Mene Tekel Upharsin an seine goldenen Wände geschrieben hat, und daß, wie ein Engländer selbst ahnungsvoll ausrief: ‚der Anfang vom Ende da ist.') Weder Volk noch Parlament, weder Adel noch Geistlichkeit beherrschen England, sondern die Herren in Liverpool und in der City von London. Der Handel hat zu allen Zeiten groß gemacht, aber auch klein: groß nach außen hin, aber klein im Herzen. Er kauft den Mut; er hat ihn nicht selbst, und hier liegt die Gefahr."

Fontane ist als Völker- und Gesellschaftspsychologe zu wenig und systematisch leider noch gar nicht bekannt. Im einzelnen wird von seiner Drohung manches abzustreichen sein. Ein militärischer Geist ist in England vielleicht, wenn auch vorerst mehr als Wunsch und Projekt, denn als Tatsache, im Bilden begriffen, und wie mißlich es ist, gerade in solchen Dingen seines Blickes zu sicher zu sein, das lernt sich aus der Umkehrung: ein englischer Politiker, zum Beispiel Palmerston, hätte vor fünfzig Jahren einen Narren zu hören geglaubt, wenn ihn einer unsre Kriegs- und Handelsflotte hätte vorahnen lassen. Aber das Volk kannte er, den Wollsack als Thron und die Perücke als Krone; und heute, wie immer, haben sie gegen den heiligen Mut, den not- und wesengebürtigen, nur wieder ihren „gekauften" hinzustellen. Obgleich ihre kalte Kraft aus den Kämpfen im Westen herauszuspüren ist, und wenn auch die „zehn Meilen nördlich von Boulogne" in jeder Form schwerer zu machen sind, als der fliegende Patriotismus unsrer Zivilstrategen sich träumt, sie werdens erfahren, daß der Anfang vom Ende da ist.

Und Rußland? Sein Dostojewski hat uns einen Himmel, gespiegelt in einem Sumpfe, erblicken lassen; der Himmel war tiefer, als wir Leute des Westens ihn noch zu schauen vermochten, und nirgends konnte er wiederscheinen, als vom Sumpfe her, dieser Sumpf aber ist auch seitdem nicht gereinigt. Ihr seid mehr als die paar Kalendertage zurück, ihr schreibt, im Guten und im Schlechten, unser Jahr 1300; ihr müßt in die Hinterstube und warten.

Frankreich aber – ist reif. Wenn es jede Tapferkeit hat, die Carlylische hat es nicht: zu glauben, was es weiß. Denn gesehen hat es doch auch,

* Der Beginn des Krimkrieges ist gemeint.

daß Revanche eine Phrase geworden war und daß jeder in die Höhe kam, der an diesem Phrasenklöppel zu reißen wußte. Es hat sich die Auslese seiner besten Männer verdorben, durch Revanche, und seine brauchbaren korrumpiert, durch Revanche. Keineswegs bereit, die Anekdoten, Feldpostbriefe und Stimmungsbilder alle für gutes (deutsches) Geld zu nehmen, womit unsre Zeitungen sich leider zu sehr in stilistischem Abstand von dem Generalquartiermeister von Stein halten, – daß die Franzosen nach Mülhausen mit Fuhren voll neuen Schulbüchern und Landkarten kamen, das glaub ich; auch daß sie besser für Fahnen gesorgt hatten als für Stiefel. In einer Landwirtschaft-Zeitschrift las ich von „Rosen, die einst berühmt waren, jetzt aber die Zeichen der Erschöpfung aufweisen. Sie degenerieren, so seltsam es klingen mag. So die allgemein bekannte Prachtrose La France, die heute kaum noch in einem Garten in alter Schönheit anzutreffen ist. Die Zeit und die dauernde ungeschlechtliche Vermehrung durch Veredelung, bei der die Vererbung von Schwächen und Krankheiten mitsprechen dürfte, haben die alte, liebe Rose anscheinend lebensmüde gemacht." Wörtlich und harmlos schrieb es ein Gärtner so, und zeichenhaft genug spricht es uns an! Aber wie ein schlecht geheilter Knochenbruch noch einmal gebrochen werden muß, so mag Frankreich seines Jahres 1914 noch froh werden. Wenn erst auch seine Hoffnung die beiden Provinzen verloren hat, dann wird es ein Gift aus seiner Seele los sein, wird seine eigenen Leute von früh an besser ansehen lernen und wird, wie von sich, so auch von Deutschland das Bessere wissen. Hierin ihm zu helfen gibt es auch bei uns ein paar Leute – seltene, nicht viele! –; und wenn das Reich sie nicht finden und hinschicken kann, so sollten die großen Zeitungen sie suchen und hinschicken, das Reich sie aber seiner Botschaft ehrenvoll und nahe angliedern. Ohne ungewöhnliche Mittel – und ohne an den betreffenden Stellen einstweilen ungewohnte Männer wird es nicht gehn.

Und nun, wenn wir frohmütig unser Volk über seine Feinde stellen, – haben wir, außer der Pflicht, auch ein Recht dazu? Eine jede Gans hält ihre Jungen für Schwäne. Aber wir brauchen glücklicherweise nicht der Liebe das Wort zu lassen, die uns betrügen könnte; wir brauchen nicht, um der Sorge willen, unsre Güter der Kunst und Poesie, der Wissenschaften und des Weltgedankens vors Auge zu stellen – die Geschichte lehrt, daß über solchen Gütern, so gewiß sie die höchsten sind, doch die Völker zusammenstürzen können. Die Vergangenheit Deutschlands brauchte nur die Wünsche und die Hoffnung erglühen zu lassen, seine Gegenwart erst gibt die Unerschütterlichkeit.

Wir haben verwundete Soldaten gesehn; noch immer tranken sie nicht, noch immer prahlten sie nicht. Befragt erzählten sie in folgendem Stil:

wir marschierten vierzehn Stunden, dann hatten wir eine Stunde Ruhe, dann wieder Marsch, dann Gefecht – Gefecht klingt aus ihrem Munde genau, als sagten sie: exerzieren. (Es scheint überhaupt, als ob die Menschen in den letzten Jahrzehnten, bei rapide schwindender Angst vor der Natur, immer tapferer geworden wären.) Einen versuchte ich, einen kleinen Pfiffikus, von der Sorte, die eine ganze Kompanie im Lachen hält: „Nun, war es schön?" worauf er, überquer blickend: „Schön? schön ist anders; – aber manchmal war es auch schön", und das klang so reinlich, daß man wußte: ein Held ist der nicht, aber mit seinesgleichen kann jeder General ein Held sein.

Unbestechlichkeit, in jedem einzelnen ein Grad mehr Bewußtheit vom Ganzen, in jedem viele Grade weniger von Eitelkeit – geringfügig das alles, wenn man es atomweise untersucht, macht es in der Gesamtfestigkeit so viel aus, wie der oder jener kleine Zusatz einen Block Stahl härter oder weniger hart macht.

Und um so viel weniger an Eitelkeit, um so viel mehr an Menschlichkeit. Wenn die Völker zu tun haben werden, über Haß, Lüge und Mißtrauen hin wieder die ach so zerbrechlichen Brücken ihrer Verträge zu schlagen, – unsre Soldaten, die gehauen und gestochen und Dörfer verbrannt haben, werden um keine Regung barbarisiert zurückkommen; sie werden sich in den Frieden so einfach wieder fügen, wie in den Krieg.

Das Volk ist als eine geistige Erscheinung von vorläufig undefinierbarer Art vor unserm Bewußtsein emporgestiegen. Als solche, nicht so glatthin identisch mit Kultur, gibt es vielmehr der Kultur Rätsel und Aufgabe. Vielleicht hat sich die Kultur vermessen, als sie wähnte, den Geist zum Leibe „Volk" schaffen zu müssen; vielleicht hat sie, umgekehrt, zu dem Geist „Volk" den Leib, die Form zu suchen; und besonders der Künstler mag sich hüten, daß er nicht am Ende es nur dem Gounod nachtut, der über die harmonische Bewegung des ersten Präludiums aus dem wohltemperierten Klavier seine dürftige, überflüssige Melodie hinschreibt.

Es wäre schauderhaft, zu denken, wenn nach dem Friedensschluß nur immer, wie das Wort heißt, die zerrissenen Fäden wieder angeknüpft werden sollten. Ist der Krieg „moralisch", so wird es auch die Politik sein müssen, innen und außen. Das Volk als Aufgabe, für alle Kräfte, die wert sind, sich zu regen, das ist die Aufgabe, – oder es hat sich nicht gelohnt.

Nun haben wir ja freilich vor dem Krieg an diesem selben Volk herumgezerrt und herumgenörgelt, müssen wir unsre Kritik jetzt bereuen und zurücknehmen? Beileibe nicht, kein Titelchen davon.

Nur ihre Bitterkeit wird sich lösen; sie war oft verzagt, jetzt wird sie voll Hoffnung sein. Sie weiß, bis ins Innerste bewegt, daß sie nicht in corpore vili arbeitet. Und also, mit dem besten Gewissen, das sie jemals

hatte, wird sie sich auch vor der heutigen, wiewohl überwältigenden Zeit nicht völlig mit freiwilliger Blindheit schlagen lassen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und es braucht nicht einmal alles aufgeschoben zu sein. Nicht nur Landesverräter werden von kommandierenden Generalen an den Pranger gestellt, auch Wucherer. Im Trüben ist gut fischen; und wie mancher arme Teufel in den Krieg zieht und froh ist, die Sorge ums tägliche Brot los zu sein, so gibt es auch Strauchritter des Geistes genug, denen der Krieg ihren „Stoff" liefert; als ob unsre Soldaten ihre Knochen zu Markte trügen, damit es die Trivialität wieder leicht in der Welt habe. Es ist nicht alles Patriotismus, was in den öffentlichen Listen steht, „das Denken macht es erst dazu". Wenn Mr. Mayflower sich endlich Meyer nennt, seine Operetten aber weiter schreibt – unter deren Publikum die den kriegsgefangenen Franzosen zuwedelnden Damen in besonderem Enthusiasmus zu finden sein werden – so wird in alle Wege den Meyers jeder Fakultät nur immer schärfer, immer nachsichtsloser auf das Handwerk gepaßt werden müssen. Mit dem Kriege sind die Lehren des Kriegs bei weitem noch nicht gezahlt.

Wenn man Dinge dieser und ähnlicher Art als Kleinigkeiten, nicht wert der Betrachtung in so schwerer Zeit, beiseite zu lassen empfiehlt, so habe ich nichts dagegen. Fehlerhaft aber wäre es, sie unter den Gottesfrieden zu stellen, der zwischen den Parteien und sonstigen feindlichen Lagern proklamiert ist. Mancher glaubt vielleicht, daß das alles noch „Zeit habe" – es hat eigentlich nicht Zeit, auch der Gottesfriede soll unsre Gesinnung läutern, aber nicht brach legen. Niemand gewiß will jetzt schnell einen Profit für sich, für seine besondere Partei oder Religion; aber die Ideale allzu zaghaft in Kattunhüllen stecken und mit Kampfer bestreuen, das kann erst recht nichts taugen. Es kann verhängnisvoll werden, zu glauben, daß die von allen Herzen verspürte Segnung des einen großen Willenssturms, der jede Wurzel fester und jeden Wipfel demütiger schlug, sich automatisch erhalten und fortpflanzen werde. Was uns der Krieg, schon vor dem Siege, an edelstem Gut, erhabner als der Sieg, gebracht hat, das kann gar nicht früh genug gesammelt und geordnet werden. Sonst wird der Prediger vor den Fischen, wunderhaft, wie er gekommen ist, auch wunderhaft verschwinden, und der Hecht wird sich mit ausgeruhter Gier auf seinen Karpfen stürzen.

Wir hoffen ja der moralischen Klippschule nun entlaufen zu sein. Wo ist der Eiferer, der noch greinen dürfte, daß unser Volk verwildert sei unter dem Banne sozialistischer, materialistischer oder sonstwie teufelsmäßiger Gedanken? Die Priester der Religion können und müssen ihre Aufgaben endlich wo anders suchen als in der politischen Erziehung, der Staat braucht sie nicht mehr dazu, mögen sie genau zusehen, wo die Seelen sie brauchen. Bürger aber und Sozialdemokraten werden gründlich

die Lehre kauen und verdauen müssen, daß der Krieg noch immer möglich ist, nicht nur heute wie gestern, sondern auch morgen wie heute. Keinen Wunsch noch Willen nennen wir menschhaft, als den zum Frieden; aber regieren darf uns nur das Wissen um die Notwendigkeit. Der Krieg ist ein Interim, aber das Interim wird so lange dauern wie die Menschheit. Und nur wenn man den Krieg für alle Zukunft – nicht etwa will, aber glaubt, nur dann wird man endlich fähig sein, zu lernen, zu verstehen und besser aufzupassen. Nicht eine Friedenswelt ist uns beschieden, mit dem drohenden Kometen am Himmel, sondern eine Kriegswelt – mit dem Regenbogen darüber. Betraure es, Bruder Mensch, kämpfe dagegen, wende dich ab davon in die heiligen Bezirke des Innern, aber leugne es nicht!

Wir konnten uns nicht vorstellen, daß Krieg kam; heut können wir uns kaum vorstellen, daß er nicht gekommen wäre, und es schaudert uns bei jedem Blick auf die Erdkarte. War er aber notwendig, so wird für Zeit und Prüfung der Dank gegen die, die ihn vorbereiteten und durchhielten, sein Recht fordern.

Es kann nicht anders sein, als daß fortan die bisher feindlich geschiedenen Volksgruppen, unbeschadet daß sie weiter durch ihre Geschichte und ihre Ziele geschieden bleiben, einander gegenseitig einen höheren Wert beimessen. Und den Wert geändert, werden auch die Ideen sich ändern; die Ideen geändert, werden die Aufgaben sich ändern. Manches, was heute mit dem stolzen Rang einer Idee herrschen möchte, wird zu einem Problem praktischer Art herabsinken, in dieser dienenden Form aber an Kraft, Klugheit und organisatorischem Talent vieles aufrufen, was sich noch des Schlafes unter dem Mantel des Fanatismus freuen konnte.

Es wird zuerst genug an Ratlosigkeit, Trotz und Verholztheit geben; und beizeiten sollten sich alle zusammenschließen, deren Einsicht es als ein Unglück erleiden würde, wenn die alten Faktionen ihre Herrschaft über die Geister wiedergewännen, diese Herrschaft würde eifersüchtiger sein, als sie war.

# Ein englisches Tagebuch von Theodor Fontane

Im Nachlaß Fontanes fand sich dieses englische Tagebuch von 1852, das uns der Veröffentlichung würdig zu sein scheint, nicht nur wegen der Person seines Autors, sondern weil es die Erfahrungen eines Deutschen in England vor zwei Menschenaltern in einer heute beinah aktuell gewordenen Form schildert. In seiner Widmung an den Vater meint Fontane, daß ihn einige Stellen langweilen würden; diese sind jetzt, neben einigen anderen unwesentlichen Ausführungen, gestrichen.

London am 1ten Juli 52. 1. Tavistock-Square.

Mein lieber, guter Papa.

Wie versprochen send' ich Dir vorstehend mein Tagebuch, das besser, als es irgend welcher Brief vermöchte, Dir über meine Londoner Tage, auch über die letzten, Bericht erstatten wird. Vieles ist langweilig, andres muß Dir wenigstens so erscheinen, weil Du oftmals weder Person noch Sache kennst, an die ich mein Raisonnement knüpfte und es außerhalb einer Tagebuch-Aufgabe lag, alles klar und breit zu erzählen. In den letzten 14 Tagen bin ich ausführlicher geworden, zum Theil nur deshalb, um Dir doch Einiges bei dieser Lektüre zu bieten. Zwei Wünsche hab' ich noch: einmal gieb das Buch an Keinen aus der Hand; es sind vielfach Stellen drin, die verklatscht oder gar entstellt und übertrieben, mir schaden, gerade hier in London schaden könnten. Deine Forstkandidaten sind sehr redselige Leute; hab' ich doch hier, 200 deutsche Meilen von Neustadt entfernt, erfahren, daß Du mich getadelt haben sollst. Ich bin fest überzeugt, daß Du es nicht hast; Du wirst vermuthlich nur gesagt haben: „Kleiner Ausflug nach London, – nutzlos, – Vergnügungsreise!" Wenn ich nun recht vermuthe, so bezieht sich eben hierauf meine zweite Bitte: lies das Tagebuch nicht mit dem Vorurtheil, daß der älteste Herr Sohn blos Lust kriegte auf Reisen zu gehn und demgemäß sich auf den Weg machte. Glaubt alle endlich meinen Worten, daß ich fortging, um entweder mein Glück hier zu finden, oder aber um bereichert an Kenntnis und Erfahrung und somit fähiger zu meinem Beruf nach Deutschland zurückzukehren. Ich fühl' es, daß das letztere bereits erreicht ist, und habe auch die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß ich das erstere noch erreichen werde. Nur erst fest hier im Sattel und ein wenig Bahn gebrochen, so ist man durch; – die Erwerbsquellen hier sind hundertfach, man darf nur nichts verschmähn. – Für die freundlichen Zeilen von Ende Mai dank' ich Dir aufs beste, vor allem aber dafür, daß Deine rasche Bereitwilligkeit mir zu helfen, überhaupt nur diese meine Reise möglich machte, von der ich, auch wenn ich nach Deutschland zurückkehren müßte,

nie behaupten werde, daß es ein nutz- und resultatloser Versuch gewesen sei. Leb wohl. Dein Theodor.

15ten April. Kostbare Parthien zwischen Verviers und Lüttich. Lüttich (Liège): Hotel des Pays-bas. Diner. Café royal. Parthie Billard mit Heinrich (furchtbar) und unköniglicher Cichorien-Caffe. Die Straßen todt, jeder 3te Mensch ein Leierkastenmann, – Berlin Lumperei dagegen.

Von besonderem Interesse das Palais de Justice, früher die Residenz der Fürstbischöfe, jetzt restaurirt (zunächst nur eine Seite des Vierecks) um dem Könige von Belgien von Zeit zu Zeit als Aufenthalt zu dienen. Der Eindruck dieses Gebäudes fast stärker als der des berühmteren Löwener Rathhauses. Am Abend nach Löwen (Louvain) abgestiegen im Hotel de la Cour de Mons. Freundliche Wirthe, gute Bewirthung. Belgische Officiere.

16ten April. Das Hotel de Ville. Die Cathedrale (St. Pierre) mit dem 3 bogigen Eingangsthor zum Chor und dem Modell des Thurms, das jetzt – wie ein Schränkchen – zum Aufbewahren des Allerheiligsten dient. – Die Kirche St. Gertrud, nicht gothisch und ohne besondere Schönheit. Die Gemälde Gallerie des Herrn Vandenschrieck: mehrere Portraits von Van Dyck, von Rubens: eine Kreuzigung Christi und der Tod der heiligen Catharine. Besonders jenes sehr schön. Sämmtliche Sachen von hohem Werth und außerordentlich gut erhalten.

Um 2 1/4 Uhr nach Brüssel. Hotel de l'Europe (sehr fein).

17ten April. Zur Post. Brief von Emilien. St. Gudula Kirche (sehr schön) L'Eglise de Notre Dame de la Chapelle mit 12 oder 14 neuen Gemälden, die Leidensgeschichte Christi (die Stationen) darstellend. Der Marktplatz (Hinrichtungsstätte der Grafen Egmont und Horn) mit den 6 Zunfthäusern der Krämer (Merciers) Schiffer (bateliers) Bogenschützen (confrerie de l'arc) Geflügelhändler (marchands de volaille) Trödler (fripiers) und Bäcker (boulangers). Gegenüber das Haus (la maison des rois) mit den Büsten der Herzöge von Brabant; darunter: Maria von Burgund, Maximilian, Karl V., Albrecht und Isabella Clara. Das Rathhaus selbst (vielleicht auch imposanter als das Löwener), ihm zur Seite das Hotel des Brasseurs. Gegenüber von diesem das ehemalige Haus der Schneiderzunft, jetzt ein maison des graines et des fruites. Neben diesem das Brothaus: ‚a Peste, fame et bello libera nos Maria pacis.'

Am Abend nach Antwerpen. Hotel du Temple – Räuberhöhle, Wanzennest.

19ten April. Uebersiedlung nach dem Hotel St. Antoine (sehr gut). Eglise St. Jaques mit der Rubens-Capelle, wo sein Grabmal in der Mitte, das seiner beiden Frauen zur linken, und seiner Söhne zur rechten.

Ueber dem Altar dieser Kapelle ein großes allegorisches Bild von Rubens: er als Ritter Georg den Drachen tötend, seine Frauen als heilige Jungfrau und Magdalene, seine Kinder als Jesus und Engel, sein Vater als Hieronymus, sein Großvater als Gott der Zeit. –

Cathedrale de Notre Dame bestiegen (622 Stufen). Das Grabmal des Quinten Massys. Der eiserne Brunnenschmuck von seiner Hand. Wunderschöne Betstühle, nur 1/4 Theil vollendet. Die 3 schönsten Gemälde Rubens wurden restaurirt. Das Marmorgemälde (täuschend wie ein Basrelief).

Café de la Bourse (lauter Deutsche).

Das Rathhaus (1581) der Platz und die umgebenden Häuser viel Aehnliches mit dem Rathhausplatz in Brüssel.

Cirque olympique (Wollschläger) Entschieden deutscher Charakter der Stadt.

Am 20ten und 21ten April. Nachmittags 3 Uhr nach Gent. Die Dominikaner Kirche sehr alt, ohne Pfeiler und Säulen, macht den Eindruck eines Vorläufers des gothischen Styls. Die ganze Kirche ist ein großes Schiff, und sieht wirklich aus wie ein umgestülpter Schiffsrumpf, so daß der Kiel oben liegt und den Firſt des Daches bildet; – zwischen den nach innen vorspringenden Stein-Rippen des Schiffes befinden sich die Fenster und die einzelnen Kapellen. –

Spaziergang um die Stadt; zunächst mit Heinrich bei untergehender Sonne und Abenddämmerung (sehr schön) dann und wann an Venedig erinnert (das ich nicht kenne); anderen Tags diesen Spaziergang an der Coupure (von couper) mit dem Führer fortgesetzt. –

La beguinage (sehr interessant) eine Stadt in der Stadt; eine religiöse Gemeinschaft. Am ähnlichsten unsern Alt-Weiber-Spitteln. Besteht aus einer Kirche mit 127 Häusern und mehreren Conventen, eine Art kleiner Klöster. Man tritt in diese ein unter bestimmten Formen und Bedingungen und darf später das Convent verlassen, um in eins der kleinen Häuser zu ziehen. La beguinage hat eine allgemeine Oberin (unabsetzbar) und jedes Convent eine specielle (sous-superieure) die absetzbar ist, wenn die andern Schwestern Ursache zur Unzufriedenheit mit ihr haben. – Ein solches Convent besucht. The parlour. Die Arbeitsstube. Die Küche mit dem großen Feuer und den kleinen Oefchen (jede bereitet sich auf einem Oefchen, kleiner als unsre Kohlenbecken, ihre Speisen selbst; wir trafen sie beim Kochen, 8–10 solcher Oefchen waren im Gang). Das Speisezimmer (jede hat ein Schränkchen, dessen obere Etagen das Wirtschaftliche: Teller, Tasse, Messer und Gabel u. s. w. enthalten, die unterste Etage ist ein Brett, das man als Tischplatte herauszieht, hieran speisen sie, während die im rechten Winkel geöffneten Schrankthüren jedes Tischchen rechts und links abschließen

und ohngefähr den Raum eines Schilderhauses herstellend jeder einzelnen Schwester es erlauben in völliger Isoliertheit zu speisen. Das Zimmer der Sous-Superieure. – Das Krankenzimmer. – Draußen ein reizendes kleines Gärtchen; am Spalier Pfirsich und Granatbaum u. s. w. Im Convent befand sich ein munteres Mütterchen (eigentlich wohl Jüngferchen) von 85 Jahren, die seit 64 Jahren in diesem Häuschen war. Der weibliche Concierge der ganzen beguinage war 34 Jahr im Amt. – Sie beten nicht übermäßig, arbeiten viel, sind Krankenpfleger und unterrichten Kinder, namentlich Waisen. – Alte Häuser besichtigt, das schönste und wohlerhaltenste ist das maison des bateliers. (am Fluß). Die tolle Grete, eine colossale eiserne Kanone, das größte Geschütz der Welt. Laut Aussagen des Führers durch einen Grafen von Flandern den Türken abgenommen, von Constantinopel nach Brügge geschafft und von den Gentern im Kampf gegen Brügge genommen. – Das Rathhaus theils aus dem 15ten theils aus dem 17ten Jahrhundert, dies mit einer 3etagigen Säulenfacade, jenes im verzwicktesten gothischen Schnörkelstyl. Von einem kleinen Platz aus die in einer Linie liegenden Thürme von St. Bavon, Bellfroid (ohne Spitze; aus dem 11ten Jahrhundert) und St. Nicholas in Augenschein genommen.

Am 22ten. Auf die Post; kein Brief. Quincaillerie's gekauft (d. h. Heinrich für Frl. Bauer's) sehr theuer gegen Erwarten. Zur Gemäldeausstellung: vortreffliche Genrebilder und Landschaften; kein historisches Bild. Mit Ausnahme eines wunderbar schönen Bildes von Alfred Hunin (aus Mecheln) „Nonnen Brot an Arme vertheilend" nirgends das Höchste erreicht, aber auch umgekehrt – kein Mist wie bei uns auf der sogen. Todtenkammer (Prof. Grünlar z. B.) und auch sonst noch. Totaleindruck überaus günstig, ein gewisses Maaß an Meisterschaft scheint dort allgemeiner zu sein als bei uns. – Parade: Infanterie (Grenadiere, Musketiere und Voltigeure) Jäger, Artillerie und Cavallerie. Letztere (Cuirassiere) vortrefflich: lauter Hünengestalten; – die Infanterie (namentlich ein Bataillon, das ich in Brüssel sah) dem Anschein nach miserabel, ordentlich beleidigend für preußische Augen; dagegen das Officiercorps durchweg tüchtig, stattlich, kriegerisch – lauter Männer, keine Milchbärte. – Ankunft in Ostende 6 1/4; Abfahrt mit dem ‚Steamer' 6 1/2. Sonderbares Gefühl im Abschiedsaugenblick, das Wasser verbindet, aber es trennt auch, – es ist nun mal nicht das eigentlichste Element des Menschen. Heinrich sehr bewegt, gutes Thier das! Die duftige Wasseratmosphäre wie ein alter Seemann mit wahrer Wollust geschnapert. Durch Seekrankheit erinnert, daß ich kein alter Seemann. Fahrt, Sonnenuntergang – wunderschön. Um 9 Uhr eingeschlafen, um 11 Uhr geweckt und zwar – in Dover. Emilie muß auch so reisen, es giebt nichts Angenehmeres und

Genußreicheres, natürlich die flauen Momente abgerechnet. Dover – zauberhaft. Eine weite Meeresbucht, hart an ihr die sich weit ausdehnende Stadt, flimmernd mit tausend Lichtern in die Nacht hinein und dahinter halberleuchtetes Kalkgebirge, das amphitheatralisch die Stadt umgibt. – Coulante Leute auf der Douane. Abgestiegen im Gun-Hotel, Kneipe zweiten Ranges, Preise – ersten Ranges comme toujours.

Am 23ten. Um 7 1/4 Abfahrt nach London. 7 Shilling, nicht theuer. Der erste Theil der Fahrt: am Meeres-Quai entlang, dann und wann einen Felsentunnel hindurch, ist von unvergleichlicher Schönheit – wenigstens für einen Kurbrandenburger. So bis Folkstone; von da ab wendet sich die Bahn ins Land hinein und durchschneidet die grünen Hügel und Thäler der schönen Grafschaft Kent. – Ankunft in London 11 Uhr. Räthselhafterweise ein wahres Heimathsgefühl gehabt; mir wurde die Brust weit und das Herz schlug mir höher, als mein Cab über die schöne Waterloo-Brücke hinweg, in das vollste Leben der Stadt zwischen City und Westend hinabrollte. Ich vergaß für einen Augenblick alles andre: Frau, Kind, Noth, Sorge – der alte Zauber dieser Londongröße ward wieder lebendig und hatte mich. Durch Blomeyer (Bekanntschaft vom ‚Steamer' her) für 27. Long Acre angeworben. Furchtbar; – aller Zauber gelöst. Schlechtes Zimmer, schlechtes Essen, schlechte Bedienung, mit einem Wort – Flüchtlingskneipe. Das Schicksal, in Gestalt Blomeyers, hatte mich in das einzige Haus Londons geführt, das ich gebunden war nicht zu betreten. Kennen gelernt: Schärtner, Führer des Hanauer Frei-Corps, jetzt Kneipier in Long Acre No. 27 und Inhaber einer blassen jungen Engländerin – seine Frau. Dr. Heise, Freund Kellners und Mitredacteur der Hornisse. Schriftsetzer Zinn, Befreier des Dr. Kellner; und einige andre ohne Rang und Klang. – Schärtner – behäbig, wohlwollend, Demokrat aus Zufall, könnte ebensogut Royalist sein, lebt jetzt seinem Geschäft und seiner Frau und denkt: die Deutschen mögen's nun ohne mich versuchen. – Dr. Heise – kluger Kopf, verbissen, regierende Natur, Demokrat – weil er's seinem ganzen Wesen nach sein muß. Zinn: rothbackiges, strammes, muthiges Bürschchen; Raisonneur, Phraseur, Opfer der Zeit – Redensarten, ehrgeiziger Springinsfeld; nur durch den Wunsch, ein zweiter Karl Schurz, (Befreier Kinkels) zu sein, zur Befreiung Kellners angestachelt. Die Historie davon, durch Blomeyer mir mitgeteilt, in ihren Details höchst interessant. Zinn hat hier eine Stelle als Setzer und verdient wöchentlich 2 L. St. – Mit Blomeyer die alten Punkte besucht: Londonbridge, Adelaide Hotel, Post-Office, St. Paul u. s. w. Themsefahrt von London – bis Westminster-Bridge. Die Parlamentshäuser; kein Zutritt. 4 Gerichtshöfe besucht: Queens Bench, Court of Common-Plaas etc. In Drury-Lane (auf Freibillet) ‚The bohemian girl' gesehen. Zu Shake-

speares Zeiten etwas weiter gewesen – das ganze Ding wohlberechneter Unsinn.

Am 24ten April. Hyde=Park, Glaspallast. Drury=Lane Coffee=house – sehr gut und sehr theuer. Die Königin und Prince Albert gesehen (machten Einkäufe); das loyale Alt=England in Blüthe. Im Uebrigen sehr ennuyiert, sehr mißgestimmt, kein Brief, früh nach Haus, früh zu Bett.

Am 25ten April (Sonntag) Lange geschwatzt. Leicester=Square, Hotel de l'Europe, nach Mr. du Rieux gefragt, ihn nicht gefunden. Drury=Lane Coffee=House – sehr gut, sehr theuer. Einen Feuilleton=Artikel geschrieben. Aus Langerweile bis zur Londonbrücke gelaufen und wieder zurück. Früh nach Haus, früh zu Bett.

Am 26ten April. Zur Post. Wieder kein Brief von Emilien; – auf Abschlag sehr freundliche Worte vom Vetter Heinrich. Nach Crutched Friars; Herrn Witte gefunden und Wohnungen gesucht. Resultatlos. Bei Schärtner gegessen; – mäßig. Zu Mr. du Rieux. Sehr freundlich aufgenommen; viel Rath und auch Ermuthigung empfangen, gleich in demselben Hause gemiethet. Nach Haus.

Am 27. April. Gepackt. Bezahlt (billig). Umzug. Mein Zimmer ein bischen wohnlich und ordentlich gemacht. In's Drury=Lane – Coffee=house – sehr gut, sehr theuer. Wieder nach Haus. Feuer im Kamin und erquickliche Wärme im Zimmer, – mal wieder gelacht übers ganze Gesicht und den großen Gedanken gehabt: ,'s ist doch so übel nicht'. Zwei Lichte angesteckt, Schlafrock angezogen, Thee getrunken – sehr mollig. Tagebuch in Ordnung gebracht, an Frau und Kind heitren Gemüths gedacht, einen Brief gewünscht, zu Bett gegangen. –

Am 28ten April bis 5ten Mai. Eine Woche ziemlich miserablen Daseins!

Folgende Empfehlungsbriefe mit Begleitzeilen abgeschickt:

1) an Miß Jane Wight (durch Frau von Merckel empfangen)
2) an Miß Mary Whitelaw (durch Kette und Frau v. d. Goltz)
3) an Frl. Henriette Lewald (durch Frl. Fanny Lewald)
4) an William Ritter, Esq. (durch Fourniers)
5) an Robert Pries, Esq. (durch Eggers)

Auf alle fünf Briefe, nach Ablauf von 8 Tagen, noch keine Antwort erhalten; ,Glück muß der junge Mensch haben!'

Von Sonntag dem 2ten Mai an im Hotel de l'Europe gegessen. Für $2^1/_2$ Shilling (25 Sgr.) wie bei uns für 10 Sgr. Lauter Franzosen und Italiener, Tisch=Conversation französisch; natürlich dagesessen wie ein Schuljunge. Was einem deutschen Dichter alles passirt! Wenn ich nur leichtfertiger und frecher wäre! Der französische Arzt, der algierische Engländer. Am Sonntag in die Kirche, ziemlich deutlicher Vortrag; lauter Weiber

und 8–10 Stallknechte und Bediente. Mehre Abende mit Mr. du Rieux verplaudert. ‚Doch Schuster!' oder feiner: Anch' io sono pittore. Unsre Werke ausgetauscht; erhabner Augenblick.

Abschied von Blomeyer dem Guten. In Ermanglung von lebendiger Möglichkeit das Englische zu erlernen (tragikomischer Weise ist auch noch das Dienstmädchen taub) wüthende Privatstudien angefangen, Tag und Nacht die ganzen „Times" durchstudiert: ich will und werd' es zwingen.

Am 3ten Mai Abends im Evans Keller (Covent-Garden) gewesen: die Domchor-Carrikatur, die patriotischen Vorträge, die Zoten, der seltsame Flötenbläser. Am 5ten Abends etwas Weltschmerz, – eine halbe Stunde in die Kaminflamme gekuckt und wieder Courage gekriegt: gute Geister diese Flämmchen und Züngelchen. Um 10 Uhr hinauf zu Du-Rieux. Bis 2½ Uhr (nachts) mit ihm geschwatzt. Er wurde nett d. h. er warf den Flausenmacher, den großen Herrn und großen Geist bei Seite und wurde – Mensch, Preuße, Pommer. Recht genußreiche Stunden: sein Verhältnis zur Lady X.. Der Traum, die Pariser Sonnambule, die Bekanntschaft mit dem Garde-Officier, die Ermuthigungen, die erste und – letzte Begegnung, der Brief, die Antwort. – Moral: wer wagt gewinnt nicht immer, namentlich – keine Lady's. –

Am 6ten Mai. Spät aufgestanden, einige recht liebenswürdige Zeilen von Miß Mary Whitelaw vorgefunden: die ersten freundlichen Worte auf Alt-Englands Boden. Times-Studien. – Mit du Rieux bei Kammerer diniert: sehr guter Chambertin. Zurück; Abschied; völlige Einsamkeit. Wer war du Rieux? was war du Rieux? Auf beide Fragen hab' ich keine rechte Antwort: Stettiner, Mediciner, Physiolog, Phrenolog, Psycholog, Supranaturalist, Atheist, Dichter, Tourist (durch ganz Europa, mit Ausnahme der slavischen Länder) wirklicher oder vorgeblicher Freund von 3 Dutzend vornehmer Herren, stolz und doch eitel, redselig und doch berechnet, ich glaube die Lösung dieses Räthsels, das sich du Rieux nennt, in seinem Gedichtbuch „aus den Bergen" zu finden. Er hält sich für ein Genie und ist keins, er hat gerade genug vom Lord Byron um kein Alltagsmensch zu sein, aber lange nicht genug, um einigermaßen mit Erfolg das Geschäft des edlen Lords fortsetzen zu können. Sein Buch ist eine Mischung von 6 Tropfen Gedanken- Essenz (sogar guter Gedanken) mit einem Ocean voll Plattheit und – Nonsens. Mir ist solch Buch noch nie vorgekommen: es muß durchweg in der Nacht, zwischen 12 und 6 Uhr früh, geschrieben sein, eine Seite schmeckt immer nach sieben Tassen Tee, die andre nach Morgengrau, vollständiger Ermattung und ausgegangner Cigarre. – Sei dem wie ihm wolle, ich verdanke dem gentlemanliken Benehmen dieses Dichters oder Nichtdichters einige anregende,

fast genußreiche Stunden und will ihm wünschen, daß er sich den Dank der Welt so aufrichtig verdient, wie er den meinen hat. –

Am 7. Mai. Ins Gesandschaftshotel. Herrn Alberts gesprochen. Harmloser Mensch, natürlich mit der unvermeidlichen Wohlthätermiene. Oft ist mir als sei ich verwechselt und trüge weiße Strümpfe, Kniehosen und rothe Livree wie der schönste Bediente. O deutscher Dichter pack' ein! Herr Alberts erzählte mir folgende rührende Geschichte: ein junger Bediente sei ihm vor einiger Zeit durch gebildetes Wesen aufgefallen, er habe ihn examinirt und erfahren, daß er in Berlin Postschreiber gewesen, ehrenvoll entlassen und – um sein Glück zu suchen nach London gegangen sei. Hier hab' er es denn schließlich (um nicht zu verhungern) als Bedienter gefunden. Er (Alberts) habe sich von da ab im Interesse des jungen Mannes abgemüht um ihm zu einer – Lehrerstelle (natürlich im Deutschen) behülflich zu sein, habe aber nichts erreicht als einmal ein Gnadengeschenk von der Herzogin von Kent. – Diese reizende Geschichte wurde mir sans gêne presentiert. Ich erwiderte glücklicherweise: ich sei in der Lage auch ohne Stundengeben und Geschenke hier leben zu können und habe nur die Maxime „das Bessere dem Guten vorzuziehen". Am Montag werd' ich dem Gesandten selbst meinen Brief überreichen. –

Am 8ten Mai. Nach Westminster-Abbey um die Predigt zu hören. Zu spät gekommen; statt dessen mit vollster Muße und mit einer Art von Verständnis (ein Resultat der Reise durch Belgien) das Innere u. Aeußere der Kirche in Augenschein genommen. The wonder of the world oder the miracle of the universe will mir doch nicht voll als das erscheinen; gegen den Kölner Dom (ich spreche nur vom Styl, in Bezug auf Größe ist ohnehin keine Rivalität möglich) fällt die Abtei im Allgemeinen und die Kapelle Heinrich des VIIten in's besondre ab. Auch die Parlamentshäuser mit Muße und Behagen umkreist; warum die Verschiedenartigkeit der Thürme an den Seitenflügeln? (auch die Mitte hat einen Flügel). – Von Dr. Pauli natürlich kein Lebenszeichen. Diese Deutschen in London fangen an mir Spaß zu machen.

Am 9ten Mai. Dr. Pauli nicht erschienen. Von Emilie kein Brief. In die Westminster-Abtei; Predigt gehört, ziemlich gut verstanden, und die Ueberzeugung gewonnen, daß ich unter einigermaßen günstigen Verhältnissen, in 4 Wochen ohne alle Schwierigkeit sprechen lernen würde. Wie die Sachen jetzt stehn, wird es wohl länger dauern. Nachmittag wieder in eine Kirche: einer Art Examen beigewohnt. Nach Chelsea; nicht nach Richmond, was erst mein Plan war, – die Themse hinaufgefahren bis Londonbridge; nach Haus geschlendert. –

Am 11ten. Ueber Mittag Einladung von Bunsen auf den nächsten Morgen. Beim kleinen Very gegessen; scheußlich, an schlechtem Lachs den

Magen verdorben. Zu Haus; an Lepel geschrieben, Besuch empfangen von Alexander Jacoby, den Abend verplaudert.

Am 12ten. Total krank aufgestanden, nichtsdestoweniger in Frack gekrochen und zur Morgenvisite bei Bunsen. Sehr freundlich empfangen, — wird wohl seine Gründe haben; kann aber zu nichts führen. Er selbst furchtbar beredt, wie wenn Morgens ein Wecker seinen Dienst abschnarrt, aber alles geist- und lehrreich. Schwatzen ist nicht immer ein Beweis mangelnder Capacitäten. Die Töchter nicht hübsch; — der ganze Eindruck der Visite wohlthuend; wer doch auch solch Zimmer hätte und so frühstücken könnte. Zu Bett gekrochen, den Tag über gehungert und geschlafen; am Abend, ganz gegen Neigung, mit Jacoby in's Coliseum (Regents Park). Einzelheiten: der Statuen-Saal, das Cyclorama des Glaspallastes, das Panorama von Paris (Nacht) die nachgeahmte Schweizerlandschaft, Tempel zu Ephesus, Pompeji u. s. w.

Am 14ten. Wieder ausgegangen, Chinin eingenommen, das schöne Gefühl der Reconvalescenz gehabt, sogar bis zu Hoffnungen verstiegen.

Am 15ten. Zu spät in die Kirche gekommen; wieder nach Haus; Feuilleton-Artikel angefangen; zu Tisch; Grew-Road, North Lexirton gesucht und mühsam gefunden. Freundlich empfangen durch Rob. Pries und seine sehr schöne Frau. Welch Wohlleben, welch Comfort: Tapeten mit Goldleisten, kostbare Bilder, Teppiche, Blumen und Rankengewächs, der singende Theekessel — wie viel hat das Leben, aber für wie wenige nur. Erst spät nach Haus.

Am 16ten und 17ten. „Times“ gelesen comme toujours. gearbeitet, zu Tisch gegangen und wieder nach Haus.

Am 18ten. Alles ebenso, nur nach Tisch in's Princeß-Theater um „King John“ zu sehn. Sehr amüsirt: King John, Hubert, Arthur, Constanze vortrefflich, zum Theil auch der Bastard.

Am 19ten und 20ten. Gearbeitet; nichts erlebt; Pläne gemacht; antipoetische Beschlüsse gefaßt.

Am 21ten Spaziergang in Hydepark und Kensington-Gardens. Die Cavalcade der Nobility. — Die Badenden im Serpentine-River.

Am 22ten. Brief von Bunsen. Sehr freundlich; Einladung zum nächsten Tag; ein englisches Gedicht (von Fanny Kemble) zum Uebersetzen überschickt; natürlich, trotz aller antipoetischen Vorsätze, gleich ans Werk gegangen. Aufforderung zur Betheiligung an einer Ballade: „Birkenhead“. Interessante Uebereinstimmung mit meinem Plan den „Brand der Amazone“ als Stoff zu benutzen.

Am 23ten (Sonntag). Am Morgen Vanity Fair gelesen; sehr hübsch. Um 2 Uhr zu Bunsen; dieselbe freundliche Aufnahme wie früher. Mit einem Sachsen (Dr. Schmidt) geplaudert, der von Australien kam und

in 3 Tagen zurückzukehren gedachte. Er sprach immer noch sächsisch; vivat die Zähigkeit! En famille am Luncheon-Tisch Platz genommen. Luncheon oder Lunch ist Frühstück; es bestand aus: a) Bouillon b) Roastbeef mit Omlette und Kartoffeln, dazu Sherry c) Wildpret-Pastete d) Schinken mit Spargel e) Plumpudding f) Wein-Crême g) Apfelsinen-Salat und Port. So geht das alle Tage, und das heißt Frühstück! Lebt man dagegen nicht wie ein Hund, – und lebt man selbst nicht wieder wie ein Fürst im Verhältnis zu dem millionenfachen Elend rund umher. Solche Betrachtungen sind freilich sehr trivial, aber man kann sich ihrer zu Zeiten nicht entschlagen. Bei Tisch selbst ist das Völkchen munter und von gutem Appetit, eine Anekdote jagt die andre und die verschiednen Sprachen lösen sich dabei einander ab: deutsch, englisch, französisch, italienisch alles bunt durcheinander. Es fehlt Einem doch sehr viel! nicht als ob ich dies Geschwätz, das jeder rheinische Gasthofskellner auch prästiren kann, überschätzte, aber – da liegt's! – auch ein Oberkellner ist ein ganz andrer Kerl wie man selbst. Wer in irgend einer Wissenschaft oder Kunst bis auf die Tiefe oder Höhe gegangen ist und wahrhaft was geleistet hat, der darf auf diese Kunststückchen, in denen am Ende jeder Abenteurer oder Bummler excellirt, mit Vornehmheit hinunterblicken; wer aber, wie ich, sich zu einer Art Concurrenz mit Kellnern und Lohnbedienten drängt, wer, weil er sonst nichts reelles weiß, wenigstens ein paar lebende Sprachen in der Gewalt haben möchte, der fühlt sich an jeder Table d'hôte blamirt, weil Hinz und Kunz ihm tatsächlich den Beweis führen: es sei nichts mit ihm. –

Am Abend zu Rob. Pries nach North Brixton; furchtbar verlaufen, todtmüde angekommen. Der Empfang freundlich wie zuvor. Sein Schwager (3 Rostocker haben hier 3 Schwestern geheiratet) hat mit über 20,000 Pfd. St. bankruttirt und ihn mit hineingeritten; – daher wohl sein langes Schweigen; er mochte seinen Kopf voll haben und hat's noch. Da sieht man's wieder: so viel Wohlleben und doch so viel Sorge. „Du, leg ab den thörigten Neid" heißt es in einem Paul Heyseschen Liede. – Den zweiten Schwager (er hat die älteste Schwester, Pries die zweite und der Bankrutteur die 3te, – sie soll bildschön sein) nebst Frau kennen gelernt; liebenswürdige Leute. Spät nach Hause.

Am 24ten. Gearbeitet. An Bunsen meine Gedichte und die Rosamunde geschickt, so wie eine Uebersetzung der Fanny Kembleschen Strophen: The departing. Nachmittag Briefe empfangen von Miß Jane Wight und A. Jacoby; jene wünscht mich zu sehn (sie war nicht in London als ich den Merckelschen Empfehlungsbrief abgab). Dieser hat mir ein ander Quartier besorgt, wo ich mehr in der Familie leben und Gelegenheit zum englisch sprechen haben werde.

Am 25ten. Gearbeitet. Ganz die alte Leier.

Am 26ten. Abgeschickt an Quehl: Londoner Briefe: a) Die öffentlichen Denkmäler b) Die Musikmacher c) Das goldne Kalb d) Die Manufaktur in der Kunst. Auf die Post: Alt-England an allen Zeitungsbureaus zu Tausenden versammelt, um die Resultate des Derby-Rennens zu hören; chacun a son goût. „Daniel O'Rouke" hat gewonnen, ich wüßte nicht was mir gleichgültiger wäre.

Von der Post zu A. Jacoby. Hin zu der Familie (1. Tavistock-Square) deren Quasi-Mitglied ich in Zukunft sein werde. Noble Gegend, nobles Haus; mein Zimmer 3 Treppen hoch und kläglich wie alle diese englischen Kabachen, deren Comfort-Renommee eine der größten Lächerlichkeiten ist. – Der gehabte Eindruck eigentlich günstig; die Leute sollen fromm sein, meinetwegen; Preis für alles, mit Ausnahme von Feuer und Wein, 1½ Guine'en die Woche. –

Auf dem Wege dorthin Louis Drucker getroffen.

Ich. Ei tausend Herr Drucker, Sie auch hier! Wie lange stecken Sie schon in London.

Er. Mindestens 5 Fuß 6 Zoll.

Ich. Und es geht Ihnen gut?

Er. Ein Drucker kann und wird nie untergehn.

Ich. Aber die Deutschen in London –

Er. Pah, London! Umgürte Dich mit dem ganzen Stolz Deines Englands – Ich verwerfe Dich – ein deutscher Jüngling.

Ich. Haben Sie Ihre Familie hier?

Er. Noch nicht; aber in 4 Wochen wird die ganze Menagerie eintreffen.

Ich. Immer noch der Alte!

Er. Meine Herrn, zum Abschied: wie schützt man sich am besten gegen Seekrankheit?

Ich. Nun!

Er. Man nimmt Dienste auf der deutschen Flotte.

Am Abend mit Jacoby in der Regentsstraße verplaudert; Kaffee und Kuchen genossen, kostet pro 2 Personen 1 Rthr 5 Sgr. Beim Nachhausegehn, an der Ecke von Belgernon Square, ein Stück englische Aristokratie in Ballstaat, aus dem Wagen klettern sehn; famose Ladies, sehr interessant. An Hermann Schweitzer nach Brighton geschrieben und mich angemeldet.

Am 27ten. Vanity Fair gelesen. Mittagbrot: Brandy and water, dazu Biscuit. Am Abend bei Rob. Pries zwei junge Rostocker. Die reizenden Kinder. Sehr angenehm und sehr lange geplaudert. Alles antienglisch von Gesinnung: in Politik und Handel groß, sonst Kaff nach allen Seiten hin.

Am 28ten. Vanity Fair gelesen. Am Abend zu Miß Jane Wight, 10 Angel-Terrace, Pentonville. Es ist eine englische Kaufmannsfamilie, die 27 Jahr in Deutschland gelebt und trotz schließlichen Bankrutts – es über alle Maaßen lieb gewonnen hat. Deutschland ist der Himmel auf Erden. Die Mutter und eine Tochter leben in Bonn, weil jene leidend ist und sich bei einem dortigen Arzt wiederholentlich Operationen unterziehen muß; der Vater und Miß Jane sind vor Jahr und Tag nach London gegangen, um, jeder auf seine Art, soviel Geld zu verdienen, wie zum Unterhalt der Familie nöthig ist. Er der Alte ist in seinem 60ten Jahre „Comptoirist" mit 100 M Gehalt, Miß Jane verdient als Lehrerin im Deutschen und in der Musik ebensoviel. Beide Leute, namentlich aber die Tochter, von einer intensiven Liebenswürdigkeit. Diese zarte Rücksicht gegen den Vater, und die Liebe, Verehrung und Sehnsucht zur fernen Mutter, was sich alles so natürlich und frei von jeder Affektation gab, konnten Einen wieder mit Neigung gegen jenes Erdebewohnende Pack erfüllen, das sich kurzweg „Menschheit" nennt. Uebrigens glaub' ich's wohl, daß sie sich nach Deutschland zurücksehnen: sie haben dort viele Jahre lang in guten Verhältnissen gelebt und bewohnen hier 3 Stübchen: zwei Schlafcabinets und 1 Wohnzimmer. Sie entbehren all und jedes Umgangs und luden mich mit einer liebenswürdigen Dringlichkeit ein, wieder ihr Gesellschafter beim Thee zu sein. Miß Jane hielt mit Mühe ihre Thränen zurück, wenn sie von dem deutschen Gemütlichkeitsleben auf der einen Seite und von ihrer völligen Isoliertheit (trotz vieler Verwandten) hier in England sprach. – In nächster Woche werden wir gemeinschaftlich eine Zeitungs-Annonce abfassen; sie meinte: unter „Gegenseitigkeit" (reciprocal conditions) würd' ich jedenfalls in eine Familie eintreten und Wohnung, Essen und Trinken mit Unterricht im Deutschen bezahlen können. Glückt es, so ist die Ersparnis groß und giebt Raum für manche andre Hoffnung. Meinem Ueberſiedlungs-Plan wurde nichtsdestoweniger ein starker Dämpfer aufgesetzt: die Möblirung eines Hauses kostet 700 Thaler und die Miethe und Taxe (Abgaben) jährlich mindestens 30–35 £ St. also 200–250 Thaler. Hieran ist also gar nicht zu denken und es bliebe nur noch die erweiterte Chambre-garni-schaft übrig, aber 15 Shilling die Woche (für 3 Stübchen) macht auch 250 Thaler jährlich und dann fehlt die Küche. Wir müßten monatlich mindestens 60 Thaler Gehalt haben um einigermaßen mit Courage an die Ausführung dieses Plans zu gehn. – Beim Nachhausekommen eine freundliche Einladung von Hermann Schweitzer in Brighton (auf Pfingst-Sonntag) vorgefunden. Von Bunsen kein Lebenszeichen; – „es ist etwas faul im Staate Dänemarck" – o, meine Ahnungen!

Am 30ten (Pfingstsonntag). Um 5 Uhr aufgestanden um nach Brighton

zu fahren. Den alten Bahnhof (von wo auch ich vor 8 Jahren dieselbe Tour machte) aufgesucht und erst dort erfahren, daß die Züge nicht mehr von Bricklayers-Arms sondern von London-Station aus gehn. Hingetrabt: dennoch zu spät gekommen. -- Morgenpromenade durch die City; kein Lokal geöffnet und die Unmöglichkeit eingesehn dort bei Kaffee oder Thee den nächsten Zug abzuwarten. Zurückgeschlendert nach Burton-Street. Um 10 mit dem Steamer von Vaux Hallbridge aus, mein Heil nochmal versucht; – wieder zu spät gekommen. Brighton aufgegeben und mit dem Omnibus nach Richmond. 4 Deutsche (einer von der Truppe Emil Devrients) neben mir auf dem Wagendach; nachher mit 3 andern (dem Anschein u. der Sprache nach süddeutsche Demokraten) zusammen gegessen. Die Zahl der Deutschen ist so enorm groß, daß man mitunter auf heimathlichem Boden zu sein glaubt und sich wundert, daß nicht auch die Schilder der Kaufläden deutsche Inschriften tragen. Fast nur die Kinder und die Constabler, allenfalls auch noch die Kutscher sprechen englisch; wogegen man jeden Kellner, jeden Commis, jeden Handwerker – namentlich bestimmte Professionen – und jeden Menschen mit unrasirtem Kinn (dies ist das Hauptkennzeichen) deutsch anreden und einer deutschen Antwort gewiß sein kann. Die City ist eine deutsche Handelsstadt wie Hamburg oder Bremen, die eine Hälfte i s t deutsch, die andere s p r i c h t es wenigstens. Wer heut zu Tage ein gereister Mann sein will, muß in China Thee getrunken und ächte Nanking-Hosen getragen haben; muß in Australien Goldbuddler und in Californien ausführendes Mitglied der Lynchjustiz gewesen sein; muß die Größenunterschiede eines Patagoniers und Lappländers aus Anschauung kennen und die Guano-Inseln im stillen Ocean durch einen tüchtigen Beitrag bereichert haben. Wer weniger gesehn hat, kann gleich lieber ruhig zu Hause bleiben und wenn mal renommirt werden soll, sich umgekehrt damit brüsten: nie über Rixdorf hinausgekommen zu sein. – Doch zurück nach Richmond. Erst im „Greyhound" gegessen; der Wirth heißt Furz, was im Englischen hoffentlich weniger besagen will als im Deutschen. Bei uns wäre der Mann verloren, denn einmal untergräbt es den Appetit, zweitens könnte man auf die Frage: „bei wem essen Sie?" nie Antwort geben. Nach Tisch in den Park. Ganz wundervoll: der Park liegt hoch und man blickt von ihm in die schönste Landschaft hinab, die sich denken läßt: prächtiger Wiesengrund, durch den sich inselreich und boote-bedeckt die schöne Themse schlängelt, Laubholz rechts und links und hinaufsteigend zum Gipfel auf dem wir stehn, roth- und weißblühender Weißdorn, Flieder und Goldregen. Dazwischen tausend geputzte Menschen, Vogelsang in der Nähe und Musik in der Ferne – es ist zauberhaft. – Um 6 mit dem Steamer von Kew-bridge zurück. – Sehr müde, früh zu Bett.

Am 31ten Mai. An Schweitzer geschrieben und mich entschuldigt. Gooseberry-Torts (Stachelbeertorten) aus der Fleet-Straße. Traurige Betrachtungen über die englische Kuchenkunst. Letzter Abend am Kamin. Burton-Straße No. 14. Wie wird mir's in Tavistock Square ergehn ohne Kamin?! Ein englisches Zimmer ohne glimmende Kohlen ist Wassersuppe ohne Salz; es fehlt das Einzige was die Sache genießbar macht!

Am 1ten Juni (Dienstag). Gepackt. Abschied von 14. Burton-Street, Einzug in 1. Tavistock-Square. Empfang und Zimmer freundlich; die Aussicht auf und über den Square fast reizend. Dinner gut und preiswürdig, Unterhaltung nicht allzu lebhaft. Mr. May ein gutes Haus wie's scheint, nur Talglicht im Gehirn noch dazu mit Schnuppe, doch was ihn mir werth macht: „genuine english." Beim Tea leidlich ennuyirt. Eine Stunde spatziren gegangen; nach Haus, das 1te Capitel vom 1ten Buch Moses gelesen; zu Bett.

Am 2ten Juni. Um 9 pünktlich beim Breakfast erschienen, sehr freundliche Begrüßung, lebhafte Conversation. Einen Brief von Emil Devrient vorgefunden: verbindliche, etwas eilige Worte – dazu ein Billet und eine Einladung. – Nach Hyde-Park zur Review of the Pensioner's. Alte halbinvalide Soldaten mit Orden und schiefen Beinen; der Jugend gehört die Welt, – sie werden England nicht retten. Prinz Albert und Lord Hardinge. Am Abend in „Egmont". Die Königin und Prinz Albert zugegen; auch Bunsen nebst Familie. Devrient-Egmont; Frau Stolte Clärchen; Kühn (von Darmstadt) – Alba; Birnstill (ein Unbekannter) – Vansen. Das Publikum meist deutsch; Empfang und Aufnahme überaus günstig. Mein Urteil: Devrient gut, wiewohl nicht ganz frei von Manier; die andern alle brauchbar, aber auch nicht viel mehr. Frau Stolte hat zuviel Busen und zu wenig Mädchenhaftigkeit für ein Clärchen. Alba und Vansen – gute lebende Bilder, Modelle für einen Maler: Costüm, Maske, Haltung gelungen, aber wiewohl nicht zu leugnen ist, daß sie ein Charakterbild geben, so geben sie doch auch nicht mehr – sie verschlucken so zu sagen den Dichter, von den Worten geht die Hälfte verloren, namentlich gilt das vom Alba.

Am 3ten Juni. Am Abend zu Miß Jane Wight. Dieselbe gemütliche Plauderei wie bei meinem ersten Besuch; auch der Alte eigentlich ein Prachtkerl. Hauptkapitel: das schofle England und das liebe Deutschland. Vater und Tochter sind blind in ihrem Haß wie in ihrer Liebe. Jeder sieht die Sachen immer durch die trübe Brille der eignen zufälligen Erfahrungen.

Am 4. Juni. Abends zu Rob. Pries. Wieder einen Rostocker mit einer englischen Lady kennen gelernt. Netter Kerl, begeisterter Engländer, das volle Gegenstück zur Familie Wight. Lange geblieben, tapfer Brandy

und Water vertilgt, erst nach 2 Uhr zu Haus. Die Pries'sche Frau ist doch wunderhübsch; sie hatte gerade Diarrhöe, aber doch hübsch. – Vormittags Visite bei Emil Devrient gemacht; sehr freundliches Entgegenkommen; Dr. Künzel kennen gelernt.

Am 6. Juni. Brief und Billet (für 2 Personen) von Devrient. Am Abend mit Dr. Klosky in's Theater (Don Carlos). Nicht ganz gefüllt; die Aufführung fast gelungener als die des „Egmont". Posa wirklich vortrefflich; auch Kühn's Philipp besser als sein Alba 3 Tage vorher. Die Erscheinung wiederum brillant. Auch Frau Stolte als Königin sehr brav. Die Princessin Eboli schmekte zeitweilig zu wenig nach Madrid und zu viel nach Meißen: sie sagte stets „mein Brinz" und „o Brinz Carlos" u. dgl. m.

Am 8ten Juni. Mr. Owen, ein Hausgenosse, von seiner Reise zurückkehrend; ächt-englischer Gentleman. Mehr Kälte von Seiten der Familie gegen mich, mindestens von Seiten Miß Emily's.

Am 9ten. Gearbeitet; die Aufsätze copirt. Einen Besuch Emil Devrients empfangen. Zum ersten Mal nach Tisch im Drawing-Room, und nach dem Thee am Whisttisch Platz genommen. So muß man lernen; alles selbst durchleben, sonst wird es nichts. Könnt' ich nur in Küche u. Keller, in Werkstätten und Kaufläden mich ebenso umthun!

Am 10ten. Am Abend Mr. Trollope kennen gelernt, einen Cousin der bekannten Schriftstellerin gleichen Namens. Wunderbares Subjekt, für mich höchst interessant, eine ächt-englische Lustspielfigur à la Mengler in „Endlich hat er's doch gut gemacht." Dazu hatte er so viel unbefangen menschliches, das neben dem Lächerlichen zugleich auch wohlthuend wirkte. Die Engländer sitzen immer steif wie Puppen, von einem liebenswürdigen sich gehen lassen ist in Gesellschaft, noch dazu von Damen, nie die Rede; Mr. Trollope hingegen schien diesen beschränkten Standpunkt hinter sich zu haben: er kratzte sich wo's ihn juckte und schrubberte bei der Gelegenheit, mit sichtlichem Vergnügen, Stellen seines Körpers, die nicht zu den anständigen gehören. Auch pöterte er in den Zähnen herum und war ein Nasenpopler ersten Ranges. Mir schlug das Herz vor Freuden, als ich sah, daß England dieser Kunst nicht ganz verschlossen geblieben ist. – Die Damen fühlten sich durch die Gegenwart Trollope's – wohl namentlich meinetwegen – ein wenig geniert; ich sagte ihnen aber, wie wohl er mir getan. Am Abend Whistparthie.

Am 12ten. Nach „Paternoster-Row" um bei Longman, Brown and Green (Buchhändler) Mac-Cullochs „London" zu kaufen. Paternoster-Row ist eine schmale, finstere und nicht allzu saubere Gasse, die mit Ludgate-Street parallel läuft und auf St. Paul's Church-Yard ausmündet. Diese Gasse ist dadurch interessant, daß Buchhandlung neben Buchhand-

lung ist, lauter lichtlose, traurige Gewölbe. – Von da in die Fleet-Street und ein Luncheon genommen. Der redselige, moralisch-kirchliche Franzose mir vis-à-vis; – welch räthselhafter Unterschied zwischen diesen 2 Nationen, die nur durch einen schmalen Wasserstreifen von einander getrennt sind! Nach Haus. Bradshaw's Eisenbahnbuch studirt; eine See-Reise nach Edinburg (die Fahrt kostet nur 12 Shillinge) projektirt.

Am 13ten (Sonntag). Nach dem Dinner mit dem King's Croß Omnibus bis Kennington-Gate gefahren. Von der Brixton-Road hinunter zu Rob. Pries. Seinen dritten Schwager nebst Frau, sowie den Mr Krüger aus Rio de Janeiro kennen gelernt. Letzterer, der sowohl in Rio wie in Buenos Ayres 5 Jahre gelebt, sehr liebenswürdig, gemüthlich und wohlunterrichtet. Auf dem Heimwege interessante Notizen über das noch naturwüchsige, patriarchalische Leben in Buenos Ayres (heißt „schöne Lüfte"). Rio hingegen ist eine europäisch-civilisirte Großstadt; Sprache: portugiesisch; Lebensweise: der englischen sehr verwandt. Der Kaiser Don Pedro II. (seine Mutter war eine österreichische Princessin) soll völlig die charakteristische Physiognomie der Habsburger haben.

Am 14ten. Klein-George's Geburtstag. In die National-Gallerie. An der Spitze: die Murillo's; lieblicheres als der Knabe (Johannes?) mit dem Lamm ist nicht zu sehn. Raphael (Porträt des Pabst Julius II und die heilige Catharina von Alexandria) ist mit Ausnahme dieser zwei, noch durch den „bethlemitischen Kindermord" und die „Vision des heiligen Georg" vertreten. Die Schönheit der letztgenannten beiden, namentlich der Mordscene, vermag ich nicht zu fassen. – Correggio's „Mercur den Cupido unterrichtend in Gegenwart der Venus" ist wundervoll; noch schöner erschien mir „die heilige Familie" („la vierge au Panier") das Gesicht der Maria ist um sich zu versenken in diese Fülle von Lieblichkeit. Andre Sachen (wie bei Raphael) gehn mir über den Horizont. – Titian und Michel-Angelo sind mir unverständlich; ich kenne sie zu wenig, und wie sich das Ohr an schwere Musik erst gewöhnen, und sie studieren muß, so ergeht es dem Auge diesen Malern gegenüber. – Dagegen versteh' ich den Guido Reni und habe den Kopf des „heiligen Hieronymus" „Loth und seine Töchter" und „die keusche Susanne" mit höchstem Interesse betrachtet. – Das Porträt des „Dogen Loredano" von Gian Bellini ist wundervoll. – Auch vier neue Meister hab' ich kennen gelernt: Claude Lorrain, die Poussin's (Nicholas scheint mir bedeutender als Gaspar, der Landschafter) Canaletto und – in der christlichen Kunst – Francesco Francia. – Über die Niederländer ein andermal. – Die Clubhäuser in Pall Mall, James- und King-Street äußerlich gemustert. St. James Pallast ziemlich genau in Augenschein genommen; freilich ein alter etwas geschmackloser Bau, aber mit jenem Interesse umkleidet, das Zeit und

Geschichte verleihn, und nur sie: Amerika muß drum, nach gewisser Seite hin, langweilig sein. Eine einzige Locke der Maria Stuart, ein alter Fries-Unterrock der Anna Bulen ist interessanter als Buffalo und Milwaukie zusammengenommen. — Auf dem Heimwege viermal einer Schaafherde begegnet, — das bedeutet Glück: ich wußt' es, daß ich zu Haus einen Brief vorfinden würde. So war es denn auch: Emilie, Vater, Mutter, Max, Lepel und Witte hatten geschrieben.

Am 16ten. Einen Brief von Miß Jane Wight erhalten: Einladung zum nächsten Abend, Denmark-Street Nr. 2. — Ins britische Museum: den aegyptischen, den etruskischen und griechischen Saal vorzugsweise durchstudirt. Wie lieblich die Griechen, wie widrig die Aegypter! Spiegelte sich nicht in allem, neben dem Häßlichen, jene Großartigkeit, die in den Pyramiden ihren höchsten Ausdruck fand, es wäre nicht anzusehn. Nichts ist schön, aber alles ist imposant: wie häßlich und wie hoch zugleich diese Art der Bestattung; wie viel Sitte lebt nicht in diesem Todes-Cultus. Uns sind die Todten eine Last, kein Gegenstand der Verehrung mehr: ein baumwollnes Sterbehemd ist gut genug mit ihnen zu vermodern, wir ziehen ihnen die Ringe vom Finger, um sie — gelegentlich gegen Theelöffel um zu tauschen, und wär' nicht der böse Leumund, wir sparten uns auch noch das Grabkreuz mit dem Schmetterling drauf. Was entfaltet dagegen eine Mumie vor unsrem staunenden Auge! Hunderte von Ringen und werthvollen Steinen, Ketten und Statuetten — alles was der Todte geliebt hatte folgt ihm ins Grab. Manchen von uns ruinirt der Glanz des Lebens; in Aegypten ruinirte der Glanz des Todes; unsre Väter beten: „bewahre uns vor verschwenderischen Söhnen"; in Aegypten mußt' es heißen „schütz' uns vor ihrem Tod." — Im Übrigen bewahr' uns Gott in Gnaden vor aller Mumien-Sitte, wie viel Sittlichkeit ihr auch zu Grunde liegen mag. Ein scheußlicher Gedanke so auf die Nachwelt zu kommen; „versunken und vergessen!" dieser Sängerfluch kann auch zum Segen werden. Ich habe unsre Nasenquetscher nie geliebt, aber ich weiß jetzt, daß sie relativ liebenswürdig sind.

Am 18ten. Einige Zeilen nebst Einladung von Dr. G. Bunsen empfangen. Über Mittag zu ihm: uns ausgesprochen: ich ihm meine Befürchtungen mitgeteilt; er mir versichert, daß die Gesinnungen seines Vaters gegen mich unverändert die freundlichsten von der Welt wären. Bei der Gelegenheit erfahren: daß der Alte Schritte gethan haben soll mich als „deutschen Professor" (im Sinne von professeur de la langue française) nach Oxford oder Cambridge zu bringen. Bis jetzt erfolglos: dafür hat er mir eine Hofmeisterstelle in der Familie Sartorys ausgewirkt. Morgen soll das Weitre persönlich betrieben werden. — Um 6 Uhr zu Miß Catherine Whitelaw, 49 Crescent-Street, Easten Square. Ich werde

schließlich noch der Pflegebefohlne aller möglichen Gouvernanten. Miß Catherine ist vielleicht 28 Jahr, ihr Gesicht, recht nett und freundlich, stellt ihr sogar einen Taufschein von jüngrem Datum aus, aber in ihren Bewegungen ist etwas, was auf die Grenzscheide zwischen jungem Mädchen und alter Jungfer hinweist. Ich fand sie in einem Zimmerchen von der Größe eines altmodischen Kleiderschranks oder Himmelbetts; — dieser Vergleich ist kaum übertrieben. O englischer Comfort! wer dir Loblieder singt, hat nie die City-Comtoire gesehn, oder in Westend Chambre-garni gewohnt. Miß Whitelaw wie Miß Wight ist ungleich mehr eine Deutsche als eine Engländerin, beide sind eigentlich hier nur geboren. Auch sie will helfen, aber ich fühle doch sehr, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach nur beim Wollen bleiben wird. Aecht weiblich geben sie einem hundert Rathschläge, gute und schlechte, alles bunt durcheinander und verweisen einen an obscure Personen, die sie eigentlich selbst kaum kennen. Auf der andern Seite muß man nichts von der Hand weisen; mein Aufenthalt hier hat mich gelehrt, daß Einem das Gute oft von einer Seite kommt, von der man es am wenigsten erwartete. Nur in Einem versehn sie's alle: jeder spricht zu mir, als sei ich hier wie ein junger hungriger Studio angelangt, dem schon geholfen sei, wenn man ihm das dürftigste Stückchen Brot reiche. Sie vergessen alle, daß ich 32 Jahre alt und verheiratet bin und daß ich in Deutschland, gleichviel ob gut oder schlecht, doch immer eine Stellung habe, die dem mindestens gleichkommt, was man nicht ansteht, mir hier zu bieten. Dies gilt mehr oder minder auch von Bunsen. Gott besser's.

Am 19ten. Früh um 11 zu Dr. Georg Bunsen. Mit ihm zur Mrs. Sartorys, Eaton-Place. Auf der Treppe hörten wir schon wundervollen Gesang; sie war früher eine der gefeiertsten Sängerinnen an Covent-Garden oder Drury-Lane. Sie gehört einer Künstlerfamilie an, wie bei uns in Deutschland die Devrients, die Mendelssohn u. s. w. Ihr Vater ist der berühmte Kemble und ihre Tante die nicht minder berühmte Siddons; von letzterer sah ich zwei Gemälde, ein's: Kniestück in Oel, lebensgroß, das andre: Miniatur; beide gleich vortrefflich. — Die Schwester der Mrs. Sartorys ist Fanny Kemble, als Dichterin und Schauspielerin gleich beliebt. — Ich wurde vorgestellt; gleich die ersten Worte überzeugten mich, daß ich etwas Apartes vor mir hatte. Es giebt in der That einen Künstler-Adel. — Die Hofmeisterschaft ging gleich zum Schornstein hinaus; von dem Moment ab, wo ich mich als einen „Verheiratheten" declarirt hatte, war es vorbei damit. Man hatte wieder einen deutschen Studenten erwartet, der über 30 oder 40 Pfd. St. pro Jahr selig sein würde. Mich ließ die Scheitrung ganz kalt, denn eine Hofmeisterstelle würde unter allen Umständen ein Rückschritt gewesen sein und nur viel Geld und große Vorurtheile für die Zukunft, hätten mich mit dem dicken Schlagschatten

solcher Stellung aussöhnen können. -- Dem Geschäftlichen folgte eine Unterhaltung über die Aufführung des deutschen „Hamlet" im St. James Theater. Ich hörte nur zu, konnte aber vortrefflich folgen, da sie eben wie eine vornehme Dame mit richtigster Accentuirung sprach. Die ganze Unterhaltung bewies mir, daß es auch geistreiche Engländerinnen giebt; es ging Schlag auf Schlag; die Parallelen, die sie zwischen der Devrient'schen Auffassung des Hamlet und der ihres Vaters (des alten Kemble, eines berühmten Hamletspielers) zog, waren im höchsten Maaße interessant; sie nahm die Art und Weise ihres Vaters oft in Schutz, aber durchaus nicht immer und war im großen Ganzen „highly satisfied". Der deutsche „Polonius" wurde fast unbedingt gelobt und ich glaube mit Recht; die Engländer geben gemeinhin einen alten Narren, Polonius ist aber nur ein alter, und noch dazu sehr lebensweiser Hofmann; er ist nur da ein Narr, wo er glaubt „daß es seine Stellung so mit sich bringt". Aufs höchste interessirte es mich auch zu erfahren, daß der alte Kemble (jetzt 70 Jahr alt) nebst einem andren berühmten Hamletspieler (ich glaube Charles Young) im Theater gewesen sei, um sich auf ihre alten Tage zu überzeugen, ob es mit dem deutschen Rivalen was auf sich habe oder nicht. Wir blieben wohl 3/4 Stunden. Der junge Bunsen malte mir beim Nachhausegehen die Stellung eines englischen teacher nicht im rosenfarbigsten Licht. Auch von andrer Seite hör ich: wen der Engländer bezahlt, den erachtet er nicht als seines Gleichen und wenn's selbst ein berühmter Maler wäre, dem er 1000 Pfd. St. für sein Portrait zahlen muß. G. Bunsen's Meinung war: 5 Jahre sich placken, arbeiten wie ein Vieh, Täuschungen, Kränkungen und in erster Zeit auch Entbehrungen tragen, dann pflegt es nachher zu glücken. Nette Schilderung! und ich zweifle nicht, daß sie richtig ist. — An anderweitigen Mittheilungen mehr erquickt z. B. an Schilderung seiner nächtlichen Wanderungen (in Begleitung eines berühmten Polizisten und Diebsfängers) durch die Kabachen, Mordhöhlen und Vergnügungslokale der Londoner Verbrecher. Das Schlafzimmer der Irländer: 35 Personen (7 Familien) in einer Kammer; jede Familie unter einer gemeinschaftlichen Decke; alle fasernackt, weil sie zu den Guten und Reinlichen gehörten, die allabendlich ihr einziges Hemde waschen. Der Geruch in diesem Zimmer, trotz schützender Cigarren-Wolken, pestilenzialisch; einer der Besucher stand auf dem Punkt ohnmächtig zu werden. — Nicht minder interessant der Besuch in der Diebs-Spelunke: 2 Constabler vorn, 2 hinten, und zu jeder Seite einer. Freundschaftliche Begrüßung: „was seid ihr für ungebildete Kerle, bleibt sitzen, wenn ich Euch einen Gentlemann vorstelle! verfährt man so mit Besuch?" Allgemeiner Jubel. „Wo ist der Graf?" (der Führer der Bande, dem sie blindlings gehorchen, nennt sich Graf Warwick). Alsbald erschienen seine

Hochgeboren und machten die Honneurs. Dieser außer-dienstliche Verkehr zwischen den beiden feindlichen Partheien: Dieb und Diebsfänger – ist durch seine Cordialität höchst merkwürdig. Von da in die Matrosen-Kneipe. Der Matrose hat immer Geld: 10 Monate ist er auf See und kann nichts ausgeben. Daher die höchste Pracht in ihren Kneipen: sie können's bezahlen. In dem Lokal, wo Bunsen war, hingen Seestücke der berühmtesten Marine-Maler an den Wänden. Kein Matrose war da, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, überhaupt nur 3 oder 4 Männer, dagegen 36 Mädchen, von denen 25 unter 15 Jahren waren. (Die Zahl der Prostituirten in London soll 52,000 sein, darunter 5000 Kinder unter 15 Jahren). Aber auch solche Bande ist, aller Verworfenheit zum Trotz, immer noch national-englisch und hierin ruht die gewaltige Kraft dieses Landes, die zunächst wohl gedehmüthigt aber noch nicht gebrochen werden kann; wird aber kommen; der Höhenpunkt ist überschritten; England stirbt am Erwerb und Materialismus. Einer der Kerle (während die 36 Mädchen mit türkisch untergeschlagenen Beinen, auf Polstern und Brandy and Water trinkend um ihn herumsaßen) hob an das berühmte Volkslied auf den Tod des General Moore (gefallen im Peninsula-Krieg) zu singen: „Not a drum was heard" (Keine Trommel ward gehört) und siehe da, die eben noch so wilde Bande ward still und stiller von Minute zu Minute und folgte, fast mit verhaltnem Athem, dem Vortrag eines wohl 20 Strophen langen Gedichts. So verworfen und so feinfühlig, so gemein und so pathetisch, so geldgierig (natürlich nur, um es gleich wieder mit Händen weg zu werfen) und so sentimental. Das Laster macht natürlich: alles tritt an's Licht, Himmel und Hölle, – in vielen von uns wie Oel und Wasser gemischt, so daß man keins als das erkennen kann was es ist – scheidet sich wieder bei diesen Naturen die gewöhnt sind den Augenblick walten zu lassen und lachen und weinen, stehlen und verschwenden unbekümmert darum was in der letzten Minute war und was in der nächsten sein wird. – Was jenes Volkslied betrifft (wie man später erfuhr von einem Landgeistlichen geschrieben) so hieß es damals: das kann nur Thomas Moore oder Lord Byron geschrieben haben. Der ehrliche Moore erklärte: so was könne er nicht schreiben, das ginge weit über seine Kraft; der eitle Byron schwieg, bis endlich jene Aufklärung kam.

Am 20ten (Sonntag). Am Abend zu Rob. Pries. Mittheilungen über die Familie Bunsen, zum Theil aus partheigetrübter Quelle (Dr. Freund; deutsches Krankenhaus; Freund mehr oder minder der Gründer; Bunsen der 400 Pfd. im Namen des Königs und 400 Pfd. aus eignen Mitteln zahlt, mehr oder minder der Vorstand; Streitigkeiten zwischen beiden; Bunsen wollt es auf bethanischen Fuß einrichten, mit überwiegender Beterei; Freund, wie immer die Aerzte, eiferte dagegen und

ward schließlich aus seiner Schöpfung verdrängt; – daher viel Gift auf seiner Seite.) – Gegen 10 erschien Mr. Passow mit seiner freundlichen, liebenswürdigen Frau; sonderbar, alle diese, an Deutsche verheirathete Engländerinnen sind von einer außerordentlichen Umgänglichkeit, natürlich und frei von all und jeder Steifheit. Ihn hab' ich ebenfalls sehr gern, weil er in den 16 Jahren seines Aufenthalt hier, so recht mit Leib und Seele Engländer geworden ist. Und seine Zuneigung stützt sich auf was, sie ist nicht blos Geschwafel, er hat Gründe für alles und schleppt sie herbei. Nur über Kunst muß er nicht sprechen wollen, dann hört Mehres auf. Als er eine lange Pauke gegen Benutzung der biblischen Stoffe hielt, hätt' ich ihm fast in's Gesicht gelacht. Ich wünsche unsren modernen „Tendenz-Malern" bessre Advokaten, oder richtiger, da ich sie nicht leiden kann, ich wünsche ihnen nur solche. – Um 1 Uhr aufgebrochen, um 3 zu Haus.

Am 22ten. In die Gemälde-Ausstellung. Ein Gegenstück zur Genter: kritiklos jede Schmiralie angenommen und das schlechteste neben das gute und beste gehängt. Da ist eine schwimmende „Ophelia", ein „Daniel in der Löwengrube" eine „Zerstörung von Sodom und Gomorrha" die wirklich alles überbieten, was kontinentale Tuschkasten bisher gesündigt haben. – Die Portraits hingegen, die sowohl der Zahl wie ihrem künstlerischen Werthe nach die Hauptsache bilden, sind fast durchgängig von höchstem Interesse und man weiß oft nicht, ob man sich über die Schöpfung der Kunst oder der – Natur begeisterter zu äußern hat. Ueber solche englische Lady geht doch keine andre Schönheit der Welt; die Italienerinnen haben mehr Fleisch und mehr Leidenschaft, – beides vielleicht für einen Maler das Wahre; aber sie haben nichts von dem Seelischen, das den Beschauer zu einem Seligen macht. „Doch brrrrr Freund! Sie sind verheirathet." Sehr interessant sind die Zeichnungen in Wasserfarben, meist Schlösser, Kirchen und Krankenhäuser, moderne, zum Theil noch in Bau begriffene Schöpfungen, in denen die Engländer excelliren; – ihre neuen Kirchen – und ihre Zahl ist Legion – sind ausnahmslos in einem noblen und ansprechenden Styl gebaut. Es ist die kleine Münze der gothischen Goldbarren; es sind die Söhne eines berühmten Vaters; – der Alte ist es freilich nicht, aber doch haben sie alle was von ihm; sein Blut ist schwächer geworden, nicht verunreinigt durch Mesalliancen. Die neuen englischen Kirchen sind sämtlich sehenswerth; unsre derartigen Neubauten bleiben weit zurück, sie wollen zum Theil was sein und sind nichts. – Landschaften und Seestücke schwach vertreten; unter den Genre-Bildern: „Pope makes love to Lady Mary Wortley Montagu" (Pope macht der Lady Montagu einen Liebesantrag) von W. P. Frith von großer Vortrefflichkeit und erinnert mich lebhaft an die verwandten Bilder unsres Menzel. – Unter

den historischen Stücken, deren eine außerordentlich große Zahl vorhanden ist, scheint mir nur „Charlotte Corday's Todesgang" von E. M. Ward von Bedeutung zu sein. Alle Figuren: Charlotte selbst, zwei republikanische Soldaten, ein Jacobinerweib (kostbar), Robespierre (vortrefflich) Danton und Camille Desmoulins – sind sämtlich von hohem Interesse, nur ist mir der „schöne" Camille zu wenig das (auch im Ausdruck) was sein Beiname besagt und Danton, der geistsprudelnde Danton, hat sicherlich nicht ausgesehn wie ein kleinstädtischer Schlächter. Diese Bemerkung beeinträchtigt indeß keineswegs das geschickte Arrangement, die Wirksamkeit der Gruppe. –

Am 26ten. Briefe von Miß Marry Whitelaw (nichts Erhebliches; diese Gouvernanten freuen sich ihr langweiliges Dasein durch eine kleine „Männer-Correspondenz in Ehren" unterbrechen zu können; und außerdem: wer spielte nicht gern den Beschützer, den Glücklichmacher!) und Bunsen. Der Brief des letztern räth mir bei Mr. James Hudson, 12 Hannover-Square meine Visite zu machen; seine Tochter gedenke Unterricht in deutscher Literatur zu nehmen. – Diese Visite gemacht; Mrs. Hudson gesprochen, eine freundliche Dame. Am Abend von Mr. Hudson einen Brief erhalten; wird mir am Montag (übermorgen) seinen Gegenbesuch machen. Kann geschehn, alter Junge! – Die beiden Misses May beziehen eine Sommerwohnung in Barnes bei Richmond; mit ihnen die hübsche Elisabeth, was jedenfalls bedauerlicher ist. – Mr. Lacy, ein alter Herr von 72 und school-fellow des Mr. May trifft auf Besuch ein. Liebenswürdiger alter Herr; bischen gereist in Frankreich und am Rhein; rechnet Antwerpen zu Preußen u. s. w. will übrigens nicht viel sagen, einem Engländer passieren noch ganz andre Geschichten. Am Abend Whistparthie mit Mr. Trollope; außer mir also 3 Stock-Engländer, jeder eine besondre Gattung repräsentirend: (Mr. May den verständigen geistig-unbedeutenden Philister, Mr. Lacy den wohlhabenden Gentleman-Farmer und Port- und Alt-England – verehrenden Lebemann, Mr. Trollope das verrückte Genie, die verdrehte Schraube, die gemüthliche Lustspielfigur). Als Beobachter dadrunter ist wirklich genußreich. Es müßte mir noch sehr schlecht gehn, wenn ich dahin kommen sollte diese Reise zu bereun. Jede Stunde ist anregend und jeder Tag giebt eine immer neue Ausbeute.

Am 27ten. Nicht zu Rob. Pries wie sonst wohl Sonntags; aber mir fällt eine Anekdote ein, die ich vor 8 Tagen zu notiren vergaß. In Rostock war ein Bauern-Doctor, ein Rindvieh mit Eichenlaub. Bauer. Kommen's doch rut Doktor, min Söhn is schlecht krank: he leid all 9 Daag'. Doktor. Föhr man wedder rut; ick wärd' gliks kommen. – Er vergißt es; erst am andern Tag tritt er in die Stube des Bauern; lang ausgestreckt und leblos liegt des Bauern Sohn auf dem Bett. Bauer. „Nuk kom

so spät Doctor, min Söhn ist all dod. –" Der Doctor wirft einen Blick auf den Leblosen und sagt mit jener Ruhe die nur ein Doctor hat: „Hebbe nischt versühmt! Dem seh ick et an, de kunn doch nich wedder weren." Bauer. Ne, Doctor, dat is man min zweten Söhn, de schläppt man blos. Doctor. „Ja so, dat's en anner Ding!" Unvergleichlich. Auch noch einen hübschen Schlußsatz, mit dem Pries ein Gespräch über England und Deutschland abschloß, hab' ich nachzutragen. „England" rief der exaltirte Gegner „is the first nation of the world!" Yes! setzte Pries ruhig hinzu „but Germany yet a little before it."

Am 28ten. Einen Besuch Mr. Hudsons empfangen. Morgen beginnen die Stunden. Zahlung: eine halbe Krone; etwas wenig, doch ich wollte nicht gleich glupsch in den Tag hinein fordern. – Am Abend unvergleichliche Whistparthie mit Mr. Lacy und Mr. Trollope. Letztrer (ein Neffe des berühmten Sir Henry Trollope, der bei Camperdown focht und ich glaube als Admiral starb) war in seinem Glanz: Sherry hatte das Seine gethan. „Thou old greedy, beggarly fellow" war seine höfliche Anrede an Mr. Lacy. Ueberhaupt haben wir von einem englischen Geschimpfe gar keine Vorstellung; die beleidigenden Worte überstürzen sich förmlich und der Gentleman, der mit seinen weißen Vatermördern noch eben aussah, als könn' er nur Elegieen von Hölty deklamieren, wird plötzlich zum Rivalen einer Berliner Höferin.

Am 29ten. Erste Stunde bei Miß Hudson. Ein nicht ganz erwachsener, schwarzköpfiger, sehr einfacher (im Benehmen), aber gescheudter Backfisch. – Von dort zu Dr. Georg Bunsen; von ihm zu Vervey. Dort von Dr. Klopski aufgegabelt und mit nach Barnes (1/2 Meile von Richmond) herausgeschleppt, wo die beiden Miß May eine Sommerwohnung haben (oder richtiger, da hier das utile immer mit dem dulce Hand in Hand geht) einem Sommer-Familienhaus vorstehn, so daß jetzt 2 Wirtschaften geführt werden, eine von der Mutter in Tavistock-Square, die andre von den Töchtern in Barnes. – Sehr freundlich empfangen. Die dicke Lady. „I suppose you cannot walk!" Dr. Klopski auf der Höhe guter Laune. Spaziergang an der Themse. Das Haus Coombes (des ersten Ruderers in England) und das alte Ziegelhaus Oliver Cromwells, des ersten Steuerers in England, dicht neben einander (in Mortlake, das sich unmittelbar an Barnes anschließt). Das Haus Cromwells höchst interessant; es trägt die Historie an der Stirn und steht unter den andern Häusern da, wie die Eisenkappe des großen Kurfürsten unter einer Auswahl von Schlafmützen. – Besuch bei der Familie Harper; die älteste und jüngste Tochter mager wie eine Stange und etwas schwindsüchtig, dabei aber so interessante Gesichter wie sie eben nur die Schwindsucht macht. Die älteste –, Braut eines Deutschen, sprach, nach einem nur 1 jährigen Aufenthalt in

Hannover das Deutsche so gut, wie ich es nie bisher von einer Engländerin gehört. Das Häuschen reizend; der Garten wächst gleichsam in alle Fenster hinein, überall klettern Rosen und Epheu am Spalier in die Höh und — solche Einbrecher läßt man sich gefallen.

Am 30ten. Ein Brief von Emilien; freundlich, aber ungerechte Bedenken, respektive Anklagen. Es ist leicht zu tadeln, wenn man die Handelweise eines Menschen unter die Lupe nimmt; Angriffspunkte bietet jeder dar; Toleranz! Das ist die Seele. Nicht Toleranz dem Vergehn, aber dem zufälligen winzigen Versehn gegenüber, das dem Tadler morgen so gut passiren kann, wie dem Getadelten heut. — Stunde bei Miß Hudson. — Den jungen Th. Bunsen in Regent-Street getroffen. Nach Trafalgar-Square in die Gemälde-Ausstellung. Nichts Neues bemerkt, eben so wenig Gelegenheit gefunden meine frühren Urtheile zu ändern: Charlotte Corday bleibt, (neben Pope und Lady Montagu,) das Einzige an dem ich Genialität wittern konnte. Winterhalters „Florinde" ist famos, aber nichts wie meisterhafte Technik; diese Leiber sind zum Anbeißen und es ist was drin von der Sinnlichkeits-Poesie der Troubadours, aber ich stelle diese Poesie nicht hoch und die Malerei, wenn sie nur das der Art Gegebene widergiebt nicht höher. Das Bild erinnert sehr an das bekannte „Decamerone" von, ich weiß nicht wem; doch ist mir „Florinde" lieber. Der Lauscher hinter Myrthenhecken ist jedenfalls beneidenswerth, insbesondre da die belebende Kraft Pygmalions unsrem Zeitalter verloren gegangen ist. — Bei Tisch ein wenig geärgert über Mr. Walpy; das fehlt nur noch, daß diese armen Jungen die überlegnen spielen wollen! Am Abend zu Very. Mit Devrient getroffen; mit ihm und Dr. Küntzel eine Stunde geplaudert. Er ist entzückt — und mit Recht — von seinen über alle Erwartung hinausgehenden Erfolgen: Hof, Publikum und englische Collegenschaft (namentlich Young, Kemble und Charles Kean) haben gewetteifert ihn auszuzeichnen. Einladungen zu bleiben, oder auch in Manchester die Sache noch mal durchzumachen. Er will aber nicht, aus allen möglichen Gründen, namentlich aber, weil er von der ungeheuren Anstrengung ganz kaput ist. Bei Prinz Albert hat er eine Privat-Audienz gehabt; der Prinz von einer unendlichen Liebenswürdigkeit und Mittheilsamkeit. Morgen oder übermorgen wird er noch im engsten Zirkel vor der Königin eine Vorlesung halten, namentlich den Iten Akt des „Faust". — Ich sollte ihn in's französische Theater begleiten, lehnte es aber ab. Die „french actors" (nur 10 Mann) sollen eine rüde Bande sein, talentvoll nur Levassor. In Bezug auf Weiber herrscht Gütergemeinschaft; die Nächte hindurch wird gespielt und gesoffen, gesungen und gekeilt — es sind immer noch die alten Franzosen, la grande nation — perdue, über kurz oder lang holt sie doch der Teufel, sie sind fertig. —

# Die Großmutter

## Novelle von Hermann Stehr

Die alte Frau Kleideck, das zurückgelassene Eheweib des Lehrers und Kantors Johann Marianus Kleideck aus Wenzelsdorf, war in ihrer Jugend ein lebenslustiges, ja übermütiges Mädchen gewesen. Aber das Schicksal gewährte ihr die schlimme Gunst, die erste Liebe des unentwickelten Herzens zu erfüllen. Sie heiratete mit 17 Jahren. Und als sie nach Monden vom ersten Wochenbett aufstand, war sie mitten in den Bedrängnissen eines kummervollen Lebens, das schuld war, daß sie im Alter seltsam wurde.

Seit dem Tode ihres Mannes, der, an allen Hoffnungen betrogen, freiwillig aus dem Leben schied, wohnte sie in Falkenstein, einem mittleren Städtchen des Altvatergebirges und gehörte bald wegen ihrer Wunderlichkeit zu den Originalen des Ortes.

Sie ging, auch an den heißesten Sommertagen, in einem schwarzen Umschlagetuch umher, das sie über den Kopf gezogen hatte, daß selten jemand ihr Gesicht sah.

Kein Mensch wußte, was sie, ruhelos in den Straßen umherwandelnd, suchte, und redete ein Vorübergehender zu ihr, so hielt sie im Gange inne, doch so, als tue sie es eines verborgenen, eigenen Bedürfnisses halber, wartete die Worte des anderen ab und setzte dann, ohne zu antworten oder ihr Gesicht zu enthüllen, ihren Weg fort. Nur wenn man ihr von einem furchtbaren Unglücksfall erzählte und sich die Ausmalung aller Schrecknisse recht angelegen sein ließ, so hob sie aufmerksam den Kopf und ihr fettes Gesicht stand still, wie in der Überraschung eines unvermuteten Lichtes. Im Fortschritt des erzählten Grausens verwandelte sich der anfängliche Glanz in das größte Vergnügen. Die Augen schimmerten, der Mund stammelte unterdrückte Laute des Glückes und sie mußte mit den Fingern ihren Mund zusammenpressen, so, als sei es ihr nur durch Anwendung dieses äußeren Zwanges möglich, den lauten Ausbruch des Jubels verhindern zu können. War dieser Zustand eingetreten, pflegte die Siebzigjährige selbst ihrer nächsten Umgebung auf Tage nicht mehr das geringste Interesse zu schenken. Sie ging aufgeschlossen, wie mit besonnter Stirne umher, suchte dunkle Winkel auf und, indem sie mit der Rechten auf und niederfuhr, als liebkose sie den Schatten, flüsterte sie zärtliche Worte. Ihre Vorliebe für unheilbare Krankheiten, von Schmerz entstellte Duldergesichter, ihre Sehnsucht nach dem Weinen und Wehklagen anderer, waren eben so bekannt und den Leuten unbegreiflich wie ihre Furcht vor glückvollen Menschen, der Schrecken, den ihr jedes heitere Lachen einjagte.

Sonst war sie ganz normal, holte sich zur festgesetzten Stunde die kleine Witwenpension, quittierte mit ihrer jungen, mädchenhaften Schrift, hielt sich und ihr Stübchen sauber und vergaß nie, am Geburtstage ihren über ganz Deutschland verstreuten Kindern den bekannten Taler zu schenken. Doch jedes frohe Geschick all dieser Menschen, die ihr Leib getragen hatte, ging sie offenbar nichts an. Für die Beförderungen ihrer Söhne und die günstigen Veränderungen im Leben ihrer Töchter hatte sie keinen Sinn. Sie hielt den Brief mit der glücklichen Nachricht, nachdem sie ihn gelesen hatte, lange in unbeweglicher Hand auf dem Schoß und blickte hilflos ins Leere. Dann stand sie auf und trippelte zum Ofen. Erst wenn das Papier in Feuer und Rauch aufgegangen war, atmete sie auf und konnte sich der alten, toten Sicherheit übergeben.

Wo aber immer in den Wohnungen ihrer Kinder Krankheit das Licht der Stuben verdunkelte und die Türen geräuschlos gehen ließ, erschien sie gar bald auf der Schwelle und nickte den Kummervollen ermutigend zu. Ihr verstummter Mund wurde gesprächig und fügten sich sonst die Worte in großem Zwang aneinander, als müßten sie mühsam dem Vergessen entrissen werden, so floß ihr jetzt die Rede verjüngt von Lippen, die sich blutvoll färbten und ihr kurzer, dicker Körper bewegte sich mit großer Leichtigkeit umher. Ihre Zuversicht zu sich selbst wuchs mit jeder Wendung zum Schlimmern. Lag der Kranke blaß und abgehetzt in den Kissen, die Lippen trocken vor Hitze, das Auge starr und weit im Fieber, dann saß die Greisin, die welken, feuchten Hände des Armen zärtlich in den ihren geborgen und summte leise und versonnen ein lustiges Lied zwischen den Lippen. Sie war unermüdlich in der Pflege, unerschöpflich in der Erfindung neuer Milderungen. Rückten aber die Schatten des Todes heran, so wandte sie ihr letztes Mittel an. Was das eigentlich war, wußte niemand zu sagen, und die Alte selbst verweigerte standhaft jede Auskunft. Sie schloß sich mit dem Todgeweihten in das Krankenzimmer und verharrte stundenlang darin. Die ängstlich an der Tür Lauschenden vernahmen nichts als von Zeit zu Zeit ihre Worte, die langgedehnt wie Gesang klangen.

Ihre Kinder meinten, sie sei durch ihr schweres Leben zu geheimnisvollen Kräften gekommen und „besprache" die Krankheit. Daher war das Vertrauen in ihre Hilfe unbegrenzt. Denn noch kein Sterbenswelker, an dessen Bett sie gesessen hatte, war von dem Tode hinübergenommen worden. Alle Kinder und Enkel, die schon um das Grab getaumelt waren, hatten sich aus dieser alten, rätselhaften Seele ein zweites Mal das Dasein getrunken.

Kam der Schlaf der Genesung über die Kranken, dann begann die Großmutter wieder zu erstarren. Ihr Gesicht wurde stumpfsinnig, die

Augen glanzlos und leer, das Wort zerbrach ihr im Munde wieder, ehe es von ungefüger Zunge über die Lippen fand. Sie schleppte sich mühsam umher, und stand der Errettete aufrecht wieder mitten im Glück der Seinigen, so suchte die Alte ihre Habseligkeiten zusammen und schied mit einer Trostlosigkeit von ihnen, als seien die Menschen ihr durch den Segen verloren gegangen, den sie doch selbst herbeigeführt hatte. Kein Wort, kein Dank erreichte die Verschollene; alles, was man zu ihr sprach, hörte sie in dumpfer Lethargie an, als verstehe sie nichts.

Von jedem siegreichen Kampfe gegen die Qual des Lebens aber kehrte sie gestärkt in ihr einsames Stübchen zurück, und die Leute meinten, wenn das Schicksal nicht vergesse, hin und wieder einem ihrer Angehörigen eine Todesplage zu senden, werde die seltsame Frau überhaupt nicht sterben. Und wirklich, es hatte den Anschein, als sollten diese Spötter recht behalten.

Die Jahre gingen an der Greisin nicht nur spurlos vorüber, sie verjüngten die Unzerbrechliche sogar. Die Fülle ihres Leibes verlor sich, das Gesicht wurde mager und nahm die Farbe verwitterter Felsen an. Und wenn auch die Augen tiefer in die Höhlen sanken, den schmalen Lippen die Sprache ganz abhanden gekommen zu sein schien: Ihr Gang wurde frei und leicht, so wie nur sichere Menschenkraft schreitet. In diesem Tempo bewegte sie sich in ihr neunzigstes Lebensjahr.

Aber wir Menschen wissen nur, daß morgen auch ein Tag ist; was er bringt, bleibt uns verborgen. Die Zukunft dreht sich mit immer neuen Schritten in ewigen Kreisen.

Zwei Monate nach ihrem Geburtstag, der in den Januar fiel, in den letzten Tagen des April, verschwand die Greisin wieder einmal aus dem Städtchen. Den verschobenen Marktkorb mit ihrem Reisegepäck am Arme, ein feierliches Licht in den Augen, die Gebärde beschwingter Worte um die Lippen, wie von den Verheißungen einer nahen Aufrichtung getragen, fuhr sie nach Oberschlesien zu ihrer jüngsten Tochter, deren Mann den Posten eines Registrators bei der Obersteuerverwaltung zu Oppeln bekleidete.

Er hieß nicht nur Peschke, sondern war auch darnach.

Etwas über zwei Uhr nach Mittag kam sie in seiner Wohnung an und fand den Mann im schummrigen, engen Entree, fertig zum Dienst, den Rock militärisch zugeknöpft, wie er eben seinen Stock aus dem Ständer heraufhob.

Bei ihrem Eintritt fuhr er herum, musterte sie im Dunkel mit scharfen Augen und sagte, statt ihren Gruß zu erwidern:

„Natürlich, auch noch die Alte! Na, meinetwegen, das ist mir jetzt schon egal! Guten Tag."

Damit wendete er sich dem Ausgange zu, bitter, verächtlich vor sich hinlachend. Aber, als er am Treppenabsatz angekommen war, kehrte er noch einmal zurück, nahm die Großmutter am Arme, zog sie in eine Stube, pflanzte sich drohend vor ihr auf und warf es schneidend in das Gesicht der Greisin:

„Ich hab dich nicht gerufen, verstehst du? Das hat Martha wieder hinter meinem Rücken getan – ja – die dem Rangen überhaupt in allem nachhilft, nein überhilft – über= – hilft!! Jawohl, so ists! Gar nichts hats mit dem Kerl, mit dem verfluchten! Sitzengeblieben ist er wieder und nun spielt er Komödie: schreit in der Nacht und liegt dann, als ob er nicht piepsen könnte. – Das Früchtel kenn ich besser! Faul sein, nichts lernen, sich auf die Art wegspielen. – Das hat man davon, daß man sich quält und abmüht, damit der Junge es mal besser haben soll wie unsereiner. Das ists ... das ... das alleine!" Er nahm den Hut ab, trocknete sich mit seinem bunten Taschentuch den Schweiß von dem kahlen Vorderhaupt und legte mit bebender Hand einen Strähn grauer Haare querüber. Dann faltete er das Tuch umständlich wieder zusammen und sann nach, was noch zu sagen sei. Er fand aber nichts, blickte eine Weile verloren vor sich nieder und schüttelte dann energisch den Kopf, als weise er im voraus jede Versuchung zur Weichheit weit von sich.

Die Greisin schien gar nicht auf ihn zu hören, sondern stand an ihrem Korbe und nahm so vorsichtig die Sachen heraus, als seien es wunde, verletzliche Wesen. Als sich Peschke zum Gehen anschickte, drehte sie sich um, heftete ihre Augen auf ihn und sagte mit Anstrengung: „Aber er ist schlimm!" Der Registrator bezog das auf die Krankheit des Knaben und fragte mit merklicher Betroffenheit: „So, woher weißt du denn das?"

Frau Kleideck gab ihm keine Antwort und fuhr fort, behutsahm die Sachen hervorzuziehen und auf einen Stuhl zu legen, als sei außer ihr niemand im Zimmer.

Peschke murmelte etwas von „Weiberblech und Unsinn" und ging.

Die Großmutter blickte sich jetzt in dem Raum um, den sie als Küche erkannte und öffnete das Fenster, als sei durch ihren Schwiegersohn alle Luft verbraucht worden.

Beim Herumdrehen sah sie ihre Tochter auf der Schwelle stehen.

Eine Weile maßen sich die beiden Frauen wie Entfremdete.

Dann tat die Alte einen Schritt in der Stube hin. In diesem Augenblicke stürzte sich die Tochter an den Hals ihrer Mutter, und ihr Leib wurde sogleich von Schluchzen geschüttelt, das Klage, Hilferuf und Verzweiflung in einem war.

Die Greisin richtete sich zuerst auf, schob leise die Aufgelöste ab und erfaßte ihre Hand mit starkem, versicherndem Griff.

Aber ihr Mund floß nicht über vom Strom heiteren Trostes, wie es doch sonst ihre Art war. Das nahm ihrer Tochter alle Hoffnung, daß das arme Weib sich auf einen Stuhl setzen und mit machtlosem Aufrichten immerfort gegen ein vollkommenes Zusammensinken ringen mußte.

Die Großmutter verstand den ratlosen Schrecken, der das Gesicht ihres Kindes verzog und blickte auf die Tür, durch die sich Peschke entfernt hatte, um der Bedrängten klar zu machen, wer schuld sei, daß ihr die Worte zerbrochen im Munde liegen bleiben mußten.

Und während dann ihre Tochter Martha in der Hast Verängsteter von der Krankheit des vierzehnjährigen Emil, ihrem Anfang und bisherigen Verlauf so erzählte, daß alles zu einer Anklage gegen ihren Mann wurde, stand die Greisin ohne einen Zug ihres Gesichtes ins lebendige Mitleiden zu rühren, anscheinend unbeweglich da. In Wahrheit aber litt die Uralte an der Erkenntnis, daß ihre Seele nicht wie sonst vor den Schatten eines finsteren Schicksals aufblühte, sondern gelassen in ihrer Tiefe ging, wie ein lautloses, undurchdringliches Wasser. „. . . Wir . . . ng . . . werden . . . ng . . . zu ihm . . . gehen . . .“ sagte sie mühsam und schob ihre kalten Finger in die feuchte, heiße Hand ihrer Tochter.

Vor der Tür zum Krankenzimmer beugte sich die Alte und legte einen Kuß auf die Stirn Marthas und strich mit den Händen leise an ihren Schläfen nieder, daß ihre Tochter davon kaum eine Berührung, sondern nur das Wehen einer kühlen Luft zu spüren meinte.

Dann traten sie in das Zimmer ein.

Ob sie sich auch noch so vorsahen, die Tür schnappte laut in den Haken und der Kranke schrie sofort erschöpft:

„Vaterle! – Liebes, gutes Vaterle! Ich werde lernen, werde lernen! . . . werde . . . lernen . . .“

Martha eilte hinzu und beugte sich tröstend auf ihr Kind nieder.

„Milele, sieh doch, Milele,“ sagte sie in liebevollster Güte, „es ist ja nicht der Vater. Es ist ja deine liebe Großmutter.“

Da wandte der Knabe das Gesicht von der Wand herüber, heftete seine weiten, fiebrischen Augen auf die Greisin, lächelte beruhigt und bewegte dann flüsternd und eilig die Lippen, als memoriere er eine Lektion.

Frau Kleideck führte ihre weinende Tochter hinaus und verriegelte die Tür, denn ihre Seele fühlte, wie nahe die dunkeln Wasser schon an dieses zarte Leben heranspülten, die uns alle davontragen auf Nimmerwiedersehen.

Sie erkannte, daß sie sofort die große Hilfe anwenden müsse, die ihr gegeben war. Sie verhing die Fenster mit dicken Tüchern, daß es ganz finster wurde, setzte sich an das Bett des Kranken und bedeckte sein Gesicht mit ihren kalten Händen.

Nachdem sie so lange gesessen, hatte sie in der Tiefe die Empfindung, als werde ein schwerer Stein weggewälzt. Da wußte sie erfreut, daß die innere Stummheit von ihr genommen werde und je stärker die Wirbel des verstörten, jungen Lebens auf sie einstürmten, desto sicherer fühlte sie die versunkene Macht ihres eigenen Wesens in sich heraufsteigen.

Die wundersame Verwandlung, die sie an jedem Krankenbette erlebte, begann zu ihrer freudigen Überraschung auch hier.

Sie, die ihre Kraft an der Not zerschlagen, deren Lebensheiterkeit in Hunger untergegangen, deren Lied in Entbehrungen verschmachtet, deren Hoffen durch tausend Enttäuschungen verweht, deren Licht in den Finsternissen unabwendbarer Sorgen erloschen war: erhielt alles das langsam wiedergeschenkt.

Die Seufzer des kleinen Kranken, sein Stöhnen, das Versagen seines abgehetzten Herzens, die Erschöpfungen seiner süßen Kraft: rissen die große Macht des Lebens aus den tiefen Schluchten dieses greisen, uralten Menschen herauf und nach Stunden saß die Großmutter in der Buntheit, der Sonne, dem Jubel eines Daseins, das zu führen sie fähig gewesen wäre und das ihr doch versagt geblieben war.

Sie hatte die schmalen Fingerlein des Enkels in ihren Händen geborgen und ihre Wiedergeburt, an der versiegenden Brust Emils entzündet, floß wieder in diese zurück. Das verlöschende Leben des Knaben bettete sich in die Sicherheit, die, ein erlösender, gebärender Traum, strömend aus der greisen Seele floß.

Gegen Abend waren die Wogen des Wiedererwachtseins in der Uralten so stark geworden, daß ihr der Jubel die Brust einschnürte. Um nicht daran zu ersticken und im festen Glauben an die errettende Macht ihres Wiedergeborenseins über die, deren Ohr schon dem Hinüberruf lauscht, schritt sie zu der Zeremonie, die ihre Angehörigen „das Besprechen" nannten.

Sie beugte sich, von geheimnisvollem Drange getrieben, über den Kranken und goß die Glut ihrer Lebensinbrunst über das bleiche Gesicht des Knaben.

Mit leiser, beschwörender Stimme sagte sie singend:

„Kind! – Kind! – Ich habe Wasser in mir, die nicht verrinnen, und Blumen, an denen das Welken vorübergeht. In der Nacht ist mir das Glück bewahrt worden. Von meinem Dache sank unzähligemal das Unglück und hat mich nicht zerschlagen. Die Berge, auf denen meine Jugend spielte, blühen noch. Kind, hebe dein Herz, hebe deine Seele! Die Winde nehmen das Leben und bringen es. Ich habe in mir den Mund eines Meeres und trinke alle Bäche und Wasser deines Verstummens, deines Verwelkens, deines Todes. Mein Herz nährt sich von deiner Angst und nimmt sie von dir.

Ich will, mein Kind, daß du lebst — — lebst — lebst!"

So sprach sie flüsternd, über den Kranken gebeugt. Mit ausgebreiteten Armen lag sie über dem Kinde und ihre Augen, weit geöffnet, ihr Mund, strömten von jener Macht über, in deren Besitz nach der Sage die greisen Frauen unserer Urahnen waren.

Der arme Knabe lag blaß und ruhig. Sein Atem war tief und sicher geworden, und da die Alte seine Händchen auf das Deckbett zurücklegte, blieben sie still und zuckten nicht mehr im Pulsen des Fiebers.

Die Großmutter saß nun auf dem Stuhl neben dem Bett, die Arme auf die Knie gestützt, die Hände verschlungen und hielt das Gesicht in Erwartung hin, wie jemand wohl von einem hohen Berge ein weites, sonniges Land betrachtet. Während ihre Augen über die Breiten ihrer Jugend gingen, sanken von ihrem Munde kosende, zärtliche, berauschte Worte, die bald in Liedern sich aufschwangen, bald wieder in ein töricht-sinniges Spiel von Lauten aufgelöst wurden, mit denen Kinder aus unaussprechlichen Träumen reden.

Die Luft des Krankenzimmers war bald voll von diesem unzerstörbaren Leben, wie von dem Duft frischer Feldblumen oder dem Hauch eben geborener Quellen und der Knabe schlief, als liege er im Schatten eines Baumes, dem der Frühwind eben die Blätter öffnet.

Im Entree ging die Tür. Mit vorsichtigen Schritten traten zwei Männer ein, die sich leise unterhielten, vor dem Krankenzimmer stehenblieben, dann aber auf die Küche zu wieder fortgingen. Sie hörte die Stimme der freudig erregten Tochter aufklingen, bald aber wieder in die blühenden Bilder ihres Innern untertauchend, klang alles um sie in den Tönen eines nie gelebten Glückes.

Da pochte es an ihre Tür; erst zaghaft, dann immer lauter, ungestümer. Erst rief Martha mit demütig bittender Stimme ihren Namen. Sie hörte es undeutlich durch die Trunkenheit ihres Traumes. Endlich schlug Peschke plump auf den Drücker.

Emil fuhr mit einem Seufzer aus dem Schlafe. Frau Kleideck erhob sich, wankte wie berauscht hin und öffnete. Der grelle Schein einer Lampe fiel in das Krankenzimmer. Die Greisin taumelte geblendet zurück und kam zum Glück fallend auf einen Stuhl, auf dem sie sitzen blieb, die Augen mit den Händen beschattend.

„Bitte, Herr Professor Manczik, wenn Sie gütigst erlauben, gehe ich mit der Lampe voraus," hörte sie ihren Schwiegersohn sagen.

„Ja, ja, gehen Sie nur," erwiderte eine ausgenörgelte, alte Stimme. „Also, seit zwei Tagen ist er krank."

„Ja, Herr Professor," antwortete jetzt beklemmt, aber doch so zärtlich als sie konnte, ihre Tochter.

„Er hat halt immer eine schreckliche Angst vor der Mathematik. Da denke ich . . .“

Manczik unterbrach sie:

„Wo ist denn Ihre Großmutter?“

Peschke tuschelte etwas, worauf der Professor mit einem ironisch gedehnten „Hm—hm“ antwortete.

Jetzt mochten sie am Bette stehen.

„Guten Abend, Peschke,“ sagte der Mathematikprofessor mit freundlicher Stimme. „Kennst du mich denn nicht? Ich bin dein Lehrer — Herr Professor Manczik. — Er scheint zu schlafen.“

„Ach was, er hat doch die Augen angelweit auf. Unsinn!“ sprach der Registrator.

„Ich bitte dich, Mann, schrei doch nicht so,“ bat Martha. „Siehst dus denn nicht? — Laß ihn, wir regen ihn sonst wieder auf.“

„Na, er kann doch mit seinem lieben Herrn Lehrer sprechen. Der Herr Professor haben die Güte gehabt, mit mir heraufzukommen. Da wirds für den Rangen doch nicht zu viel sein, wenn er dem Herrn die Hand gibt. So schlimm ists noch lange nicht mit ihm. Ich bin auch krank gewesen. — Emil!!“ rief er lauter.

Der Knabe stieß einen langen, angstvollen Laut aus.

Nach einer Pause sagte der Professor:

„Ich denke, wir lassen ihn ruhn. Ihre Frau hat recht.“ Und merklich erleichtert setzte er hinzu: „Wenn Sie ihn einige Tage im Bett halten, wirds, glaube ich, wieder werden mit ihm. Im Frühjahr hats halt schon mit den Kindern so allerhand.“

Peschke hustete rauh auf.

Sie bewegten sich nach der Tür hin und Frau Kleideck sah durch die Spalte der Finger, daß sie vor ihr stehen blieben.

„Da ist ja wohl Ihre Großmutter. — Guten Abend, Mutterchen! Na, wie gehts denn hier in Oppeln?“ hörte sie den Professor sagen.

Die Greisin hatte plötzlich so einen Zorn auf den fremden Mann, daß sie sich nicht rührte und ihre Hand vor den Augen behielt.

Peschke lachte höhnisch und sagte:

„Ach, kommen Sie nur, Herr Professor. Aus der kriegt der stärkste Mann nichts raus.“

Manczik ging, von dem Registrator hinausgedienert und die Tür schloß sich wieder. Dann war es still. Still und finster. In jeder Finsternis schwingt zitternd ein letztes Hauchen des Lichtes, das macht, daß unsere Augen sie wahrnehmen können. Aus der Finsternis, die in dem Krankenzimmer zurückblieb, war auch dieses letzte Ahnen der Helle verschwunden.

Um die Greisin war ein einziger, unaussprechlicher Abgrund aufgerissen.

Die Hände fielen ihr schwer in den Schoß und ihr war qualvoll in der Seele, daß sie die Augäpfel schmerzten, wie vor vielen, vielen Jahren, als sie noch weinen konnte. So saß sie in dumpfem Bangen und dachte daran, was sich jetzt mit dem Kranken und ihr ereignen müsse, weil der Sturm ihres heilenden Liedes so hart unterbrochen worden war.

Indem trat Peschke abermals mit der Lampe herein, verriegelte sorgfältig die Tür, hustete mit unterdrückter Rauheit, wie es die Art zorniger Menschen ist, die gegen eine beginnende Erregung sich wehren. Dann ging er mit entschiedenen Schritten auf das Bett zu, ohne sich um die Alte zu kümmern.

Die aber stand geräuschlos auf und trat, von Sorge und dem Willen zur Hilfe getrieben, hinter ihn.

Emil lag noch immer steif im Bett, die Augen angstvoll zur Decke gerichtet, die Hände zur Faust geballt, die Daumen unter die Finger geschlossen. Der Registrator stellte die Lampe auf den Stuhl. „Junge," sagte er dann seltsam weich, „du! Wo tuts dir denn eigentlich weh? Na, so red doch! Wenn du die Augen aufmachen kannst, kannst du doch auch den Mund auftun. – Emil, ich tu dir nichts. Ich will dir bloß was sagen. Der Herr Professor Manczik hat gesagt, es wird schon gehen. Ich werde dir Stunden geben lassen! – Du! – – – Zum Donnerwetter, ich bin doch nicht dein Narr!!!" Dieser wilde Ausbruch riß den Knaben in die Höhe. Er kniete ins Bett, hob die Hände gegen Himmel und begann mit erschütternd ruhiger Stimme, als bete er inbrünstig:

„Ulisses in erroibus suis venit ad Aeoliam insulam in qua Aeolus, rex ventorum, habitabat. Insula firmo nurra cincta erat. Aeolus clemens erat adversus. Ulissem et eum de Troia et de Graecis interro – ga – ga – . . ."

Er brach stotternd ab, versuchte hauchend das schwere Wort zu sprechen, verstummte im Zittern des Schreckens und fiel endlich, die gefalteten Hände in Verzweiflung schüttelnd, aufs Bett zurück. Dabei schrie er kläglich:

„Liebes, gutes Vaterle, laß mich. Ich will sterben. Ich will sterben!"

Peschke streckte gerade die Hand aus, um den Kranken an der Schulter heraufzureißen und „Mores" zu lehren.

Da fühlte er sein Gelenk von einer eiskalten, dürren Hand umklammert und zurückgerissen. Als er sich umdrehte, sah er in das eingefallene Gesicht der Uralten. Es war fahl. Der Haß in den tiefliegenden Augen machte es furchtbar. So blickte sie ihn eine Weile an, dann sagte sie mit herrischer Verächtlichkeit: „Geh sofort!" und drehte seine Hand nach dem Ausgange.

Der Knabe stammelte immerfort, immer leiser seinen Ruf nach dem Tode.

Peschke bewegte sich mit der Lampe nach der Tür hin. Dort ermannte er sich von der Furcht, in die ihn die unheimliche Alte versetzt hatte und rief in dem leeren Trotz Gezüchtigter zum Bett seines Söhnchens hin: „Meinetwegen, stirb. Lieber ein totes, als ein ungeratenes Kind haben."

Nach seinem Verschwinden war es wieder finster in der Stube und Frau Kleideck stand aufgereckt, die Lehne des Stuhles krampfhaft umfaßt haltend.

Der Knabe wimmerte verschmachtet und die Greisin fühlte sein Verzweifeln als heiße, verzehrende Wellen in ihr Gesicht schlagen.

In diesem Augenblicke trat ihre Tochter in die Stube. Die Steinalte stand steif und rührte sich nicht. Ihre Augen lagen so tief in den Höhlen, als seien sie von einer Schleuder in den Kopf getrieben worden. Endlich löste sich der Krampf, der sie erfaßt hatte.

Sie legte ihrer Tochter die Hand auf die Achsel und sagte begütigend: „Geh nur schlafen, ich werde ihn schon wieder beruhigen," richtete sich auf und wiederholte gedehnt und stärker, einer Entschlossenheit in sich entgegentastend: „Ich werde ihn beruhigen. Jawohl! – Aber daß mir der Mann nicht noch einmal hereinkommt." Dann hauchte sie einen Kuß auf die Stirn ihrer Tochter, daß Martha getrost hinausging.

Das große Mietshaus wurde still. Auf den Straßen hallten die Schritte spät Heimkehrender. Neben den Tüchern flossen blasse Streifen Licht ins Zimmer, denn der Mond stieg über die Dächer herauf.

Aus der Stube nebenan hörte sie dann und wann die rauhe Stimme Peschkes, die sie jedesmal nötigte, zu Boden zu sehen.

Als sie wieder einmal aufschaute, spürte sie ein Streichen in der Luft und vermochte auch, es nach einiger Zeit als ein graues Gewandstück wahrzunehmen, das, wie der wehende Mantel eines Reiters, durch den Raum flog. Die Wand, nach der es sich in großer Schnelligkeit bewegte, wich ins Unendliche hinaus. Ein unterirdischer, finsterer Gang gähnte auf, in dessen Tiefe ein leichenhaftes Licht zu schwehlen begann und Rollen donnerte von den Wölbungen des Ganges, wie der Wirbel gespenstischer, rasender Pferdehufe. Die Eile der Erscheinung wuchs, als werde sie von einem zunehmenden Sturme getragen. Und nun, im letzten Augenblicke, konnte die Greisin deutlich die Gestalt eines grauen Reiters wahrnehmen, der, im Rasen vornüber gebeugt, auf einem dämmerfalben Rosse saß. Ehe er sich in der schwindelnden Weite verlor, drehte er den Kopf nach ihr um und lächelte sie liebreich mit hohlem, fleischlosen Gesichte an.

Da wußte die Großmutter, daß sie den Tod gesehen hatte und was das Schicksal mit dem Knaben und ihr wollte.

Sie schloß die Augen und sank auf den Stuhl. Lange setzte ihr Atem wie in großem Schrecken aus.

Aber seltsam, als das Herz wieder ungefähr in gleichmäßigen Schlägen zu gehen begann, wurde sie nicht zu neuem Kampf gegen den Tod über den Kranken gerissen.

Nein, ihr war wieder, als sitze sie auf einem hohen Berge und ihr Auge, das hinunterschaute, sah ganz fern ein Land unter sich. Häuser standen da zwischen blühenden Gärten, Wege wanden sich durch das Grün, und Menschen gingen darauf hin und wieder. Endlich erkannte sie, daß es Wenzelsdorf sei und im Gesicht durchmaß sie noch einmal ihr ganzes Leben. Zuletzt erblickte sie sich selbst aus dem Dorfe herauswandern und den Berg heraufsteigen, auf dem sie saß.

Und merkwürdig, all das Schwere und Qualvolle, das sie je erfahren und erlitten, hatte Furcht und Schrecken verloren. Ihr Leben lag in Heiterkeit und Schönheit vor ihr; in ein hohes, stilles Licht getaucht, alle Verzerrungen der Not geglättet, so, daß sie sich erstaunt immer und immer wieder fragte:

„Ja. So ist mein Leben gewesen? So ist es gewesen?"

Und sie begriff nicht, wie es möglich gewesen war, daß ihr Auge durch den Flor des Schmerzes sich hatte das Strahlen, das Herrliche verhüllen lassen können, das in Wahrheit jedes Menschenleid ist.

Obwohl sie ganz genau wußte, daß diese ungewöhnlichen Gedanken in ihr und diese Bilder um sie, nichts als der Vorgang seien, den die Leute sterben nennen, war sie nicht erregter als ein goldenreifes Blatt am Baum, das in der stillen Herbstsonne fühlt, wie es vom Zweige gelöst wird.

Alles, was ihr vom Irdischen blieb, war ein letztes Verwundern, was sie erfahren würde, wenn das Wesen bei ihr sei, das sie den Berg heraufklimmen sah und das niemand als sie selbst war.

Je näher sie sich kam, desto größer wurde ihre Zuversicht ins Ewige und Unendliche, dem sie sich gegenübersah und mit einem Jubel, der sich kaum bezwingen ließ, erkannte sie, daß ihr Dasein, durch das sie geschritten war, gleich einem goldenen Ringe um alles Lebendige der Welt lag. Diese Erkenntnis ihrer tiefsten Seele berauschte sie so, daß ein Frohlocken um sie entstand wie der Donner eines festlichen Glockengeläutes; als habe der Himmel seine Brust geöffnet und rufe sie mit erznem Jubelsturm zu sich herauf.

Die Steinalte war davon ganz bestürzt und dachte, was doch mit dem Knaben werden solle, wenn er auf der Erde zurückbleiben müsse. Aber ihr Enkel Emil Peschke lag schon still; in seinem Gesicht sammelte sich ein heiteres Glück und durch seinen Körper lief das letzte Bäumen des Lebens.

Zugleich füllte sich die Stube reißend schnell mit strahlendem Lichte.

Als die Großmutter das Gesicht hob, um zu sehen, was vorging, bemerkte sie das dunkle Tuch eben von einem der Fenster zur Erde gleiten

und in der Öffnung, die ihr groß, wie ein mächtiges Tor erschien, tauchte die Gestalt eines verklärten Geistes auf, der sogleich auf sie zuzuschweben begann. Er hatte die Arme geöffnet und näherte sich ihr langsam.

„Bin ich das? Ist das, das Ewige von mir?" fragte die Großmutter zaghaft.

Das göttliche Wesen nickte.

„Und das Glänzen, ist das der ewige Tag?"

Ihre Verklärung antwortete jetzt auch nicht mehr durch eine Gebärde. Sie näherte sich nur langsam aber unaufhaltsam der Frau Kleidack. Als sie so nahe gekommen war, daß die Alte die Strahlen wie eine versengende Glut über den ganzen Körper spürte, riß sie den Knaben an sich, umschlang ihn und ließ sich in den Lichtabgrund sinken.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Frau Peschke hatte die ganze Nacht vor Kummer um ihren einzigen Knaben nicht schlafen können und immerfort in Sorge gefragt, was werden sollte, wenn ihre Mutter doch der Krankheit nicht mehr gewachsen sei.

Gegen Morgen kroch auf kurze Zeit ein dünnes Traumhäutchen über das Auge der armen Registratorsgattin.

In dieses Schummern hinein erklang das Morgengeläut der Stadt. Als es aufhörte, erwachte sie ganz und ging hinüber in die Krankenstube, um zu sehen, wie's ihrem Jungen gehe.

Da lagen die Großmutter und Emil armverschlungen im Bett, beide tot.

Das Angesicht der Steinalten glänzte noch immer und die Augen ihres gestorbenen Knaben blinzelten schelmisch unter den eingesunkenen Lidern hervor.

Deswegen brachte es das Weib nicht über sich zu weinen. Sie sank vor dem Bette in die Knie und nahm das Gesicht in die Hände.

# Aus dieser Zeit

von Franz Blei

Was sich in dieser Zeit vollzieht, gibt den Gedanken weder Recht noch Ruhe zu bemessener Architektur mit Grundriß, Bau, Fassade und Dachwerk. Sie bleiben ungeordnet und so, wie sie wunschgenährt, hoffnungsbeschwingt an den Tag kommen, der langsam eine Aussicht, aber keine Übersicht gibt. Mit gutem Geschmack starben die zwei großen europäischen Unterhalter Dickens und Dumas im Jahre 1870 kurz vor dem Kriege, denn besser lügen als der eine sollten bald die französischen Siegesdepeschen können und das Heimchen am Herd hätte keiner im Kanonendonner zirpen hören. Es schweigen die Musen im Kriege oder sie haben nur den kurzen stoßenden Atem des Kampfliedes, den raschen Zug des Griffels. Ein Flugblatt zeichnerischer Künstler erscheint, und ein Kunstkritiker schreibt darunter, unsere Maler hätten wohl alles Drum und Dran ihrer Kunst besessen, aber der Inhalt habe ihnen gefehlt und den gebe ihnen hoffentlich der Krieg. Wir schreiben heute viele unserer Schulden gern auf das Konto dieses Krieges ab, aber der Satz Meier-Gräfes ist mißverständlich. Der Inhalt der Künste ist seit Homer eine gegebene konstante Größe, deren Ausdruck zwiefach variabel ist: einmal durch das unzulängliche Mittel und dann durch das, was Meier-Gräfe wohl irrtümlich mit Inhalt bezeichnet, während er Gehalt meint, jenen Gehalt, von dem J. Burckhardt in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" spricht in dem Kapitel über die geschichtlichen Krisen: „Künstler und Dichter brauchen nicht gerade den Inhalt der betreffenden Krisen zu schildern oder gar zu verherrlichen... wenn nur wieder ein neuer Gehalt in das Leben der Menschen gekommen ist, wenn man nur wieder weiß, was man liebt und haßt, was Kleinigkeiten und was Lebensbedingungen sind." Ich möchte verstärken: daß man liebt oder haßt, denn was not tut und was fehlte, war die hassende und liebende Leidenschaft, in der das Beiläufige zu Asche verbrennt und das Wahrhafte zum Gebilde ausglüht. Man hatte allenfalls eine pathetische Geste, aber kein Pathos. Wir erwarten es vom Ergebnis dieses Krieges, der im Sprunge bringt, was langsam sonst ergangen worden wäre: endgültiger Tod längst verstorbener Lebensformen und das Sterben von „Pseudoorganismen, welche nie ein Recht des Daseins gehabt und sich dennoch im Laufe der Zeit auf das stärkste bei dem ganzen übrigen Leben assekuriert hatten". (Burckhardt.) Nicht die Inhalte der Kunst, sondern die Inhalte der künstlerischen Person wird das Erlebnis reicher machen, und was an Vielfachheit des Ausdruckes beigebracht wurde, um das mangelnde

Erlebnis der künstlerischen Person zu verbergen, das wird abfallen, denn die Leidenschaft sucht den immer einfachsten Ausdruck.

Wir rufen einen mit Gebeten gesegneten Zufall an und tun alles Vernünftige, in dieser Zeit Mögliche, um dem Zufall die günstige Wendung zu geben. Aber was auch immer: der Zufall bleibt, auch wenn wir ihn den göttlichen unerforschlichen Ratschluß nennen oder diese Formelung des Außermenschlichen durch eine philosophische ersetzen. Womit wir immer Siege und Niederlagen erklärt haben und erklären, das sind Deutungsversuche eines Undeutbaren unseres auf Deutung geübten, ja von ihr allein lebenden Intellekts. Dem Kriegerischen ist der Krieg unmittelbares Leben, das zu bedenken er weder Zeit noch Lust hat, aber für den Unkriegerischen, den Unbewaffneten wird der Krieg zum unlösbaren Denken gestellt und verzweifelte Tragik. Der Unkriegerische muß inmitten des Krieges alle seine denkerischen Energien sich um das Problem Krieg bewegen lassen, und was immer er dazu philosophiert, ist irgendwo falsch. Ergebnisse, Wirkungen, Effekte des Krieges werden in seinen Begriff gebracht und dieser so nach falschen Richtungen erweitert. Wir leben immer im Streit, die einzelnen wie die Völker. Was man Frieden nennt, ist nur die Zustandsbenennung antagonal dem äußersten andern Zustand, welcher der Krieg ist. Abstellung des ganzen Handels auf das gute Recht, auf die Stärke, auf den Beistand Gottes: Unwägbares, Unmeßbares. Die Schlägerei des Dorfkrieges, das Duell der Einzelpersonen: davon unterscheidet sich der Krieg, den wir ernstlich Krieg nennen, nur durch die aufgewandte Quantität an Menschen und Material und die damit verbundenen größeren Interessen. Die Qualität hat einen Grenzpunkt, wo wir Wirkungen dieser Qualität in sie hineinlegen, wovon sie einen qualitativen Charakter bekommt, ohne aufzuhören, das zu bleiben was sie war: Quantität. Ein Krieg zwischen San Marino und Andorra, in dem diese beiden Republiken um ihr Höchstes kämpfen, um ihre Existenz, würde uns als kein ganz richtiger Krieg erscheinen, weil die aufgebotenen Qualitäten nicht jene qualitative Höhe erreichen, die in ihren Effekten für uns bedeutsam wird. Wir belasten den Krieg – undeutbar wie das Leben – indem wir seine Ursachen zu ergründen suchen und seine Wirkungen zu ermessen, denn das Erklärenwollen ist unser großes intellektuelles Laster.

Die historische Objektivität aufzustellen und zu verlangen, ist ein Luxus, den man sich gern bei historisch distanzierten Fakten leisten kann. Sie für jeden Augenblick des historischen Geschehens fordern, macht unserer theoretischen Vernunft alle Ehre, aber unser Gefühl weiß mit ihr nichts anzufangen, denn es zeigt sich meist, daß wir mit erbittertstem Verstande

unobjektiv sind, weil wir einfach zum geltenden Weltgesetz machen, was unsern engern oder weiter gefaßten Interessen entspricht; bis in das feinste englische Denken hinein kann man konstatieren, daß dieses Volk seine insularen Bräuche für Naturgesetze hält. Wir vermögen in dieser Materie des menschlichen Geschehens uns nicht außerhalb dieser Materie zu stellen und retten den Schein, indem wir uns theoretisch skelettieren und unterschlagen, was uns veranlaßte, unser praktisches Muskelfleisch von den Knochen zu trennen. Unsere Interessen: das braucht durchaus nicht nur unser „Blut und Gut" zu sein, sondern irgendeine noch so ausgefallene Liebhaberei. Ja, wir werden am erbittertsten unobjektiv sein, wenn es sich um die flüchtigsten, sublimierten Dinge handelt.

Als die Militaristen und die Antimilitaristen sich einmal nach einem Kongreß in Paris ihre Argumente mit Prügeln bewiesen, konnte man über die Zukunft des Krieges beruhigt sein und den Pazifizisten ihre sportlichen Veranstaltungen gönnen. Denn das, was wir den Frieden nennen, das muß von Zeit zu Zeit wieder anständig gemacht, von krämerischen Berechnungen befreit, unter Gottes Hand gestellt werden, aus dem Kalkül unseres Verstandes hinaus. Würde bekommt ein Frieden nicht durch das zweckhafte Schachern der Politiker, wobei sich die Worte der schönsten Gefühle abnützen zu Kurrentmünze, sondern durch das loyale Schwert. Imponere pacem: der ohne Krieg gewonnene Frieden hat etwas von der Inkonstanz eines unsoliden Geschäftes. Und nach einiger Dauer vergißt es sich immer, daß der Frieden vom Krieg errungen wurde, und so wird der Frieden faulig. In solchen Zeiten faulig gewordenen Friedens spricht man immer vom Kriege, denn „er liegt in der Luft", und solcher Frieden bereitet den Krieg vor, um sich anständig wieder zu retablieren. Die fünfzehn Jahre „Frieden" vor diesem Kriege waren eine überall obstipierte, verärgerte, verschachernde Zeit schlechtester Nerven: dieser Krieg endet diese Zeit, damit sie frisch daraus hervorgehe. Sein Umfang verspricht, daß und was er für unsere Zukunft bedeuten wird, wie sein Umfang eine Kritik des Vergangenen bedeutet. Im letzten Balkankrieg war die Jacke einiger der kriegenden Staaten wohl größer geworden, aber damit noch nicht die Glieder, die diese Jacke überzogen: so wurde der Sinn dieses Krieges nicht offenkundig, ist er vergeblich gewesen und muß aufs neue unternommen werden. Die Glieder müssen auf die loyale Weise des Krieges wachsen. Die Segnungen des Friedens sind doch wohl nur die Früchte des Krieges, dieser loyalen Frage an das Schicksal. Ist die große Mannigfaltigkeit in der europäischen Einheit nicht Frucht aus dem Blute der zahllosen Kriege auf diesem Erdteil? Wir neiden die Eskimos nicht um ihren Tranreichtum und irgendwelche friedliche Hirtenvölker nicht um

ihre Schafherden. Wir waren, sprachen die Alten und schilderten die aurea aetas, das goldene Zeitalter des Anfangs. Wir werden sein, sagen die Heutigen, und schildern das goldene Zeitalter des Endes. Der Anfang, sagen die Forscher, war ein primitiver Kampf dumpfer Höhlenbewohner. Die Prognose der sozialistischen Berechner eines dumpfen Friedens in den Kasernen eines Ameisenstaates ist durch diesen Krieg wieder ganz zweifelhaft geworden. Die Mechanisierung hat durch sich selber ein großes Loch bekommen, durch das man in Nacht und Sterne schaut.

Wieder hörten wir uns Barbaren nennen und man lachte in gutem Kulturbesitz darüber. Barbaren, Kultur, Zivilisation: bevor wir, wie es unvermeidlich scheint, diese drei Fremdworte abschaffen, sollten wir uns den Sinn der drei Worte überlegen, damit keine falschen Ersatzworte Brauch werden, was die Verwirrung noch erhöhte, denn wir haben die Worte, es muß gesagt sein, bisher schon immer falsch gebraucht. Mit dem „Barbaren" meint der Franzose nicht den Rohling, von welcher Menschensorte er nicht weniger besitzt als wir, sondern er denkt dabei wie die Griechen, die seit Homer unter sich keine barbaroi mehr hatten und jene Fremden so nannten, welche das Griechische mit falscher Syntax sprachen, welche den „griechischen Takt" nicht hatten. Das Gegenteil des Barbarischen ist die Zivilisation, und nicht die Kultur. Diese ist eine rein intellektuelle Angelegenheit und hat nichts mit Sitten, Bräuchen, Gefühlen zu tun; auch nichts mit Manieren, Kleiderschnitt, Hygiene und technischem Fortschritt. Daß die Deutschen ein Volk von hoher Kultur sind, bestreitet kein Franzose; Bergson verdankt ihm vier Fünftel seines Philosophierens und nur das letzte schlechte Fünftel sich selber. Der bessere Renan sagte und bewies es seinen Pariser Freunden jeden Tag der Belagerung, daß die Deutschen den Franzosen kulturell überlegen seien. (Goncourt, Journal, Band 4.) Das heißt, daß die Deutschen gebildeter, intelligenter, geistig produktiver und reicher an Persönlichkeiten überragenden Maßes sind. Immerhin aber doch Barbaren, denn das vertrüge sich mit der Kultur, nicht aber mit der Zivilisation. Weil wir bei diesem Worte an jene Tätigkeit denken, welche Schwarze mit Hemden und Gebetbüchern versieht, wollen wir statt Zivilisation lieber Zivität sagen, und diese ist eine Tugend einer Nation, wie die Kultur eine Tugend der Rasse ist. An der Zivität hat jeder Anteil und bildet mit eben diesem seinem Teil das Ganze. Nicht so mit der Kultur: die ist Werk einzelner und alle brauchen nicht teil daran zu nehmen, ja es ist sogar der Kulturbringer ein immer diskutiertes. Wo eine hohe Kultur, aber keine Zivität ist, da wird immer über den Wert der einzelnen gestritten – es gibt nur einzelnes, und es manifestiert sich das Kulturelle eben nur im einzelnen. Was das Streiten über den Kulturwert unserer

einzelnen anlangt, so leisten wir darin ja mehr als alle andern Rassen zusammen und am Streiten gemessen ist unsere Kulturproduktion dreimal größer als sie wirklich ist; aber wir wissen, daß sie größer ist als die irgendeiner Rasse. Aber uns fehlt die Zivilisation, sagt das zivilisierteste Volk und nennt uns Barbaren. Was ist diese Zivität? Weil wir als ein Kulturvolk alle auseinanderstreben, brauchen wir eine außerordentliche Zucht, Disziplin, Drill, Pedanterie: alles das ist Zivität nicht. Und daß wir sie nicht, noch nicht besitzen, läßt uns unsere Schlachten gewinnen. Im Kriege nützt uns der Mangel, im Frieden werden wir ihn als schlimmen Mangel empfinden. Im Frieden ist die Zivität ein Glück der Franzosen, im Kriege wie in allen großen Entscheidungen ist sie ihr Unheil. Wir waren Kriegsfeld ein Jahrhundert lang, in dem sich Frankreich seine Zivität schuf und dankend dieses Jahrhundert das Große nennt. Doppelt die Kriegszeit zählend sind wir in der Zivilisation um zweihundert Jahre zurück und waren bis vor kurzem nur Volk, sind seit 44 Jahren – Bruchteil eines Wimperzuckens im Zeitgeschehen – Staat, und können aus diesem Kriege als Nation hervorgehen. Vielfaches Volk sind wir unter vielen Himmeln und Religionen, auf Weingeländen und Dünen, in Geschichten und Schicksalen: Einheit war ein Name, kein Ding, war Symbol, nicht Sache. So etwas wie civis sind wir erst seit kurzem und da immer civis armatus, denn das Reich kam aus Schlachten zustande und durfte das Schwert darum nicht hinlegen, was die kulturelle Fruchtbarkeit der Rasse nicht hinderte: Bismarck, Nietzsche, Wagner, Mommsen, Helmholtz, Hering, Mach, Marées, Dilthey . . .: kein Franzose leugnet ihre kulturelle Größe, nur die Zivität spricht er ihnen ab, womit er meint: Takt des Herzens, Lächeln, Frohheit, Gütigkeit zum andern, schöne Brüderlichkeit des Miteinanderseins in einer Sprache, einer Geschichte, Selbstbewußtsein auf nichts sonst gegründet als die deutsche Tatsache, Ritterlichkeit, das Humane, Bescheidenheit zu sich selber, Lust am Ganzen, heitere Sinnlichkeit, Übermut neben dem Mut. Es wäre gelogen, sagten wir, die Deutschen besäßen diese schönen Tugenden der Zivität insgesamt und seien durchaus durchdrungen von ihnen. Selbst diese Tage, die dadurch außerordentlich sind, daß überraschend viele solche Tugenden hervorkamen in unserer so jungen Nation, selbst diese Tage sollen uns nicht täuschen, als hätten wir diese Zivität immer schon besessen oder Zeit gehabt, sie zu bilden – auf Kosten unserer Kultur. Denn anders als auf ihre Kosten geht es nicht. Der einzelne entwickelt sich bei uns im Widerstande, den er findet, so stark. Die bloßen Talente scheitern an diesem Widerstande, verschwinden, fallen ins gewöhnliche; Himmelstürmern der Jugend begegnet man nach einer Weile in schmierigen Redaktionsstuben. Die Zivität macht alle Widerstände gering, schaltet sie oft ganz aus: das macht es den Talenten leicht, etwas zu be-

deuten. Frankreich ist das Land der vielen Talente, denen die Zivität die Arbeit abnimmt, durch die allein ein mehreres aus ihnen vielleicht werden könnte. Wollen wir zwanzig Gounods gegen einen Beethoven eintauschen? Zehn Hugos gegen einen Hölderlin? Die Zivilisation sieht in der Leistung des einzelnen nicht ihr Höchstes, und so hat sie darin überhaupt kein Maß: es passiert alles, Degas neben Bouguerau und Caillavet neben Claudel. Die Politesse des Herzens ist weitmaschig. Sollen wir das Danaergeschenk der Zivität vom Kriege erhoffen? Wollen wir nicht lieber Barbaren bleiben und den heimlichen Gott zeugen, auch wenn wir ihn bei Lebzeiten ans Kreuz schlagen?

Und nicht aller Nationen Ende und Auflösung ist diese geistige Zivität, diese Politesse des Herzens der Franzosen. Es gibt auch eine ethisch-politische Zivität der Engländer, die ein starres Convenü ausbildet, mit öffentlichen Tugenden und heimlichen Lastern, eine Gesittung, die offiziell nicht duldet, daß ein Mädchen mit jemanden andern zu Bett geht als mit ihrem Schutzengel, und eine Überantwortung jedes Einzeldenkens an ein politisches Gesamtdenken besitzt, dessen Ethos sich in den Tiefen der Bank of England verliert.

Es hat nichts genützt, was wir unsern paar französischen Freunden immer wiederholten, denn sie waren in diesem Punkte weder Rodin noch Degas, weder Claudel noch Suarès, sondern genau so dumm wie die dümmsten Schreier auf der Straße, wie ihre maulfestesten Advokaten, die Politiker wurden; sie wußten es ganz genau, daß der deutsche Kaiser mit jenem Hauptmann Dreyfus unter den Linden spaziert sei und daß die deutschen Maler nach Paris kämen, nicht um die französische Malerei, sondern das französische Artilleriegeschoß auszuspionieren. Wir wehrten bei uns so viel wir vermochten dem agilen Patriotismus des Geschreis und der geistlosesten Deutschtümelei und taten so das Unsere, daß diese Stunde nicht Deutsche der Phrase, sondern Deutsche der intelligenten Tat findet. Aber die in Frankreich schlossen nicht nur nicht ihren dummen Jungen den Mund, sondern redeten wie diese, wenn sie nicht malten oder dichteten. Vielleicht ist die Zivität ein Zeichen des Endes, und die Agonie des französischen Volkes sondert Dünste aus, die seinen feinsten Geistern den Verstand nehmen. Ist das Wort Agonie zu stark? Das geistige Ereignis im Frankreich dieser letzten zwanzig Jahre waren Nietzsche und Wagner: ihre Spuren sind bedeutsamer als jene Flauberts, welcher der Generation vor dem Deutsch-Französischen Kriege angehört. Aus Eigenem hatte der französische Geist nichts, was er Nietzsche und Wagner entgegensetzen konnte, nichts als vergebliches Erinnern an alten eigenen Besitz, an das große Jahr-

hundert etwa; an Erweckungen einer katholischen Religiosität, die erst aus Opposition gegen ein billiges Freidenkertum des Spießers zustande kam; an Erweckung eines zweifelhaften Königgedankens, der aus der ohnmächtigen Opposition gegen eine Regierung streberischer Advokaten und Journalisten zustande kam. Alle diese Reaktionen gegen das was war, waren schwächlich, künstlich, ohnmächtig, cliquenhaft, — die geistige Verarmung des gemeinen Mannes, das Absterben aller Leidenschaften, alles Schwunges in Phrase, Geschäft und Sparstrumpf wurde durch ein einziges ersetzt, durch: la gloire de la patrie. Es gab einen deliranten Patriotismus, der sich im Kreise drehte und alles aufsog, was an Energien zutag kam und sich so überfütterte und alles Maß verlor. Und dieser schon ganz schemenhaft gewordene Glaube an die Patrie nährte sich von einem einzigen ethischen Wert untergeordneter Gattung, der Rache. Vierundvierzig Jahre an Rache denken, auf den Moment warten, wo dem Verhaßten das Messer in den Rücken zu stoßen ist: eine solche Einstellung muß das Leben eines Volkes sehr armselig machen oder es muß sehr armselig geworden sein. Haß aus einer erlittenen Schmach, der gleich aufsteht und sein Blut kühlt, — sei es. Aber vierundvierzig Jahre in Rachsucht leben, das heißt agonisch werden. In einem solchen Leben wurde die französische Freiheit zur Sehnsucht nach dem gouvernement fort, nach der cäsarischen Tyrannis; der Ruhm wird Ruhmredigkeit; die verecundia bekam eine zweite Zunge, das Nationalgefühl wurde delirante Prahlerei und freiestes Denken versklavte sich in zweckhaftes Denken, denn alles wurde Mittel für das eine: der Rachsucht zu genügen. Nicht die Deutschen, sondern Frankreich bestand darauf, so beurteilt zu werden. Was romanisches Theater dabei war, das nicht ganz ernst genommen sein wollte, kann uns nicht kümmern, denn die Masken wuchsen in der Dauer ans Gesicht und ersetzten es völlig. Als man 1870 während der Belagerung von Paris die Republik ausrief, geschah das in einer Weise, daß E. de Goncourt geekelt in sein Tagebuch schrieb: „Ce peuple de cabotins!" Dies Volk von Komödianten! Nach Mülhausen brachten 1914 die ersten Franzosen ihre Theaterkulissen mit: Postmarken der Republik, Schilder, Straßentafeln und so. Wie phantastisch sich dieses Volk die Eroberung einer Stadt durch den Krieg vorstellt! Und wie recht es aus seiner Phantastik hat, die Deutschen deshalb pedantische Barbaren zu nennen, weil diese eine Stadt im Kriege nicht mit den Postmarken überfallen sondern mit Haubitzen!

Auch unser größter Maßstab hat seine kleinen Teilstriche, ich meine, auch unsere von allen Vorteils- und Nutzenserwägungen freieste denkerische Einstellung wird, unmerklich oft uns selber, nicht nur nicht in der Vorteil- und Nutzlosigkeit verharren wollen, sondern dienend in den Zweck unseres

Daseins sich stellen, als welcher die Behauptung erkannter Werte der Erhaltung ist oder die Schaffung neuer solcher Werte, wobei uns eine Erkenntnis ihres fiktiven Charakters nicht kümmert und nichts eine Einsicht, daß wir es mit so Irrationalem zu tun haben wie dem Leben. Oder dem Kriege. So bedenken, ja berechnen viele Nutzen und Vorteile des Krieges, und dieses Krieges nicht nur, obwohl sie zugeben, daß Nutz und Vorteil gar nicht seine Verursachung sind und diese sich unserer Erkenntnis genau so entzieht, wie letzter Grund und Sinn des Lebens. Obwohl keinerlei uns vernünftig zugänglicher Sinn am Anfang des Begriffes Leben steht, geben wir ihm Sinn – weil wir leben. Obwohl keinerlei uns befriedigender vernünftiger Sinn am Anfange des Begriffes Krieg steht, geben wir ihm Sinn – weil wir Kriege führen. Man kann statt „obwohl" im Anfangssatze auch „weil" sagen. Denn der Mensch ist ein Tier, das nicht mehr Tier zu sein weiß. Seine Größe und seine Stärke ist das Erkennenwollen, und daran geht er zugrunde. Das Tier lebt und unterliegt dem Tode, der Mensch unterliegt dem Leben und kennt den Tod. Die Frucht vom Baume des Paradieses war eine schöne, aber bittere Frucht.

# Rundschau

## Zwischen den Schlachten

von Samuel Saenger

Blut ist Blut; und alle Künstlichkeiten des gesellschaftlichen Stufenreichs, alle Wertunterschiede unter den Menschen verblassen vor der Majestät des Massengrabes, in das die Verteidiger der heiligen Muttererde nun sinken. Eingespannt in den Rhythmus des gleichen Wollens und des gleichen Zieles, wurden sie sämtlich Brüder, Brüder; und aus jedem brechenden Auge, das, inmitten aller Greuel und Verwüstungen des Krieges, zum letzten Male über diese leuchtende Erde schweift, spricht der gleiche Abschied an die große Gemeinsamkeit, der sich der einzelne opfert.

In solch ein Massengrab ist bei Baccarat, im ersten Gefecht, an dem er teilnahm, Ludwig Frank gesunken. Wir wollen keine laute Klage um ihn erheben, aber an der besonderen Symbolik dieses Todes können wir nicht achtlos vorbeigehen. Auch seine Kriegskameraden, an deren Seite dieser so klug vorausdenkende und so warme Mensch in den Tod marschierte, hatten ja das Gefühl, sie dürften über den toten Frank nicht wie über jeden anderen Gefallenen das Leichentuch der Anonymität breiten lassen. Sie holten ihn vor unter den gehäuften Leichen, und wuschen ihn, und hielten ihn wert, und schmückten ihn in der Eile knapper Minuten; dann gingen sie und kämpften sie weiter. Sie huldigten keinem gesellschaftlich gestempelten Prunkstück. Sie huldigten der Gesinnung, die da weiter lebt in dem gestörten Gehäuse; die da gestern war und morgen wieder sein wird, nur befreit von der Hülle von Spitzfindigkeiten, die im Jammer der Friedensmißverständnisse ihre Seele einschnürten, nur im Wesenhaften stärker und allseitiger empfunden und wirksamer gemacht gegen alles, was wir im Frieden als Rückstand und Hemmung empfanden. So hat eine sinnlose Kugel aus zufälligen Kriegskameraden Gesinnungsgenossen gemacht, und sie hat das Vermächtnis von Franks unzerstörbaren Idealen, sein Bekenntnis zu einem freieren politischen Rahmen für ein erhöhtes, schlackenreines Deutschtum den Überlebenden geweiht und geheiligt. Die badische Regierung hat diese Symbolsprache verstanden und, durch den Mund des stets vornehmen Ministers von Bodman, Franks Grundgesin-

nungen als Baustein für die Friedensarbeit feierlich anerkannt. Sie hat ihn deshalb wieder aus der dunklen namenlosen Grube nehmen lassen und ihm ein Ehrengrab in heimatlicher Scholle gegönnt. Sie heißt uns hoffen . . .

Nicht auf Kommando, sondern freiwillig ist Frank in Reih und Glied getreten. Nicht als Werkzeug eines vom Ausland falsch verstandenen oder uns gar angelogenen ‚Militarismus', der sich die Züchtung von Kadavergehorsam zum Zweck seiner Existenz und der des Staates setzt: sondern als eigener, selbstbestimmender Wille, der den Kriegsapparat bejaht, weil er, mit seiner wunderbaren Präzisionsmechanik, heute unser einziges Mittel ist, Deutschlands hellere Zukunft und universelle Mission vor der organisierten Mißgunst ungezählter Neider zu schützen.

Wir wollen aber in dieser Stunde nicht übertreiben und verhehlen, daß Frank über eine warme süddeutsche Heimatsliebe und ein lebhaftes Staatsgefühl hinaus keinen scharfen, klaren, modernen, schöpferischen Staatsbegriff hatte. Seine bisherige Leistung war allzu ausschließlich mit innerer Politik verflochten und sein Glaube war der unter Sozialisten und Liberalen der alten Schule verbreitete: daß die äußere Politik eine Funktion der inneren sei; daß bald, vielleicht schon heute, das ökonomisch-rechtliche Mittel das politische Gewaltmittel ablösen könne: wenn man nur wolle.

Er faßte dieses ‚wenn man nur wolle' natürlich nicht dumm und eng auf. Er meinte, das Verhältnis von innerer und äußerer Politik werde sich umkehren müssen. Ungefähr so, wie die Schöpfer des Völkerrechts auf reiner Vernunftbasis, von Hugo Grotius an, sichs vorgestellt und ihre juristischen und philosophischen Nachfolger es sich entwickelt hätten. Die Bedingung war: daß Regierungswille und Volkswille sich annäherten; daß die Eiszone zwischen beiden schwinde und die Demokratie die Grundform von Staat und Gesellschaft werde; daß man Mittel suchen müsse, das Interesse des Kapitalismus am Rüstungsgeschäft endlich zu lähmen. Darin war sein Humanismus beschlossen. Er trug die Farbe Woodrow Wilson. Ich habe diese Dinge, in der Erregung der Marokkokrisis, mit Frank eingehend besprochen — es war eine Freude, mit ihm zu streiten; er war von bezaubernder Empfänglichkeit und auf keinem Gebiet dogmatisch verstopft, — ich glaube daher seinen Standpunkt so scharf formulieren zu können, wie dessen innere Logik es verlangt und ich ihn mir oft selbst einzureden versuchte.

Franks Gedanken kreisten um drei feste Punkte: Gewerkschaftsdemokratie, Parlamentarismus, streng sachlich organisiertes Milizsystem zum Schutz in einem Defensivkrieg, und Ausbau des Völkerrechts, wenigstens im westeuropäisch-amerikanischen Kulturkreis. Mit diesen Anschauungen gerüstet,

zog er nach Bern und Basel, zu den Genossen der deutsch-französischen Verständigung. In diesen Anschauungen berührte er sich mit Jean Jaurès, dessen warme Bruderhand er dort drückte. Für sie freute er sich, in deutscher Fassung, in diesem Herbst auf einer Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten Anhänger zu werben. Anders und weiter dachten schließlich auch Aristide Briand und Viviani nicht, die heutigen Regenten Frankreichs: und heute zerfleischen wir uns. Die Marokkokrisis schlich feige vorüber, eine böse, unheilschwangere Schlagwetter-Atmosphäre zurücklassend. Ich wandte ein: Auf beiden Seiten, nicht nur auf deutscher, wühlt sich ein im Staat verkörperter Machtwille an die Oberfläche. Hinter diesem stehen ein – in Deutschland besonders starkes und besonders begreifliches – Versorgungsbedürfnis, und ein in beiden Staaten gleich rüstiges kapitalistisches Profitbedürfnis. Und leiser fügte ich hinzu (leiser, weil man sich der wichtigsten Wahrheiten, der Banalitäten, zu schämen pflegt): Kapitalien sind, solange Privatwirtschaft dauert, schafft, nährt, bindet und entzweit, Produktionsmittel. Könnte man (fuhr ich fort) den im Staate verkörperten Willen zur Macht nach innen, auf Friedenswerke, ablenken, ließe sich ihm jeder bewußte Offensivcharakter nehmen, bliebe nach Absicht der Regierenden nichts als der weisheitsgetränkte Rahmen einer allumfassenden Fürsorgeanstalt: so ist Konfliktsstoff genug übrig zwischen den großen, geschichtlich gegebenen Nationalstaaten, die fast sämtlich auf Gewalt aufgebaut sind, nach den Geboten wirtschaftlicher und machtpolitischer Gesetze. Aber Gewalt jährt sich und wird, im Laufe von Jahrhunderten, im Kreise verwandter Rassen sogar schneller, Recht; und die großen Raub- und Gewaltstaaten können sich zu Verbänden autonom verwalteter Staaten sittigen. Das ist ein wundervolles Ergebnis fortschreitender Einsicht, Züchtung und Zähmung; und stärker werdende ökonomische und humane Instinkte führen auf den gleichen Weg. Sehr schön. Es läßt sich ein Ende der Katastrophen denken, wenn der Nationalismus seine staatenbildende Aufgabe einmal erfüllt haben wird. Immerhin bleiben – die großen Weltstaaten, die zu ihrer stündlichen Existenz fortwährende Gewaltübung erfordern. Es bleiben die Versorgungstendenzen dieser Großstaaten mit bäuerlichen und Montanerzeugnissen, damit ihre Ernährung nicht gestört und ihre Industriegrundlage nicht erschüttert werde. Es bleiben harte und automatisch wachsende Ausschließungstendenzen, wie sie zum Beispiel England sogar gegen das Deutschland Bismarcks, gegen ein vom Reichtum seiner inneren Kräfte zur Ausbreitung gedrängtes, am Mangel äußerer Gelegenheiten fast erstickendes Land anzuwenden für gut befand. Schon Bismarck sprach am 24. Januar 1885 in einer Unterhaltung mit dem englischen Botschafter von einem britischen 'Einschließungssystem' und die Geburtswehen unserer Kolonialpolitik in Australien und Neuguinea und Fidschi und Kamerun

zeigen, wie sicher wir schon vor dreißig Jahren in den Stacheldraht dieser uns feindlichen Ausschließungspolitik gerieten. Ich sprach: Ist es ‚gerecht', Deutschland und Italien, zwei großen, wachsenden, strotzenden Ländern, weil sie ‚zu spät' die geschlossene nationale Form erworben haben, den Weg zu einer verhältnismäßig sicheren tropischen und subtropischen Versorgungsbasis für ihre Wirtschaften zu versperren und ihnen die Beteiligung an Berg- und Bahnbauten und Erschließungsarbeiten unsäglich zu erschweren? und muß dieses wachsende Mißverhältnis zwischen Landgröße, Bevölkerungswachstum und Versorgungsbasis nicht zur Katastrophe führen? Hier sind die Tabellen: die Wechselbeziehungen zwischen der Heimat und den eigenen Kolonialgebieten zeigen lächerliche Zahlen im Vergleich zu England und Frankreich und den Niederlanden. Es ist tausendmal nachgewiesen worden, wie bedenklich es mit den Sicherheiten für unsere Versorgung und denen für unseren Absatz aussieht. Unsere wichtigsten bisherigen Lieferanten, Rußland und die Vereinigten Staaten, sind auffallend schlechte Abnehmer unserer Fabrikate und werden es täglich mehr. Die russische Einfuhr nach Deutschland ist in den letzten Jahren (von 1900 bis 1910) um rund siebenhundert Millionen Mark gestiegen; aber bei dem Tempo, in dem sich dieses räumlich und kulturell wachsende Riesenreich industriell verselbständigt, wird es bald seine Rolle als eine unserer Hauptversorgungsquellen ausgespielt haben. Selbst für das heilige Rußland wird Friedrich Lists Lehre von der zwangsläufigen Entwicklung zum Agrar- und Industriestaat siegreich sein; Dostojewskijs Verklärung des Muschikismus, seine Heiligsprechung des russischen Bauerntums und der russischen Bauernwirtschaft wird vermutlich nach zehn, nach zwanzig Jahren eine von den sozialen Tatsachen verleugnete Ideologie sein, ebenso ohnmächtig, Entwicklungen aufzuhalten, wie, vor fünfzig Jahren, John Ruskins verzweiflungsvolle Anklage englischer Tauschwirtschafts-Idealität. Wie es mit den Vereinigten Staaten aussieht, weiß jeder: ihre Lieferungen beschränken sich immer mehr auf Baumwolle und Kupfer; ihre Tendenz wird immer deutlicher: die wirtschaftliche Monopolisierung des lateinischen Amerikas, der, abgeleugnet oder nicht, die Monroedoktrin als imperialistisches Schwert zur Seite steht. Unser Zuwachsbedarf sieht sich an Südamerika, Australien, Vorderasien, Ostindien, Afrika verwiesen; aber das vorwärts spähende Auge sieht auch hier Länder allmählich ausscheiden: Ihr kenntnisreicher und der bequemen Phrase entlaufener Genosse von gestern, Gerhard Hildebrand, denkt in erster Linie an Britisch- oder Holländisch-Indien, Britisch-Australasien oder Brasilien. Betrachtet man also diese ganze Welt als Abnehmer der Fabrikate, mit denen wir zahlen, so erblickt man um sie herum ein Abwehr-Netz, dessen Maschen von den großen und kleinen westeuropäischen Kolonialmächten, die sie wirtschaftlich, politisch, kulturell beherrschen, täglich dichter gesponnen werden. Die große Spinne

dahinter arbeitet schiedlich-friedlich: man baut, indem man die Welt „befreit“, die ungeheuersten Industrie- und Rentnerstaaten auf ausländischer Bauern- und Montangrundlage auf, man macht diese sich politisch zu eigen, man heizt die Chauvinismen der Teilhaber, indem man auf den Eindringling weist, dem bislang, mit Hilfe wissenschaftlich-technischer Überlegenheit und kaufmännischer Umsicht, gelungen war, den Wall zu durchlöchern; und gründet, als Deutschland weiter wächst und bei stärkster bäuerlicher Intensivkultur den Weltmarkt zu Versorgung und Absatz weiter bearbeitet, den Panzer des Abwehrbundes. Merke wohl: die westlichen Demokratien, aus Opportunitätsgründen mit Rußland im Bunde, halten Deutschland ihr Recht der Erstgeburt entgegen. England ist der Chorführer, es steht wirtschafts- und machtpolitisch über der Sache: die Verbündeten Frankreich und Rußland sind befangen und haben ihre besonderen Blickrichtungen. Ich fürchte mich nicht vor dem Moment, wo England zum Schutzzoll übergeht und innerhalb seines Imperiums das System der Vorzugszölle weiter ausbaut, obwohl ich weiß, daß dann unser stärkster Ausfuhrposten sinkt. Ich denke auch weniger an Frankreich, das eben in sein afrikanisches Riesenreich die Perle Marokko einfügt, obwohl wir an die Kolonien trotz der Meistbegünstigungsklausel des Frankfurter Vertrags nicht herankommen. Und die Wirkungen des Dreiverbands als Länderverteilungssyndikats mögen Kaufmann und Techniker ausgleichen können. Aber —: ich fürchte den Übergang dieser lauten und reibungshaltigen Nebenbuhlerschaften ins Seelische. Ich fürchte die Explosionsstoffe, die sich hinter dem sogenannten friedlichen Wettbewerb in den Gemütern ansammeln. Ich fürchte die zum Ring geschlossene haßerfüllte Ablehnung der deutschen Art, die ihren Charakter immer schärfer ausbilden muß, je mehr unser nationales und wirtschaftliches Zuspätgeborensein den Deutschen anstachelt, durch äußerste Geistigkeit und Regsamkeit und Betriebsamkeit die goldenen Grundlagen moderner Kultur zu erobern. Hätten wir die — glücklichste Diplomatie der Welt gehabt nach Bismarck: an dieser Schranke, fürcht’ ich, wird eines Tages jede diplomatische Kunst ohnmächtig zusammenbrechen . .

Er sah mich mit den großen, quellenden, glühenden Augen an und wurde traurig. Also ist Imperialismus doch aller politischen Weisheit Schluß? Heere und Flotten also, um, nach einem Zwischenspiel voll reinerer Wertgefühle, das Wort an die Zerstörungsindustrien abzutreten? Er schüttelte ungläubig das Haupt. Er hielt an der Mission der Internationalismen fest, die nicht darin bestehe, die Nationalismen zu verwischen, sondern sie zu sichern und in ihrer Entfaltung vor Eingriffen zu schützen. Ich war ja gleicher Grundstimmung: und doch ganz verschiedener Meinung. Wir beide verabscheuten die Methoden, die Kluft zwischen brüderlich-christlicher

Gesinnung, zwischen der unbegreiflichen Tiefe des allumfassenden 'Auch du bist mein Bruder' und dem Willen zur Macht mit Bibelphilologie und Dialektik oder chauvinistischer Gedankenlosigkeit zu füllen. Aber es war zu sagen: daß Jaurès, zur Herrschaft gelangt, weder imstande sein würde, auf das französische Kolonialreich zu verzichten, noch auf die Gewaltmittel, denen ihr Erwerb und ihre Erhaltung verdankt wird; daß die Lebenshaltung der Europäer, besonders die Ansprüche der westlichen Arbeiter, die fortgesetzte Ausbeutung voraussetzten: mit und ohne Kapitalismus; und daß gerade die allergrößten Demokratien der Gegenwart, wie England, gegen jeden Versuch einer Störung dieses Ausbeutungsrechtes ihre Machtmittel in Bereitschaft hielten. Der Kollektivismus nach innen würde nach außen die Politik nicht wesentlich ändern, da seine Organisation ohne nationalen Rahmen undenkbar ist und er zur Gütererzeugung die Tropen und Subtropen, das heißt fremdes Land und fremdes Volk, das heißt eben Gewalt zur Bedingung hat. Von diesen Bestimmungen her ist der Staatsbegriff fest umgrenzt: was nicht ausschließt, daß eine umsichtige, zielsichere und menschlich erleuchtete Staatsleitung, durch Herstellung kluger Gruppenbeziehungen, die Konflikte auf lange Zeiten hinauszuschieben und dem Appell an die Waffen immer länger auszuweichen weiß, bis in ferner, ferner Zeit einmal . . Wort und Gegenwort irrten lange umher. Schließlich glaubte ich an der Urtatsache, der Irrationalität triebhafter Selbstbehauptung und naturhaften Machtwillens, die jede nationale Kultur trägt und erhält, die Schranke für die bewußte Gestaltung des Menschenschicksals in Staat und Gesellschaft gefunden zu haben. Frank wollte die Waffen nicht strecken: und nun hat die grausige Irrationalität des geschichtlichen Lebens ihn gepackt und aus dem Wege geschleudert . . .

Nicht für immer. Frank brach an der Schwelle eines neuen Reichs, eines neuen Deutschtums, eines neuen Europa zusammen. Er hat das gelobte Land nicht mehr betreten. Er hat den vollen Sinn seines Lebens in der freiwillig gewählten Todesstunde erst begriffen. Er fühlte, daß er sterben müsse, damit Überlebende und Nachgeborene menschenwürdig leben können. Preis und Lob seinem Andenken.

Ich habe noch heute zuweilen meine Zweifel, ob der große europäische Krieg überhaupt und gerade jetzt unvermeidlich war. Manchmal gelingt es, nächtens, unter halbwachen Träumen, den Alpdruck abzuwälzen und dem gepanzerten Gefängnis, in das mich Hegel mit seiner Lehre vom geschichtlichen Fatum und der Vernunft dieses Fatums gesteckt hat, zu entschlüpfen. Der freie Wille, sage ich mir, mag unfrei sein, aber die Illusion des freien Willens ist eine Kraft, eine Macht der Gestaltung, die tiefste Quelle alles Schöpferischen im geschichtlichen Bereich, und die letzte Be=

dingung moralischer Wertung; darum gilt es, in diesem Kriege, auch Verantwortungen festzustellen, die Schuldigen zu erspähen und die Sühnopfer zu verteilen. Aber – dann bricht, nach dem bleichen Dämmer durchwachter Nächte, der Morgen an, und die Zeitungen kommen, und sie berichten von neuen Anklagen, Besudelungen, Schmähungen des deutschen Namens, der deutschen Würde, des deutschen Menschentums, von Männern ausgehend, die man zum gemeinsamen Besitz gerechnet hat, von Männern, deren Weg zu Ruhm und Geltung und Reichtum ohne das deutsche Späherauge und ohne deutsche Empfänglichkeit länger und dornenvoller gewesen wäre, von Männern, denen wir das Martyrium des 'Zu spät' ersparten und welchen alle Tore zum Wesenhaftesten der deutschen Seele weit und edelmütig geöffnet wurden: und die Zweifel entschwinden. Ist nicht der freie Wille, der, um Geschichte zu machen, mit der Möglichkeit des gegenseitigen Verständnisses rechnet, doch ein Wahn? Wir verstehen uns nicht mehr. Wir sprechen, auch seelisch, verschiedene Sprachen. Wir messen, sittlich und politisch, mit anderen Maßstäben. Wir schaffen mit anderen Kräften und zu anderen Zwecken. Der Krieg war unvermeidlich. Geben wir Nietzsches kühnes Bild vom 'aus sich selbst rollenden Rade' auf. Bescheiden wir uns. Hegel scheint im Recht. Klio als grausige Walze, die uns winzige Kieselsteinchen zerstampft, ist das Sinnbild der Geschichte.

Bei Bergson und Maeterlinck und Romain Rolland und Wells und den vielen anderen Stipendiaten der deutschen Universalität – sie bleibt trotzdem eine nationale Tugend; und eine der stärksten – wollen wir uns nicht aufhalten. Sie behalten ihre Verdienste. Sie sind Anreger gewesen; zum Teil mehr als flüchtige. Der 'Größe' benachbart sind auch die stärksten unter ihnen nicht; man halte sie etwa neben Ibsen oder Strindberg: und weiß, wie schwach ihre Beziehungen zu den letzten Gründen des Menschtums sind. Darum wird nur ein Narr die zusammenfassende Kraft des echten, reifen politischen Urteils bei ihnen suchen, die grifffeste, rücksichtslos prüfende, unsentimentale Männlichkeit, die nicht erbleicht, wenn sie als letzte Ursache zu der ungeheueren Tatsache dieses Krieges 'auch' triebhaft sich entladende machtpolitische Faktoren findet. Bergson ist ein schwächlicher Rousseauit; das Behagen einer ungestörten Beschaulichkeit, wie er sie, aus Halbasien nach Frankreich verschlagen, in seiner Villa Montmorency genießt, legt er dem Weltgeschehen als Sinn unter. Dabei rühmt er – Nietzsche, den Verkündiger und Verherrlicher des Machtwillens und seiner amoralischen Werkzeuge in der amoralischen Geschichte: spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Lassen wir den Mann, der die Stirn hat, uns, in einer wissenschaftlichen Gesellschaft (!), zynisch und unwahrhaftig zu nennen, und nicht einmal begreift, wie unsagbar

zynisch die Regenten Frankreichs handelten, als sie sich in die machtpolitischen Abenteuer dieses Koalitionskrieges zur Seite der Spinne Englands und Rußlands einließen: um die Entscheidung des Schwertes durch das Schwert ungültig zu machen. Kennt er die aggressive Natur des russischen Panslawismus? Ach nein. Er ahnt nicht, mit welcher Verachtung der zäsaropapistische Dostojewskij, diese morsche gottergebene Psychologenseele, das Westlertum abtut, den universalistischen Humanismus als ‚moderne Idee' von sich stößt und der Zukunft des Slawentums geographische Wege weist: bis nach Konstantinopel und darüber hinaus. Er weiß nicht, daß sie ohne politischen Vulkanismus, ohne Katastrophen, ohne europäische Kriege in alle Ewigkeit undenkbar ist. Er weiß nicht, wie ursächlich der russische Imperialismus mit der zarischen Autokratie und seiner bis ins Mark verderbten Verwaltung zusammenhängt; und daß der große, aber eher passive Reichtum der russischen Seele, politisch gesehen, ein Nebenprodukt des russischen Bodens ist. Der große Philosoph hat notwendig auch einen Begriff von den Kräften der Geschichte; aber niemand hat die Verpflichtung, ein großer Philosoph zu sein, wenn es auch für jede Schattierung Philosoph ein starkes Stück ist, zu verkünden: im geistigen Klima Deutschlands gedeihe Barbarentum. Er, der die künstlerischen morbidités de l'âme russe liebt, weil er, im Tempelbezirk des ‚Institut', ihrer grausamen Raserei entrückt ist, hat offenbar die bluttriefenden Rechtssprüche der Nagaika vergessen . . Lassen wir ihn; es lohnt nicht. Und ebensowenig, sich mit H. G. Wells und Männern ähnlicher Art verständigen zu wollen. Er gehört zu den beschränktesten Insulanern der Gegenwart: sein Talent, das niemand bestreiten wird, wurzelt in dieser Beschränktheit. Ich habe sein Buch über Amerika sehr geschätzt, mußte aber Abstriche machen, als ich ihn persönlich kennen lernte. Er ist des Deutschen und Deutschlands völlig unkundig (auch des Französischen). Er kennt keinen unserer großen Denker und Dichter. Er hat von unserer politischen und kulturellen Geschichte nicht die leiseste Vorstellung. Er ahnt nicht, welche tiefen seelischen und sittlichen Kräfte hinter deutscher Wissenschaft und Philosophie und Technik stecken. Er sieht hinter der kalten Ruhe und Ordnung unsres äußeren Lebens, hinter dem Zahnradsystem ineinandergreifender Verantwortungen, nur Maschine und Seelenlosigkeit und den Gehorsamkeitsdrill subalterner Naturen. In dem deutschen Hauslehrer seiner Kinder, einem bescheidenen Jüngling von unterdrückter Haltung, glaubt er den Schlüssel zu den ideologischen Bestandteilen unseres heutigen Wesens gefunden zu haben: und meint lächeln zu dürfen. Ja: auch von der Geschichte seiner eigenen Heimat hat Wells eine gar kümmerliche Kenntnis, die durch tausend Deutsche leicht zu beschämen wäre. Carlyles Sendung scheint umsonst; als der Versuch gemacht wurde, Wells zu zeigen, daß Carlyle Bis=

marck mochte, weil er in Cromwell, dem letzten ‚wahren' Könige Englands, die Mischung von religiösem Rechtsbewußtsein und Machtwillen liebte, schüttelte er ungläubig den Kopf. Ein starker und begabter Autodidakt im Naturwissenschaftlichen, ein guter Beobachter sozialer Oberflächen, schöpft nun dieser (persönlich liebenswürdige und einfache Mann) seine politischen Urteile und Belehrungen aus der Zeitung: und fühlt sich heute berufen, seine Landsleute über unsere Barbarei aufzuklären, den insularen Dünkel zu steigern und der britischen Mittelmäßigkeit und ihrem Konkurrenzhaß die Ideologie für den Krieg zu geben. Er lehrt sie jetzt das deutsche Militär verachten und es geringschätzen, er schürt den Haß und hilft die paar dünnen Brücken zertrümmern, die ins Friedensland führen können . . Es lohnt nicht. Lassen wir seinesgleichen. Er ist ein Häuptling jener landläufigen Philister, die er, der entlaufene Fabier, zu verachten vorgab.

Die Niedrigkeit des Niveaus in diesen Anklagen ist eine der bittersten Enttäuschungen, die wir Heutigen erleiden können. Die Gelehrten, die Philosophen, die Schriftsteller, die Künstler haben sich in den Streit gemischt und führen ihre Ideologien ins Feld und reden, scheint mir, die besten sogar, doch aneinander vorüber. Anno 1870 wurde im Duell zwischen David Friedrich Strauß und Ernest Renan wenigstens der Wille zur Sachlichkeit merkbar, der Ton vermied die Banalitäten der Straßenanwürfe; und es hatte seinen guten Sinn, wenn Renan, sonst der denkbar unpolitischeste und unhistorischeste Kopf, wehklagte, es sei das Unglück Europas, daß Deutschland und Frankreich einander nicht verständen. Der Riß ist seitdem ärger geworden, das Unglück wird, wohl auf beiden Seiten, auf der deutschen jedenfalls tiefer empfunden; und die Wehklage Renans liegt unausgesprochen auf so mancher Lippe . . . Wenn wir aufhören zu glauben, daß der national gestaltete Kulturwille sich in mancher höchsten Gemeinsamkeit trifft, grundsätzliches Verstehenwollen und Duldung fremder Art die Grundlagen der Bildung sind, daß die wahre Internationalität, außer im Technischen, in einer Summe letzter Werte liegt, die Saft und Farbe haben, weil sie bodenständig sind, aber dauernde Wirkung und Geltung, weil sie überall und immer in die Geheimkammer der entfalteten menschlichen Seelen dringen: dann hat unser heutiges Leben allen Sinn verloren. Dafür ist eine große Teil-Gemeinsamkeit Ereignis geworden: der Haß gegen Deutschland. Der gemeinsame Haß gegen das Deutschtum ist die Ideologie unsrer Gegner in diesem Kriege. Gilt es nur seiner heutigen Form? Es scheint so, wenn man auf die paar Menschen hört, die Niveau halten.

Ich rechne Bernard Shaw vor allen andern zu ihnen. Von ihm konnte niemand erwarten, daß er deutsche Politik und Geschichte mit den Augen

eines königlich preußischen Hofhistoriographen ansehe; noch: daß ihm die äußeren Formen des neu-deutschen Wesens besonders sympathisch seien. Seine Ideale liegen auf einer stark individualistischen Linie; er hält es grundsätzlich für möglich, Staat und Gesellschaft so umzugestalten, daß die Menschen auf dem Fuße absoluter Unabhängigkeit miteinander verkehren; und es gehört zu den interessantesten Paradoxien seines Lebensbekenntnisses und seiner Lebenspraxis, daß er den Sozialismus als das einzig mögliche Hilfs- und Heilmittel für die Verwirklichung individualistischer Ziele empfiehlt. Sein Kampf gilt den kulturellen Verwüstungen des europäischen Kapitalismus; sein Hohn: dessen anmaßendstem und mächtigstem Erzeugnis: dem englischen Bourgeois-Philister.* Sein Witz ist am sprühendsten, wenn er ihn geißelt; seine Sprünge vollziehen sich dann in einer Art künstlichen Halbdunkels zwischen Mitleid und Verachtung. Es muß für Engländer schmerzhaft sein, „John Bulls andre Insel" zu lesen und sich ins Labyrinth der stacheligen Vorrede zu verlieren. Nie wurden die Raub-Methoden so beschimpft, die das englische Imperium geschaffen haben, nie die Einrichtungen so herabgesetzt, die dazu dienen, es am Leben zu erhalten. Es ist nicht das Stärkste, wenn er sagt, in England erhalte die Armee ihre Rekruten vom Auswurf des industriellen Lebens, ihre Offiziere vom Auswurf der Aristokratie und der Plutokratie, jener Kreise, deren sittliche Roheit sich in Gesellschafts-Skandalen entlüde. Es ziemt uns nicht, darauf einzugehen; grade heute nicht. Die mit Swiftscher Galle geschriebene Darstellung der berüchtigten Denshawai-Affäre vom Juni 1906 hat schon eher Bezug zu unseren Nöten: denn Ägypten ist ihr Schauplatz, und der hochmütige, soldateske Dünkel und Amüsiertrieb englischer Offiziere auf der einen, harmlose, Tauben züchtende Nilbauern auf der andern Seite sind die Träger einer Handlung, durch die Shaw zeigen will, wie England in vergewaltigten Ländern seine Mission als Licht- und Freiheitsbringer ausübt. . . Man kennt ja Shaw. Er schwingt seine Fuchtel und sprüht seinen Witz aus, wohin es ihm beliebt; und es war selbstverständlich, daß er von dem Recht, den Krieg aller gegen Deutschland sich zu deuten und „zu rechtfertigen", Gebrauch machen würde, ohne England zu schonen und Deutschland zu schmeicheln. Das macht seinen Spruch wohltuender und wahrhaftiger als die pathetische Vorsehungspielerei der anderen.

Unsere Erwartungen waren auch, was Bernard Shaw betrifft, nicht zu hoch gespannt. Ein paar Automobilfahrten durch Süddeutschland und angenehme Beziehungen zu deutschen Literaten und Musikern ersetzen nicht

* Dieser steht, wenn wir Shaw glauben wollten, weit tiefer als seine kontinentalen Brüder.

das genaue Studium von Land und Leuten, die Fingerspitzenerfahrung des Werktaglebens, in dessen anonymer Mitte man für längere Zeit Platz genommen hat. Aber er kennt doch sehr wesenhafte Seiten des Deutschtums, wozu ich in erster Linie nicht das Kapital von Karl Marx und Auszüge aus Schopenhauer und Nietzsche, sondern die deutsche Musik rechne. Seine Dankesschuld an sie ist unbegrenzt; seine Musikantenseele hat sich aus dieser Quelle gelabt; in der Reihe von Mozart zu Wagner und Richard Strauß entdeckt er den stolzesten Triumphzug des Menschenwesens, das einzige Stück Geistigkeit, in dem die Entwicklung Fortschritt und Befreiung und Siegesgewißheit bedeutet. Nun frage ich Sie, Herr Shaw: Kann die Rasse, der so Köstliches entsprossen ist, barbarisch sein oder — geworden sein, weil sie sich politisch geeint und, aus Not, industrialisiert hat? und ist es Englands Mission, sie dem Moskowitertum ausliefern zu helfen? Unmöglich konnten Sie im Wirbel der allgemeinen Erregung die Besinnung so weit verloren haben, um das zu glauben und zur Stärkung britischer Zuversicht öffentlich zu bekennen; Sie konnten nicht im Handumdrehen auf das Niveau der unsagbar verlogenen und ungebildeten Harmsworthpresse gesunken sein, die Sie ja zeitlebens verachtet haben. Die modernen Deutschen brauchten Sie darum nicht zu lieben, — Sie wußten ja, daß Millionen unter ihnen, und nicht die schlechtesten, elastischere politische und gesellschaftliche Formen erstrebten; aber auch: daß die Wert- und Seelensubstanz dieses großen ‚Volkes der Mitte‘ davon unberührt geblieben war. Darum sagte ich mir: die ersten Zeitungsberichte über Ihre Äußerungen müssen verstümmelt wiedergegeben sein. In der Tat: es war so. Wie werden Sie gelacht haben, als Sie lasen, Sir Edward Goschen habe dem Reichskanzler in der denkwürdigen (leider durch Ausbrüche leidenschaftlicher Wallung belasteten) Abschiedsunterhaltung den Schlüssel zur Lage gegeben: England verfahre nach sittlichen, Deutschland nach strategischen Gesichtspunkten! Es klingt wie eine direkte Erwiderung, wenn Sie Ihren Landsleuten zurufen: „Unser nationaler Trick, mit tugendhafter Entrüstung zu prunken, ist schon in friedlichen Parteikämpfen widerwärtig genug. Im Krieg ist er unedelmütig und unerlaubt. Nehmen wir Offenheit ins Feld mit hinaus, und lassen wir Heuchelei und böses Blut zu Hause!" Sie werden inzwischen Gelegenheit gehabt haben, festzustellen, wie sehr durchschnittene Kabel, eine gekaufte Auslandspresse, Patentschändung und Seepiratentum zu den Methoden offener, ritterlicher Kriegführung gehören. Sie werden sich erinnern, was Sie als Schriftsteller und als machtvoller Förderer des Fabianismus über den sittlichen Beruf und den Kulturwert reiner Händlerstaaten lehrten. Ihnen werden aus den Anfangskapiteln von Ruskins „Steinen von Venedig" die Gründe einfallen, weswegen der Prophet Britannien das Schicksal Karthagos und Venedigs

weissagte. Und wenn Sie sich, wie es Ihre Pflicht ist, um die Wahrheit bemüht und objektive Zeugen Sie über die eigentliche Natur der ‚deutschen Greuel‘, über die organische Unfähigkeit des deutschen Kriegers zu Schändung und willkürlicher Zerstörung aufgeklärt haben werden: dann werden Sie aus Ihrem Bücherschrank vielleicht vergilbte Blätter jenes wundersamen Essays Ruskins über die ‚Wurzeln der Ehre‘ vornehmen, in dem vor vierundfünfzig Jahren Kriegergeist und Händlergeist gegeneinander so kontrastiert wurden, wie wenn ein barbarischer Deutscher die Vergleichung unternommen und sich zur Ehre durchgeführt hätte. Freilich, Sie müßten länger unter uns geweilt haben und in den Irrgängen unsrer durch ein stets feindliches Aus- und Umland bedrängten Geschichte heimischer sein als Sie zu sein scheinen, um zu verstehen: daß dieser Kriegergeist es ist, dem Deutschland seine staatliche Wiedergeburt verdankte; daß es der Geist eines Volkes in Waffen und grundverschieden ist von dem der gemieteten Soldateska und der freiwilligen Dilettanten, denen Britannien den Schutz seines Reiches anvertraut; und daß in diesem hingebenden, todesbereiten Kriegergeist, trotz dem modernen Panzer, in den er gesteckt ist, viel des besten, des unveraltbaren deutschen Idealismus steckt, dem er die Moralität seiner Kraft dankt. So paradox es klingt: ihm schuldet es Deutschland, daß es auch heute noch nicht ganz verkrämert ist; daß Menschenwert höher steht als Marktwert. Er begründet, in seinem Wesenhaften, nicht dem Nebensächlichen, an dem in Friedenszeiten die Kritik geübt wird (und werden mußte), keineswegs den Militarismus in der napoleonischen Form einer toten, bleiernen, blutsaugenden Last, der von einem außer und über dem Volke stehenden Gigantenwillen seine Impulse empfängt. Er schafft das Werkzeug, ohne das wir staatlich längst untergegangen wären, ohne das wir, Herr Shaw, nicht die Aufgabe erfüllen könnten, die Sie uns zuweisen, das Bollwerk der Zivilisation gegen Osten zu sein, und ohne das wir nicht an die größere, die schwerste Aufgabe des deutschen Schicksals treten könnten: den Völkern Mitteleuropas den Weg zur Freiheit und „Homerule“ und Wegräumung blödsinniger mitteleuropäischer Zollschranken und Eisenbahntarife zu ebnen. Noch einmal wird die ‚deutsche Frage‘ aufgerollt, aber in weitem, weltumfassenden Sinn, gegen den die bismärckische Antwort beinahe provinzialen Charakter hatte. Das ist für uns Deutsche, Herr Shaw, der Sinn dieses Krieges. Er ist nicht allein (wir machen uns nicht besser als wir sind) die Rettung der geschwollenen Handelsbilanz. Es ist nicht die Prestigesucht des Militärkabinetts: das Volk steht einmütig hinter dem Kaiser. Es ist das Bewußtsein des schwer arbeitenden deutschen Volkes, daß es keine dialektischen Mittel mehr gab, sich der neidgeschwollenen Vormundschaft des Länderverteilungssyndikats zu entziehen, das unter dem Vorsitz von Englands liberalen

oder ‚radikalen‘ Kabinetten operierte. Der Krieg geht um Machtverhältnisse, sagen Sie. Meinetwegen, obwohl er für uns um viel mehr geht: um Befreiung nach außen und Befreiung nach innen, um den großen und vernünftigen machtpolitischen Rahmen für Menschenkultur, die sicher nicht geringer sein wird als die, der England mit Flotten und Heeren und Kapereirecht und der raffiniertesten Ausbeutungsmethode die Heimat geschaffen hat. Lassen Sie das irreführende Wort Potsdam — Sie vergessen wohl, von Macaulays flacher Befangenheit angesteckt, daß auch eine Art Verlaufer, Friedrich der wirklich Große, dort hauste, einer der wenigen Menschenlenker von Genie, die eine fortwirkende Gesinnung hinterlassen haben. Und sagen Sie nur lieber Ihren Landsleuten, daß der Vorschlag, Bismarck von Goethe zu trennen und Deutschland in Zukunft nur noch einen Exportartikel zu lassen: seinen alten romantischen Idealismus, den Euch Briten ebenso lächerlichen wie bequemen Idealismus des Professors der Allerleiwissenschaft, Teufelsdröckh aus Weißnichtwo, einer Ihrer Herbstwitze gewesen sei, erfunden, um in dieser ernsten Zeit nicht in Trübsinn zu verkümmern . .

## Das Ziel

### von Karl Jentsch

Seit zwanzig Jahren bemühe ich mich, folgende Ansicht über die Beziehungen der europäischen Großmächte zueinander zu verbreiten.

Zwischen den mittel- und westeuropäischen Mächten besteht kein Interessenkonflikt, der mit den Waffen geschlichtet werden müßte oder könnte. Keine dieser Mächte erstrebt Eroberungen auf dem Gebiete einer der andern; der bloße Gedanke daran wäre Wahnsinn. Den Engländer mag der Verlust seines Handelsmonopols schmerzen, aber das ist nun einmal, auch ohne die deutsche Konkurrenz, unwiederbringlich dahin, seitdem alle Nationen — sogar über unsern Kulturkreis hinaus — begonnen haben, sich zu industrialisieren. Und England hat keine Ursache, das zu bedauern, seine Stellung ist dadurch würdiger geworden. Der Welthandel ist nicht mehr rohe Ausbeutung vieler schwacher Staaten durch einen starken, sondern der für beide Teile gleich wohltätige Güteraustausch, als den Adam Smith sich ihn vorstellte, der er aber damals noch nicht war. Und weil der heutige Auslands-, besonders der Seehandel, etwas von dem früheren Grundverschiedenes ist, darum muß die „Seeherrschaft“, die nicht bloß in englischen Köpfen spukt, ein sinnloser Anachronismus genannt werden. Das Wort hatte seinen

guten Sinn, solange der Seehandel Piraterie war, was er von der homerischen Zeit bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts geblieben ist. Als Kriegsschiffe die Instrumente des Seehandels waren, als dieser darin bestand, daß man die mit den damaligen Hauptobjekten dieses Handels, Gewürzen und Edelmetallen, beladenen Schiffe der Konkurrenten kaperte und diese aus den Ursprungsstätten jener Güter verjagte, da hatte es einen Sinn, daß die Venezianer den Genuesern die Herrschaft über das Mittelmeer streitig machten, bis beide von Türken, Sarazenen und Spaniern verdrängt wurden, und daß in der Beherrschung des Atlantischen Ozeans den Spaniern und Portugiesen die Holländer, den Holländern die Engländer folgten. Heut ist das Meer kein Herrschaftsgebiet mehr, sondern die gemeinsame Fahrstraße der Nationen, und keine Macht ist stark genug, andern Nationen diese Straße zu sperren; sollte es auch nur einen Engländer geben, der des ebenso kindischen wie frevelhaften Gedankens fähig wäre, den Seehandel eines konkurrierenden Staates durch Piraterie im Kolossalstil vernichten zu wollen? (In den Beziehungen zwischen den Mittelmeermächten und in den Balkanwirren haben die törichten Redensarten von der Herrschaft übers Mittelmeer und von der Sperrung der Adria viel Unheil angerichtet; die serbische Krisis konnte vermieden werden, wenn Österreich, statt auf die Herstellung eines lebensunfähigen albanischen Staates zu dringen, es den Serben überließ, sich mit den edlen Albanesen herumzubalgen; daß sie sich dann an der adriatischen Küste festsetzen konnten, hätte keinem Menschen geschadet.) Die Franzosen sodann mögen den Verlust ihrer europäischen Stellung beklagen, aber auch diese kann nicht mehr zurückerobert werden; sie ist nur möglich gewesen, solange Deutschland ein geographischer Begriff statt eines Staates war, und Frankreich mehr Einwohner hatte als das heutige Deutsche Reich.

Anders liegen die Dinge zwischen Mittel- und Osteuropa. (Die Schwierigkeiten, die noch aus der unvollständigen Lösung der deutschen Frage im Jahre 1866 entstehen werden, können im gegenwärtigen Augenblicke nicht erörtert werden.) Rußland hat überflüssig viel Raum und Getreideboden, aber seinem Volke fehlen die Eigenschaften, die zu einem gedeihlichen Wirtschaftsleben und einer wohlgeordneten Staatsverwaltung erfordert werden: solide Bildung, Ausdauer bei zielbewußter Arbeit, Festigkeit des Charakters, Pflichttreue; darum vermögen die Russen die Schätze ihres Bodens nur unvollständig zu heben und gebricht es dem ungeheuren Reiche heute noch an jener guten Ordnung, zu deren Herstellung ihre Ahnen vor tausend Jahren die Waräger ins Land gerufen haben. Nicht ganz so, aber ähnlich, steht es um die Länder der Balkanhalbinsel und Vorderasiens. Alles das nun, was diesen weiten Gebieten fehlt, besitzen wir Deutschen im Überfluß, dafür aber gebricht es uns an Raum zur Entfaltung unsrer Volkskraft und

an ausreichendem Getreideboden. Wenn es demnach irgendwo in der Welt zwei Gebiete gibt, die darauf angewiesen sind, einander zu ergänzen, so sind es diese beiden. Den Deutschen ist offenbar die Aufgabe gestellt, mit ihrem Überschuß an Geldkapital, Geist und Organisationskraft den europäischen Osten und Vorderasien zu befruchten, durch Vorbild und Leitung die Völker dieser Länder zu kultivieren und zu heben und so den Nöten beider Völkergruppen abzuhelfen.

Das hätte ohne Krieg auf dem Wege friedlicher Durchdringung des slawotatarischen Elements mit dem deutschen geschehen können, wenn nicht der Weltmachtdünkel der russischen Staatsmänner und die nationalen Einbildungen der Panslawisten im Wege gestanden hätten. Seine Großmachtstellung verdankt Rußland einerseits seiner Naturbasis (einer ungeheueren Ebene, auf der sich seine Bevölkerung ungehindert vermehren konnte), andrerseits aber deutscher Hilfe: eine beinah reinblütig deutsche Dynastie, Staatsmänner aus dem Baltenlande, deutsche Vorbilder, deutsche Ingenieure, Gutsverwalter, Arbeiter haben die Großmachtfassade (Militär, Finanzen, Diplomatie) gebaut und haben geschaffen, was an Anfängen der Industrie und an rationeller Landwirtschaft vorhanden ist. Doch diese den Russen geleistete Hilfe bedeutete bisher die politische Organisation der Slawenwelt durch Deutsche gegen Deutschland, denn das Zartum gedachte die Rolle fortzuspielen, die ihm die Ereignisse von 1806 bis 1814 vorübergehend zugeteilt hatten, gedachte der Vormund Preußens und der Schiedsrichter Europas, allenfalls unter Mitwirkung Englands und Frankreichs, zu bleiben, seine Position durch Ausübung einer Schutzherrschaft über alle Westslawen zu stärken und, was ihm an deutschem Industrie- und Geisteskapital zufloß, für seine eignen Zwecke ohne Gegenleistung zu verwenden. Dazu kam dann noch die lächerliche Einbildung der Altrussen, ihre Nationalkultur sei die echte, die gesunde, und sie seien berufen, den faulen Westen zu regenerieren; eine Einbildung, welche die panslawistische Strömung hervorgerufen hat, der auch jetzt, wie im Konflikt mit Japan, die wirklichen Staatsmänner unterlegen sind. Denn diese haben einen Krieg jetzt noch nicht gewollt; sie wußten genau, was ihrem Staate fehlt, und gedachten dieses Fehlende mit Hilfe europäischen Kapitals durch die eingeleitete großartige Agrar- und Verwaltungsreform zu beschaffen: vor deren Vollendung, wußten sie, dürfe man einen Krieg zur Eroberung Konstantinopels und eisfreier Häfen an der Ostsee nicht wagen; zudem war ihnen bekannt, daß eine Hungersnot, daß in einem Kriege der Abfall der Fremdvölker, eine Revolution des durch die Agrarreform geschaffenen Industrieproletariats, der unzufriednen Intelligenz und der gepeinigten Juden zu erwarten sei. Aber als nun die österreichische „Strafexekution" das russische Prestige auf dem Balkan mit völliger Vernichtung bedrohte, da durchbrach

die gestaute panslawistische Flut alle Dämme staatskluger Erwägungen.

In Frankreich und England hat eine Kriegspartei von Bedeutung gar nicht bestanden. Was sich bei unsern westlichen Nachbarn als Revanchelust und Chauvinismus gebärdete, war nichts als maskierte Furcht, die ganz unbegründete törichte Furcht vor den nicht vorhandenen Eroberungs- und Raubgelüsten der Deutschen. Für den Krieg mag wohl die Berechnung der das Land regierenden hohen Finanz den Ausschlag gegeben haben, daß bei einer totalen Niederlage Rußlands die dort angelegten 17½ Milliarden verloren seien; sich eingestehn, daß der deutsche Sieg gewiß, darum durch die Teilnahme am Kriege über die siebzehn hinaus noch manche weitere Milliarde gefährdet ist, das war für französische Herzen zu viel. Was bei den englischen Staatsmännern einer aus verletztem Stolz, bornierter Handelseifersucht und leeren Einbildungen geborenen Rankune zum Siege über die Vernunft verholfen hat, mag uns der mit englischen Dingen vertraute Chronist der „Neuen Rundschau" sagen.

Der Sieg unsrer Waffen wird bei Franzosen und Engländern die Einbildungen zerstören und die anachronistischen Gespenster bannen. Sie werden einsehen, daß das Wettrüsten weder Sinn noch Zweck gehabt hat, und sie werden es einstellen. Im Osten aber macht unser Sieg die Bahn frei für den oben beschriebenen Durchdringungsprozeß, der Deutschen wie Slawen Erlösung aus sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Nöten verheißt. Das neugeordnete Europa wird dann nur noch so viel Soldaten und Kriegsschiffe brauchen, als nötig sind, etwaige Anmaßungen der Mongolen in die gebührenden Schranken zu weisen, die Barbaren und Halbbarbaren zu zügeln. Zur gemeinsamen Hebung der Naturschätze der Tropen werden sich die Kulturnationen friedlich vereinigen, denn sie werden einsehen, daß es lächerlich wäre, sich um Tropenkolonien zu balgen, weil die Beherrschung der Tropen- und Subtropenländer der östlichen Halbkugel (nur Vorderindien und Ägypten machen eine Ausnahme) dem verwaltenden Lande keinen Gewinn bringt, sondern nur Sorgen, Mühe und Kosten verursacht, und seine Macht nicht stärkt, sondern durch Zersplitterung seiner Streitkräfte schwächt.

In militärischer und finanzieller Beziehung ist die große Entscheidung bei uns ausgezeichnet vorbereitet, in andern Beziehungen manches gefehlt worden. Diplomatie und Presse hätten wohl einiges tun können, französische und englische Vorurteile zu zerstreuen, und die Westslawen auf unsre Seite herüberzuziehen, war weder die preußische Polenpolitik noch die österreichische Serbenpolitik geeignet.

# Die Ökonomik des Krieges

## von Daniel Ricardo

Der große Krieg ist ein Förderer der wirtschaftlichen Erkenntnis. Man muß umlernen, da von den Anschauungen, die aus vierzigjähriger Erfahrung gewonnen wurden, sich nur wenige gegen die neue Weltanschauung zu behaupten vermochten. Eigentlich ist alle Kritik um ihr Ansehen gebracht; denn gerade die Taktik, die in der Ruhe des Friedens als falsch oder voreilig getadelt wurde, hat sich bewährt. Man konnte sich eben nicht vorstellen, daß auf den Schlachtfeldern des Geschäfts eine Völkerschlacht geschlagen werden würde. Diese Meinung hat sich als eine der ersten Fehlerquellen erwiesen. Wer hätte je geglaubt, daß die Milliarden der Volksvermögen einer ernsthaften Probe ausgesetzt werden würden. Gegen düstere Ankündigungen wurde das Schutzbedürfnis des Kapitals eingewendet. Man werde doch nicht auf Reichtümer schießen, die in langer Friedensarbeit mühsam aufgebaut worden sind. Die das Weltbürgertum vertreten, die Verbrüderung der wirtschaftlichen Interessen aller Kulturvölker. Frankreich, Rußland, Großbritannien haben sich an deutschen Unternehmungen beteiligt und deutsche Aktien unter ihren Besitz aufgenommen; und deutsches Geld ist in diesen Ländern heimisch geworden. Ein internationales Netzwerk von Vorteilen und Berechnungen, Zinsen, Guthaben und Forderungen ist über den Erdball gebreitet; und keiner konnte sich denken, daß die Maschen dieses Netzes je zerrissen werden würden. Im Bereich der Statistik mochte um die Siegespalme gerungen werden. Eine Kanonade mit zwölfstelligen Zahlen ist weniger gefährlich als ein Bombardement mit zwölfzölligen Mörsern; und es hatte nichts auf sich, wenn sich der Ehrgeiz an den Milliarden tot rieb. Dabei ist es nicht geblieben. Der Eindruck der Riesenzahl hat versagt. Eine Grundanschauung ist gefallen. Die wirtschaftliche Leistung wird vom Kriegsgott nicht respektiert.

Das Gegenstück zur Macht des Kapitals bildete die Bereitschaft zum Kriege. Da man von ihr sprach und sie mit beredten Worten forderte, hätte man zugeben müssen, daß ein Widerspruch entstand. Wozu die Rüstung, wenn die materiellen Errungenschaften der Völker die beste Sicherheit gegen den Krieg waren? Im sogenannten Unterbewußtsein hatte die Überzeugung vom ewigen Frieden nicht Wurzel geschlagen. Deshalb lebte dort der Gedanke an den Grenzschutz und an die Mobilmachung. Der Aufmarsch wurde vorbereitet durch ein Gefecht gegen die deutschen Kapitalsanlagen im Ausland. „Laßt kein deutsches Geld mehr über die Grenze und sperrt sie den fremdländischen Wertpapieren.“ Im Februar 1911 wurde im deutschen Reichstag dieser Aufruf besprochen; im Juli ereignete sich die Fahrt des „Panther“ nach Agadir. Damals kams nicht

zum Kriege, und die als bedrohlich geschilderte Überschwemmung des deutschen Geldmarktes mit Auslandswerten versickerte im fruchtbaren Boden neuer Geschäfte. Nur die Erinnerung an den Tag im Parlament ist geblieben, und das Ergebnis eines neuen Zweifels. Hat der Besitz ausländischer Wertpapiere den Nutzen gebracht, der ihm, nach der im Frieden gewonnenen und geprägten Anschauung, anhaften sollte? Waren Amerikaner, Spanier, Italiener, Chinesen, Rumänen, brasilianische, chilenische, argentinische Papiere leicht in Geld umzuwandeln? Und wie stehts mit russischen Staatspapieren und Eisenbahnprioritäten? Eine Grundanschauung ist auch hier ins Wanken geraten. Der Krieg hat ihr Gefahr gebracht; und die Antwort auf die Frage, was die Regierung zu tun gedächte, um die deutschen Grenzen gegen eine Invasion fremder Papiere zu schützen, wird in den kommenden Tagen der Sammlung anders ausfallen, als wie sie im Februar 1911 gelautet hat. Die „finanzielle Bereitschaft", die manchen Spott ertragen mußte, ist zur gepriesenen Tat geworden. Wer geglaubt hat, daß zu viel lehrhaftes Wesen ins Geschäftliche getragen worden sei, sah sich durch den Erfolg zum Schweigen gebracht. Vielleicht zum dauernden Schweigen; denn die Belege, die der Krieg liefert, sind durch keine Erwägungen wieder umzustoßen. Sie sind mit Blut erkauft. Blut aber ist dicker als Wasser; und Wasser ist in diesem Fall die Theorie.

Die Bereitschaft hatte zu zeigen, daß der Kredit, auf den sich die Wirtschaft aufbaute, nicht Dampf und Nebel gewesen ist. Im Frieden hatten die beiden Schlagworte ein heißes Ringen gehabt. Der Kredit suchte seinen Machtbereich immer weiter auszudehnen; und die Kämpfer für das Barkapital sprachen ihm die Berechtigung der Gebietserweiterung ab. So entstand ein hitziger Krieg zwischen Meinungen, der schließlich durch die bündige Erklärung beendet werden sollte, daß ein entwickelter Wirtschaftskörper sich selbst die Gesetze geben darf, die ihm am dienlichsten sind. Trotzdem wurde dem Kredit manche Ausschweifung beschnitten. Auch von den Gegnern einer zu strengen Weltanschauung. Die Banken, die man auch Kreditinstitute nennt, waren im stillen für das neue Wesen tätig. Man hatte sie für die sichersten Stützen der alten Lehren gehalten und war erfreut, daß sie dem neuen Geist Gefolgschaft leisteten. Es war natürlich nicht möglich, der Wirtschaft eine andere Seele zu geben. Man konnte die Weltesche nicht mit den Wurzeln aus dem Boden reißen und mußte sich begnügen, geile Triebe zu kappen. Als der Krieg ausbrach, kam es darauf an, die Leistungen des Kredits auf die Probe zu stellen. Es mußte sich zeigen, ob durch die, als richtig anerkannte, Lebensanschauung wirkliche Kraft aufgespeichert war, die großen Ansprüchen genügen konnte. Das Verhältnis zwischen dem Wert des gebundenen Kapitals und der Menge

der Geldmittel wurde auf seine Brauchbarkeit geprüft. Und da zeigte sich, daß nur in Deutschland ein Ergebnis ohne Knalleffekte möglich gewesen ist. England, Frankreich, Rußland, Österreich-Ungarn sahen sich gezwungen, Moratorien einzuführen. Das Deutsche Reich konnte auf einen solchen Eingriff in die natürlichen Lebensbedingungen der Wirtschaft verzichten. Das Kreditwesen ist aufrecht erhalten worden. Natürlich in Grenzen, die dem eingeengten Geschäft angepaßt waren. Die Reichsbank, die im Frieden durch die Außenforts der Banken maskiert war, rückte in den Mittelpunkt aller Geldansprüche. Sie mußte zunächst mit der berühmten Panik fertig werden. Auf deren Ausbruch hatte man sich vorbereitet. Das Publikum sah nur noch einen Wert, auf den es sich verlassen zu können glaubte: Gold. Die Begriffe Geld und Gold verschmolzen in einen, und jeder suchte vom edelsten der Metalle zu erraffen, was er auf Grund seines Kapitalbesitzes erlangen konnte. Das waren die Kennzeichen der tiefsten Erniedrigung. Das Volk verleugnete die wirtschaftliche Größe des Reiches. Das Papiergeld wurde degradiert und zum Gegenstand ungeschulter Anschauungen gemacht. Die Reichsbank sah vor ihren Schaltern einen Menschenschwarm, als ob in ihren Räumen ein Carusokonzert angekündigt war. Ein Landregen von Goldstücken ging auf die Menschenmassen nieder. Bis schließlich Banknoten und Reichskassenscheine mit der überzeugenden Eigenschaft des Zwangskurses ausgestattet wurden. Die Tore zur Schatzkammer wurden geschlossen. Das Zettelgeld kam zu seinem Recht. Aber die Goldsammler gaben, was sie hatten, nicht leicht wieder heraus. Wenn die Reichsbank ihren Goldvorrat auf 1500 bis 1600 Millionen bringen konnte, wurde in den Verstecken ein wenigstens gleich hoher Betrag zurückgehalten. Der kündete den Sieg der Selbstsucht über die Volkswirtschaft. Grob und höflich wurde den unerbetenen Goldwächtern gesagt, daß sie sich gegen die Nation versündigten. Es half wenig. Das Goldgeld blieb der glaubhaftere Zeuge des Besitzes. Nicht der Kaufkraft. Denn für hundert Mark in Gold gab es nicht mehr als für hundert Mark in Scheinen. Man hat erkannt – was schon bei der amerikanischen Geldkrisis im Jahr 1907 zu sehen war –, daß sich die feinste Währungstheorie nicht gegen die kindlichsten Instinkte der Volksseele zu behaupten vermag. Das Volk glaubt so lange an den Wert des in seinem Lande herrschenden Geldes, wie ihm keine ernsthafte Probe auf diese Überzeugung zugemutet wird. Und wie gering mußte die Achtung vor dem Errungenen sein, daß, selbst bei günstigen politischen Möglichkeiten, an einen Verfall der deutschen Wirtschaft gedacht wurde. Nur so war das ängstliche Hüten der Goldschätze zu verstehen.

Die Wächter der Überlieferung tobten gegen jedes Mißtrauen in das kunstvoll ausgebaute Kreditsystem und verlangten, daß an den Bedingungen

nichts geändert werden dürfe. Trotzdem sind unter ihnen Geldsammler gewesen, die der Reichsbank die Versorgung ihres Machtbereiches mit Geld erschwerten. Hätte das Institut statt 1500 Millionen in Gold 3000 gehabt, so würde die Summe der Noten mehr als 9000 Millionen Mark haben betragen können. Es ist töricht, zu glauben, daß deutsches Papiergeld jemals die bedenkliche Eigenschaft der Assignaten annehmen würde. Das für die Währung bestimmte Verhältnis zwischen Gold und Papier bleibt unverrückbar bestehen. Es ist also ganz gleich, ob 4500 oder 9000 Millionen Mark in Scheinen ausgegeben sind; denn die metallische Decke darf nie kürzer sein, als das Gesetz für den äußersten Fall vorschreibt. Assignaten aber sind Geldzettel, die keinen Zusammenhang mit irgendwelchen Sicherheiten haben. Sie kommen in Massen aus der Notenpresse, überfluten Kassen und Märkte und schwemmen das gute Geld weg. Das kann in Deutschland nicht geschehen; denn es gibt auf dem Erdball keine Bankverfassung, die so ehrlich geachtet wird wie das Statut der deutschen Reichsbank. Eine Papierwährung ist ausgeschlossen; die Reichsbank wird die Pflicht zur Einlösung ihrer Noten in Gold wiederherstellen, sobald der Krieg zu Ende ist. Dann gleicht sich das Übermaß von selbst wieder aus; denn die Größe des Notenumlaufs richtet sich, wie die Veränderungen in den Wochenausweisen der Bank zeigen, nach dem Bedarf. Das deutsche Papiergeld wird aus dem Krieg einen Gewinn an Ruf davontragen. Der Deutsche, der zweifeln konnte, wird mit einiger Beschämung feststellen, daß sein Unglaube töricht war; und der Ausländer wird sich erinnern, daß deutsche Banknoten während des Krieges in besserem Ansehen standen als die Noten der Bank von England.

Über die Macht der großen Zentralbanken wird man in künftigen Tagen anders urteilen wie früher, unter dem Eindruck ehrwürdiger Überlieferung. Die Bank von England war, zum dritten Mal seit Beginn ihrer Herrschaft, gezwungen, ihre Verfassung aufzuheben. Die alte Peels-Akte, die ihr die Freiheit der Bewegung einschnürt, mußte außer Kraft gesetzt werden, damit die Bank die Möglichkeit hatte, Noten nach Bedarf auszugeben. Die Fünfpfundnote, die der Welt die Überlegenheit des englischen Geldsystems kündete, wurde durch kleinere Geldscheine um ihren Ruhm gebracht. Der Londoner Geldmarkt kann das Ansehen, das ihm eine Sonderstellung einräumte, nicht wiedergewinnen. Er hat sich im Feuer nicht bewährt. Von der Banque de France hatten die Franzosen die Rettung der bedrängten Wirtschaft erwartet. Das Institut hat, seit der Wende des achtzehnten Jahrhunderts (es wurde im Jahr 1800, unter der Regierung des Ersten Konsuls, errichtet), die Erde oft zittern sehen. Es erlebte Leipzig, Elba, Waterloo, die Juli- und Februarrevolution, den Krieg von 1870. Der brachte die härteste Prüfung. Das Land besiegt, und die

Kommune in Flammen. Die Schätze konnten geborgen werden. Wie wird es 1914 sein? Man sagte, die Bank habe ihr Gold nach England gerettet. In den Schoß der englischen Schwester, die oft genug vom Überfluß des französischen Instituts gezehrt hat. Die Herstellung von Papiergeld wurde zur Massenfabrikation gemacht; die Notengrenze von 6800 auf 12000 Millionen und darüber erhöht. Gold wird ein Luxusartikel werden. Nur das Ausland wird noch französisches Geld zu sehen bekommen, während die Große Nation Gelegenheit hat, sich durch eine Sammlung von Frankenzetteln die Erinnerung an den Krieg von 1914 zu erhalten.

London ist das Clearinghaus der Welt gewesen. Man muß sagen gewesen; denn es ist nicht sicher, ob der Krieg diese Eigenschaft unangetastet lassen wird. Die Abrechnungen des ganzen Geschäfte treibenden Erdballs sind über London gegangen. Der Sterlingwechsel gab die Norm für den Zahlungsverkehr unter den Nationen. Der Krieg ist letzten Endes ein Kampf zwischen dem Pfund Sterling und der Mark. Zwischen der alternden und der auf der Scheitelhöhe der Kraft stehenden Welthandelsmacht. Wenn das Deutsche Reich seine Feinde besiegt und die Stimme Großbritanniens um ihre Wirkung gebracht hat, wird die deutsche Reichsmark zum Weltgeld werden. Bis zum Kriege war die ganze westliche Halbkugel der Londoner City tributpflichtig. New York schickte seine Finanzwechsel nach England, um sich Geld darauf zu machen; und die Handelshäuser in Argentinien und Brasilien bezahlten ihre europäischen Lieferanten mit Londoner Wechseln. Die großen Häuser in London gaben ihre Unterschrift und bekundeten damit die weltumspannenden Eigenschaften des englischen Kredits. London beherrschte den Geld- und Weltmarkt. Aber die englischen Staatsmänner vergaßen, daß diese Stellung nicht aus dem Zusammenhang gerissen werden kann. Stockt der Weltverkehr, so gibt es kein Wasser mehr für die englischen Mühlen; und es ist töricht, zu glauben, daß ein Umsatz im Außenhandel von 26000 Millionen Mark eine unwandelbare Größe sei. John Bull verkündete der Welt, daß der deutsche Export zerstört werden soll. Er verschwieg, daß die Ausfuhr Englands in wesentlichen Gütern auf den Absatz im deutschen Bezirk angewiesen ist. Birmingham, Manchester, Nottingham, Leeds, Bradford – die wichtigsten Plätze für die englische Textilindustrie und den Wollhandel – sind durch den Krieg in ihrem Lebensnerv getroffen. Die deutsche Weberei ist der Hauptabnehmer dieses Materials. Statt der hundert und mehr Millionen Mark, die für englische Garne aus Deutschland gezahlt wurden, muß eine böse Summe von Arbeitslosen zusammengezählt werden. Im Deutschen Reich sind Millionen Tonnen englischer Kohle gebrannt worden. In Berlin wird mehr Kohle aus England als aus Oberschlesien verbraucht. Die Gesamteinfuhr betrug im Jahr 1913 rund 9,20 Mil-

lionen Tonnen. Werden die Kohlenlords von Wales und Northumberland Ersatz für den Verlust des deutschen Marktes finden? Wenn Deutschland gezwungen wäre, die 21 000 Millionen, die es im Welthandel umgesetzt hat, aus seinem Wirtschaftsprogramm zu streichen, so würde England sicher nicht der Erbe sein. Und während des Krieges können die Briten ihre Handelsflotte ebensowenig ungestört die Meere durchfahren lassen, wie es den deutschen Reedereien möglich ist. Wer kann sagen, wie die Entscheidung auf dem Wasser fallen wird? Die Störung, die der Krieg dem Exporthandel verursacht, ist groß. Aber erst im Frieden wird über die Stellungen auf dem Weltmarkt entschieden werden. England will den deutschen Handel in Südamerika und Ostasien treffen. Wie sich die nordamerikanische Union verhalten wird, ist noch nicht zu sehen. Nur eine Frage wäre zu beantworten. Was hat England gehindert, den deutschen Konkurrenten schon im Frieden niederzuringen? Etwa brüderliche Liebe? Und nun soll mit Gewalt erreicht werden, was mit den Waffen des Geschäfts nicht möglich war. Die Dollarmänner sind keine Gemütsathleten. Gegen die deutsche Einfuhr sind sie nichts weniger als freundlich gestimmt. Trotzdem haben sie dem deutschen Exporteur im Jahr 1913 für 715 Millionen Mark Waren abgenommen. Was folgt daraus? Daß sich der Handel nach Bedingungen richtet, die nicht von seelischen Wallungen beeinflußt oder getrübt werden. Was die Amerikaner den Deutschen abkaufen, nehmen sie, weil es besser ist als das, was ihnen die Konkurrenten anbieten. Das hat England erfahren; und es ist nicht zu sehen, wie sich dieser Zusammenhang auf Befehl der britischen Majestät ändern sollte. Im lateinischen Amerika stecken Millionen und Abermillionen guter englischer Pfunde. Deutschland und Frankreich haben, mit den Briten gemeinsam, die großen Republiken dem Kapital erschlossen. Aber englisches Kapital hat den Hauptanteil; denn der Engländer ist im überseeischen Geschäft nicht kleinlich. Er knausert nicht mit dem Geld, wenn es darauf ankommt, den Ruf des besten Kolonisators zu bezahlen. Argentinien, Brasilien, Mexiko sind schwere Kunden des Londoner Geldmarktes und hartnäckige Gäste der Börse. Nicht zum Vergnügen des Publikums und der Finanz, die große Opfer für die Südamerikaner bringen mußten. Wie viele Krisen hat London schon miterlebt! Die letzte war so tief, daß bis Mai 1914 der Kurswert der in London notierten brasilianischen Papiere um 30 Millionen Pfund Sterling gesunken war. Brasiliens Anleihen fanden keine Gegenliebe mehr. Und das Ende ist, daß die Zinsscheine nicht bezahlt werden können. In solchen Ländern will John Bull neue Eroberungen machen. Wer wird ihm die Waren bezahlen, die er in Massen auf die südamerikanischen Märkte bringen will. Es ist leicht, den Ehrgeiz zu haben, gefährliche Konkurrenten aus dem Wege zu räumen. Aber der Handel lohnt sich doch nur, wenn

er Geld bringt. Mit Südamerika haben die Briten teuere Erfahrungen gemacht. Und die Erinnerung daran ist noch sehr frisch.

Der Export ist nicht allein durch die Gefährdung der Schiffahrt gestört. Die üble Finanzlage vieler Kunden des Weltmarktes trägt auch schuld an seiner Bedrängnis. Kein arbeitsamer Wirtschaftsstaat kann auf die Ausfuhr von Industrieprodukten dauernd verzichten. Während des Krieges hören diese Beziehungen natürlich auf; und die Größe der materiellen Wirkung hängt von der Dauer des Zwischenzustandes ab. Die deutsche Industrie hat seit Jahr und Tag mit einer schnell steigenden Ausfuhr gerechnet. Es gab Monate, in denen ein Exportüberschuß zu verzeichnen war; und man konnte sich schon in die Möglichkeit denken, daß die Bilanz des deutschen Handels zugunsten der Ausfuhr abschloß. Der Krieg hat die Statistik über den Haufen geworfen. Der Warenumsatz ist gezwungen, sich in die Grenzen des inländischen Marktes zu passen. Das wäre besonders schlimm, wenn die Industrie Riesenvorräte aufgestapelt und kapitalisiert hatte. Dieses Kapital würde verloren sein, wenn es brach liegen bleiben müßte. Solche Gefahr besteht nicht. Sie droht aus anderen Ursachen. Zunächst aus dem Aufhören des Imports von Rohstoffen. Rohbaumwolle und Kupfer aus den Vereinigten Staaten werden nur schwer den Weg nach Deutschland finden. Was die deutsche Industrie an Materialien und Halbfabrikaten vom Ausland bezieht, wird ihr durch den Krieg zum großen Teil gesperrt. Die neutralen Länder Europas können keinen vollen Ersatz bieten. Die gewerbliche Arbeit wird also durch die Behinderung der Rohstoffeinfuhr verlangsamt werden. Die andere Quelle, die eine ähnliche Wirkung hat, ist der Mangel an Arbeitern. Fünf bis sechs Millionen rüstiger Männer sind in Deutschland der ökonomischen Verwertung entzogen. Wenn von diesen produzierenden Kräften jedes Paar Hände nur 1200 Mark im Jahr verdient hat, so bilden die vom Krieg aufgesogenen Arbeiter ein Kapital von 30000 Mark (das Jahreseinkommen von 1200 Mark zu 4 Prozent kapitalisiert) multipliziert mit fünf bis sechs Millionen. Das sind 150 bis 180 Milliarden. Diese Summe deutet nur den Wert des Menschenmaterials an, das vom Krieg zurzeit gebunden und zum Teil vernichtet wird. Wenn auch oft mehr Arbeitskräfte angeboten sind, als gebraucht werden, so ist der Überschuß doch nie so groß, daß der Krieg nur ausgleichende Wirkung haben würde. Die Zahl der Arbeitslosen aber bildet keinen Ersatz für die fehlenden Hände; denn die Tätigkeit in den meisten Gebieten der Industrie ist nicht für Gelegenheitsarbeiter gemacht. Sie setzt ausgebildete Kräfte voraus. Fallen die weg, so müßten Arbeiter gleicher Qualität an ihre Stelle treten. Durch eine geschickte Aufteilung der vorhandenen Arbeitsgelegenheiten läßt sich ein erträgliches Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage herstellen. Nur darf

man von Notbehelfen nicht eine ganz befriedigende Lösung der Arbeiterfrage erwarten. Im Kohlenbergbau müßten die Lücken in der Armee der Zechenleute sofort ausgefüllt werden können. Kohle ist so wichtig wie Brot. Vom Ausland kommt kein Brennstoff ins Land. Das wäre noch nicht schlimm, denn die deutschen Bergwerke sind leicht imstande, den gesamten Bedarf des Landes zu decken. Die Zechen hätten also gute Tage, wenn sie reichlich mit Arbeitern versehen wären. Das ist nicht der Fall; und nun frage man sich, ob jeder Arbeiter im Schacht verwendet werden kann. Ginge das, so würde schnell eine Reservearmee von Bergknappen anrücken. Überall, wo fürs Heer und die Verteidigung gearbeitet wird, stehen die Räder nicht still. Waffen, Munition, Bekleidung, Ernährung sind Aufgaben der Fabrikation, die keinen Mangel an Beschäftigung aufkommen lassen. Trotzdem ist es nicht möglich, jede Kraft, die zur Verfügung steht, in diesen Arbeitsgebieten zu verwerten.

Die Chancen, welche die Kriegsindustrie hat, werden aufgewogen durch die Einschränkung des allgemeinen Verbrauchs. Der Luxus hört auf, Anreger zu sein und der Industrie Arbeit und Renten zu verschaffen. Die Bescheidenheit wird zur Staatstugend; denn jeder ist beflissen (selbst wenn ers nicht nötig hat), sich mit dem unbedingt Notwendigen zu begnügen. Das geschieht ohne Rücksicht auf das industrielle Kapital, dem die Zinsenfrüchte so unentbehrlich sind wie dem Staatspapier. Die Milliarden, die dem deutschen Wirtschaftskörper einverleibt wurden, können von einer Produktion, die nur das Inland versorgt, nicht leben. Deshalb ist es Torheit, zu sagen, die Industrie müsse sich auf ganz veränderte Lebensbedingungen einstellen. Das hieße so viel wie der Verzicht auf einen großen Teil des gewerblichen Kapitals. Während des Krieges muß natürlich mit anormalen Verhältnissen gerechnet werden. Aber es besteht die Möglichkeit, den Güterumsatz in Bewegung zu halten und damit zu verhindern, daß eine Erstarrung eintritt. Wird das Barkapital richtig ausgegeben und der Kredit nicht um seine Existenzberechtigung gebracht, so läßt sich eine Art von Konjunktur aufrechterhalten, die den Tod aus dem Felde schlägt. Nicht ohne guten Grund ist eifrig gegen die Preisgabe des Kreditprogramms gepredigt worden. Alles was geschieht, um Zahlungsmittel zu schaffen oder Kredit zu gewähren (Darlehenskassen, Kriegskreditbanken, Beleihung von Hypotheken, Unterstützung der Exporteure), ist ein erbitterter Kampf gegen das Dogma des Todes: „Alle Räder stehen still!" Der Güterverkehr, der in Friedenstagen nur ein Schlagwort ist, wie andere seinesgleichen, wird zur rettenden Tat. Erst wenn alle Möglichkeiten dieser Rettung erschöpft sind, muß die Wirtschaft ihr Haupt verhüllen.

Wird ihr der Krieg das Geld nicht entziehen? Er kostet täglich dreißig Millionen. Der Reichstag hat 5300 Millionen bewilligt. Diese Summe

reicht für knapp sechs Monate. Daß sie aufgebracht werden kann, erleben wir heute. Das Publikum hat seit Jahr und Tag – eigentlich schon zu Beginn des Balkankampfes – mehr bares Geld als Wertpapiere gesammelt. Für gut verzinsliche, deutsche Schuldverschreibungen sind also Mittel vorhanden. Das ist die Sorge nicht. Wohl aber drängt sich die Frage auf, ob für den Kredit, den das schaffende Leben braucht, genug Geldkapital übrigbleibt. Die Antwort wäre schwierig, wenn das Geld, das der Krieg verschlingt, in alle Winde zerflattern würde. Dieses Kapital ist jedoch nicht verloren. Ja noch mehr: es bleibt in den Grenzen des Deutschen Reiches. Nicht ein Pfennig geht ins Ausland; denn alle Lieferanten, die für die Bedürfnisse des Heeres in Anspruch genommen werden, sind Deutsche. Die heimische Industrie arbeitet für die Heeresverwaltung; und die Riesensummen, die täglich ausgegeben werden, wechseln nur den Besitzer im Lande selbst. Sie bleiben nicht in den Arbeitsdistrikten eingeschlossen, die für den Krieg tätig sind, sondern werden von den Empfängern wieder ausgegeben und verteilen sich mit der Zeit auf immer mehr Gebiete des Wirtschaftskapitals. Die Kriegsausgaben, die sich in Zahlen ausrechnen lassen, sind also nicht die eigentlichen Kriegskosten. Die wahren Opfer sind die Verluste, die das Geschäftsleben durch das Einschrumpfen der Umsätze erleidet. Für diesen Schaden muß der besiegte Feind aufkommen. Und noch für etwas mehr; denn die Wirtschaft braucht nach dem Krieg einen neuen Antrieb. Und die beste motorische Kraft ist das Geld. Je mehr, desto besser.

Daß Deutschland in besserer Geldbereitschaft war als seine Feinde, hat die wirtschaftliche Mobilmachung gezeigt. Die Probe auf die Echtheit der finanziellen Entwicklung ist gut bestanden worden. Deutschlands Industrie und sein Kapital sind nicht leicht zu zerstören. Und der Ruin des deutschen Welthandels, um den sich der Brite eifernd bemüht, hängt nicht von dessen Entscheidung ab. Großbritannien hat nicht die Macht, das deutsche Produkt von den Weltmärkten auszuschließen. Und was der deutsche Handel im Kriege verliert, bringt der in schlimmer Bedrängnis stöhnenden englischen Wirtschaft gewiß keinen Segen. Ein Frieden ohne Regelung der Handelsverhältnisse ist undenkbar. Man müßte die Möglichkeit eines solchen Friedensschlusses leugnen, um dem deutschen Exporthandel den Untergang zu prophezeien. So bleibt am Ende nur zu sagen: „Wie einer den wirtschaftlichen Schaden Deutschlands ansieht, ist Sache des Temperaments!"

# Marcel Sembat
## von René Schickele

Die rote Wolke lag lange am Horizont. Sie sammelte den Blutschein von den Schlachten im Balkan, und plötzlich setzte sie sich in Bewegung und war dicht über uns. Noch fragen viele, wie das Fürchterliche geschehen konnte, wie es zuging, daß das noch vor kurzem Unfaßbare plötzlich, über Nacht, möglich wurde, und staunen, zwischen Rausch und Grauen, über eine Wirklichkeit, von der fern und nah die Welt erbebt. Der Krieg wird vorbei sein, und ihr Blick wird gequält und noch immer zweifelnd auf dem soeben erlebten Abschnitt der Weltgeschichte ruhn.

Aber haben wir nicht seit Jahr und Tag, wie in einem unheimlichen Bann, auf jene rote Wolke gestarrt? Wer von uns ist im Ausland gereist, ohne Gespräche über Krieg und Kriegsmöglichkeiten erdulden zu müssen? Immer wieder. In allen Weltsprachen. Selbst eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Berlin in der Gesellschaft eines Franzosen oder eines Engländers war ohne Kriegsgespräche kaum denkbar. „Wollen die Deutschen ...? Werden die Deutschen ...?“ Dem herzlichen Verhältnis zwischen Frankreich und Rußland folgten handfestere Abmachungen, und alles sprach dafür, daß schließlich auch der vorsichtigere Engländer einschlagen werde. Deutschland antwortete mit dem Wehrbeitrag, der militärische Neuformungen großen Stils durchführen half, was wiederum zur Folge hatte, daß Frankreich und Rußland die Bereitschaft und die Kampfkraft ihrer Heere vermehrten. „Wollen die Deutschen . . .? Werden die Deutschen . . .?“

Der Franzose, mit dem ich zuletzt über den drohenden Weltkrieg sprach, war Marcel Sembat, sozialistischer Abgeordneter und, seit den ersten französischen Niederlagen, Minister im „Kabinett der nationalen Verteidigung“. Ich muß mich immer wundern, wie weit das schon zurückliegt. Fünf Jahre. Seitdem war ich nicht mehr in Paris. Aber es ist, als wäre ich erst gestern abgereist. Ich sehe Sembat im dichten Zigarettenrauch der Salle des pas perdus stehen, während die gepolsterten Türen, die in die inneren Wandelgänge der Abgeordnetenkammer führen, mit dumpfen Schlägen hin- und herwehen, und höre seine tiefe Stimme. Er ist ein großer, schwer gebauter Kerl, mit einem haarigen Kopf, der sehr fest aussieht, obwohl man nicht sagen kann, was nun gerade dem undeutlichen Gesicht diesen Ausdruck von trutziger Kraft verleiht. Er hat eine helle Stirn, und darunter wohnen, hinter Brillengläsern, Augen von unbestimmter Farbe, von denen man immer nur rasche Blicke voll blinkender

Klugheit erhascht. Wenn in einer Versammlung der Lärm überhand nimmt und niemand mehr das eigene Wort versteht, dann erhebt sich Marcel Sembat und beginnt mit seiner Urstimme zu läuten. Die ist weder zu überschreien, noch zu ermüden. Sie sammelt die schon unterlegenen Anhänger und erzwingt die Abstimmung über eine Resolution, deren Wortlaut das Geschrei der Gegner bis in die entfernteste Ecke durchdringt. Die Ruhe dieses sozialistischen Basses überdauert Sturm und Tumult, und die Augen hinter den Brillengläsern behalten immer die losgelöste Haltung von Zuschauern, die von Balkonen auf die konfuse Leidenschaft der Straße blicken. Diese Zuschauer sind witzige, aber europäisch gebildete Pariser. Kein Millionär kann proletarischer aussehen, als der Millionär Sembat, kein Pariser freier sein von anmutiger Dummheit, als dieser gelehrteste Boulevardier.

Die Russen? sagt er und zuckt mit der Achsel. Barbaren, die ein-, zweihundert Jahre brauchen, um bis zu unserm Niveau aufzurücken.

Mit dem Uns meint er die Deutschen und Franzosen. Wir sprechen von der Annäherung Frankreichs an Deutschland, von einem Bündnis zwischen Frankreich und Deutschland.

Aber – fährt er fort – die Republik hat das Unglück gehabt, unter Revanchegeschrei zur Welt zu kommen. In Gambettas Kopf spukten Erinnerungen an die Revolutionsheere, die fast ohne militärische Vorbereitung und in Holzschuhen gegen den Feind rückten . . und siegten. Mancher von den damaligen Tribunen, die eine Handvoll Freischärler anführten, mag sich im geheimen für einen neuen Bonaparte gehalten haben. Mein Vater erzählte oft von einem, der nie ins Feuer kam, aber dafür die heiligsten Eide schwor, daß er niemals seine Siege benutzen werde, um die Sache der Freiheit zu verraten und Kaiser der Franzosen zu werden. „Ich werde," schrie er drohend, „bis zum Ende der Bürgergeneral X. bleiben. Wer mir nicht glaubt, soll es sagen!" Sehen Sie, an dieser Infektion, die sich die republikanische Partei in den trüben Tagen und Jahren ihres Anfangs zuzog, krankt sie noch heute. Sie kann nicht vergessen. Was? Nicht Elsaß-Lothringen, von dem die meisten Wähler und Gewählten eine nur sehr unklare Vorstellung haben. Nicht die Niederlage, die wir in Wirklichkeit längst verschmerzt haben und deren Verantwortung das Kaiserreich mit ins Grab nehmen mußte. Was sie nicht vergessen können, ist, daß sie dem Lande versprochen haben, mit der Republik wieder gut zu machen, was das Kaiserreich geschadet habe, als Republikaner zu siegen, wo die kaiserlichen Heere unterlegen seien, der Republik wieder den Platz in Europa zu erobern, den der dritte Napoleon verspielt habe. Und wenn sie einmal Lust zeigten, die Versprechungen dieser Art hinter neuen, sozialen Programmpunkten zurücktreten zu lassen, so sorgten die rechtsstehenden Parteien dafür,

daß die alte Walze nicht von der Spieluhr verschwand. Aber der Nationalismus der bürgerlichen Parteien konnte bis zu einem gewissen Grad ungefährlich scheinen und blieb es wohl auch, wenigstens in allen Fällen, wo die Radikalen, wie im Dreyfushandel, auf die Unterstützung durch die Sozialisten angewiesen waren, bis — bis die alten Radikalen gambettistischer Färbung in Eduard VII. einen mächtigen und zielbewußten Freund fanden und der Nationalismus aus einem immerhin harmlosen Werkzeug der innern Politik zur gefährlichen Waffe wurde, auf die sich unsre auswärtige Politik fortan stützte. Nun tauchte auch wieder die elsaß-lothringische Frage aus der Versenkung, in der sie unter Immergrün und Trauerflor verschwunden war. Nicht als ob uns die Schwere des Verlustes plötzlich wieder zum Bewußtsein gekommen wäre, sondern, viel einfacher, weil das der Preis war, den unsre Verbündeten uns versprachen. Uns trennt jetzt nicht mehr Elsaß-Lothringen, uns trennt unsre inzwischen weit gediehene Bündnispolitik, die, vielleicht nur zu bald, zur Katastrophe ausgereift sein wird. Der große Bernardin de St. Pierre hat gesagt: „Die Melone ist von der Natur in Scheiben geteilt worden, damit wir sie in der Familie essen. Den Kürbis, der größer ist, können wir mit den Nachbarn verspeisen." Zur Familie gehört Deutschland natürlich nicht. Aber ich hoffe immer, daß es einmal einen Kürbis zu verspeisen gebe, zu dem wir Deutschland einladen dürften. Leider scheint es in der Weltpolitik nur noch Melonen zu geben.

Herr Laferre, der frühere Minister, geht vorbei, klein und ein wenig geschwollen, mit einem Gesicht aus Mißtrauen und Bosheit. Er hat das historische Verdienst, den politischen Überwachungsdienst im französischen Offizierkorps eingerichtet zu haben. Über jeden Offizier führte der „Große Orient", dem Herr Laferre vorsaß, einen Zettel, worauf die Spuren seiner politischen Gesinnung vermerkt waren. Aber ich erinnere mich, wie er in der Kammer mit blutrotem Kopf aufsprang und dem Nationalisten Barrès, der ihm seine „nationalen Verbrechen" vorhielt, zuschrie: er, Laferre, sei im Gedanken an die Revanche erzogen worden, er lebe in diesem Gedanken und werde mit dem heißen Wunsche sterben — Hier packte ihn Stephan Pichon, der Minister des Auswärtigen, der auf derselben Bank neben ihm saß, am Rockkragen und zog ihn schnell auf den Sitz zurück. Sämtliche Zeitungen verschwiegen den peinlichen Zwischenfall . . Nun grinst Herr Laferre den Kollegen Sembat an und sagt im Vorübergehn:

„Sie verleumden uns wieder einmal?"

„Ich prophezeie Ihnen Ihre Zukunft," antwortet Sembat und legt die flache Hand an die Kehle.

Wir schreiten noch eine Weile auf und ab. Was Sembat sagt, klingt, als ob er sich selbst Mut zuspräche. Es wird besser werden. Wir haben

Jaurès. Die Radikalen werden die Sozialisten wieder brauchen. Der wiederhergestellte „Block der Linken" könnte den Endkampf mit dem Nationalismus wagen. Sie wissen ja, wie Jaurès über Deutschland spricht. Deutschland und Frankreich müssen zusammen kommen. Müssen. Sie sind aufeinander angewiesen. Sonst wird Deutschland, eines Tages, die Tripleentente mit Gewalt sprengen. Die Rechnung für die Operation wird Frankreich bezahlen. Denn was England verlöre, gewänne es durch die Schwächung Rußlands. Rußland aber zahlt nie. Die Kosten blieben, wenigstens zum größten Teil, an Frankreich hängen. „Wie schrecklich," ruft er aus, „wie grauenhaft der Gedanke, daß wir morgen, übermorgen gezwungen sein könnten, für den Zaren gegen unsre deutschen Kameraden zu kämpfen und unwillig, Reue und Verzweiflung im Herzen, auf unserem verlorenen Posten zu verbluten!"

Die Glocken rufen zur Abstimmung. Sembat reicht uns die Hand. Aber an der Tür dreht er sich noch einmal um und sagt leise, indem er sich zu mir beugt:

„Wissen Sie . . Wir sind ganz einer Meinung, wir wollen beide dasselbe. Aber Sie sind nicht nur Deutscher, sondern auch Elsässer. Und da . . da wäre es mir doch lieb gewesen, von Ihnen zu hören, daß Sie gern wieder französisch würden. Verstehen Sie recht: ich hätte es Ihnen ausgeredet und alle Gründe des Verstandes dafür angeführt, daß Sie bei Onkel Wilhelm besser aufgehoben seien — aber, was wollen Sie, ich bin halt Franzose. Meinem Herzen hätte es wohlgetan zu wissen, daß auch Sie heimlich, ganz heimlich, zuweilen, den törichten und unerfüllbaren Traum haben . . Verzeihen Sie! Man hält ja an nichts so fest, wie an einer verlorenen Liebe. Die menschliche Eitelkeit, behauptet Bossuet . . ."

Sembat benützt Gemeinplätze nur in der Form, wie die großen Männer sie ihrem Volk zurückgelassen haben.

Fünf Jahre? Sicher wurde am Mittagstisch im Café du Croisset, wo Jaurès als erstes Opfer dieses Krieges fiel, ähnlich gesprochen. Am Tag vorher war Jaurès in das Ministerium geeilt, er hatte das Äußerste versucht, um die Katastrophe noch im letzten Augenblick aufzuhalten. Der Minister hatte ihn nicht empfangen. Dafür hatte ihm der Unterstaatssekretär geantwortet: „Wir bedauern, daß Sie nicht zu uns gehören, und daß wir deshalb Ihren Rat entbehren müssen." Dieser Ausspruch parteipolitischen Wahnsinns wird in der Geschichte Frankreichs ebenso berüchtigt werden, wie das „Coeur léger" Olliviers und das „Archiprêt" des Marschalls Leboeuf, die den Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs einleiteten.

Vierundzwanzig Stunden nach der Ermordung des großen Friedenskämpfers Jaurès ordnete die Regierung der Republik die Mobilmachung an.

Und wieder drei Wochen später rief dieselbe Regierung, die die Warnung der Sozialisten abgelehnt hatte, Marcel Sembat und das radikalste Mitglied der Partei, Jules Guesde, zu Hilfe. Gleichzeitig stellte sie in einem Aufruf an das französische Volk fest, daß die rote Wolke den „furchtbarsten Sturm von Feuer und Eisen" regne, „der sich jemals in der Welt entladen" habe.

## Deutsche Tracht

### von August Endell

Der Deutsche Werkbund versendet an seine Mitglieder zwei Aufrufe: einmal will er die Verleumdung Deutschlands im Auslande bekämpfen, und dann soll nichts Geringeres geschaffen werden, als eine deutsche Nationaltracht, „eine eigene deutsche Form der Tracht". Man staunt und weiß nicht, welches der beiden Unternehmen aussichtsloser ist.

Um die Presse des Auslandes zu beeinflussen fehlt dem Werkbund nichts weniger als alles. Die fehlenden Kabelverbindungen kann er ja wohl kaum ersetzen, und daß eine wirksame Pressebeeinflussung im Ausland noch schwieriger ist als bei uns, könnte er immerhin wissen. Dergleichen kann nur von Fachleuten gemacht werden, die lange im Ausland gearbeitet haben, den Zeitungsbetrieb draußen genau kennen, dort persönliche Beziehungen haben, über die Parteistellung der Blätter Bescheid wissen und den Apparat zu ihrer Beeinflussung virtuos beherrschen. Einfach Richtigstellungen an fremde Zeitungen senden, hat natürlich gar keinen Zweck. Schon hierzulande ist es trotz dem Pressegesetz recht schwer, sich gegen fälschende Darstellungen wirksam zu verteidigen. Und da es Deutschland versäumt hat, sich im Ausland eine befreundete Presse zu schaffen, so ist so lange wenig zu machen, als die Erfolge unserer Heere uns nicht geneigteres Gehör verschaffen. Und nicht einmal das wenige, was jetzt überhaupt geschehen kann, ist der Werkbund zu leisten imstande. Nun drängen ja in diesen Tagen der namenlosen Erregung Tausende zu Arbeiten, die sie nicht verstehen, und wenn dabei oft genug Eitelkeit, und die Sucht, im allgemeinen Wirrwarr eine Rolle zu spielen, den Hauptantrieb bilden mag, so ist doch die Sehnsucht des einzelnen, mitzutun am großen Werke, durchaus zu begreifen, so unvernünftig und zwecklos auch das meiste ist, was dabei herauskommt. Ein angesehener Verein aber darf derartige Kopflosigkeiten nicht mitmachen. Ein großer Bund, der führenden Einfluß auf Deutschland haben will, darf nicht ins Gelag hinein etwas unternehmen, wozu ihm alle Kräfte und jede Vor=

bereitung fehlen. Der Werkbund hat an sich mit Pressewesen gar nichts zu tun, und seine allgemeine Fähigkeit zu organisieren, hat sich eben (in Köln) im bedenklichsten Licht gezeigt. Er möge bei seinen Aufgaben bleiben. Sich herandrängen an Dinge, von denen man absolut nichts versteht, macht einen sehr üblen Eindruck.

Noch toller beinahe erscheint sein zweites Unterfangen, wenn er auch dabei wenigstens im Kreise seiner Aufgaben bleibt. Aber unwahrscheinlich kühn ist das Unternehmen darum doch: es soll bloß eine deutsche Tracht erfunden werden, und zwar schnell, ehe uns die siegreiche Beendigung des Krieges überrascht, die eine solche Tracht unbedingt fordert. Zwar hat der Herr, der an der Spitze der Unterzeichner des Aufrufes steht, noch vor wenigen Wochen erklärt, daß wir einer Internationalisierung der Formen entgegengehen, und das besonders damit bewiesen, daß dieselbe Bluse, dasselbe Jackett heute vom Nordpol bis zum Südpol getragen würden. Aber zur Not kann man eben auch anders, und was man vor Wochen sagte, ist hoffentlich schon wieder vergessen. Zwar sind alle Versuche, unsere Kleidung umzuschaffen, die mit dem neuen Kunstgewerbe aufkamen, gescheitert und vergessen, und es ist nicht übermäßig wahrscheinlich, daß heute in der Überstürzung gelingen wird, was damals in ruhiger Arbeit mißlang. Aber warum sich mit solchen sachlichen Skrupeln herumschlagen, ein Aufruf mit Namen darunter ist immer erfreulich; kommt nichts dabei heraus, so hat man doch das Beste gewollt.

Nun ist es der tollste Aberglaube — toller als die krauseste Fetischverehrung —, daß durch solche Aufrufe überhaupt etwas geschaffen werden könne. Eine Körperschaft kann bestenfalls Statistiken, Tarife, Konventionen zustandebringen, sie kann Geschaffenes ordnen, verteilen, verkaufen, nur etwas schaffen kann sie nicht. Und es hat immer etwas Komisch-Überhebliches, wenn sich ein paar Leute zusammentun und öffentlich erklären: wir werden jetzt dies und das machen. Im allgemeinen ist es gescheiter, erst zu leisten und dann davon zu reden. Ich kann mir ganz gut denken, daß jemand Ideen für neue Kleiderformen hat und sie in langer stiller Arbeit zum Ausdruck bringt, und dann könnte ein Verein wohl für die Verwendung und Verbreitung dieser Kleidung etwas tun; aber bloße Ideen mit großen Worten zu verkünden hat nicht den mindesten Wert, zumal wenn diese Ideen nicht einmal ordentlich durchdacht worden sind.

Brauchen wir denn überhaupt eine Nationaltracht, ja ist dergleichen heute überhaupt noch möglich? Die Männerkleidung ist in der Tat international, ist vernünftig und brauchbar, sie umzuändern liegt gar kein Anlaß vor. Auch ist sie so eingebürgert, daß jeder Änderungsversuch unbedingt scheitern müßte. Ihre Endform ist das vernünftige Ergebnis jahrhundertelanger Arbeit, und da das Leben des Mannes über die ganze Erde so ziemlich

dieselben Formen angenommen hat, wird wohl oder übel auch seine Bekleidung durchweg dieselbe Form behalten, zumal die Deutschen gerade nach dem Kriege wohl noch stärker in den Weltverkehr hineingezogen werden als bisher. Außerdem ist es ja auch durchaus nicht nötig, daß wir uns von andern Völkern durch den Anzug unterscheiden, unsere Sprache ist die stärkste und charaktervollste Unterscheidung, die man sich denken kann. Die Frauenkleidung aber kann überhaupt nicht Tracht werden. Sie wird immer beweglich bleiben, sich von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat ändern. Und hier ist in der Tat ein Feld der Betätigung. Es gibt Frauen genug bei uns, die hier Reizendes und Ausgezeichnetes leisten, ein feines anmutiges Können schien hier zu entstehen, das ganz von selber deutsch sein würde, weil alles, das in einem Land gearbeitet wird, seinen Ursprung nicht verleugnen kann. Aber jetzt mit Posaunenstößen verkünden: wir schaffen die deutsche Tracht, ist Überhebung und Unklarheit. Denn Nationales entsteht nicht, indem man mit lautem Getöse alles Fremde abtut. Selbst wenn wir wollten, könnten wirs nicht, dazu ist unser ganzes geistiges Leben viel zu sehr im Vergangenen und Fremden verankert. Es ist ja gerade eine Stärke der Deutschen, daß sie von jeher nicht hochmütig Fremdes verachteten, sondern verstanden und aufnahmen, soweit es ihnen dienlich war. Mag das noch so oft Schwäche gescholten worden sein, gerade jetzt wird sich zeigen, wieviel Überlegenheit eben darin lag. Wir können nicht plötzlich anfangen, französisches oder englisches Kulturgut zu hassen und abzustreifen, weil diese Völker einen Vernichtungskrieg gegen unsren Staat und unsre wirtschaftlich-politische Weltstellung führen. Auch haben wir viel zu viel davon in unser Denken und Fühlen aufgenommen, um diese Kulturgüter je wieder vergessen und ausschalten zu können. Alle Kulturländer sind ja seit Jahrtausenden derart miteinander verflochten, daß eine vollkommen isolierte Kultur oder Kunst gar nicht denkbar ist.

Schon die gotische Kunst ist es nicht gewesen, wenn auch ihre Entstehung in Nordfrankreich auf einem begrenzten Gebiet erwiesen werden kann. Aber das Merkwürdige dabei ist, daß eben diese Kunst in Italien, Deutschland, England, Spanien ganz bestimmte nationale Umformungen erfuhr, und daß die Wurzeln dieser nordfranzösischen Kunst die ganze antike Welt durchdringen. Sie laufen durch das Romanische, das allerdings mit Romanen und Römern recht wenig zu tun hat, ins Byzantinische, und von dort in die altorientalischen Kulturen Syriens, Kleinasiens und Ägyptens, ja bis ins Persische hinein. Und doch ist uns mit Recht Gotik ein unteilbares Ganzes trotz ihrer vielen Wurzeln, eine nationale nordfranzösische Kunst trotz ihrer vielen Verästelungen in den andern Ländern, und trotz allem erscheint sie uns Deutschen nahe verwandt und vertraut, weil sie auch in unserm Lande eine eigentümliche Form angenom-

men hat, und wir uns unsere alten Städte ohne sie gar nicht denken können.

Ähnliches läßt sich für das Barock erweisen, das seine Wurzeln in Italien und Frankreich hat und nirgends eine so reiche und prächtige Ausbildung erfahren hat als bei uns. Kunst ist immer an den Boden gebunden, immer spiegelt die Arbeit des Künstlers Land und Leute, Sinnesart, Ideale, Sehnsucht und Glaube des Volkes wieder, in dem er lebt. Er kann gar nicht anders, auch wenn er möchte. So haben deutsche Tischler in Frankreich Marie Antoinettes Möbel gemacht, so hat Fontane märkische Landschaften und märkisches Wesen geschildert. Jeder empfindende Mensch unterliegt den Eindrücken seiner Umgebung, und der Künstler um so mehr, als ihn sein Beruf zur Konzentration zwingt, ihn auf wenige aber starke Eindrücke einschränkt. Globetrotter machen keine Kunst, sondern Leute, die innerlich und äußerlich vollkommen mit ihrer Umgebung verwachsen.

Nur aus dem stärksten unmittelbarsten Erleben kann Kunst erwachsen. Darum ist der Künstler notwendig immer an den Boden, an seine Umgebung gebunden, und darum ist alle Kunst ganz von selbst national. Sie würde es auch bleiben, wenn jemals die Utopie der Friedensfreunde von den Vereinigten Staaten der Welt in Erfüllung gehen sollte. Gäbe es dann noch Kunst, so würde sie als einzige Heimat Charakter und Rasse spiegeln.

Kunst ist von sich selbst aus national und muß es sein. Aber plötzlich nationale Kunst machen zu wollen – nachdem man sich offenbar um diesen Erwerbszweig bisher nicht gekümmert hat –, das ist Vermessenheit. Niemand kann sich von heute auf morgen ändern, und wer bisher so farblos gearbeitet hat, daß sein Land, seine Nation in seinem Werk sich nicht spiegelte, wird morgen erst recht nichts Besseres zustande bringen. Macht wunderschöne Kleider, so daß unsere Frauen sie kaufen, dann könnt ihr die fremde Einfuhr leicht unterdrücken, aber den Willen zur nationalen Tracht verkünden, wirkt komisch. Kein Vernünftiger redet von seinen Absichten, ehe sie Tat geworden sind. Wer es tut, kommt zu leicht in den Verdacht, zwar nichts tun, aber doch ein wenig Tagesruhm auf billige Weise erschnappen zu wollen.

Und das wirkt gerade in dieser Zeit besonders peinlich. In Deutschland ringen schon seit Jahrzehnten zwei Lebensauffassungen um die Herrschaft. Die eine gebietet, alles um der Sache willen zu tun, so gut, so sorgfältig, so genau zu arbeiten, als die Kräfte es nur irgend zulassen, ohne Rücksicht auf Erfolg, auf Gewinn, auf Anerkennung; unbedingt zuverlässig zu arbeiten, auch wenn es niemand sieht und bewundert; die andere aber wertet alles nach dem Erfolg, sie fragt nicht nach der Leistung eines Menschen, sondern nach seinem Einkommen; dieses zu steigern gilt jedes Mittel erlaubt, sach-

liche Ideale sind gerade gut genug zur Förderung der eigenen Interessen. Aufrichtige Arbeit stand gegen dreiste Pfiffigkeit – smartness nennen es die Amerikaner –, Leistung gegen Reklame, Sachlichkeit gegen listig geleiteten Erfolg. Fast schien es, als ob die alten Ideale unterliegen sollten. Man fragte mit Sorge, ob nicht im Ernstfall der Geist der Erfolganbetung alles in Frage stellen würde. Und nun brachte der Krieg die große und schöne Überraschung, daß noch immer in Deutschland der alte Geist der stärkere geblieben ist. Jeder sieht heute, daß dieser Krieg nicht nur ein Krieg um Deutschlands Bestand ist, sondern ein Krieg unserer Ideale, unserer Wesensart gegen die der andern Völker, aber auch ein Krieg im eigenen Lande, ein Krieg jener beiden Lebensauffassungen um die Herrschaft, ein Krieg der Sachhingabe gegen listigdreistes Gewinnstreben.

Unsere Nachbarn lächeln mitleidig und verächtlich, daß wir so karg, so kümmerlich, so hart gegen uns selber leben. Sie wissen noch nicht, daß dieser Geist auch sie überwinden wird, daß er die ganze Welt gewinnen muß. Schon heute müssen sie wohl oder übel aufhören, im Überfluß zu wirtschaften, und der letzte Grund dieses Krieges ist eben, daß man bei unsern Feinden die zunehmende Verengung des wirtschaftlichen Lebens spürt. Nur gibt man törichter Weise den Deutschen schuld an dieser Verengung, die in Wirklichkeit Schuld des Raubbaues und des Kapitalismus ist. Und der wütende pathetische Haß unserer Feinde gegen unsere Wesensart ist nur die Angst des Kranken vor der einzigen Medizin, die ihn retten kann. Mag der Krieg ausgehen wie er will, mögen wir siegen oder unterliegen, es wird den andern Völkern nichts übrig bleiben, als die Arbeitsmethoden, die Wesensart unseres Volkes anzunehmen.

Ach leider noch nicht des ganzen. Gerade in dem Beruf, der am ausschließlichsten Hingabe an das Werk verlangt, soll überhaupt Wertvolles entstehen, in der Kunst, hat sich die böse Neigung eingeschlichen, Arbeit und leidenschaftliche Konzentration durch Ausnutzung der Konjunktur zu ersetzen und so die Kunst zu verraten. Statt Empfindung und Phantasie aufs Höchste zu steigern, statt in langer Arbeit ohne Rücksicht auf Erfolg, Gewinn und Anerkennung das Ersehnte aussprechen zu lernen, soll rascher Tagesruhm, öffentliche Geschäftigkeit die Menge herbeilocken und leichten Gewinn sichern. In Friedenszeiten ließen wir es zweifelnd und seufzend geschehen, aber in dieser Zeit der Erregung, der Erschütterung ist das schlimmer als Kunstverrat. Heute ist es Verrat an unserer besten und tiefsten Überzeugung, patriotische Geschäfte machen zu wollen, es sei nun mit schlechten Schlachtenbildern oder mit der Verkündigung einer deutschen Tracht, die man bereit ist zu erfinden.

# Anmerkungen

## Pius X.

Dieser Papst war ein gutfrommer, wenig gelehrter Mann gewesen, nichts weiter. Er wollte das Beste, und seine Politiker, Merry del Val vor allem, sagten, sie wüßten das Beste. Er glaubte es, denn er hatte wenig Urteil in politischen und gelehrten Dingen. In kleinen Hausreformen versuchte der an einfache Verhältnisse gewöhnte Mann Selbständigkeit zu zeigen an dem Tage nach seiner Erwählung: er wollte im Vatikan nicht den Gefangenen spielen und wollte reisen, er wollte die schwere Tiara nicht aufsetzen, weil er, wie er sagte, davon Migräne bekäme, er wollte nicht auf die Sedia Gestatoria steigen, weil er, wie er sagte, darauf seekrank würde, er wollte sich nicht den Pantoffel küssen lassen, er wollte die Nobelgarde abschaffen –: alles das, machte man ihm klar, müsse des Prestiges wegen bleiben wie es ist, und Pius X. gab nach und tat, hier wie später, das einzige, was ein absoluter Herrscher in einem zentralisierten Staatswesen tun kann: er ließ seine Büros regieren und gab die Unterschrift. Es ging der Kirche, der kriegerischen, unter ihm nicht gut. Der Krieg gegen die Modernisten endete mit einer Gewaltmaßregel, die den Geist nicht nur nicht trifft, sondern verschärft. Der Krieg gegen die französische Regierung endete mit dem Trennungsgesetz. Der Versuch, die Geistlichen der weltlichen Jurisdiktion zu entziehen, war eine Niederlage von vornherein, und das deutsche Zentrum ist unter Pius X. sicher nicht päpstlicher geworden als es war. So ging der Hirt hin und ließ die Herde in Verwirrung. Während der byzantinische Papst seinen Juden auf „jidisch" versprach, er würde ihnen, falls sie ihm jetzt helfen, künftig nur mehr ihr Gut, aber nicht mehr ihr Blut wegnehmen, hat der lateinische Papst in diesen einundzwanzig Tagen kein Wort davon gesprochen, daß sein katholisches Reich vom orthodoxen Reich der Schismatiker bedroht sei. Die höchste geistige Instanz der europäischen Völker versagte in dem Augenblick, wo jeder ihre Manifestation erwartete. Waren die Blitze alle auf die paar Gelehrten verbraucht, die gesagt hatten, daß die Theologie eine Wissenschaft und so wenig die Religion sei wie die Biologie das Leben? Als die Türken Konstantinopel belagerten, stritt die ganze bestürmte Stadt, ob die Gnade von Gott allein oder auch vom Sohne komme. — In Pius X. Enzyklika Pascendi (die übrigens nicht das ist, was die katholische Theologie eine Glaubensdefinition nennt, sondern ein kirchlicher Regierungsakt wie das Breve Dominus ac Redemptor, mit dem Clemens XIV. den Jesuitenorden aufhob), in dieser Enzyklika wird gesagt, die Modernisten seien „vom Wahngeiste geschwellt wie die Euter" (spiritu vanitatis ut uter distenti). Der Satz ist wörtlich dem Briefe entnommen, den Gregor IX. im Jahre 1228 gegen die Doktoren der Pariser Universität richtete, die den Aristotelismus in die Theologie einführten. Der Brief hielt die scholastische Philosophie nicht auf, und die Enzyklika Pascendi wird diese selbe scholastische Philosophie nicht retten, in die sich zu eignem schweren Schaden das offizielle katholische Denken verschnürt hat.

I. B.

## Der Fragmentist

Es scheint an der Zeit zu sein, jene dichten Mauern wieder abzutragen, die das Jahr 1871 zwischen einem älteren Deutschland und dem neuen errichtet hat. Wir sind erfreut über den guten Stil, der im Frankfurter Parlament gesprochen wurde und über die Reihe vortrefflicher Männer, die dahinter steht.

Es soll hier nicht von dem Gelehrten und starken Reisenden die Rede sein, der durch seine Theorie von der slawischen Abstammung der modernen Griechen die Hellenenfreunde um 1830 vor den Kopf stieß und noch den Athenern von heute, und über sie viel mehr zu denken gibt. Der sich, als Stammvater mancher späteren deutschen Türkenfreunde, über die Großväter der heutigen Herren von Saloniki lustig machte, und sich dennoch, durch den Eindruck seiner Bildung, in der erklärten Gunst und geistreichen Nähe des bayerischen Königshauses halten durfte, bis das unglückbringende 1848 dem sechzigjährigen Mann zur Trauer und Reue seiner letzten Jahre wurde. Zwei Bände Schriften und Tagebücher, in München bei Georg Müller herausgegeben, erinnern jetzt an Jakob Philipp Fallmerayer, den kein geringerer als Hebbel für eine der wenigen echt dramatischen Personen der Literatur erklärte.

Dieser Mann mit der Stirn eines Römers und dem Herzen eines großen Deutschen war 1790 einem armen Tagelöhner bei Brixen geboren worden, und ist, ein Junggeselle, einundsiebzigjährig, der platonischen Lorbeeren, Freundschaften und Trosterweisungen satt, mit denen das Leben durchaus nicht sparte, seine eigenwillige, kernige und verletzbare Persönlichkeit zu belohnen, wohlvertraut mit den Kräfteverhältnissen unserer korrupten Natur, an einem fahlen Apriltag in München gestorben. Er war ein Gelehrter, doch dank seinem Temperament ohne das gewöhnliche Historikerdasein im Schutz gesicherter Besoldung und behaglicher Kleinstädte, also ein Schriftsteller. Dieselbe Zeit der politischen Unruhe, die seinen Korrespondenzen aus dem Orient Wirkung, Bedeutung und Einzigartigkeit verlieh, war ihm daheim ungünstig und gefährlich. Sein Gelehrtentum lag im Kriege, wie es im Krieg entstanden war, der den entlaufenen Domschüler nach der Feuertaufe bei Hanau in den Offizierskörper einer siegreichen, in Frankreich einrückenden Armee emporhob. Ein Mann mit seinen Anlagen wäre, bei einer Fortsetzung des Würfelspiels und der Staatsumwälzungen, unter denen sein Auftreten stattgefunden hatte, mit Wahrscheinlichkeit der Soldat, Staatsmann oder große Lehrer deutscher Universität geworden, als der er sich privatim nachwies. Wie schwer er selbst unter seinen unruhigen Schicksalen gelitten hat: einer mit sich selbst ephemer beschäftigten Zeit war er entbehrlich. Am Goldenen Horn, auf den Inseln und Halbinseln war er zu Hause wie Lord Byron vor ihm und andere μιλορδοὶ; das Land der besetzten Stühle war das ungeeignetste zu seiner Heimkehr. Bald nach seinem Tode war er, ein paar Jahrzehnte lang, auf das Gründlichste vergessen. Doch nun tritt er, eben in seinen Schriften und den bisher unbekannt gewesenen Tagebüchern, die ein Denkmal ausgeprägter Züge sind, als ein neuer Mann unter neue Männer, geflügelt und gewappnet wie er war.

Als ein neuer Mann in seiner freimütigen Redeweise und unterrichteten Zurückhaltung; seinem Blick für die Physiognomie der Erde und das Autochthonische der Völker; in seinem Abstand vom Erlebnis und in der dichterischen Kraft der Wiederhervorbringung; in der Kunst, sich mit Auswahl den Dingen zuzuwenden, dann aber, bis zur Feuerfestigkeit, sein Urteil an ihnen und Dinge an seinem Urteil zu erproben. Als ein Klassiker schlechthin, der sich mit einem Glück und einer Vorliebe sondergleichen an den Alten erbaut hat, der in lakonischen Bemerkungen und gerechten Aufsätzen glänzt und Kabinettstücke der hinter den Dingen hervorgehenden

Schilderung schreibt wie das „Diplomatengastmahl in Haider-Pascha", bei dem auch das Sachverständnis für kulinarische Akzente, für subtile Rangverhältnisse, für himmlische und politische Beleuchtungskünste nicht vermißt wird; oder ein Meisterwerk ebenbürtigen und geschulten Verstandes schreibt wie seine Anzeige von Döllingers Vorhalle des Christentums, oder den beißenden Witz der Vorrede zu den Fragmenten. Die beiden, von Hans Feigl und Ernst Molden besorgten Bände vereinigen aus den Aufsätzen die vielleicht vortrefflichsten, die uns heute noch in der unverwelkten Frische ihrer Entstehung, ja mit einer unberührten Notwendigkeit ihres Daseins begrüßen: „Konstantinopel und seine Umgebungen", die „Anatolischen Reisebilder", die berühmten Fragmente aus dem Orient, die neuen Fragmente und die politisch-historischen Aufsätze. Von der sauberen und genauen Farbigkeit seines Stils wäre es nicht würdig, durch herausgerissene Stückchen einen Begriff zu geben.

Die Herausgeber haben der Auswahl eine Lebensschilderung des Mannes vorgesetzt. Bei ihrer Durchsicht mögen wir, ohne weitere Meinungsäußerung zu der Sache, an das Wort des Fürsten Bülow denken: „Der Deutsche, welchen Stammes er immer sei, hat stets unter einer starken, stetigen und festen Leitung das Größte vermocht, selten ohne eine solche oder im Gegensatz zu seinen Regierungen oder Fürsten." Das mag für diesen und jenen stimmen, auch für Fallmerayer, den Deutschen, der die Russen trotzig haßte, obwohl er Zeit seiner Mannesjahre der vertraute Freund und Reisegenosse eines russischen Grandseigneurs war; den Katholiken, der in Angelegenheiten der östlichen Rechtgläubigkeit niemals den Lateiner verleugnete, aber daheim dem allzu irdischen Levitenelement seiner Kirche manche geschriebene Ohrfeige versetzte; den Archäologen, der einen zum frommen Schwulst aufgeblasenen Theologenstreit um die Topographie des herodianischen Jerusalem durch eine seiner scharfsinnigen, kurzangebundenen Abhandlungen aufstach und die Frage nach dem heiligen Grabe durch einleuchtenden Hinweis entschied; den Reisenden, der die Verdorrtheit des türkischen Landes monatelang geduldig erlitt und dennoch ein Gegner europäischen Bessermachens blieb, weil er das sonnige und gärtenreiche Bujukdere liebte und den feinen Dialekt von Stambul sprach; den Geschichtschreiber der Halbinsel Morea im Mittelalter und des Kaisertums Trapezunt, der sich von dem liberalen Münchener Vorstadtbürgertum in die Paulskirche wählen ließ und dann zu denen gehörte, die in Stuttgart auseinandergejagt wurden. Er lebte in mancherlei Exilen. Aber die Bülowsche Behauptung gilt durchaus nicht für den Stilisten, der es verstand, seine gelehrten Betrachtungen mit dem seltenen ambrosischen Öl innerer Heiterkeit oder auch mit den köstlichen Bitterkeiten seiner heimlichen tirolerischen Kräuterwiesen zu würzen. Er war schroff und sonnig und ließ seine Gefühle nicht verstauben, selbst wenn er sie, wie in den Tagebüchern des Alters, unter Aufschriften versteckte, die den lateinischen Zetteln in guten Apotheken gleichen; und er bezeichnete sich selber gern als den Fragmentisten. Gleich einem wetterkundigen, müßigen Hirten zieht er mit gedrängter Gedankenherde über Auen von unvergänglich sprossendem Bewuchs. Seine Jahre, Fragmente, Reisebilder, Schattenrisse mögen ihm selber nur wie handgroße Tonscherben erschienen sein. Denn obwohl der Mann in seinem Fache mehr wußte wie mancher andere, hat er sich doch nicht unter die Gelehrten gerechnet, die alles wissen, und von seinem Lichte, das er redlich austrug, um die dunklen oder nur matt beleuchteten Stellen vergangener oder entlegener Welt vor das Auge des Denkenden zu bringen, wußte er, daß es nichts war als ein angezündeter Span von einer unzugänglichen Flamme. Alle seine gestalteten Äußerungen zeigen, wie die Fragmente antiker Tempel, die Größe einer

Seele. Man kann sie ruhig ins Museum tragen und wird wenige finden, die ihnen gleich zu stellen wären.

Alfons Paquet

## Kriegskunst

Vorläufig findet der Krieg in leichten graphischen Künsten bei uns seinen Niederschlag: Extrablätter des Griffels, zu denen eine Minute Ruhe geschaffen wird, da es zu einer Stunde Ruhe inmitten des Grausens noch nicht kommt. Diese Unverbindlichkeit ist zu loben. Mancher erliegt heut dem Fehler, sich in eine künstliche Marschroute festzulegen, eine Änderung seiner Gesinnung sich einzureden, sich zum Feinde seiner Vergangenheit aufzustolzieren. Das sind die inneren Verwirrungen des Krieges, die zwischen Massenpsychose und Eigensinn ihre Gefahren ausbreiten. Der Stil der Besten ist der Stil unseres vortrefflichen Generalquartiermeisters geworden: Tatsachen ohne Verhimmelungen und ohne Verschleierungen. Die Gewalt der Tatsache und die klare Übersicht des Bestandes sind die Erziehung. So bildet sich neuer Boden und auf diesem werden wir später Fruchtbares zu erkennen und zu entwickeln suchen. Keine ewige Flaggerei und auch keine Schwarzseherei. Wir sind erst auf der Entdeckungsfahrt. Geduld ist der Panzer.

Ohne über die Zukunft der deutschen Kunstweise Prophezeiungen aufzustellen, aber auch ohne mit unserer Vergangenheit einen kindischen Bruch zu vollziehen, geben sich diese Extrablätter als starke Äußerungen des kultivierten Augenblicks. Neben dem Simplizissimus und seinen Flugblättern die wöchentlich erscheinenden Lithographien der „Kriegszeit" (bei Paul Cassirer). Auf dem Liebermannschen Polopferd sitzt jetzt der ausholende Krieger, und seine Volksmengen drängen sich jetzt vor dem Schloßbalkon, wenn der Kaiser zum Volk spricht, wie zu einer Familie. Otto Hettner türmt meisterhaft seine Kriegshaufen zur Eroberung der ersten Fahne, und mit eignen wallenden Fahnen ziehen sie unter der Germania zum Kleistschen Gedicht, das der Künstler selbst in die Komposition einzeichnet. Die Gaulschen Tiere stellen jetzt den zoologischen Garten des Kriegstheaters dar und Baluscheks Typen sammeln sich um die Normaluhr, auf der einer rittlings das Extrablatt vom ersten Siege über die Engländer vorliest. Noch ringt Germania um ihre neue Gestalt, noch spielt die Impression der Pariser Boulevards in die Berliner Straßen, noch sucht der Gesichtstyp von 1913 in die Stilhärte von 1914 sich einzumodellieren, noch streitet Allegorie und Wirklichkeit wie in einer halbgewordenen Fabel, aber die leichte Breite dieser Improvisationen gibt die Gewähr einer wandlungsfähigen Frische. Dazu Thönys Charaktere, Schulzens Innigkeit, Heines Witz, Gulbranssons Schärfe, — die Sammlung wird sich lohnen. Es ist keine Gefahr einer einseitigen Verdeutschtümelung. Es ist sogar ein Bollwerk dagegen: eine erste leichte und schnelle Kavalkade der hochgestimmten Künstler gegen jede plumpe Geschäftsmacherei minderer Begabungen aus der politischen Konstellation. Der Deutsche hat stets Vergangenheit und Nachbartum in sein Wesen aufgenommen. Der Weltdeutsche, den wir erhoffen, wird es nicht von sich stoßen, sondern, als Ausdruck seiner siegenden Eigenschaften, verwalten und organisieren. Solche Wünsche fliegen über diese Kriegsäußerungen der Kunst: gegen jede Art von Turmhahnentum.

Wenn man sich dann erinnert, daß die schlechteste französische Kunst immer ein wenig Agence Havas und die beste deutsche immer etwas Herr von Stein gewesen ist, so wird das ungefähr eine Richtschnur geben.

Oskar Bie

## Zerstörung historischer Kunststätten

Die Stadt Löwen mußte zerstört werden wegen ihres meuchelmörderischen Verhaltens. Man fürchtete, es würde unmöglich sein, die ehrwürdigsten Kunststätten vor dem Untergang zu schützen, das herrliche gotische Rathaus und die Peterskirche mit den Bildern von Dirk Bouts, dem Abendmahl, zu dem das Berliner Museum die Flügel besitzt, und der Erasmusmarter. Aber es war dennoch möglich, Not kannte doch Gebot, das Rathaus steht und die Peterskirche mit den Bildern ist fast unversehrt. Dagegen wankt in diesem Augenblick der hohe Turm der Romualdiskirche in Mecheln, deutsche Geschosse haben ihn getroffen. Gewiß nicht aus Zufall, der Turm wird beschossen, er soll fallen, denn die Belgier selbst haben ihn in die Kriegführung hineingezogen. In dem Augenblick, wo sie dort oben einen militärischen Beobachtungsposten einrichteten, hörte das Kunstwerk auf, Kunstwerk zu sein, und wurde Festung, wurde Feind. Was in dem Kunstlande Belgien an unersetzlichen Werten zugrunde geht, ist noch nicht abzusehen. Ein Inventar der belgischen Kunstdenkmäler existiert nicht und der deutsche Kunstbeamte, welcher nun mit der neuen deutschen Verwaltung dort zusammenarbeitet, wird sehr schwere Arbeit haben. Manches alte Straßenviertel, das einem lieb geworden ist, zum Beispiel in Mecheln, wird heute schon verschwunden sein, manches frühe Gebäude, vielleicht auch manches Gemälde von Rubens, diesem Vollmenschen germanischen Gewächses. Wenn die Bevölkerung von jetzt an sich vernünftig ins Unvermeidliche ergibt, wenn der Pöbel gedämpft werden kann, so ist zu hoffen, daß es bei den bis jetzt geschehenen Zerstörungen sein Bewenden hat. Doch wenn die bittre Notwendigkeit redet, müssen ja alle Menschenrechte und Gewissensfragen schweigen.

So hat man es immer gehalten. Hätten die Türken 1683 die Akropolis nicht zur Zitadelle gemacht, so hätte Morosini keine Bombe in den Parthenon werfen lassen (ein lüneburgischer Leutnant, der in venezianischen Diensten stand, warf jene Unglücksbombe), und selbst Mélac, der im gleichen Jahrzehnt auf Befehl des französischen Kriegsministers Louvois die Pfalz verwüstete und das Heidelberger Schloß, als eine Festung, ruinierte, ließ die Dome von Speier und Worms stehen; von ihnen konnte ihm kein Schaden kommen. Es muß für Friedrich den Großen ein schwerer Entschluß gewesen sein, bei seiner Belagerung Dresdens 1760 sein Geschütz auf die alte Kreuzkirche zu richten. Aber er hatte keine Wahl, die Sachsen hatten oben auf dem Turm Kanonen stehen und schossen damit auf die Preußen. So mußte die Kirche fallen, und wir müssen dem Zufall dankbar sein, daß nicht auch auf dem herrlichen Turm der Hofkirche Geschütze standen. Was irgendwie geschont werden kann, wird geschont. Vielleicht war es 1870 überhaupt unnötig, Straßburg zu bombardieren, denn durch dieses Bombardement, dem die Bildergalerie und die Bibliothek zum Opfer fielen, wurde nichts erreicht, man mußte die Stadt nachher doch regelrecht belagern und die Forts einzeln nehmen. Weil aber die Franzosen auf dem Münsterturm einen Beobachtungsposten hatten, konnte auch das Münster nicht geschont werden, die alleroberste Spitze des Turmes, da, wo der Posten saß, wurde weggeschossen; das übrige jedoch blieb intakt. Bei der ebenso nutzlosen Bombardierung von Paris ward dann das Zentrum, die Partie an der Seine, also das künstlerisch wertvolle Paris, nicht mit unter Feuer genommen.

Ob man heute, wo man auch aus der Luft kämpft, schonen kann, was man zu schonen wünscht? Man darf sich um das Schicksal der Stadt Paris, nächst Rom der schönsten Weltstadt, nicht allzusehr beunruhigen. Mag ein Teil der äußeren Stadt, die ohnehin häßlich und traditions-

los ist, mit ihren gräßlichen Boulevards zugrunde gehen, wenn es nicht anders möglich ist und wenn durch eine Beschießung Zeit und damit Menschenleben gewonnen wird — solange die innere Stadt verschont bleibt, brauchen wir nicht zu klagen. Und selbst wenn im Interesse unserer Selbsterhaltung dieses wenige, um das wir sorgen, trotz aller Vorsicht nicht erreichbar sein sollte, selbst dann . . .

Die Mona Lisa ist in eine eiserne Kiste verpackt und die Venus von Milo ruht in einer Stahlkammer, und auch die anderen Kunstwerke des Louvre sind in Sicherheit gebracht. Nicht nur nervöse Angst handelt so, sondern auch besonnene Vorsicht.

Auch deutsche Museen haben ihre Schätze gesichert. Eine Bombe, die für einen Bahnhof oder eine Brücke bestimmt ist, kann in ein Museum fallen. In deutschen Küsten- und Fremdenstädten, wo Engländer wohnen, ist auch die Gefahr einer mutwilligen Beschädigung nicht ausgeschlossen. Wenn die Suffragettes militantes nicht einmal im eigenen Lande die Kunstwerke respektieren und dabei so gut wie straflos ausgehen, ist es immerhin denkbar, daß solche Personen ihren ohnmächtigen Haß an schönen Bildern auslassen, nur weil sie den Deutschen gehören.

Der deutsche Soldat dagegen rührt kein Kunstwerk an. Ein einziger Befehl hat 1870 genügt und wird heute um so mehr genügen, als sich seit damals das Gefühl dafür, was Kunst ist, in Deutschland sehr verbreitet hat.

Daß im Falle des deutschen Sieges ein Teil der französischen Kriegskontribution in Kunstwerken gezahlt werden kann, (wie manche wünschen) ist mehr als zweifelhaft. Die Deutschen sind keine Diebe, wie der erste Napoleon einer war, sie wissen, daß Kunstwerke mit der Stätte, an der sie sich befinden, verwachsen können. Rafaels „Castiglione" gehört nun einmal in den Salon Carré und dieser Salon Carré gehört nicht nur den Franzosen, sondern der gesamten gebildeten Welt. Und selbst die Bilder, auf die Deutschland seit Napoleons Diebstählen berechtigte Ansprüche hat, werden ihre Stelle wohl kaum verlassen. Deutschland hat, wie der Krieg auch ausgehen mag, größere Sorgen.

Emil Waldmann

## Vom Weltreich des deutschen Geistes

Mit geteilten Empfindungen blickt man in dieser bewegten Zeit auf jene Bücher, die es sich in den letzten Jahren zur Aufgabe gemacht haben, den Deutschen ihre höchste Bestimmung zu zeigen, die als Erziehungsschriften, als Reden an die deutsche Nation im Sinne Fichtes angesprochen werden müssen. In den besten dieser Bücher ist ein prophetischer Geist und die Zukunft wird ihnen in manchem Recht geben; in einem Punkte aber versagen sie alle. Keine dieser Schriften hat den Krieg vorausgesehen und hat die Rolle erkannt, die er für die Verwirklichung der enthusiastisch formulierten Ideale bedeutet; in keiner dieser Schriften ist nach dem Krieg als nach dem radikalen Heilmittel gerufen worden. Das ist es, was den guten Büchern pädagogisch veranlagter Vorkämpfer etwas Schwächliches gibt, trotz manches Kräftigen im einzelnen. Bei aller Anstrengung, das Künftige vorauszusehen, hat niemand eigentlich mit dem Krieg als mit einer inneren Notwendigkeit gerechnet, etwa so wie Bismarck es tat, als er zur Einigung kein anderes Mittel sah als „Blut und Eisen". Die Reformatoren haben in ihrer Friedensweisheit und Kultursehnsucht nicht bedacht, daß jede neue Lebensaufgabe, jede Lebenswende eines Volkes durch Kampf eingeleitet wird, daß jeder Krieg ein Jungbrunnen ist und daß ein allgemeines neues Wollen gar nicht anders verwirklicht werden kann als mit Hilfe einer neue Grundlagen schaffenden

Katastrophe. Alle die guten Bücher, die von der Kulturmission Deutschlands handeln, sind zu sehr ästhetischer Art.

Das gilt auch von dem schönen und wertvollen Buch, das Eugen Kühnemann geschrieben hat, dessen Titel über dieser Abhandlung steht und in dem eine lange Reihe herzlicher Gedanken, in Aufsätzen und Reden niedergelegt, als eine ideale Einheit erscheinen.* Dieses Buch war vor dem Krieg wertvoll und es wird auch nach dem Krieg wieder nützlich zu lesen sein; in diesen Wochen aber ist es der Gewalt der Tatsachen, auch der Gewalt der idealen Tatsachen nicht gewachsen. In dem Buche steht ein guter Aufsatz über den deutschen Idealismus und die Jugend, der in der Mahnung gipfelt, sich dem „Dienste des unpolitischen Weltreichs deutscher Kultur, der unsere höchste Aufgabe unter den Völkern ist", zu widmen. Und in einer Ansprache vor freien Studenten hat Kühnemann ein andermal gefragt: „wo ist die Idee, die .... unsere studentische Jugend von heute durchdringt und durch welche sie als Jugend der Träger unserer nationalen Zukunft wäre?" Auf den Schlachtfeldern in Ost und West wird jetzt dargetan, daß das Weltreich deutscher Kultur durchaus eine politische Wirklichkeit von unangreifbarer Macht werden und sein muß, bevor es geistig zu wirken vermag. Und weiter zeigt es sich, daß die Idee, die unsere Jugend zum Träger der Zukunft macht, ebenfalls in der Schlacht nur bewußt werden und reifen kann, daß das Weltreich des deutschen Geistes die furchtbare Bluttaufe nicht entbehren kann. Was alle die Rufer zu neuer Kultur nicht wußten und auch wohl nicht wissen konnten, ist die eherne Tatsache, daß man mit Einsicht und guten Absichten, mit Kritik und edler Ungeduld, daß man mit der Idee allein noch kein geistiges Weltreich schafft; jede neue Kultursaat muß auch mit Blut gedüngt sein. Wir ahnen es jetzt, daß das allgemeine Große nur werden kann, wenn in bestimmten Perioden das Urzuständliche, das Elementare, ja das Tierische im Menschen entfesselt wird. Wird das Tier im Menschen im Käfig der Zivilisation überzahm, so schläft auch der Gott im Menschen ein und es entsteht ein physiognomieloses Mittelwesen ohne Kraft zu großer Initiative. Grillparzer hat das Verhältnis einmal in einem ahnungsvollen Augenblick ausgesprochen:

„Was dem Gott am nächsten schier,
ist am nächsten auch dem Tier!"

Hat der Deutsche in der Tat die Bestimmung, ein neues Weltreich des Geistes aufzurichten — und auch ich glaube, mehr als je, daran —, so wird die Fähigkeit jetzt von der Jugend auf den Schlachtfeldern erworben, während die Bajonettstöße Brustkörbe krachen machen, während die Kreatur hier in zitternder Angst und dort mit spartanischem Gleichmut unter dem Schrapnellregen in den Ackerfurchen daliegt, während die Welt im Tosen der Geschütze, im Dampf und Staub der Schlacht, im Gestank der Verwesung und unter dem Geschrei Gemarterter zugrunde zu gehen scheint. Im Graus der Menschenschlächterei steht ein Wille zu neuer Größe glorreich in neuer Gestalt auf; ein Wille, den nun nichts mehr schreckt und ängstigt und vor dessen Heldenmut die Idee eines neuen deutschen Weltreichs der Macht und des Geistes als Kampfpreis emporsteigt. Es ist das heimlich stolzeste aber auch demütigste, das friedfertigste aber auch kampflustigste Volk der Erde, das in seinen Siegen nun zu neuer Selbstbesinnung kommt, zu einer neuen Bescheidenheit vor Gott und zu einem neuen Stolz vor den Menschen. Dieses riesenhafte Konkretum des Krieges verwandelt die Sehnsucht und die ideale Zuversicht jener Bücher, zu denen auch das von Kühnemann gehört, in Realitäten. Darum erscheinen sie wie Vorläufer. Sie

* C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München 1914.

haben zum Krieg getrieben, ohne es zu wollen und zu wissen. Wie fragte doch schon Friedrich Hölderlin in seinem Ruf an die Deutschen:

„Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölk kommt,
aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?"

Die guten, die prophetischen Bücher beginnen zu leben. Das ist das Schönste, was man von ihnen sagen kann. Es geht gegen die Empfindung der Stunde, einzelnes jetzt aus einem Buche wie dem von Kühnemann zu besprechen; wer hat jetzt Muße zum Spezialisieren! Der Breslauer Literatur- und Philosophieprofessor, der als Austauschgelehrter in Amerika für das Deutschtum aufs edelste gewirkt hat, fühlt in seinem Buche den Geist und die Notwendigkeit der Zukunft. Auch dort, wo er von Vergangenem spricht und wo er sich in der Einschätzung vergreift. Der Titel seines Buches schon zeigt an, daß er nicht zu jenen gehört, die da glauben, mit dem Kampf von 1870 und mit dem wirtschaftlichen Ausbau des Reiches in den Friedensjahrzehnten sei alles getan. Jede Seite seines Buches, ob er nun von Sokrates oder Plato, Friedrich dem Großen, Herder oder Rousseau, Kant, Schiller, Goethe oder Fichte, von Kleist, Bismarck, Amerika oder der Jugend spricht, legt Zeugnis davon ab, daß er an eine zweite, umfassendere, vergeistigende Einigung glaubt, an ein größeres germanisches, mitteleuropäisches Reich, das Europa auf lange den Frieden und die Gesittung diktieren kann. Das Buch ist nicht eigentlich mit höchster Klugheit geschrieben; aber es hat das schöne Pathos des Glaubens. Und das ist ein Ton der Zeit. Denn jetzt ist nicht eine Zeit spitzfindiger Kritik, pessimistischer Analyse, eitler Differenziertheit und knabenhafter Geistreichelei. Wer jetzt zweifelt, lähmt sich und andere. Es ist eine Zeit der Intuition, des Instinktes, des Enthusiasmus, lapidarer Vernunft, starker Einfachheit und gesunder Selbstverständlichkeiten. Was gesagt wird, muß so sein, daß alle es verstehen; denn jetzt ist der Augenblick einer allgemeinen Verständigung da. Darum klingt Kühnemanns menschlich warme Gelehrtenstimme auch jetzt wohltätig, obwohl sein Buch dem Sturm dieser Tage nicht standzuhalten vermag. Man kann von ihm — wie von vielen, ähnlich gearteten Männern — sagen, daß er halb noch dem allzu empfindsamen Geschlecht der Väter angehört, daß er aber auch schon einige Züge des Deutschen der Zukunft trägt. Jenes Deutschen der Zukunft, dessen Jugendinstinkt sich eben jetzt in Schlachtenwettern zu unerschütterlich männlicher Bewußtheit auswächst.

Karl Scheffler

## Persönliche Dokumente des Krieges

Wir möchten hiermit eine systematische Sammlung wichtiger Feldpostbriefe anregen. Sie geben das persönliche Bild des Krieges, das die wundervolle Unpersönlichkeit des Generalstabs notwendig ergänzt. Ihre Augenblicks-Eindrücke werden niemals durch spätere wissenschaftliche Bearbeitung ersetzt werden können. Das Menschliche spricht in ihnen, das wir aus diesem Kriege gewinnen wollen, vielleicht das unbewußt Schöpferische, das wir aufzeigen möchten. Um jede Verzettelung zu vermeiden, unternehmen wir in großem Stile diese Sammlung und bitten, uns alle geeigneten Briefe und Tagebücher einzusenden; wir werden sie abschreiben lassen, die Originale zurückschicken und nach sorgsamer Sichtung veröffentlichen.

Professor Oskar Bie
S. Fischer, Verlag.
Berlin, Bülowstr. 90

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

# Gedanken im Kriege

von Thomas Mann

Im Gebrauch der Schlagworte „Kultur" und „Zivilisation" herrscht, namentlich in der Tagespresse – und zwar der des In- und Auslandes –, große Ungenauigkeit und Willkür. Oft scheint man sie einfach als gleichbedeutend zu verwechseln, oft sieht es auch aus, als ob man das erstere für eine Steigerung des anderen halte, oder auch umgekehrt, – es bleibt ungewiß, welcher Zustand nun eigentlich für den höhern und edleren gilt. Für meine Person habe ich mir die Begriffe folgendermaßen zurechtgelegt.

Zivilisation und Kultur sind nicht nur nicht ein und dasselbe, sondern sie sind Gegensätze, sie bilden eine der vielfältigen Erscheinungsformen des ewigen Weltgegensatzes und Widerspieles von Geist und Natur. Niemand wird leugnen, daß etwa Mexiko zur Zeit seiner Entdeckung Kultur besaß, aber niemand wird behaupten, daß es damals zivilisiert war. Kultur ist offenbar nicht das Gegenteil von Barbarei; sie ist vielmehr oft genug nur eine stilvolle Wildheit, und zivilisiert waren von allen Völkern des Altertums vielleicht nur die Chinesen. Kultur ist Geschlossenheit, Stil, Form, Haltung, Geschmack, ist irgendeine gewisse geistige Organisation der Welt, und sei das alles auch noch so abenteuerlich, skurril, wild, blutig und furchtbar. Kultur kann Orakel, Magie, Päderastie, Vitzliputzli, Menschenopfer, orgiastische Kultformen, Inquisition, Autodafés, Veitstanz, Hexenprozesse, Blüte des Giftmordes und die buntesten Greuel umfassen. Zivilisation aber ist Vernunft, Aufklärung, Sänftigung, Sittigung, Skeptisierung, Auflösung, – Geist. Ja, der Geist ist zivil, ist bürgerlich: er ist der geschworene Feind der Triebe, der Leidenschaften, er ist antidämonisch, antiheroisch, und es ist nur ein scheinbarer Widersinn, wenn man sagt, daß er auch antigenial ist.

Das Genie, namentlich in der Gestalt des künstlerischen Talentes, mag wohl Geist und die Ambition des Geistes besitzen, es mag glauben, durch Geist an Würde zu gewinnen, und sich seiner zu Schmuck und Wirkung bedienen, – das ändert nichts daran, daß es nach Wesen und Herkunft

ganz und gar auf die andere Seite gehört, — Ausströmung ist einer tieferen, dunkleren und heißeren Welt, deren Verklärung und stilistische Bändigung wir Kultur nennen. Die Verwechselung des Geistigen, des Intellektualistischen, Sinnigen, ja Witzigen mit dem Genialen ist zwar modern; wir alle neigen ihr zu. Doch bleibt sie ein Irrtum. Wie sehr das Verhältnis zwischen Geist und Kunst das der Irrelevanz ist, hat Turgenjew einmal heiter und einfach ausgedrückt, indem er irgendeinen Redakteur einem schreibenden Dilettanten auf dessen Zusendung antworten läßt: „Sie haben viel Geist, aber Sie haben kein Talent. Und die Literatur kann nur Talent brauchen."

Kunst, wie alle Kultur, ist die Sublimierung der Dämonischen. Ihre Zucht ist strenger als Gesittung, ihr Wissen tiefer als Aufklärung, ihre Ungebundenheit und Unverantwortlichkeit freier als Skepsis, ihre Erkenntnis nicht Wissenschaft, sondern Sinnlichkeit und Mystik. Denn die Sinnlichkeit ist mystischen Wesens, wie alles Natürliche.

Goethe, für dessen Naturforschung Helmholtz die Bezeichnung „naturwissenschaftliche Ahnungen" wählte, spürte des Nachts in seinem Schlafzimmer zu Weimar auf irgendeine natürlich-mystische Art das Erdbeben von Messina. „Hört, Goethe schwärmt!" sagten die Damen des Hofes, als er sein dämonisches Wissen verlautbarte und es für Beobachtung und Schlußfolgerung auszugeben versuchte. Aber nach Tagen kam die Kunde der Katastrophe. Dieser dämonischste Deutsche und kultivierteste Sohn der Natur, der je lebte, mußte sich nicht nur aus Ordnungssinn kalt verhalten gegen die französische Revolution, sondern namentlich, weil sie so ganz ein Werk des zivilisierenden Geistes war.

Und die Kunst also? Ist sie eine Angelegenheit der Zivilisation oder der Kultur? Wir zögern nicht mit der Antwort. Die Kunst ist fern davon, an Fortschritt und Aufklärung, an der Behaglichkeit des Gesellschaftsvertrages, kurz, an der Zivilisierung der Menschheit innerlich interessiert zu sein. Ihre Humanität ist durchaus unpolitischen Wesens, ihr Wachstum unabhängig von Staats- und Gesellschaftsformen. Fanatismus und Aberglaube haben nicht ihr Gedeihen beeinträchtigt, wenn sie es nicht begünstigten, und ganz sicher steht sie mit den Leidenschaften und der Natur auf vertrauterem Fuße, als mit der Vernunft und dem Geiste. Wenn sie sich revolutionär gebärdet, so tut sie es auf elementare Art, nicht im Sinne des Fortschritts. Sie ist eine erhaltende und formgebende, keine auflösende Macht. Man hat sie geehrt, indem man sie der Religion und der Geschlechtsliebe für verwandt erklärte. Man darf sie noch einer anderen Elementar- und Grundmacht des Lebens an die Seite stellen, die eben wieder unsern Erdteil und unser aller Herzen erschüttert: ich meine den Krieg.

1472

Sind es nicht völlig gleichnishafte Beziehungen, welche Kunst und Krieg miteinander verbinden? Mir wenigstens schien von jeher, daß es der schlechteste Künstler nicht sei, der sich im Bilde des Soldaten wiedererkenne. Jenes siegende kriegerische Prinzip von heute: Organisation — es ist ja das erste Prinzip, das Wesen der Kunst. Das Ineinanderwirken von Begeisterung und Ordnung; Systematik; das strategische Grundlagen schaffen, weiter bauen und vorwärts dringen mit „rückwärtigen Verbindungen"; Solidität, Exaktheit, Umsicht; Tapferkeit, Standhaftigkeit im Ertragen von Strapazen und Niederlagen, im Kampf mit dem zähen Widerstand der Materie; Verachtung dessen, was im bürgerlichen Leben „Sicherheit" heißt („Sicherheit" ist Lieblingsbegriff und lauteste Forderung des Bürgers), die Gewöhnung an ein gefährdetes, gespanntes, achtsames Leben; Schonungslosigkeit gegen sich selbst, moralischer Radikalismus, Hingebung bis aufs Äußerste, Blutzeugenschaft, voller Einsatz aller Grundkräfte Leibes und der Seele, ohne welchen es lächerlich scheint, irgend etwas zu unternehmen; als ein Ausdruck der Zucht und Ehre endlich Sinn für das Schmucke, das Glänzende: Dies alles ist in der Tat zugleich militärisch und künstlerisch. Mit großem Recht hat man die Kunst einen Krieg genannt, einen aufreibenden Kampf: schöner noch steht ihr das deutscheste Wort, das Wort „Dienst" zu Gesicht, und zwar ist der Dienst des Künstlers dem des Soldaten viel näher verwandt, als dem des Priesters. Die literarisch gern kultivierte Antithese von Künstler und Bürger ist als romantisches Erbe gekennzeichnet worden, — nicht ganz verständnisvoll, wie mir scheint. Denn nicht dies ist der Gegensatz, den wir meinen: Bürger und Zigeuner, sondern der vielmehr: Zivilist und Soldat.

Wie die Herzen der Dichter sogleich in Flammen standen, als jetzt Krieg wurde! Und sie hatten den Frieden zu lieben geglaubt, sie hatten ihn wirklich geliebt, ein jeder nach seiner Menschlichkeit, der eine auf Bauernart, der andere aus Sanftmut und deutscher Bildung. Nun sangen sie wie im Wettstreit den Krieg, frohlockend, mit tief aufquellendem Jauchzen — als hätte ihnen und dem Volke, dessen Stimme sie sind, in aller Welt nichts Besseres, Schöneres, Glücklicheres widerfahren können, als daß eine verzweifelte Übermacht von Feindschaft sich endlich gegen dies Volk erhob; und auch dem Höchsten, Berühmtesten unter ihnen kam Dank und Gruß an den Krieg nicht wahrer von Herzen, als jenem Braven, der in einem Tageblatt seinen Kraftgesang mit dem Ausruf begann: „Ich fühle mich wie neu geboren!"

Es wäre leichtfertig und ist völlig unerlaubt, dies Verhalten der Dichter auch nur in den untersten, bescheidensten Fällen als Neugier, Abenteurertum und bloße Lust an der Emotion zu deuten. Auch waren sie niemals Patrioten im Hurra-Sinne und „Imperalisten", schon deshalb nicht, weil

sie selten Politiker sind — nach außen selten und kaum nach innen, so daß auch die Wunder und Paradoxien, welche der Krieg sogleich im Lande zeitigte: das brüderliche Zusammenarbeiten von Sozialdemokratie und Militärbehörde etwa, jene phantastische Neuheit der inneren Lage, die einen radikalen Literaten zu dem Ausruf begeisterte: „Unter der Militärdiktatur ist Deutschland frei geworden!" — daß auch dies alles den Dichtern wohl keine Lieder gemacht haben würde. Aber wenn nicht Politiker, so sind sie doch stets etwas anderes: sie sind Moralisten. Denn Politik ist eine Sache der Vernunft, der Demokratie und der Zivilisation; Moral aber eine solche der Kultur und der Seele.

Erinnern wir uns des Anfangs — jener nie zu vergessenden ersten Tage, als das Große, das nicht mehr für möglich Gehaltene hereinbrach! Wir hatten an den Krieg nicht geglaubt, unsere politische Einsicht hatte nicht ausgereicht, die Notwendigkeit der europäischen Katastrophe zu erkennen. Als sittliche Wesen aber — ja, als solche hatten wir die Heimsuchung kommen sehen, mehr noch: auf irgendeine Weise ersehnt; hatten im tiefsten Herzen gefühlt, daß es so mit der Welt, mit unserer Welt nicht mehr weiter gehe.

Wir kannten sie ja, diese Welt des Friedens und der cancanierenden Gesittung — besser, quälend viel besser, als die Männer, deren furchtbare, weit über ihre persönliche Größe hinausgehende Sendung es war, den Brand zu entfesseln: Mit unseren Nerven, unserer Seele hatten wir tiefer an dieser Welt zu leiden vermocht, als sie. Gräßliche Welt, die nun nicht mehr ist — oder doch nicht mehr sein wird, wenn das große Wetter vorüberzog! Wimmelte sie nicht von dem Ungeziefer des Geistes wie von Maden? Gor und stank sie nicht von den Zersetzungsstoffen der Zivilisation? Wäre sie nur anarchisch, nur ohne Kompaß und Glauben, nur wölfisch-merkantil gewesen, es hätte hingehen mögen. Aber ein geiler Mißbrauch eben jener Widerstände und Entseuchungsmittel, die sie aus sich hervorzubringen suchte, machte ihre Abscheulichkeit vollkommen. Eine sittliche Reaktion, ein moralisches Wieder-fest-werden hatte eingesetzt oder bereitete sich vor; ein neuer Wille, das Verworfene zu verwerfen, dem Abgrund die Sympathie zu kündigen, ein Wille zur Geradheit, Lauterkeit und Haltung wollte Gestalt werden: Grund genug für alles kluge Lumpenpack, eben dies für das Neueste zu erklären und sich beizeiten darüber her zu machen. Äußerster Grad von Ratlosigkeit: Die Moral ward zur Spielart der Korruption. Anständigkeit grassierte als Velleität, als drittes Wort und Unmöglichkeit, Elende spreizten sich ethisch, und während der Schlechte aus Geist das Gute vertrat, so daß ein Greuel daraus wurde, setzten Gute aus Unsicherheit und Verwirrung sich für das Schlechte ein. Ist es zu viel gesagt, daß es kein Kriterium des Echten, nicht Mut noch Möglich-

keit zur Verdammung mehr gab, daß buchstäblich niemand mehr aus noch ein wußte? Würde? Aber sie war Hochstapelei und Snobismus. Infamie? Aber sie hatte Talent; sie gab überdies zu verstehen, daß sie ein Opfer, eine schmutzige und blutige Form der Generosität selber sei, und sie fächelte sich vor Eitelkeit unter dem Beifall derer, die nur eine Sorge kennen: den Anschluß nicht zu versäumen. Wie hätte der Künstler, der Soldat im Künstler nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte!

Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheuere Hoffnung. Hiervon sagten die Dichter, nur hiervon. Was ist ihnen Imperium, was Handelsherrschaft, was überhaupt der Sieg? Unsere Siege, die Siege Deutschlands – mögen sie uns auch die Tränen in die Augen treiben und uns nachts vor Glück nicht schlafen lassen, so sind doch nicht sie bisher besungen worden, man achte darauf, es gab noch kein Siegeslied. Was die Dichter begeisterte, war der Krieg an sich selbst, als Heimsuchung, als sittliche Not. Es war der nie erhörte, der gewaltige und schwärmerische Zusammenschluß der Nation in der Bereitschaft zu tiefster Prüfung – einer Bereitschaft, einem Radikalismus der Entschlossenheit, wie die Geschichte der Völker sie vielleicht bisher nicht kannte. Aller innere Haß, den der Komfort des Friedens hatte giftig werden lassen – wo war er nun? Eine Utopie des Unglücks stieg auf . . . „Da wir umringt sind, da unserem Gewerbefleiß die Zufuhr an Rohstoffen abgeschnitten und das Volk ohne Arbeit und Brot sein wird, so werden wir ungeheure Vermögenssteuern ausschreiben, Abgaben der Reichen bis zu zwei Dritteln, nein, bis zu neun Zehnteln ihres Besitzes, eine deutsche Kommune, freiwillig und voll Ordnung, wird sein, damit Deutschland bestehe." Das war das Mindeste. Und als dann die ersten Entscheidungen fielen, als die Flaggen stiegen, die Böller dröhnten und den Siegeszug unseres Volksheeres bis vor die Tore von Paris verkündeten – war nicht fast etwas wie Enttäuschung, wie Ernüchterung zu spüren, als gehe es zu gut, zu leicht, als bringe die Nervosigkeit unserer Feinde uns um unsere schönsten Träume?

Unbesorgt! Wir stehen am Anfang, wir werden um keine Prüfung betrogen sein. Friedrich, nach allen Heldentaten, war im Begriffe, unterzugehen, als ein gutes Glück, der russische Thronwechsel, ihn rettete. Und Deutschland ist heute Friedrich der Große. Es ist sein Kampf, den wir zu Ende zu führen, den wir noch einmal zu führen haben. Die Koalition hat sich ein wenig verändert, aber es ist sein Europa, das im Haß verbündete Europa, das uns nicht dulden, das ihn, den König, noch immer nicht dulden will, und dem noch einmal in zäher Ausführlichkeit, in einer Ausführlichkeit von sieben Jahren vielleicht, bewiesen werden muß, daß es nicht angängig ist, ihn zu beseitigen. Es ist auch seine Seele, die in uns aufgewacht ist, diese nicht

zu besiegende Mischung von Aktivität und durchhaltender Geduld, dieser moralische Radikalismus, der ihn den anderen so widerwärtig zugleich und entsetzlich, wie ein fremdes und bösartiges Tier, erscheinen ließ. Sie wußten nichts von seiner Unbedingtheit — wie sollten sie, da es für sie nicht um Tod und Leben ging —: das war sein sittlicher Vorteil. Auch ist nicht glaubhaft, daß ihnen heute die Tiefe deutscher Entschlossenheit zugänglich sein sollte, — die einen sind zu weit verbürgerlicht, die andern zu roh und dumpf, um ihrer fähig zu sein. Aber heute ist Friedrich so stark geworden, daß auch die anderen, auch sie, um ihr Leben kämpfen — und sie sind drei gegen den Einen. Unbesorgt! Wir werden geprüft werden. Deutschlands Sieg wird ein Paradoxon sein, ja ein Wunder, ein Sieg der Seele über die Mehrzahl — ganz ohne gleichen. Der Glaube an ihn ist wider alle Vernunft, — daß Deutschland fest und gelassen ist in diesem Glauben, das ist des Wunders Anfang, unvergeßbar schon er für alle Geschichte. Den Sieg aber seelisch vorwegnehmen, hieße, uns um die sittlichen Früchte des Kampfes, ja um den Sieg selber bringen. Für jeden Verstand, nur für unser letztes Wissen nicht, ist unsere Lage verzweifelter, als selbst die des Königs. Wir sind in Not, in tiefster Not. Und wir grüßen sie, denn sie ist es, die uns so hoch erhebt.

Friedrich von Preußen hatte einen Freund, den er gleichermaßen bewunderte und verachtete und der seinerseits den König bewunderte und haßte: Es war François Marie Arouet-de Voltaire, der Schriftsteller, — Großbürger und Sohn des Geistes, Vater der Aufklärung und aller antiheroischen Zivilisation. Was er über den Krieg schrieb, in seinen „Questions encyclopédiques“, hat den König zweifellos außerordentlich amüsiert und dialektisch ergötzt. Und dann rückte er in Sachsen ein. Abwechselnd nannte er Voltaire Phöbus Apoll und einen kostspieligen Hofnarren.

Seit ich die beiden kenne, stehen sie vor mir als die Verkörperung des Gegensatzes, von dem diese Zeilen handeln. Voltaire und der König: Das ist Vernunft und Dämon, Geist und Genie, trockene Helligkeit und umwölktes Schicksal, bürgerliche Sittigung und heroische Pflicht; Voltaire und der König: das ist der große Zivilist und der große Soldat seit jeher und für alle Zeiten.

Aber da wir den Gegensatz in nationalen Sinnbildern vor Augen haben, in den Figuren des zentralen, immer noch herrschenden Franzosen und des deutschen Königs, dessen Seele jetzt mehr als je in uns allen lebt, so gewinnt er selbst, dieser Gegensatz, nationalen Sinn und aufschließende Bedeutung für die Psychologie der Völker.

Wir sind im Kriege, und was es für uns Deutsche „in diesem Kriege gilt“, das wußten wir gleich: es gilt rund und schlicht unser Recht, zu

sein und zu wirken. Nicht ebenso zwanglos ergab sich für unsere westlichen Feinde eine polemische Formel, geeignet, ihrer Sache vor dem Urteil der Unbeteiligten und der Geschichte ein würdiges Ansehen zu geben. Und welche ist es denn nun, auf die sie sich geeinigt haben und die tagtäglich als Streitruf und Schmähung zu uns herüberschallt? Dieser Krieg, heißt es, sei ein Kampf der Zivilisation gegen — wogegen denn also? Nicht geradezu — „gegen die Barbarei". Das ginge nicht recht. Es geht im Tumult so einmal mit hin, doch nicht auf die Dauer. Gewöhnlich zieht man es vor, zu schließen: „ — gegen den Militarismus".

Nun ist diese Antithese: „Zivilisation gegen Militarismus" natürlich nicht die Ursache des Krieges. Auch ist sie nicht einmal redlich und richtig, denn daß Zivilisation in ihrer politischen Erscheinung, ich meine, daß Demokratie und Militarismus einander nicht ausschließen, beweist ja Frankreich mit seinem Volksheer, oder es möchte dies doch beweisen. Auch dürfte man fragen, was denn die Armeen Österreichs und Italiens, was Englands Riesenflotte selbst eigentlich sei, wenn nicht „Militarismus". Worauf die beleidigte Zivilisation höchstens antworten könnte, Deutschlands besonderer und exemplarischer Militarismus bestehe darin, daß es die beste Armee und, wie es jetzt scheint, auch die beste Flotte habe, — eine Erwiderung, an der denn auch etwas Zutreffendes wäre, nur daß darin Ursache und Wirkung oder, wenn man will, das Symptom mit der Krankheit verwechselt würde. Die Parole „Zivilisation gegen Militarismus" — denn eine Parole ist es, wie man Wahlparolen hat, Abbreviaturen der Wirklichkeit, oberflächlich, populär und rückenstärkend — enthält allerdings eine tiefere Wahrheit, drückt eine internationale Fremdheit und Unheimlichkeit der deutschen Seele aus, die, wenn sie freilich nicht Ursache des Krieges ist, doch vielleicht diesen Krieg überhaupt erst möglich gemacht hat. Versuchen wir, anzudeuten, welche Bewandtnis es damit hat.

Nüchtern betrachtet, bleibt ja die Behauptung, Deutschland sei ein unzivilisiertes Land oder es sei doch weniger zivilisiert als Frankreich und England, eine gewagte und undankbare Position. Der englische Ministerpräsident hat zwar neulich geäußert: zugegeben, daß man der deutschen Kultur von früher her manches verdanke, so habe doch Deutschland in letzter Zeit hauptsächlich in der Herstellung von Mordwerkzeugen exzelliert. Allein Herr Asquith weiß ja selbst, daß das nur Geschwätz ist. Er tut agitationshalber, als ob die Vorzüglichkeit von Deutschlands kriegstechnischen Mitteln nicht einfach ein Merkmal unseres Niveaus überhaupt wäre; als ob nicht unsere Krankenhäuser, Volksschulen, wissenschaftlichen Institute, Luxusdampfer und Eisenbahnen ebenso gut wären wie unsere Kanonen und Torpedo; als ob unsere Kriegstechnik auf Kosten unserer sonstigen praktischen Kräfte hypertrophierte und nicht vielmehr Ausdruck

einer Gesamthöhe wäre ... Was ist, was heißt noch „Zivilisation", ist es mehr als eine leere Worthülse, wenn man sich erinnert, daß Deutschland mit seiner jungen und starken Organisation, seiner Arbeiterversicherung, der Fortgeschrittenheit aller seiner sozialen Einrichtungen ja in Wahrheit ein viel modernerer Staat ist, als etwa die unsauber plutokratische Bourgeois-Republik, deren Kapitale noch heute als das „Mekka der Zivilisation" verehrt zu werden beansprucht, — daß unser soziales Kaisertum eine zukünftigere Staatsform darstellt als irgendein Advokaten-Parlamentarismus, der, wenn er in Feierstimmung gerät, noch immer das Stroh von 1789 drischt? Ist nicht die bürgerliche Revolution im Sinne des gallischen Radikalismus eine Sackgasse, an deren Ende es nichts als Anarchie und Zersetzung gibt und die vermieden zu haben ein Volk, das Wege ins Freie und Lichte sucht, sich glücklich preisen muß?

Eines ist wahr: Die Deutschen sind bei weitem nicht so verliebt in das Wort „Zivilisation", wie die westlichen Nachbarnationen; sie pflegen weder französisch-renommistisch damit herumzufuchteln, noch sich seiner auf englisch-bigotte Art zu bedienen. Sie haben „Kultur" als Wort und Begriff immer vorgezogen — warum doch? Weil dieses Wort rein menschlichen Inhaltes ist, während wir beim anderen einen politischen Einschlag und Anklang spüren, der uns ernüchtert, der es uns zwar als wichtig und ehrenwert, aber nun einmal nicht als ersten Ranges erscheinen läßt; weil dieses innerlichste Volk, dies Volk der Metaphysik, der Pädagogik und der Musik ein nicht politisch, sondern moralisch orientiertes Volk ist. So hat es sich im politischen Fortschritt zur Demokratie, zur parlamentarischen Regierungsform oder gar zum Republikanismus zögernder und uninteressierter gezeigt als andere, — woraus man schließen zu müssen, zu dürfen geglaubt hat, und zwar nicht nur extra muros, daß diese Deutschen ein exemplarisch unrevolutionäres Volk, das eigentlich unrevolutionäre unter allen seien ... Warum nicht gar! Als ob nicht Luther und Kant die französische Revolution zum mindesten aufwögen. Als ob nicht die Emanzipation des Individuums vor Gott und die Kritik der reinen Vernunft ein weit radikalerer Umsturz gewesen wäre, als die Proklamierung der „Menschenrechte". — Mit unserem Moralismus aber hängt unser Soldatentum seelisch zusammen, ja, während andere Kulturen bis ins Feinste, bis in die Kunst hinein die Tendenz zeigen, völlig die Gestalt der zivilen Gesittung anzunehmen, ist der deutsche Militarismus in Wahrheit Form und Erscheinung der deutschen Moralität.

Die deutsche Seele ist zu tief, als daß Zivilisation ihr ein Hochbegriff oder etwa der höchste gar sein könnte. Die Korruption und Unordnung der Verbürgerlichung ist ihr ein lächerlicher Greuel. Unter Pariser „Affären" (deren letzte die Caillaux-Sache mit obligater Gerichtsfarce war) würde sie

entsetzlich leiden, — viel mehr, als Frankreichs Gemüt offenbar darunter leidet. Und dieselbe tiefe und instinktive Abneigung ist es, die sie dem pazifizistischen Ideal der Zivilisation entgegenbringt: ist nicht der Friede das Element der zivilen Korruption, die ihr amüsant und verächtlich scheint? Sie ist kriegerisch aus Moralität, — nicht aus Eitelkeit und Gloiresucht oder Imperialismus. Noch der letzte der großen deutschen Moralisten, Nietzsche (der sich sehr irrtümlich den Immoralisten nannte), machte aus seinen kriegerischen, ja militärischen Neigungen kein Hehl. Zur moralischen Apologie des Krieges haben deutsche Geister das meiste und wichtigste beigetragen, und nur ein deutscher Dichter — freilich nur einer wiederum unter allen — konnte sprechen:

„Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh ist das Grab des Muts.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen,
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut."

Und also sucht Deutschland den Krieg? Also „hat es den Krieg gewollt?" — Das hat es nicht. Händlertum hat ihn angestiftet, skrupellos, lasterlich, denn es weiß nichts vom Kriege, es fühlt und versteht ihn nicht, wie sollte es Ehrfurcht kennen vor seinen heiligen Schrecken? Daß ein Volk kriegerisch sein könne und dabei geduldig aufs äußerste, bis zum Rande der Demütigung, bis zur Gefährdung der Existenz selbst, — das deutsche Volk, einzig hierin unter allen, beweist es. Der Soldat aus Moralität ist kein Kampfhahn mit rasch schwellendem Kamm, kein hitzig hochfahrender Draufgänger. Ob aber ein Volk wahrhaft kriegerisch ist, zeigt sich daran, ob es sich, wenn der Krieg Schicksal wird, verschönt oder verzerrt. Deutschlands ganze Jugend und Schönheit — wir sahen es jetzt — entfaltet sich erst im Kriege. Der Friede steht ihm nicht immer gut zu Gesicht — man konnte im Frieden zuweilen vergessen, wie schön es ist. Fürchtet wer, daß der feierliche Kampf, den es um sein großes Lebensrecht führt, es in seiner Gesittung, seiner Kultur zurückwerfen könnte? Es wird freier und besser daraus hervorgehen, als es war. Aber sehen wir nicht auch, daß der Krieg die andern, die mit Auszeichnung zivilisierten Völker gemein und elend macht? Wo ist nun Englands Anstand? Es lügt, daß wir uns statt seiner schämen. Und Frankreich? Geht seine Generosität und Menschlichkeit nicht unter in einem Rausch von Tollwut und schimpflicher Hysterie? Während dem soldatischen Sinn der Krieg als ein Innerhalb von Gesittung und Ehrenhaftigkeit, als wissenschaftliche

Operation fast erscheint, — welche Nichtswürdigkeit, welche Zügellosigkeit findet das zivile Frankreich nicht gedeckt durch sein alles hinwerfendes „C'est la guerre"? Die letzten Mittel schienen ihm gut für den Anfang: Franktireurtücke und Schändung Verwundeter. Ich berufe mich nicht auf vage Gerüchte und Vorwürfe. Ich halte mich an das, was feststeht: an die erwiesene Verwendung unzulässiger Geschosse, an die Liste gefallener, gemordeter deutscher Ärzte, an die amtlichen Mitteilungen des Generalstabsarztes der deutschen Armee, an Erlasse des französischen Oberkommandos selbst, worin zügellose Plünderungen im eigenen Lande festgestellt und mit Strafe bedroht werden. Dieser raschen Verwilderung der Truppen entspricht eine Verwilderung des Wortes und des öffentlichen Geistes, die vielleicht noch schimpflicher ist. Die Zensur duldete nicht, daß ein Blatt, welches auf den Namen der Menschheit — oder der Menschlichkeit — getauft ist, einen gemeinen Exzeß des „Matin" gegen die deutschen Gefangenen mißbilligte, — sei es drum! Aber wir lasen Äußerungen repräsentativer Geister Frankreichs, führender Politiker, berühmter Schriftsteller, Äußerungen über Deutschland, so irr, so qualgeboren, daß man nicht ohne Erschütterung gewahr wurde: Das Hirn dieses Volkes erträgt den Krieg nicht mehr. Was ist aus Frankreich geworden in sechzig Kriegstagen! Ein Volk, dessen Antlitz der Krieg von heute auf morgen dermaßen ins Abstoßende verzerrt, — hat es noch ein Recht auf den Krieg? Diese Franzosen waren einst ein kriegerisches Volk, — in einem anderen Sinne als das deutsche, auf eine brillante, galante, gloriose, bravuröse und etwas spiegelfechterische Art, — getragen von jugendstarken Ideen, geführt vom persönlichen Dämon konnten sie vorübergehend die Welt unterwerfen. Heut ist ihr Militarismus Velleität und Eitelkeit, kaum etwas mehr. Denn daß sie jetzt, da es an der Aisne ums Letzte geht, mit finsterer Zähigkeit sich verteidigen, ist kein Beweis, daß in diesem Volk noch militärischer Instinkt lebendig ist, — angesichts so vieler Zeichen des Gegenteils. Ist man bürgerlich-republikanisch, so ist es ein Widersinn, auf militärischem Prestige zu bestehen, wie unterm Empire. Das Volk der Logik, — die Logik eben hätte es bei seinem physischen und seelischen Zustande längst überreden müssen, militärisch abzudanken und ganz seinem zivilen Ideal zu leben. Wer hätte nicht dieses geachtet? Wer hätte es darin gestört? Nur Eitelkeit hinderte es an solchem Verzicht, nur die ihm unerträgliche, ihm unverschmerzbare Tatsache, daß es von Deutschland militärisch aus dem Felde geschlagen war, nur die idée fixe der Revanche. Um sie zu verwirklichen verbündet sich das Volk der Revolution mit dem verworfensten Polizeistaat, — und auf Rußland blickt es nun, da es den Krieg hat, auf die Kosaken hofft es wie auf Himmelshilfe, denn es weiß ja, weiß es längst und genau, daß es aus eigener Kraft Deutschland nicht

schlagen kann. Aber was ist denn das für eine Revanche, die nicht aus eigener Kraft genommen wird? Kann eine solche Revanche der Eitelkeit Genüge tun? Als die französische Presse Tag für Tag von den fremden Hilfstruppen schwärmte, die man aus aller Welt erwarte, machte Clemenceau darauf aufmerksam, daß, wenn es sich darum handle, Frankreich zu verteidigen, dies eine Ehre sei, die in erster Linie den Franzosen zukomme. Diese Auffassung schien wenig verbreitet. Frankreich wird stolz und befriedigt sein, wenn es, besiegt und okkupiert, nur eben aushält und den Frieden verweigert, bis, vielleicht, nicht sehr wahrscheinlich mehr heute, die Russen über Deutschland kommen. Ist das Revanche? Ist das soldatische Ehre? Nein, das ist nichts dergleichen.

Es ist auch wenig soldatisch, es ist sogar wenig männlich, ein halbes Jahrhundert lang Revanche zu heischen, mit furchtsamer Sehnsucht endlich in den Krieg zu tappen und dann das heilige Toben der Elemente beständig mit dem dünnen Schrei zu überschrillen, der „Zivilisation" lautet. Man macht Reims zur Festung, man stellt seine Kanonen in den Schatten des Doms, man postiert Späher auf die Türme, und wenn der Feind danach schießt, so kreischt man mit Fistelstimme: „Die Zivilisation!" Aber erstens, Messieurs, hat die Kathedrale von Reims mit der Zivilisation durchaus gar nichts zu tun. Sie ist ja ein Denkmal christlicher Kultur, eine Blüte des Fanatismus und des Aberglaubens und müßte der Zivilisation des jakobinischen Frankreichs, wenn nicht ein Dorn im Auge, so doch mindestens höchst gleichgültig sein. Das ist sie ihr auch; und der katholische Offizier, der die Beschießung befehlen mußte, hatte sicher in seinem Blute mehr Ehrfurcht für das Heiligtum, als die Citoyens, denen es im Interesse der Politik nicht zerstört genug sein konnte. Zweitens aber erinnert euer Benehmen auffallend an die gewiß nicht dumme, aber nicht sehr ehrenhafte Taktik der Suffragetten, welche Bomben warfen und, wenn man sie einsteckte, zeterten: „Man martert Frauen!" Wie war es eigentlich, wollte man uns erdrosseln oder nicht? Und wollte das süße Frankreich nicht brennend gern dazu helfen? Es hat eine Art, den Gegner ins Unrecht zu setzen, — weiblich in dem Grade, daß einem die Arme sinken. Aus jedem seiner Blicke, jeder Proklamation und jedem Rundschreiben seiner Regierung klagt es: „Welche entehrende Roheit, die Hand gegen Frankreich zu erheben!" Aber wollte nicht eben dieses Frankreich seine von prächtig erstarktem Offensivgeist getragene Armee über die Vogesen werfen, um uns den Garaus zu machen? Diese Nation nimmt Damenrechte in Anspruch, es ist kein Zweifel. Zart und liebreizend wie es ist, darf das unbedingt entzückendste der Völker alles wagen. Rührt man es aber an, so gibt es Tränen aus schönen Augen, und ganz Europa erbebt in zornigem Rittergefühl. Was ist zu tun? Man will nicht erlauben, daß wir leben; aber

wenn wir mit einigem Nachdruck auf der Tatsache unseres Daseins bestehen, so legen wir einen beklagenswerten Mangel an Galanterie an den Tag.

Ein Wunder nur, daß man sich wundert; denn seitens unserer westlichen Feinde ist der Krieg ja eben als eine Art von Zwangszivilisierung Deutschlands gedacht. In der Tat: man will uns erziehen. Die Äußerung Bernard Shaws: Der Krieg werde dazu dienen, den Deutschen „Potsdam" abzugewöhnen, wurde zeitig bekannt. Man hat auch die Betrachtungen des englischen, aber in französischer Atmosphäre lebenden Publizisten Robert Dell gelesen, der sich noch deutlicher ausdrückt. England und Frankreich, sagt er, kämpfen für die Sache der Demokratie gegen Gewaltherrschaft und Militarismus. Wörtlich: „Das Beste, was man jetzt für Deutschland erhoffen kann, ist eine Niederlage, die zu einer Revolution gegen die Hohenzollernsche Tyrannei führt." Ein demokratisiertes Deutschland sei sodann gegen Rußland bündnisfähig. „Es kommt vielleicht für uns der Augenblick, wo wir Deutschland gegen Rußland verteidigen müssen." — Nach Tannenberg scheint es, als ob Deutschland sich eine Ehre daraus mache, Europa ohne den Beistand der Herren French und Dell gegen Rußland zu schützen. Aber so klärt sich denn alles, liebe Freunde, und jede Bitterkeit weicht! Es ist an dem: Man will uns glücklich machen. Man will uns den Segen der Entmilitarisierung und Demokratisierung bringen, man will uns, da wir widerstreben, gewaltsam zu Menschen machen. — Wieweit dies Heuchelei, wieweit freche Dummheit ist, wer will es sagen. Der englische Abgeordnete Ponsonby wendet nachdenklich ein, man unterstütze jedoch auf diese Weise die russische Autokratie, kräftige den russischen Militarismus und störe also die Entwicklung des russischen Volkes. Ja, das ist wahr. Und auf britischer Seite handelt es sich wohl vorwiegend um Heuchelei. Auf der französischen aber um einen Dünkel, unleidlicher selbst als Albions beschränkter und unbeirrbarer Arbitratorenwahn. Frankreich ist so eitel, so heillos vernarrt in sich selbst, daß es trotz Anarchie, Marasmus, Überholtheit noch heute glaubt, Vorkämpfer, Träger, Verbreiter menschheitsbeglückender Ideen zu sein. Seine Art von Vernunft zwingt es, zu glauben, ein Volk stehe auf einer höheren, edleren, freieren Stufe, wenn es, statt durch einen Monarchen im Soldatenrock, durch einen ehrgeizigen Rechtsanwalt repräsentiert und parlamentarisch regiert wird. Ein spanisches Blatt, dem das Gerede von deutscher Barbarei zu dumm wurde, hat neulich die Zahl der deutschen Schulen, Hochschulen, Universitäten neben die vergleichenden Ziffern für Frankreich und England gestellt. Es fügte eine Aufstellung der für Kunst und Wissenschaft aufgewendeten Summen, dann das prozentuale Verhältnis der Analphabeten und Schwerverbrecher für die drei Staaten hinzu, und es fand, daß in jedem Fall die Wagschale sich zugunsten Deutschlands neige. Was folgt daraus? Daraus mag immer-

hin folgen, daß dieses unerklärliche Deutschland sich unter allen Ländern der modernsten und solidesten Gesittung erfreut; aber der Geist, der Geistmangel, die Prinzipien, woraus diese Überlegenheit hervorgeht, sie bleiben barbarisch. Nach der ersten verlorenen Schlacht jedoch, so meint Robert Dell, in dessen Haupt englische Humanitätsgleisnerei und französische Damennaivität eine schwierige Mischung eingegangen sind, nach der zweiten spätestens wird Deutschland Revolution ansagen, „die Hohenzollern" absetzen, den Rationalismus annehmen und ein verständig-verständliches Volk werden, ohne Rätsel und Unheimlichkeiten fortan für eine gesittete Mitwelt. Dies ist seine Meinung. Er glaubt allen Ernstes, daß Deutschland durch eine Niederlage zu revolutionieren, zu demokratisieren ist — er sieht nicht, daß die politische Ausprägung unserer bürgerlichen Freiheit, schon angebahnt, schon bestens unterwegs, nur im Frieden, jetzt nur nach dem Siege, dem gewissen, im Sinn und der Konsequenz der Geschichte liegenden Siege Deutschlands sich nach deutschen — nicht nach gallisch-radikalen — Geistesgesetzen vollenden kann; daß eine deutsche Niederlage das einzige Mittel wäre, uns und Europa in der Gesittung zurückzuwerfen; daß nach einer solchen Niederlage Europa vor dem deutschen „Militarismus" nicht Ruhe noch Rast haben würde, bis Deutschland wieder da stände, wo es vor diesem Kriege stand; daß umgekehrt nur Deutschlands Sieg den Frieden Europas verbürgt. Man sieht das nicht. Man sieht in deutscher Art ein Barbarentum, dessen Kraft gewaltsam und ohne Ansehen der Mittel gebrochen werden muß. Man glaubt, ein Recht zu haben, auf Deutschland Kirgisen, Japaner, Gurka und Hottentotten loszulassen, — eine Beleidigung, beispiellos, ungeheuerlich, und einzig nur möglich geworden kraft jener im stärksten Sinne des Wortes *unerlaubten* Unwissenheit über Deutschland, die aus jedem Worte der Bergson, Maeterlinck, Rolland und Richepin, der Deschanel, Pichon und Churchill, am wüstesten aber aus der Tatsache der ganzen vermessenen Zettelung selber spricht. Solche Unwissenheit über das heute wichtigste Volk Europas ist nicht statthaft, sie ist *strafbar* und muß sich rächen. Warum vor allem ist Deutschlands Sieg unbezweifelbar? Weil die Geschichte nicht dazu da ist, Unwissenheit und Irrtum mit dem Siege zu krönen.

Daß deutsches Wesen quälend problematisch ist, wer wollte es leugnen! Es ist nicht einfach, ein Deutscher zu sein, — nicht so bequem, wie es ist, als Engländer, bei weitem eine so distinkte und heitere Sache nicht, wie es ist, auf französisch zu leben. Dies Volk hat es schwer mit sich selbst, es findet sich fragwürdig, es leidet zuweilen an sich bis zum Ekel; aber noch immer, unter Individuen wie Völkern, waren diejenigen die wertvollsten, die es am schwersten hatten, und wer da wünscht, daß deutsche Art zugunsten von humanité und raison oder gar von cant von der Erde verschwinde, der frevelt.

Es ist wahr: der deutschen Seele eignet etwas Tiefstes und Irrationales, was sie dem Gefühl und Urteil anderer, flacherer Völker störend, beunruhigend, fremd, ja widerwärtig und wild erscheinen läßt. Es ist ihr „Militarismus", ihr sittlicher Konservatismus, ihre soldatische Moralität, – ein Element des Dämonischen und Heroischen, das sich sträubt, den zivilen Geist als letztes und menschenwürdigstes Ideal anzuerkennen. Dies Volk ist groß auch auf dem Feld der Gesittung – nur lächerliche Ignoranz leugnet es. Jedoch der Gesittung verfallen will es nicht, und es ist gegen seinen Geschmack, von der Zivilisation ein scheinheiliges oder eitles Aufhebens zu machen. Es ist wahrlich das unbekannteste Volk Europas, sei es nun, weil es so schwer zu kennen ist, oder weil Bequemlichkeit und Dünkel die bürgerlichen Nachbarn hinderten, sich um die Erkenntnis Deutschlands zu bemühen. Aber Erkenntnis muß sein, Leben und Geschichte bestehen darauf, sie werden es als untunlich erweisen, die sendungsvolle und unentbehrliche Eigenart dieses Volks aus wüster Unkunde gewaltsam zu verneinen. Ihr wolltet uns einzingeln, abschnüren, austilgen, aber Deutschland, ihr seht es schon, wird sein tiefes, verhaßtes Ich wie ein Löwe verteidigen, und das Ergebnis eures Anschlages wird sein, daß ihr euch staunend genötigt sehn werdet, uns zu studieren.

# Aus den Kämpfen um Lüttich

Die folgenden Blätter stammen von einem Sanitätssoldaten und geben ein Beispiel jener persönlichen Dokumente größeren Stils aus dem Feldzuge, die wir in der vorigen Nummer als wünschenswert bezeichneten. Wir hoffen sehr, noch mehreres dieser Art unsern Lesern bieten zu dürfen.

In der Nacht von Dienstag, den 4. August, auf Mittwoch, den 5. August, überschritten größere Teile der deutschen Truppen die belgische Grenze, nachdem am voraufgegangenen Tage ihre Vorhuten in ziemlicher Stärke bereits in Belgien, hauptsächlich auf der Linie Verviers, eingerückt waren. Auf den Eisenbahnlinien wurden die geschützten Panzerzüge vorgeschoben, und als sie samt den Vorhuten auf keinen Widerstand stießen, ging es tiefer in das Land hinein. Die schneidigen Patrouillen der Kavallerieregimenter ritten über das Gewöhnliche weit voraus; einige Reiter hatten sich sogar sehr bald nach den Höhen der Vorstädte von Lüttich gewagt und den Feind gesichtet. Die Meldungen, die sie zurückbrachten, waren gleichlautend und hatten als Kern die Aussage, belgische Truppen hielten die Höhen vor Lüttich besetzt.

Der Vormarsch der deutschen Truppen wurde in mehreren Abteilungen angetreten. Die Infanteriekolonne, der unsere Sanitätstruppe zugeteilt war, folgte den Vorhuten als eine der ersten. Wir marschierten zunächst im raschen Tritt durch die nördlichste Ecke der Provinz Lüttich und stießen alsbald auf das kleine Städtchen Aubel. Während wir hier eine kurze Rast hielten, erfuhren wir die weitere Marschroute, die über Gemmenich, Bleyberg nach Argenteau beziehentlich Visé, den nördlichen Vororten von Lüttich, führen sollte. In Aubel begegneten uns die Leute verhältnismäßig freundlich und zuvorkommend, wenn sie auch nicht gerade entzückt von unserer Anwesenheit waren. Es wurde unter der Einwohnerschaft viel deutsch gesprochen, obwohl Aubel nach Rasse ebensoviel Wallonen wie Flamen beherbergt. Mir fiel es indessen alsbald auf, daß niemand der uns freundlich gesinnten Belgier begreifen konnte oder wollte, warum Deutschland Belgien aus seiner Neutralität aufstörte. Dieser Bruch des Völkerrechtes wurde uns zum großen Vorwurf gemacht und er war vielfach der Grund, wenn man uns auch aus deutschgesinnten Kreisen der Bevölkerung kühl entgegentrat. Ich hatte Gelegenheit, mit mehreren belgischen Männern aus den gebildeten Kreisen eine kurze Unterhaltung zu führen, die sich hauptsächlich um den deutschen Einmarsch drehte. Aus der Unterredung ging hervor, der „Neutralitätsbruch" sei eine „Herausforderung Belgiens", die „Deutschland teuer zu stehen" kommen würde. Im allgemeinen glaubte man fest daran, daß die „belgische Armee der deutschen überlegen" sei.

Vor Lüttich würde die deutsche Bewegung ganz bestimmt zum Stillstand kommen, denn diese Festung sei „sehr mächtig" und die „modernste" Europas.

Nach Ablauf einer kurzen Rast brachen wir wieder auf. Je weiter wir uns von Aubel entfernten, desto mehr merkten wir, daß wir in Feindesland marschierten. In den wallonischen Landschaften war man uns geradezu feindlich gesinnt und hielt mit dem Ausdruck dieser Gesinnung keineswegs zurück. An den Straßen standen Männer und Frauen und musterten uns mit grimmigen, spöttischen Blicken. Die Männer, deren grüne und blaue Kittel mich unwillkürlich an die Beschreibung der berüchtigten Blusenmänner von 1870/71 erinnerten, nahmen herausfordernde Haltungen ein und versuchten, sich über uns lustig zu machen. Die Fenster an den Straßenfronten waren dicht besetzt, und ab und zu wurden wir aus ihnen mit höhnischen Zurufen bedacht. Das kümmerte uns jedoch wenig, und wir taten, als wenn wir die aufmerksamen Herrschaften gar nicht sähen.

Wir waren nach Mitternacht aufgebrochen. Im Morgengrauen ließ es sich gut marschieren; am Vormittag sank natürlicherweise jedoch mit dem Steigen der Sonne die Marschkraft der Truppen. Gegen Mittag machten wir in der Nähe von Argenteau im Schatten eines Waldes halt und kochten ab. Es hieß, wir würden längere Zeit biwakieren. Das bewahrheitete sich jedoch nicht, denn als wir eben das Essen eingenommen hatten, wurde der Befehl zum Weitermarsch gegeben.

In wenigen Minuten war die Kolonne marschbereit und fort gings in der Richtung auf Lüttich. Wie wir von einem Offizier hörten, ließen wir Visé und Argenteau beiseite liegen. Als wir aufbrachen, war gerade Mittag. Die Sonne brannte furchtbar. Die lauten lustigen Gespräche verstummten allmählich, und auch die Konversationen der geborenen Kompaniehumoristen wurden nach und nach matter, bis sie schließlich ganz einschlummerten. Die Tornister schienen schwerer zu werden, die Gestalten beugten sich langsam nach vornüber, die Gesichter verstaubten und bekamen eine gelblichweiße Farbe und die Augen stierten in der markanten, von der Disziplin herrührenden, willensstarken Starre auf den Boden. Die reitenden Offiziere saßen leicht gebeugt auf ihren Pferden und die jungen und jüngsten Leutnants bissen die Zähne zusammen — Tripp-trapp — Tripp-trapp — Tripp-trapp, das war das ewige Einerlei. Plötzlich klang die scharfe Kommandostimme des schließenden Zugoffiziers: „Straße frei!!" Die untergebenen Chargen kommandierten es nach, und sogleich marschierte die Kolonne an der rechten Straßenseite. Man hörte uns überholend Pferdegetrappel, die Mannschaften blickten neugierig auf und im nächsten Moment sausten links an uns vorüber mehrere Schwadronen Husaren. „Hurra!!" krähte irgendeine heisere Stimme. Die Husaren schwenkten den Degen „Hurra!!", und als wir

aufjubelnd geantwortet hatten, waren sie auch schon im Straßenstaub an der nächsten Wegebiegung verschwunden.

Diese kleine Bewegung wirkte aufmunternd. Der starre Mechanismus schien sich aus der Truppe zu entfernen, die zusammengesunkenen Gestalten reckten sich wieder, und während man über die wahrscheinliche Order der „Leichtfüßler" (wie bei uns die Husaren genannt wurden) mutmaßte, ging es mit neuer Kraft vorwärts.

Am Spätnachmittag bezogen wir in der Nähe eines kleinen Dorfes Biwak. Man sprach, wir „hätten keine zehn Kilometer" mehr bis Lüttich. Trotz der frühen Stunde bekamen wir Befehl, abzukochen. Während sich das Gros dieser angenehmen Beschäftigung hingab, wurden die Vorhuten unserer Kolonne verstärkt und die Verbindungsreiter vermehrt. Die Offiziere standen zu kleinen Kreisen versammelt. Man mutmaßte über die Widerstandsfähigkeit Lüttichs. Im allgemeinen dachte man Lüttich schwach besetzt, wenn man auch nicht verkannte, daß die Befestigungen moderner Art waren. Der Kommandeur ging mit ernstem, doch seltsam mutig-heiterem Gesicht durch unsere Reihen, wechselte, wie üblich, freundliche Worte, machte bei jedem Trupp einen seiner stetigen noblen Scherze und ließ so im Vorübergehen die Worte fallen, daß „wir" heute nacht wohl „wenig Schlaf" bekommen würden, vielleicht wäre „es angebracht", uns „Lüttich zum morgigen Frühstück" zu holen usw. usw., jedenfalls täten wir gut, wenn wir uns ein wenig für den Kampf vorbereiteten.

Wir guckten uns einander an und wußten, was die Glocke geschlagen hatte. In der Aussicht auf einen schweren Kampf wurde das Lagerleben noch einmal recht gemütlich. Wie vorauszusehen, war es jedoch nur von kurzer Dauer. Nachdem schweißbedeckte Ordonnanzen und Meldereiter, die in das Lager ein- und ausritten, uns angedeutet hatten, daß bereits irgend etwas im Gange war, und nachdem uns aus Westen herüberdringendes Kleingewehrfeuer diese Annahme bestätigt hatte, wurde Alarm geblasen. Im Nu war das Lagerleben geschwunden; die Mäntel wurden gerollt, die Tornister geschnallt und in wenigen Minuten stand die Kolonne marschbereit. Kommandostimmen schnarrten über das Feld; unser Hauptmann ritt heran: „Kinder – 's geht auf Lüttich! 's wird Ernst!" Einige Gesichter wurden plötzlich bleich, andere glühten auf, jenem bärtigen Unteroffizier zuckte es höhnisch und grimmig um die Mundwinkel, ein verräterisches Zeichen, das ich oft sah und stets bei den Tapfersten, Mutigsten. „Erste Kompanie!: Tritt – Marsch! Zweite Kompanie . . ." und eine zog nach der andern auf, bis sie sich alle aneinandergereiht hatten und dann ging es wieder vorwärts: „Tripp-trapp; Tripp-trapp – – –"

„Verdammt," sagte mein Vordermann grimmig zu seinem Nebenmann. Der sah auf; fast erstaunt, fragend – einen Augenblick schauten sie sich

 1487

an, dann wandten sie die Köpfe wieder voneinander. Ich hatte die kleine Szene beobachtet und wunderte mich. Das „Verdammt!" wurde so seltsam hervorgestoßen, so mutig, zornig und doch voll tränendem Weh, eine ganze Welt ungeahnter Gefühle lag darin.

Stumm marschierten wir weiter. Nach acht Uhr wurde das immer deutlicher vernehmbare Gewehrfeuer abgehackter. Von Zeit zu Zeit fiel ein Kanonenschuß und dazwischen fieberte zeitweise für Augenblicke ein Gerassel durch die Luft, als wenn zehn Maschinengewehre auf einmal angekurbelt würden. „Herrgott!" sagte ein Unteroffizier, „da wird eingeheizt!"

Das dauerte ungefähr noch eine Viertelstunde. Auf einmal brach das Geknalle gänzlich ab. Der Truppen bemächtigte sich darauf allmählich eine fiebernde Unruhe. Fragen wurden laut. „Wie weit haben wir bis Lüttich?" – „Wohin gehts?" – „Wo wird geschossen?" – „Was ist los?" – ‚Sturm auf Lüttich?" – „Quatsch – erst müssen wir da sein!" So ging das Fragespiel hin und her. Niemand gab Antwort. Jeder schien zu fühlen, wie wir uns mit Riesenschritten dem Tode näherten.

Der Mond war schon aufgegangen. Die Nebelschleier der Nacht wurden dadurch etwas matter, der Himmel klärte sich auf, die Sterne erschienen. Auf einmal zitterte es wieder zu uns herüber: Bums – – Peng – Peng – – Bums – – Peng – Peng – Peng . . . und diesmal gar nicht mehr weit, sondern nur wenige fünfhundert Meter von uns entfernt. Es dauerte gar nicht lange, da konnten wir auch schon mit den Granaten von Lüttich flüchtige Bekanntschaft machen. Ein scharfes, pfeifendes, nervenaufkitzelndes Heulen huschte plötzlich durch die Luft, dann folgte ein entsetzlicher Knall und als Schluß der Überraschung ein tausendfältiges Zischen und Pfeifen. Die erste feindliche Granate! Man sah den andern erstaunt an, betrachtete sich selbst verwundert und aller Augen wandten sich dann nach der Stelle, wo soeben eine Menge Eisenstücke prasselnd niederfuhr. Die Granate hatte über unsere Köpfe hinweg ihren Weg genommen und war etwa fünfzig Meter seitwärts von uns in einem Kornfelde krepiert. Es handelte sich scheinbar um ein verirrtes Geschoß, denn daß der Feind uns entdeckt hatte, konnte schlecht möglich sein.

Wir marschierten weiter, als wenn nichts geschehen wäre. Nach einer kurzen Wegesstrecke wurden wir von einem Meldereiter überholt. „Halt!" Das ganze Regiment stand. Der Oberst hörte die Meldung des Adjutanten ruhig an und gab alsdann nach einer Rücksprache mit seinem Regimentsstabe Befehl, mit dem Regiment kompanieweise links abzuschwenken. Wir verließen die Straße und im Geschwindschritt gings über Wiesen und Felder. Hinter einem Walde machten wir halt; es wurden Posten ausgestellt und das Regiment nahm Gefechtsformation ein. Das erste Bataillon besetzte als rechter Flügel das nördliche Ende des sich als Ausläufer

eines großen Forstes frei in das Feld erstreckenden etwa zweitausend Meter langen und drei- bis vierhundert Meter breiten Waldes, das dritte Bataillon bekam den linken Flügel am südlichen Ende des Waldes, während das zweite Bataillon in Schützenlinien ausschwärmte und zwischen dem ersten und dritten, die entstandene Lücke ausfüllend, Stellung nahm.

Die Zeit verging – eine Viertelstunde – eine halbe Stunde – eine Stunde – noch immer lagen wir untätig im Walde. Der Mond war höher gestiegen und beleuchtete mit seinem weißen Licht das Gefechtsfeld verhältnismäßig klar. Der Kanonendonner wurde matter; das Gewehrfeuer verstummte zeitweise. Auch wir blieben von Geschossen zunächst vollständig verschont, wir waren sicher noch unentdeckt.

Nach elf Uhr setzte plötzlich eine furchtbare Kanonade ein. Die deutsche Artillerie war aufgefahren und nahm nun die belgischen Stellungen und die Forts unter Feuer. Die schweren Geschütze krachten unablässig, von dem eisernden Fauchen und Stampfen der Schnellfeuergeschütze begleitet. Die belgischen Forts erwiderten das Feuer lebhaft, doch sie erzielten damit, soviel ich das Schlachtfeld beobachten konnte, keine befriedigende Wirkung. Unsere Artillerie zielte dagegen gut; das konnten wir hauptsächlich feststellen, als wir Lüttich genommen hatten und uns die Beschädigungen an den Forts besahen.

Während des Artilleriekampfes wurden die deutschen Infanteriestellungen vorgeschoben, beziehentlich verändert. Auch in unserm rechten Flügel entstand Bewegung. Er wurde soweit nach rechts an einer gutdeckenden Böschung entlang ausgebreitet, daß seine äußersten Flügelleute die Schützenlinien einer neben uns aufmarschierten Kolonne sehen und sich durch Verbindungsposten mit ihnen verständigen konnten. Auch der linke Flügel schwärmte weiter aus, während die Mitte (zweites Bataillon) ebenfalls durch weiteres Ausschwärmen die entstandenen Lücken ausfüllte.

Die Sanitätssoldaten lagen wie gewöhnlich direkt hinter der Schützenlinie. Auch ich hockte pflichtbereit mit im dritten Bataillon und wartete meiner Arbeit. Mittlerweile konnte ich meine Blicke zum erstenmal über die Lage des Gefechtsfeldes schweifen lassen und verlor damit zugleich den engen strategischen Ausblick, mit dem man sich sonst zufrieden geben muß, wenn man in Reih und Glied marschiert oder im Kampfe steht.

Das ganze Gelände um Lüttich herum war vom Monde gut beschienen; da es hügelig ist, so war der Mondschein für uns ganz günstig. Links von uns weit im Hintergrunde sah ich die Ourthe, einen bei Lüttich einmündenden Nebenfluß der Maas, fließen; daneben erhoben sich zwei Forts, Embourg und Boucelles. Vor Lüttich herauf, diesseits der Maas, lagen noch mehrere Forts, die durchweg ein lebhaftes Feuer von sich gaben. Eins davon, das Fort Fléron, war eins der ersten, die zum Schweigen

gebracht werden konnten; unser Bataillon hatte später um den Besitz des Terrains um das Fort herum einen schweren Kampf zu bestehen. Die belgische Infanterie hielt das Terrain vor, zwischen und hinter den Forts besetzt. Von der deutschen Infanterie konnte ich nichts sehen; sie lag in guter Deckung. Die Stellung unserer Artillerie war günstig; man konnte sie an dem Aufblitzen der Schüsse erkennen. Die belgische Artillerie schoß wie toll in die Welt hinein. Sie schien es sich zur Hauptaufgabe gemacht zu haben, die vor den Forts liegenden Städtchen, Dörfer und Anwesen in Brand zu schießen. Die belgischen Einwohner waren natürlicherweise darüber sehr erbost. Anstatt sich jedoch bei ihren eigenen Landesverteidigern zu beschweren, ließen sie ihre Wut an den deutschen Truppen austoben, und wenn diese ihnen zu mächtig waren, rächten sie sich an den zurückgelassenen Verwundeten. Es blieb natürlich nicht aus, daß auch deutsche Geschosse Verheerungen anrichteten, doch trat dieser Fall hauptsächlich erst da ein, als die Forts vor Lüttich überwunden waren und die Ortschaften zwischen den Forts und Lüttich bekämpft wurden.

Nach zwölf Uhr – die Kanonade dauerte in unverminderter Stärke an – wurde plötzlich aus den deutschen nördlichen und nordöstlichen Stellungen ein heftiges Infanteriefeuer vernehmbar. Entweder hatten wir auf deutscher Seite Verstärkungen bekommen und bereiteten einen Angriff auf die belgischen Stellungen vor, oder die belgische Infanterie hatte sich aus ihren Stellungen herausbegeben und versuchte es ihrerseits mal mit einem Angriff. Nach wenigen Minuten verstummte das Feuer wieder. Wie ich später hörte, hatten unsere Truppen einen tollkühnen Angriff auf eine vorgeschobene belgische Stellung gemacht, der auch geglückt war.

Gegen ein Uhr kam eine Ordonnanz hinter dem Walde heraufgesprengt. Der Oberst trat aus dem Walde heraus und nahm die Meldung entgegen. Ich hörte sie. Der Brigadekommandeur bat um Abgabe eines Bataillons. Wenige Minuten später rückte das dritte Bataillon, dem auch ich zugeteilt war, ab. Der dadurch weggenommene linke Flügel unserer Regimentsstellung wurde durch Ausbreitung des zweiten Bataillons wieder ersetzt.

Das abbeorderte dritte Bataillon marschierte zunächst auf dem gekommenen Wege am Walde zurück, dann auf einer Wiese entlang, quer durch ein paar Roggenfelder, um schließlich nach einem großen Bogen nach Osten in den nordöstlichen deutschen Stellungen zu landen. Als wir dort ankamen, befanden sich unsere Truppen bereits im Vorrücken. Auch wir konnten sogleich in Aktion treten. Aus einem Kleefelde, das wir für einige Minuten als Lagerplatz wählen durften, begannen wir das Vorrücken nach einem kleinen, vor uns liegenden Dorfe, das seltsamerweise noch von den Kanonen der belgischen Artillerie verschont geblieben war, während es ringsum brannte.

Wir drangen unbehelligt in den Ort ein und setzten uns an seinem nach

den Forts gelegenen westlichen Außenrande fest. Der Major befahl das Ausschwärmen zu Schützenlinien, welches unbehelligt ausgeführt wurde. Auf einmal knatterte es über unseren Häuptern. Der Feind hatte uns entdeckt und begrüßte uns mit einem Schrapnell, dem bald darauf mehrere folgten. „Deckung suchen!" rief der Major. Das tat nun jeder. Gegen über einem Schrapnell kann man aber schlecht Deckung finden, da es ja, wie sicherlich allgemein bekannt, in der Luft krepiert, und wenn es sich in diesem Moment grad über einer Stellung befindet, so kann es durch die niederschlagenden Sprengstücke und Kugeln empfindlich wirken.

Die Sanitätssoldaten hatten vollauf zu tun. Doch vorerst waren die Verwundungen noch derart, daß sie nach dem Anlegen eines Verbandes das Verbleiben in der Front ermöglichten.

Gegen zwei Uhr wurde das Infanteriefeuer auf der ganzen Linie lebhafter. Die Artillerie hatte gut vorbereitet und unsere Führer schienen gesonnen, die dadurch errungenen Vorteile voll und ganz auszunutzen.

Auch wir bekamen Befehl zum Vorrücken auf das nächstliegende Dorf. Da sich in dem etwa vierhundert Meter vor uns liegenden Orte zunächst nichts Verdächtiges bemerken ließ, gingen wir ausgeschwärmt ungedeckt auf dem freien Felde vor. Auf einmal — wir konnten etwa zweihundert Meter Terrain gewonnen haben — erhielten wir aus den Vorhäusern des Dorfes heftiges Gewehr= und Maschinengewehrfeuer. „Niederwerfen!" befahl der Major und dann wurde langsames zielsicheres Feuer auf den Feind befohlen, der sich in guter Deckung befand.

Als die ersten Schüsse gegen das Bataillon fielen, gab es auch gleich ernstlich Verwundete. Die Pflicht der Sanitätssoldaten ist, diesen Verwundeten zu helfen, das heißt ihnen direkt in der Front die erste Hilfe zu bringen. Für ihn sind solche Augenblicke, wo das Gefecht steht, nicht besonders günstig. Er bietet eine gute Zielscheibe und wenn man gegen einen Feind kämpft, der das Rote Kreuz nicht respektiert — wie die Belgier — so wird man leicht als eine willkommene Zielscheibe benutzt. Nachstehend eine kleine interessante Episode, die mir in dieser Gefechtspause mit einem Unteroffizier passierte, der sich nahe bei mir niedergeworfen hatte. Ich sah, wie er an seiner rechten Seite unterhalb der Rippengegend blutete. Eine Kugel hatte die Säbelkoppel und dann die Weichteile zwischen Rippen und Becken durchschlagen, um sogleich hinten oberhalb der Koppel wieder herauszukommen. Ich kniete bei ihm nieder, um ihm die entsprechende Hilfe zuteil werden zu lassen. Doch er wies mich zornig zurück: „Wetternochmal! hab kein Zeit!!" „Rrrrtsch —" gings im nächsten Moment, eine Kugel hatte meinen Helm durchschlagen. Ehe ich es begriffen, zischte es nochmal heran: „Rrrrtsch —" diesmal fegte das Reptil durch meinen Verbandskasten. Ich sah, daß die Belgier

mich aufs Korn genommen hatten, und muß offen gestehen, daß ich in einem Augenblick nahe daran war, mich Deckung suchend niederzuwerfen, obwohl ringsumher die Pflicht rief. Doch sogleich siegte mein Pflichtgefühl, oder es wollte vielmehr siegen, denn kaum hatte ich den blitzartig aufgetauchten Gedanken ebenso rasch wieder verworfen, als mir der Unteroffizier mit einem absichtlichen Seitenstoß die nötige Deckung verschaffte und mich lang auf die Erde niederwarf. „Kamel Sie!!" brüllte er, „hier gibts kein' Selbstmörderei!!" und als ich mich wieder erheben wollte: „Liegen bleiben!!" Ich gehorchte unwillkürlich dem gutgemeinten Befehl und blieb, meine Blicke unentschlossen über unsere Reihen werfend, liegen. Ich erschrak. Wenige Schritte neben mir hatte eben ein Sanitätsunteroffizier neben einem Verwundeten gekniet – nun lag er lang ausgestreckt regungslos da. Aus seiner rechten Schläfe tröpfelte Blut – er war tot. Auch die andern Sanitätssoldaten waren verschwunden. Wie ich später feststellen konnte, waren drei von ihnen verwundet worden. Die andern hatten sich ebenfalls gedeckt. Aus den Gehöften vor uns knatterte es ganz abscheulich. Auf unserer Seite wurde nur vereinzelt gefeuert. „Leute," mahnte die knorrige Stimme des Kompaniechefs der zehnten Kompanie, „Leute – jeder Schuß muß ein Treffer sein!" Das bedeutete mit andern Worten: Nur dann schießen, wenn ihr ein Ziel vor euch habt! Die belgischen Truppen und – wie sich später herausstellte – die belgischen Bürger lagen aber in vorzüglicher Deckung, so daß die Unsrigen nur hin und wieder einen Schuß an den Mann bringen konnten.

In den Nebenstellungen drangen unsere Truppen siegreich vor. Auch unser Major schien zu einem Sturm auf das Dorf bereit zu sein, obwohl ein solcher gegebenenfalls schwere Verluste zur Folge haben konnte. In einem günstigen Moment, als der Feind sich drüben etwas lahm geschossen hatte, gab der Major das Zeichen zum Sturm. Die Offiziere sprangen auf: „Marsch! marsch! vorwärts!!" und im rasenden Sturmschritt stürmte das Bataillon dem Dorfe zu.

Vor mir hatte ein blutjunger Leutnant gelegen; wahrscheinlich war er eben erst in den Besitz des Offizierspatentes gekommen. Bei seinem Anblick konnte ich mich eines verwunderten Staunens nicht enthalten: Seine Gestalt war klein und schmächtig, sein Gesicht kindlich zart und rund, sein ganzes Wesen noch vollständig unberührt. Als dann das Signal zum Sturm erscholl, schnellte der jüngste der Jungen als einer der ersten empor. „Marsch! marsch!! Drauf drauf!!" gellte seine Kinderstimme, „drauf! drauf!!" Drei Schritte hatte er gemacht, da warf er die Arme in die Höhe, blieb einen Augenblick wie erstarrt stehen und schlug dann seitwärts nach hinten auf die Erde. Ich konnte ihn noch auffangen, in seiner Stirn saß ein Loch, ein kleines winziges, aus dem es rot tröpfelte.

Ich beugte mich über den jungen Helden, seine Augen sahen mich an, fast erschrecken, erstaunt, dann flüsterte er irgendeinen Namen und sank tot zurück.

Als ich aufsah, hatte sich das Bataillon schon wieder niederwerfen müssen. Das Feuer war zu mordend gewesen. Die Kompanien lagen nun längs einer Straße in guter Deckung und erwiderten das Feuer des Feindes lebhafter. Die Feuerlinie des Feindes hatte sich stark verbreitert, während sie ihre Geschosse in hartnäckiger Erbitterung auf das dritte Bataillon konzentrierte. Bei dem ersten Ansturm wurde nur aus dem Dorfe gefeuert, jetzt knallte es jedoch auch rechts und links daneben hinter den von Norden nach Süden laufenden Böschungen in rasender Schnelligkeit auf. Ein weiteres Vorgehen wäre Wahnsinn gewesen. Das Gefecht stand wieder.

Bei dem letzten Sturmlauf gab es eine Anzahl Tote und Verwundete. Wir hatten Mühe genug, zu helfen, wo es not war, wo man vielleicht durch einen geschickten raschen Verband das mit dem Blute dahinströmende Leben aufhalten konnte! Mitten in dem tollsten Kugelregen haben wir doch verbunden.

Der Unbeteiligte kann sich gar nicht vorstellen, wie seltsam-furchtbarschön das Standhalten oder Stürmen gegen einen modernen Kugelregen ist. So schrecklich opferfordernd er sein kann, ebenso ermutigend ist er auch. Die ganze Luft ist von einem scharfen jubelnden Heulen erfüllt; es verwirrt die Sinne, tötet die Empfindung, und wer einmal mutig im Kugelregen gestanden hat, wird es mir bestätigen, daß der kämpfende Soldat sich in diesem Augenblick in dem Zustande einer völligen Bewußtlosigkeit befindet. Man hat keinen eigenen Willen mehr. Man stürmt auf Grund der Disziplin vorwärts oder man hält auf Grund der Disziplin aus, deren Gesetze dem deutschen Soldaten in Fleisch und Blut übergegangen sind. Ich wiederhole nochmal: Man tut auf Grund der Disziplin seine Pflicht, solange man kann, solange der Körper nicht durch eine Verwundung außerstand gesetzt ist. In dem Kugelregen, bei dem die Luft wie von zerhacktem Blei durchseucht ist, wo es hin und her zuckt, wo Granaten platzen, wo Schrapnelle herniedersausen, wo das Maschinengewehr Hagelschauer von Blei über die Reihen prasseln läßt — in diesem Chaos von tödlichen Elementen ist der mutige disziplinierte Soldat völlig gefühllos. Er sieht nichts mehr, er hört nichts mehr, er vernimmt nur das Kommando seiner Offiziere, wie die Maschine die Bewegung des Regulierhebels vernimmt und danach ihre Tätigkeit ausübt, und er tut selbständig nur das, was ihn die Disziplin für die zeitgemäße Lage tun läßt. Mögen die Bleischauer noch so grauenvoll prasseln, ich habe es gesehen, der deutsche Soldat ist empfindungslos gegen sie. Ich habe es an

meinem eigenen Leibe erfahren: In dem Regen der Geschosse, wo es heult, wo es zischt, wo es knattert und knirscht, wo die Menschen ächzend niedersinken, wo sie brechend und zerrissen auseinander geschmettert werden, wo der Sterbende röchelt und der Kämpfende mordet — mordet — mordet — es war alles wie ein Traum. Ja, es war alles wie ein Traum, den man austräumen und vergessen könnte, wäre nachher nicht die schreckliche Wirklichkeit. Man kommt erst dann zum Bewußtsein, wenn alles vorbei ist. Ich bin in einem der erbittertsten Kämpfe mit drei ganz abscheulich brennenden und blutenden Streifschüssen verletzt worden, ich fühlte meine Verletzung aber erst, als ich bei einem Verwundeten, den ich verband, halb ohnmächtig zusammensank und der Kampf sich weiter von mir entfernte. Ich will hiermit nicht sagen, daß man den Kugelregen nicht empfindet, nein, grad weil man ihn in seiner ganzen Macht empfindet, ist man gefühllos gegen ihn. Ich wiederhole nochmal ein Wort, das das hierüber Gesagte am besten kurz ausdrückt: Die Luft ist von zerhacktem, auseinandergerissenem, ranzigem, himundherzuckendem, staubaufwirbelndem Blei wie durchseucht, und wenn man mitten in diesem Chaos steht, so verliert man sich als einzelne Person sofort darin und man findet sich nicht eher wieder, bis der Kampf vorbei ist oder man als Verwundeter zurückbleiben muß.

In einem solchen Kampfesstrudel den Tod zu finden ist herrlich — ich meine: der Tod ist herrlich. Ich habe es mehrere Male gesehen, wie Leute, denen schon die unbedingt tödliche Kugel im Kopf saß, — daß sie bei dem Einschlagen der Kugel wohl zusammenzuckten, — doch im Vorwärtsstürmen nicht innehielten, sondern mit den gleichen, dieselben Gefühle verratenden Gesichtszügen und Bewegungen wie vor der Verwundung, zuweilen noch acht bis zehn Schritte vorwärtsstürmten und erst dann zusammenbrachen, wenn der Tod eintrat. Das habe ich gesehen, als unsere Infanteriekolonnen das Gelände bei dem Fort Fléron stürmten, als sie einmal zurückgeworfen wurden und ich samt mehreren Sanitätssoldaten auf dem eben erreichten, aber wieder hingegebenen Sturmfelde bei Verwundeten zurückblieb, als wir sie verbanden, so gut wir in unserer platt auf die Erde hingeworfenen Lage konnten — und als die Deutschen dann wieder vorstürmten, über uns hinweg den Belgiern entgegen! — Einen Fall will ich anführen: Ich hatte grad einen Unteroffizier verbunden, auf einmal wurde es unten in den deutschen Stellungen wieder lebendig. Man pirschte sich in der bewährten Sprungtaktik an den Feind heran. Als man achtzig bis hundert Meter heran war, ging man zum Bajonettangriff über. Dabei wurde ein junger Westfale etwa sechs Schritt vor mir in die Stirn getroffen, ich sah, wie er zusammenzuckte, doch ohne jede Gesichtsveränderung weiterstürmte, über mich hinweg, und dann erst nach

mehreren Schritten zusammenbrach. Als ich im gleichen Moment bei ihm niederkniete, war er schon tot. — Nur das ein Beispiel! Ich habe mehrere gesehen!

Doch ich eile dem Laufe des Gefechts voraus, das wir eben bei dem Sturmangriff des dritten Bataillons verlassen hatten. Das Bataillon lag nun etwa dreihundert Meter von dem Dorfe entfernt in den Straßengräben und erwiderte das Feuer des Feindes so gut es ging. Ein weiteres Vorgehen war — wie schon bemerkt — unratsam, da wir einen an Zahl mindestens vierfach überlegenen Gegner vor uns hatten. Das schien auch der Major einzusehen. Er sandte einen Freiwilligen zurück, der wahrscheinlich dem kommandierenden General seine Nachricht überbringen sollte. Der Freiwillige, ein Gefreiter, kroch auf dem Bauche zurück. Er war jedoch kaum hundert Meter rückwärts gekommen, als ihn der Feind entdeckte und nun den armen Burschen aufs Korn nahm. Zunächst scheinbar ohne Erfolg, doch auf einmal blieb der Mutige liegen. Er mußte getroffen sein. Der Major hatte ihm besorgt nachgeschaut und bemerkte es. Eine Weile verging, auf einmal schnellte drüben der Freiwillige aus der Ackerfurche, in der er gelegen hatte, empor, wankend wandte er sich uns zu und markerschütternd klang es todesmatt zu uns herüber: „Tödlich getroffen! Halsschlagader — — —". Er wollte scheinbar noch mehr sagen, doch er kam nicht dazu; konvulsivisch zuckend preßte er Hände und Arme über die Brust und sank zurück — ein paar Brustschüsse mußten seinem Leben ein Ende gemacht haben. Die Pflichttreue des Helden war groß, er wollte noch vor seinem Tode Mitteilung machen, daß er den übertragenen Befehl nicht ausführen konnte. Fünf Minuten konnten vergangen sein. Der Major hatte einen neuen Freiwilligen zurückgesandt; ob er durchgekommen ist, kann ich nicht sagen, da ich sehr viel mit Verwundeten zu tun hatte. Plötzlich knatterte es südlich neben dem Dorfe. Das mußte Hilfe für uns sein. Richtig! In die Stellung der Belgier kam Erschütterung, das Feuer gegen uns wurde schwächer und im Süden des Dorfes verstummte es ganz. Das Oberkommando hatte wahrscheinlich unsere mißliche Lage erkannt und wollte uns durch einen Flankenangriff auf die Belgier freie Luft machen. Zugleich wurden von unserer Artillerie einige Granaten in das Dorf gesandt. Der Flankenangriff und das Signal hatten in kurzer Zeit eine derartige Erschütterung des Feindes zur Folge, daß ein Sturmangriff auf das Dorf von Erfolg sein mußte. Der Major gab denn auch im gegebenen Moment das Zeichen zum Sturm. Die Offiziere und Mannschaften sprangen auf: „Zur Attacke!! Fällt das Gewehr!! Marsch! marsch!!" und mit Hurrarufen gings drauf. Auch die uns in die belgische Flanke zur Hilfe gesandten Truppen schritten zum Sturm und ehe ich mich — ich verband grad einen Verwundeten

— ehe ich mich versah, waren unsere Sturmkolonnen von Südosten, Osten und Nordosten in das Dorf eingedrungen, warfen den Feind mit einem furchtbaren Bajonettangriff und ließen ihm den westlich-südwestlichen Dorfausgang zum Rückzug auf Lüttich, der von ihm denn auch prompt benutzt wurde. Die Verfolgung, die unsere kampfentbrannten Truppen über das Dorf hinaus fortsetzen wollten, wurde nicht gestattet, da dem Oberkommando ein weiteres Vordringen vorerst nicht ratsam scheinen mußte.

Der Sturmangriff auf das Dorf kostete Opfer. Soviel ich wahrnehmen konnte, lagen wohl an fünfzig Tote und Verwundete auf dem Sturmfelde des dritten Bataillons, ganz zu schweigen von den Verlusten des Feindes, die ihm hauptsächlich beim Zurückfluten aus dem Dorfe zugefügt werden konnten. Bei dem Handgemenge im Dorfe mußten unsere Truppen bald die Wahrnehmung machen, daß auf belgischer Seite Männer in der Kleidung des Bürgers mitkämpften, beziehungsweise zum Teil mitgekämpft hatten. An ihnen wurde selbstverständlich ein Exempel statuiert.

Nachdem wir Sanitätssoldaten auf dem Gefechtsfelde von den Sanitätskolonnen abgelöst worden waren, begaben wir uns sogleich hinter die Front. Als wir im raschen Gang das Dorf durchquerten, konnten wir die Wirkungen beobachten, die unsere vorzüglich arbeitende Artillerie mit ihren Geschossen erzielt hatte. Zum Beispiel war dort eine Granate in eine belgische Kolonne gefahren und hatte mindestens fünfzehn Mann getötet, während die gleiche Zahl durchweg schwerverwundet war und ohne Hilfe umherlag. Die Verwundungen waren gräßlich; es wäre besser gewesen, die Verwundeten wären alle gestorben. Wir konnten nicht umhin, uns der Armen anzunehmen und machten uns daran, die Wunden zu reinigen und zu verbinden. Auf einmal — mitten in der eifrigsten Hilfsarbeit — knallte ein Schuß. Einer der Verwundeten hatte meuchelmörderisch seinen Revolver gehoben und ihn auf unsern einen Sanitätsgefreiten abgefeuert. Der Getroffene sank sogleich tot zu Boden. Zornig sprangen wir auf, um den Verblendeten zu züchtigen, doch er nahm uns die Rache ab: mit einem zweiten Schusse machte er seinem Leben ein Ende.

Dieser Vorfall war uns eine Warnung. Wir ließen die belgischen Verwundeten liegen und begaben uns in die Front. Als wir dort ankamen, führten einige der Unsrigen gerade einen belgischen Bauern vor. Er wurde angeschuldigt, auf unsere Verwundeten geschossen zu haben. Als ein Beweismittel brachte ein Soldat eine Flinte mit, ein altes halbverrostetes Ungetüm aus den Zeiten der Freiheitskriege, das noch vom Pulverdampf rauchte. Zudem hatten die in Frage kommenden Soldaten gesehen, wie der Bauer auf deutsche Verwundete schoß und zwei von ihnen töten konnte. Der

Major fragte darauf den Beschuldigten auf französisch, was er zu der Anklage zu sagen habe. Der Bauer grinste frech und erwiderte in radebrecherischem Deutsch: „Ja – ich werd all Deutsch erschießen – all euch rothaarig Lumpe. – Ich hab geschosse – jaa! Zwei Mann – ich hab getötet – – jaa – zwei Mann – –"

Der Major befahl, den Verbrecher zu erschießen. „Hängt ihn!!" riefen mehrere Soldaten. „Hängt ihn an den Beinen auf!!" Alles stürzte sich auf den Ruchlosen. Schimpfwörter regneten auf ihn nieder, Kolbenschläge, Fausthiebe. Man führte ihn an einen Baum, drei Soldaten hatten sich aufgestellt, ein Unteroffizier kommandierte – und im gleichen Augenblick sank der Delinquent tot nieder.

Es war drei Uhr morgens. Wie sich bald herausstellte, war der erste Vorstoß auf der ganzen Linie geglückt. Mit Staunen vernahmen wir, daß sogar schon ein beziehungsweise zwei nördliche Forts in unserem Besitz, beziehungsweise zum Schweigen gebracht worden seien. Die Stimmung der Soldaten wurde immer mutiger. Nachdem der erste Kampf bestanden war, griff bei unsern Truppen ein sich stetig steigernder Kampfesmut um sich; sobald die Unsrigen auf der Feindesseite einen Schuß fallen hörten, verlangten sie das Draufgehen.

Das Feuer unserer Artillerie war stellenweise verstummt. Nach und nach setzte es aber wieder heftiger ein, bis es in einer Viertelstunde in seiner ganzen Stärke dem Feinde zudonnerte, der seinerseits nach wie vor versuchte, uns mit seinen Festungsgeschützen beizukommen. Wie wir bald sahen, hatte unsere Artillerie neue Stellungen eingenommen, die ihr die Infanterie durch ihren Vorstoß gewonnen hatte. Es war großartig anzusehen, wenn die Granaten drüben in den Forts krachend einschlugen. Hinter dem von uns erstürmten Dorfe hatte ebenfalls deutsche Artillerie Stellung genommen und beschoß das Fort Fléron und die sich neben den Forts ausbreitenden belgischen Infanteriestellungen. Das Fort hatte schwer unter den deutschen Geschossen zu leiden und konnte nach für uns Infanteristen überraschend knapper Zeit zum Schweigen gebracht werden.

Als das verstärkte Feuer unserer Artillerie auf das Fort einsetzte, ertönten hinter unserm Rücken in dem von uns erstürmten Dorfe Alarmschüsse. Der Major mochte nichts Gutes ahnen und schickte drei Kompaniezüge unter Führung eines Hauptmanns in das Dorf zurück mit dem Befehl, falls Franktireure oder Marodeure angetroffen würden, dieselben unverzüglich niederzumachen und Häuser, die solchen Elementen zum Versteck dienten, ohne weiteres in Brand zu stecken.

Die drei Kompaniezüge rückten in das Dorf ein. Die Sanitätsmannschaften hatten sich angeschlossen, um gegebenenfalls zur Hand zu sein. Kaum waren wir in die Mitte des Dorfes gelangt, als plötzlich aus allen

Kellerluken, Fenstern, Dächern, kurz aus allen Himmelsgegenden auf uns geschossen wurde. Unserm Hauptmann wurde der Degen aus der Hand geschossen. Zornig fuhr er auf: „Verfl . . . .! Dringt in die Häuser ein!! Korporalschaftsweise!! Macht nieder, was sich wehrt! Häuser steckt in Brand! Vorwärts!!"

Und nun gings los. Haus für Haus wurde abgesucht. Auch wir Sanitätssoldaten zogen die Revolver, wozu wir um so mehr berechtigt waren, als wir nachher erfuhren, daß die uns herbeirufenden Alarmschüsse von Sanitätern abgegeben worden waren, da auf Verwundete, auf Ärzte und Schwestern geschossen wurde.

Das hinterlistige Dorf bestand aus dreißig bis fünfunddreißig Häusern, welche wir bald durchstöbert hatten. Dabei mußten wir vierundfünfzig Gefangene machen, da sie uns mit der Waffe in der Hand tätlich entgegengetreten waren, unter ihnen befanden sich sogar einige Weiber und ein junges Mädchen. Wir hatten bei der Streife drei Tote und ebensoviel Verwundete. Die drei Verwundeten waren glücklicherweise nur leicht verletzt, so daß sie nach Anlegung eines Verbandes in der Front verbleiben konnten. Unter den drei Toten war ein Leutnant.

Mein Sanitätsunteroffizier und ich waren mit dem Revolver in der Hand in ein kleines Häuschen eingedrungen. Vorsichtig tappten wir den halbdunklen Hausflur entlang. „Herraus!!" donnerte mein Unteroffizier. Niemand antwortete. Totenstille umgab uns. Nochmal rief der Unteroffizier: „Herraus!!"; auch ich brüllte es ihm nach. Wieder keine Antwort. Schließlich klinkten wir mehrere Zimmer auf, traten ein, suchten sie durch — doch erfolglos. Wir gaben uns jedoch nicht zufrieden, denn wir hatten vorhin gesehen, daß aus der Spelunke geschossen wurde. Ich machte auf den Keller aufmerksam. Daß ein Keller im Hause vorhanden war, hatten wir vorhin von draußen gesehen. Zunächst konnten wir aber keinen Eingang finden, bis mir einfiel, daß bei alten Bauten auf dem Lande der Eingang in den Keller öfters durch eine Falltür auf der Diele angebracht ist. Ich hatte recht vermutet. Beim Absuchen der Diele fanden wir die Falltür. Als wir sie öffneten, empfing uns von unten herauf ein wahrhaftes Schnellfeuer. Rasch schlugen wir die Klappe wieder zu, und da glücklicherweise niemand von uns beiden verwundet worden war, versuchten wir nun unsererseits durch die Klappe in den Keller zu schießen. Schon nach dem ersten Schuß hörten wir etwas die Treppe herabpoltern, nach dem zweiten erfolgte ein schriller Aufschrei aus weiblichem Munde, und dann gaben wir Schnellfeuer, bis wir unsere Revolvermagazine leergeschossen hatten. Nachdem wir von neuem geladen, stellten wir uns einen Augenblick wartend neben die Falltür. Aus dem Keller heraus drang Stöhnen und Achzen von Verwundeten, hin und wieder mal ein lautes

Schluchzen, französische Laute. Der Unteroffizier nahm darauf einen an der Seite stehenden Knüppel und öffnete damit die Tür. Diesmal ertönte kein Schuß. Wir traten mit vorgehaltenem Revolver auf die Treppe; mein Vorgesetzter als erster. Er rief: „Wer schießt, wird niedergemacht." und sprang dann mit einem Satz in den Keller hinein. Ich folgte, sah unten ein paar Schüsse fallen, fühlte mich am rechten Arm von einer Kugel gestreift und stand dann neben dem Kameraden. Eine Lampe verbreitete im Keller genügend Licht, um sehen zu können, was vorgefallen war. Auf dem Boden lagen zwei dem Arbeiterstande angehörige Männer; sie bluteten aus den Schädeln und waren bereits tot. Hinten in einer Ecke kauerten zwei altersgekrümmte Gestalten, ein Mann und eine Frau. Vor der Frau lag zusammengesunken ein junges Mädchen und ließ sich von ihr Blut von der entblößten Brust trocknen, das von einer Schußwunde herrührte. Vorn neben der Treppe stand der Unteroffizier, hielt einen im besten Mannesalter stehenden Mann an der Kehle gefaßt und preßte ihn gegen die Wand. Mein Unteroffizier gab mir sogleich Befehl, das Greisenpaar und das Mädchen heranzuholen. Ich tat es. Das Mädchen konnte kaum noch stehen. Eine Kugel war ihm von oben senkrecht in die Brust geschlagen. In seiner Hand hielt es einen Revolver. Ich nahm ihn ab und befahl den dreien auf französisch, an die Treppe zu gehen. Meine Anordnungen wurden widerspruchslos befolgt. Zunächst expedierten wir nun den vom Unteroffizier gefaßten, noch vollständig unversehrten Mann die Treppe hinauf. Mit vorgehaltenem Revolver! Dann holte ich die beiden alten Leute und das Mädchen aus dem Keller. Droben brach die letztere zusammen. Ich hob sie auf, und nach Rücksprache mit meinem Unteroffizier trug ich sie in ein Schlafzimmer, nachdem ich den alten Leuten befohlen hatte, mir zu folgen. Ich habe das Mädchen auf ein Bett gelegt, habe es rasch verbunden und bin dann gegangen. Vorher sagte ich dem mit Blut bespritzten und wie ein Kind weinenden Mann, daß ihm, seiner Frau und dem Mädchen nichts geschehen würde, obwohl wir wüßten, daß auch das Mädchen auf uns geschossen habe.

Draußen vor der Tür wartete mein Unteroffizier mit dem Gefangenen. Er fragte mich, was ich mit den dreien angefangen hätte. Ich sagte es ihm und er war damit zufrieden. Dann nahmen wir den Franktireur in unsere Mitte und trafen nach einer kurzen Wegesstrecke mit der Kolonne zusammen. Wir übergaben den Gefangenen unserm Hauptmann und meldeten wahrheitsgemäß, daß er auf uns geschossen habe. Das bedeutete sein Todesurteil. Häuser waren von uns nicht in Brand gesteckt worden. Es lagen in dem Dorfe noch zu viel Verwundete, und mit brennenden Häusern hätten wir den Sanitätskolonnen die begonnene Arbeit nur erschwert, wenn nicht sogar stellenweise unmöglich gemacht. Deshalb ließen wir es.

Als unsere Kolonne wieder an der Front ankam, hatten sich unsere dortigen Truppen bedeutend vermehrt. Es waren neben einer Anzahl Infanteriezügen auch mehrere Truppe Kavallerie und wenige Batterien leichter Feldartillerie angekommen. Scheinbar stand ein neuer Vorstoß bevor und zwar auf das Terrain, das sich vor und neben dem Fort Fléron ausbreitete. Auch hatten sich höhere Offiziere eingefunden. Zunächst blieben wir mit den Gefangenen abseits stehen. Der Hauptmann erstattete beim Major Bericht, der wieder bei den höheren Chargen, und die Folge davon war, daß die ganze Franktireurbande gefesselt abgeführt wurde. Eigentlich hätten sie alle den standrechtlichen Tod verdient, doch war nicht klar erwiesen, ob alle geschossen hatten. Deshalb war eine Untersuchung nötig.

Kurz darnach, es dämmerte schon im Osten, wurde gegen das vorliegende Terrain angerückt. In gut ausgeführter Sprungtaktik gings vorwärts, immer weiter, immer energischer. Als die Deutschen etwa hundertfünfzig Meter an den Feind herangekommen waren, zwang das Gelände zum Sturmlauf auf die feindlichen Stellungen. Mit Hurra gings drauf. Ein furchtbarer Hagel von Geschossen empfing die Stürmenden, Granaten schlugen in die Reihen, der Feind entfaltete seine ganzen Machtmittel — kurz, es war ein Höhepunkt der bisherigen Gefechte. Leider für die Deutschen erfolglos. Der Angriff wurde zunächst zurückgeschlagen, ungefähr achtzig Meter vor der Feuerlinie des Feindes brach er zusammen. So nahe waren die Unseren herangekommen; doch die Reihen waren bei dem Angriff stark gelichtet worden, so daß das in Aussicht stehende Handgemenge gefährlich für uns werden konnte. Deshalb wurde der Angriff zurückgenommen. Langsam, Schritt für Schritt, ließen unsere Tapferen den gewonnenen Boden schwinden. Die Belgier drängten nicht nach, denn den einen Erfolg hatte der Angriff für uns gehabt, daß die Stellungen der Belgier erschüttert worden waren. Einem zweiten Angriff konnten sie jedenfalls nicht standhalten. Außerdem trat unsere leichte Feldartillerie sofort bei dem Rückgang der Infanterie in den Kampf ein und überschüttete den Feind mit Granaten und Schrapnellen. Die zurückgegangenen Infanteriekolonnen formierten sich währenddessen in ihren alten Stellungen zum neuen Sturmangriff.

Wir Sanitätssoldaten blieben auf dem eben erstürmten und wieder preisgegebenen Kampffelde zurück. Wir wußten ganz bestimmt, daß unsere Infanterie von neuem vorstürmen würde. Im Vertrauen auf diese Stärke erfüllten wir unsere Pflicht und halfen, auf dem Bauche liegend, einem Verwundeten nach dem andern.

Es konnte etwa eine Viertelstunde vergangen sein, als das altbekannte Sturmsignal zum zweiten Angriff ertönte. Hurrarufe brausten gellend über das Schlachtfeld, Kugeln zischten hin und her, Granaten schlugen ein und

krepierten mit furchtbaren Wirkungen, Schrapnelle platzten über den Köpfen, und über uns hinweg stürmte mit langen gewaltigen Schritten unsere tapfere Infanterie.

Der zweite Angriff gelang. Der Feind wurde mit dem Bajonett vertrieben und lief nach einem kurzen Widerstand spornstreichs davon.

Ich lief in die Front. Da knirschten die Bajonette, da krachten die Kolben. Es schien zuerst, als wollten die Belgier versuchen, es den Deutschen in dieser Kampfesart nachzumachen. Aber es ging nicht. „Sauve" — und wie besessen liefen sie davon. Die Unsern hinterdrein, bis das Signal sie zurückrief. Wir hatten nicht genügend Reserven zur Verfügung und mußten mit dem Vorstoß vorsichtig sein, da außerdem im Hintergrunde neue belgische Infanteriestellungen auftauchten. Aber das gewünschte Terrain hatten wir gewonnen, in dem sich Infanterie und Artillerie auch sogleich festsetzten. Der letzteren war es bereits möglich, Lüttich selbst zu beschießen, sie richtete denn auch ihre Geschosse auf verschiedene in Frage kommende Positionen.

Mittlerweile waren die Deutschen auch an mehreren andern Punkten siegreich vorgedrungen und drangen zum Teil noch vor. Ich hatte von nun ab viel mit Verwundeten zu tun und verlor das Schlachtfeld allmählich aus dem Auge. Ich hörte nur noch den Donner der Kanonen, das Knattern der Gewehre und das Platzen der Granaten und der Schrapnelle. Mit gedankenleerem fiebernden Kopf habe ich verbunden, so rein mechanisch peinlich und genau, wie man es lernt. Nur einmal schrak ich aus meinem traumähnlichen Zustande auf. Ein junger Offizier kam über das Feld gerannt und rief irgend jemandem zu: „Der Vorstoß auf der ganzen Linie geglückt! — Lüttich wird genommen!! Verstärkungen im Anzug!!" Dann war er vorüber. Einige Verwundete, Sterbende richteten die Köpfe auf, staunten, lächelten und sanken dann wieder zurück. Ich weiß nicht, ob verschiedene Hurra gerufen haben. Ich glaube es. Wenn ich heute an die Stunden schwersten und aufregendsten Kampfes denke, so sind sie mir wie von einem Nebelschleier umhüllt. Nur das eine ist mir in Erinnerung geblieben: Als der junge Offizier vorüberstürmte, als er die Siegesnachricht über das Feld rief, da wurde ich für einige Augenblicke von einem klaren reinen Glücksgefühl erfaßt, und da habe ich seit langem wieder einmal so recht aus Herzensgrund sagen können: „Du lieber, lieber Gott, hab Dank!"

Gegen acht Uhr morgens wurde es stiller. Der Kanonendonner wurde zeitweise einzelner, das Geknatter der Gewehre abgehackter. Die Sonne war aufgegangen und beleuchtete die blutige Flur. Das Kampffeld bot ein furchtbares Bild: Zerstörung, Verwüstung, brennende Dörfer, brennende Gehöfte — und über allem schwebte der Tod.

Die eigentlichen Kämpfe ruhten den ganzen Tag über. Jedoch gab es zeitweise auf der ganzen Linie ernstliche Zusammenstöße, die durchweg zu unsern Gunsten ausfielen. Im Lauf des Tages trafen erhebliche Verstärkungen ein, so daß am Abend des 6. August, wie ich aus einer Äußerung eines Generalstabsoffiziers vernahm, allein sechs Friedensbrigaden mit Kavallerie und Artillerie vor Lüttich standen, das sind insgesamt zirka dreißigtausend Mann.

Am Nachmittage vereinigten wir (drittes Bataillon) uns wieder mit dem Regiment. Wir fanden seine Reihen stark gelichtet und erfuhren, daß ihm die Verluste bei einem energischen siegreichen Vorgehen zugefügt waren.

Der Tag verging und schwer kam die Nacht. Sobald sich die ersten Schatten der Dämmerung über die Felder senkten, wurde der Kampf von unserer Seite wieder lebhafter aufgenommen. Auf der ganzen Linie blitzte, knallte und donnerte es auf.

Mein Regiment lag vor dem Städtchen B., das vom Feinde stark besetzt schien. Als er merkte, daß es in unsern Reihen lebendig wurde, überschüttete er uns mit einem ganz abscheulichen Kleinfeuer. Als dann endlich das Sturmsignal kam und wir kaum hundert Schritt in den Ort eingedrungen waren, stellte es sich heraus, mit welch einem Feinde wir es zu tun hatten.

Das Städtchen war von ebensoviel Franktireuren wie von regulären Truppen besetzt, die alle eine Kampfesweise anwandten, die eines Kannibalenvolkes würdig gewesen wäre. Man legte sich aufs regelrechte heimtückische, meuchelmörderische Abschießen der deutschen Soldaten und nahm mit Vorliebe einen Augenblick dazu wahr, wo sich das Opfer ohne Mühe hinterrücks niederstrecken ließ. An einen militärischen Kampf war deshalb nicht zu denken. Wir mußten den Schurkereien mit den schärfsten Gegenmaßregeln entgegentreten. Es war furchtbar. Aus jedem Hause wurde gefeuert, aus dem Keller, aus den verschiedenen Stockwerken, von den Dächern. Aus allen Ecken und Löchern zuckte der tödliche Strahl. Lieber drei Tage in offener Feldschlacht, als eine Stunde unter einer Meuchelmörderbande!

Ich will versuchen, den Kampf des nähern zu beschreiben, obwohl ich von vornherein zugestehen muß, daß ich nur einige Szenen aus dem gewaltigen Kleinringen anführen kann.

Der Straßenkampf von B. war kein Kampf mehr, sondern er war ein Guerillakrieg, ein einzelnes Abschlachten.

Das dritte Bataillon war neben anderen kompanieweise in B. eingerückt. Zunächst verstummte das beim Sturmangriff noch heftig gewesene Feuer; man ließ uns an verschiedenen Stellen ohne jeden besonderen Widerstand in den Ort eindringen. An mehreren Häusern, an Türen und

Fenstern erschienen sogar belgische Männer und Frauen, die uns zuwinkten und uns scheinbar mit Freuden begrüßten.

Dieses Benehmen kam uns in Anbetracht der übrigen belgischen Bevölkerung, mit der wir bisher zusammengetroffen waren, zum mindesten sonderbar vor. Daß plötzlich fast gar kein Schuß mehr fiel, sogar verräterisch. „Hagelwetter!" schimpfte unser Major, „Leute, hier müssen noch belgische Truppen sein!" Laute Zustimmung folgte seinen Worten. „Sucht mal die Häuser ab! Eins nach dem andern! Wer sich wehrt, macht nieder!"

Rasch zerstreuten sich die Kompanien. Der Major und die Hauptleute ließen ihre Pferde nachführen, stiegen auf und ritten langsam vor. Auf einmal wurde der Sturm entfesselt. Eben waren alle Soldaten in den Häusern verschwunden, die Offiziere ritten grad hinter die nächste Straßenbiegung, wir Sanitätssoldaten standen zu kleinen Truppen umher. Eine furchtbare Stille lagerte trotz des nahen Gewehr- und Kanonenfeuers über unserer Umgebung – plötzlich fiel ein Schuß, dann noch einer, rasend schnell steigerte sich die Zahl und schließlich war es, als hätten einige Dutzend Maschinengewehre ihre todspeienden Schlünde auf uns gerichtet. Die Sanitätssoldaten stoben auseinander, jeder griff nach seinem Revolver, einige fielen schon tot oder verwundet nieder, mir pfiff eine Kugel nah am rechten Ohr vorbei – es war urplötzlich das tollste Schießen im Gange, wie gesagt aus allen Ecken und Löchern. Unwillkürlich schaute ich nach der Straßenecke hinüber, wo eben die fünf Offiziere verschwunden waren. Da kamen sie auch schon wieder zurückgestürzt. Der Major und der Hauptmann der zwölften Kompanie waren bereits ohne Pferde, den andern drei Hauptleuten wurden sie in den nächsten Augenblicken ebenfalls unter dem Leibe weggeschossen. „Himmelherrgott!" hörte ich den Major rufen, „schießt die Bande nieder!! Drauf!! Drauf!" und er verschwand mit gespanntem Revolver und geschwungenem Degen mit seinen Offizieren in dem nächsten Hause, aus dem besonders stark geschossen wurde.

Nun gings los! Hei! wie das knallte, wie das pfiff, wie das spuckte! Peng! Peng! Peng! Die Unsern schienen auf ein Wespennest gestoßen zu sein. Jedes Haus verwandelte sich zu einer Festung. Drüben schlugen schon die Flammen aus einem Hause. Einige Sanitätssoldaten, unter ihnen ich, liefen hinüber, da wir annahmen, daß es dort Verwundete zu retten gab. Als wir grad in den Hausflur eindrangen, polterten mehrere belgische Bürger flüchtend die Treppe hinunter, verfolgt von mehreren deutschen Infanteristen. „Haltet sie!! Haltet sie!!" schrien die letzteren, „schlagt sie tot!! Fangt sie lebendig!!" Kurz entschlossen warf ich mich auf einen der Belgier, die andern Sanitätssoldaten ebenfalls, und nach einem wüsten Handgemenge konnten wir sie überwältigen. „Was haben sie getan?!" hier-

es. „Geschossen!!" war die vielstimmig gegebene Antwort. „Hängt sie!! Haut sie nieder!!" Die Treppe heruntergestürzt kam ein Unteroffizier mit fünf Mann. Wutschäumend, mit bluttriefenden Bajonetten, in der höchsten Aufregung des Kampfes. Sie sahen die Gefangenen. „Was," murmelte der Unteroffizier heiser vor Wut, „leben die noch — — die Satansbrüder — — die — — die — — zwei Kameraden haben sie gemordet!! — — Ha! drauf!! Kein Pardon!!" Bajonette knirschten, — ein Schuß fiel, kurzes, heißes Ächzen und Stöhnen ward vernehmbar, und die drei belgischen Franktireure lagen tot zu unsern Füßen.

Die wutentbrannten Infanteristen stürmten weiter, auf die Straße hinaus. Wir Sanitätssoldaten — drei an der Zahl — waren allein in dem Hause. Ich erinnerte an unsere Pflicht. Im selben Augenblick rief von draußen her eine Stimme: „Raus! raus! das Haus brennt!" Wir liefen jedoch rasch die Treppe hinauf, um die Stockwerke, in denen wahrscheinlich ein Kampf stattgefunden hatte, nach etwaigen Verwundeten zu durchsuchen. Kaum hatte ich oben den Fuß von der Treppe gesetzt, als mir eine Kugel den Helm durchschlug. Ich hatte gesehen, wo sie abgefeuert wurde und schoß aufs Geratewohl dorthin. Ich hatte getroffen. Ein junger Mann taumelte seufzend empor. Meine Kameraden drangen an mir vorbei, ergriffen den Helden, und da er ohnehin schon halbtot war, bekam er den Gnadenschuß.

Rasch durchsuchten wir die Zimmer. Ich drang in ein Schlafzimmer ein und sah gleich, daß darin ein erbitterter Kampf mit Mann gegen Mann stattgefunden hatte. Zwei belgische Bürger lagen, einer noch in den letzten Zuckungen, tot auf der Erde, in den Händen hielten sie kurze karabinerartige Flinten. Vor einem der Betten kniete ein Frauenzimmer; in ihrem Rücken stach das Bajonett eines preußischen Musketiers, der ebenfalls tot auf dem Boden lag, mit seinen Händen noch den Kolben des Gewehrs umklammernd. Daß das Weib dort unserm Kameraden tätlich entgegengetreten war, bewies der Revolver, den es noch in seiner Rechten hielt. Ich beugte mich über den Musketier. Er war schon kalt. Ich nahm ihn aber auf, da ich den Kameraden nicht im brennenden Hause lassen wollte, und trug ihn hinaus.

Auf der Straße war ein wüstes Geknalle. Mehrere deutsche Kavallerieabteilungen waren abgestiegen und uns zu Hilfe gekommen. Sie begnügten sich damit, die aus den Häusern entfliehenden Franktireure festzunehmen, eventuell zu erschießen. Dazwischen strömten vereinzelte Infanteristen wutentbrannt hin und her, kamen aus brennenden Häusern heraus und drangen wieder in andere ein. Es war ein furchtbares Morden, doch es war gerecht, nein, es hätte strenger sein müssen, es hätte teuflisch sein müssen, dann erst wäre es gerecht gewesen.

Ich lief nochmal in das Haus zurück. Auf der Treppe traf ich mit meinen beiden Kameraden zusammen, die auf ihren Armen einen schwerverwundeten Infanteriegefreiten trugen. Sie sagten mir, das Haus sei von Verwundeten leer. Ich kehrte deshalb wieder um und lief auf die Straße, wo sich der Kampf noch immer zu steigern schien. Die belgischen regulären und irregulären Banden, anders kann man zu ihnen nicht sagen, wurden zu Paaren getrieben und nur dem Pardon gegeben, der verwundet war und sich nicht mehr wehrte.

Ich ging rasch vorwärts, zwischen zischenden Kugeln hindurch, stolperte über Leichen, zog Verwundete aus gefährlichen Lagen hervor und verrichtete das übliche Hilfswerk. Ich hatte grade jemand unter einem herabgestürzten Sparren hervorgezogen und ihm geholfen, als mich der Major des dritten Bataillons anrief. „He," sagte er, während er aus einer Haustür heraustrat, „mein Sohn, verbinde mich auch einmal!" Er hielt mir seine rechte Hand hin, die von einer Kugel schlankweg durchlöchert war. Während ich sie verband, sagte der Major halblaut zu mir und zu sich selbst: „Solche Soldaten – verstehn Se, mit solchen Soldaten wird Deutschland siegen, ehe Muttern zu Hause von Schlachten träumt!" Er war sehr redselig, der alte Herr, wohl auch zum Teil darum, weil ihn die durchschossene Hand beim Verbinden arg schmerzen mußte. „Hagelwetter –," fuhr er fort, „heute nacht ist Lüttich unser! Verstehn Se: – – Lüttich! – – Herrgott! was hab ich für Draufgänger in meinem Bataillon! – Der Sturm bei Fléron!! Das hätte der Kaiser sehen müssen!! – Ich glaube, mein ganzes Bataillon bekäme Eiserne Kreuze! – – – Übrigens –" er sah mich schärfer an, „waren Sie es nicht, der mir vergangene Nacht den Namen des Helden sagte – wissen Se, den ich mit ner Meldung zurückschickte?! He?!" „Jawohl, Herr Major!" „Schön! Sehen Se, das war ein Mann – ein Held!" – er schrie es fast. – „Hagelwetter!! Mann!! schnüren Se mir die Binde nicht so fest!!" Ich hielt inne: „Zu Befehl, Herr Major! Ich mache Herrn Major aber darauf aufmerksam, daß die Binde leicht abrutschen kann!" Er grollte: „So! – so! – so! – leicht abrutschen wird –! Binden Sie se so, daß se nicht abrutschen wird!" „Zu Befehl, Herr Major!"

Die Unterredung, die mir Wort für Wort im Gedächtnis geblieben ist, geschah im dichtesten Kugelregen. Wenn ich heute daran denke, so kann ich mich nicht genug über die grenzenlose Kaltblütigkeit des Majors, von der ich natürlich sogleich angesteckt war, wundern.

Das Gefecht war mittlerweile schon weit vorgeschritten. Da wir noch Verstärkung bekommen hatten, so wurde der Straßenkampf immer schwächer, respektive er verschob sich immer mehr dem westlichen Ausgange des Dorfes zu. Am äußersten Rande des Ortes rafften sich die Belgier nochmal zu

einem tapferen Widerstande auf, der einen heftigen Kampf zur Folge hatte, der gegenwärtig tobte. Ich ging wieder durch die Straßen und erfüllte meine traurige Pflicht. Ich hatte mich mit meinem besten Kameraden, dem goldigen Rheinländer, vereinigt. Wir drangen in die brennenden Häuser ein und trafen fast in jedem einen oder mehrere Verwundete. Größtenteils Deutsche und meist alle schwer verwundet. Trotz ihrer furchtbaren Lage waren sie alle wunderbar gefaßt, eine Wahrnehmung, die ich allerwärts bei den deutschen Verwundeten machen konnte. Selbstverständlich kamen auch Ausnahmefälle vor. Aber mehr als einmal haben wir Schwerverwundete getroffen, die unsere Hilfe mit dem Bemerken ablehnten, ihnen sei doch nicht mehr zu helfen, wir sollten uns der Leichtverwundeten annehmen. Die Kameradschaftlichkeit war groß, übergroß.

Während wir den Verwundeten halfen, sprachen sie öfter von den Kämpfen. Im allgemeinen klagten sie darüber, daß sie von den Feinden stets hinterrücks angefallen worden seien. Die Verwundungen bestätigten das. Es waren erschreckend viel Rücken- und Seitenschüsse zu verzeichnen, außerdem sehr viel Hinterkopf- und Genickschüsse. Auch wurde Klage darüber geführt, daß sich Weiber und Mädchen in der hinterlistigsten Weise am Kampfe beteiligt hätten. Man erzählte mir die gemeinsten und bestialischsten Handlungen von den Frauen, die unmöglich von normalen, sondern zum mindesten von halbwahnsinnigen Frauenzimmern begangen sein konnten. Ich muß gestehen, daß ich zuerst solchen Erzählungen meiner Kameraden keinen ganzen Glauben schenken konnte. Bald darauf, als wir tiefer in den Ort eingedrungen waren, wurde jedoch mein Zweifel gänzlich zerstört, denn vor meinen Augen spielten sich die widrigsten Szenen ab.

Gegen Mitternacht war der Feind glücklich in die Stadt Lüttich zurückgeworfen, auf die alsdann der Sturmangriff vorbereitet wurde. Unsere Artillerie beschoß schon seit geraumer Zeit die erreichbaren Zitadellen und bereitete auf der ganzen Front den Sturm vor. Im Eifer unserer Arbeit hatten mein Kamerad und ich ganz vergessen, in entsprechender Nähe unseres Truppenteils zu bleiben. Wir wußten jedoch, in welcher Richtung unser Regiment vorgedrungen war, und begaben uns dahin. Wir mußten noch den ganzen Ort durchqueren, dessen Straßen stellenweise durch brennende Häuser stark gefährdet waren. In dem Dorfe selbst war es ganz still geworden. Es waren nur vereinzeltes Rufen, das Krachen von Balken und das herüberdringende Schlachtengetöse vernehmbar. Dazwischen klang das Stöhnen irgendeines Verwundeten, auch hin und wieder mal ein Ruf der in verschiedene Teile des Stadtinnern vorgedrungenen Sanitätskolonnen. Meinem Kameraden war es bald aufgefallen, daß die Leichen der deutschen Soldaten oft schreckliche Verstümmelungen aufwiesen. Er machte mich darauf aufmerksam, und ich betrachtete von da ab im Vorwärtseilen

die deutschen Toten genauer. Ich machte schließlich dieselbe Wahrnehmung. Die Verwundungen waren geradezu Verstümmelungen und konnten unmöglich von vorschriftsmäßig gebrauchten militärischen Waffen herrühren. Es lag klar auf der Hand, daß wir es mit Taten scheußlicher Franktireurs zu tun hatten und wir beschlossen, von nun ab mehr Augen auf die Einwohner des Ortes zu haben.

In einer der Seitenstraßen fanden wir einen deutschen Infanteristen, der noch schwache Lebenszeichen von sich gab. Vorsichtig legten wir den Verwundeten auf den Rücken und untersuchten ihn. Mehrere Kugeln waren ihm in den Unterleib gefahren und nach menschlichem Ermessen war sein Leben in kürzester Zeit dahin. Trotzdem legten wir ihm einige die Wunden verdeckende Kreuzverbände an. Bei der Behandlung schlug der Arme die Augen auf, staunte, flüsterte dann einige dankbare Worte und sank gleich darauf wieder halb ohnmächtig zurück. Als wir das Anlegen der Notverbände beendigt hatten, betteten wir den Mann an die Seite der Straße in der Hoffnung, der Ambulanzwagen würde ihn dort schon auffinden. Wir entfernten uns dann, hatten jedoch kaum einige Schritte zurückgelegt, als uns ein jämmerliches Geschrei des Verwundeten wieder zurückrief. Der Mann bat und flehte uns, vor Grausen erzitternd, an, ihn hier nicht liegen zu lassen, sondern ihn mitzunehmen, da die Straßen von Männern, Weibern und Kindern durchstreift würden, die jeden deutschen Verwundeten auf die furchtbarste Weise ums Leben brächten. Er sei vorhin nur durch Zufall dem gleichen Schicksal entgangen wie zahlreiche in derselben Straße liegende Kameraden, die von Männern und Weibern barbarisch zu Tode gemartert worden seien.

Wir waren von den Einzelheiten des Gehörten entsetzt und fanden kaum Worte, den fieberhaft Erregten zu beruhigen. Selbstverständlich hoben wir ihn auf, nahmen ihn auf unsere verschlungenen Arme und trugen ihn so in unserer Mitte davon. Im Vorwärtsschreiten fiel mir alsbald ein, daß wir in der in Frage kommenden Straße außer dem einen Verwundeten sonst nur Tote vorgefunden hatten, woraus zu schließen war, daß die Meuchelmörderbande furchtbar gehaust hatte. — Der Transport war mühsam. Wir stolperten öfter und hatten alle Mühe, den mit geschlossenen Augen, aber mit nun friedevollem Gesicht in unseren Armen liegenden Verwundeten vor einem Unfall zu behüten. Mein Kamerad hatte aufmerksame Blicke für die Umgebung. Es lagen erschreckend viel Tote auf den Straßen umher. Haufenweise. Solange wir den Infanteristen trugen, trafen wir überhaupt keine Verwundeten mehr an, statt dessen sahen wir sehr viel Leichen, die auf die himmelschreiendste Weise verstümmelt waren. Wir konnten wohl mehrere hundert Schritt glücklich vorwärts gekommen sein, als mein Kamerad plötzlich stehen blieb, mir das Wort „Franktireurs" zuraunte und zu-

gleich mit dem Kopf eine Bewegung machte, die andeutete, daß hinter meinem Rücken etwas vor sich ging. Ich sah mich um, und was ich dann erblickte, werde ich mein Lebenlang nicht wieder vergessen. In einer rauchdurchwebten Nebengasse sah ich mehrere Leute, Männer und Frauen und daneben ein paar Kinder. Stumm, aber äußerst geschäftig eilten sie auf einer Stelle hin und her. Zuerst konnte ich wegen des starken Rauches nicht sehen, was sie eigentlich betrieben. Als sich meine Augen aber an den Rauch gewöhnt hatten und ihn durchdringen konnten, da erkannte ich das Furchtbare: Die Bande dort hatte deutsche Verwundete unter ihren Händen . . . Ich hatte sogleich die Lage erfaßt und raunte meinem Kameraden die Worte zu: „Heranpirschen! – Niederschießen!" Der Rheinländer verstand. Rasch betteten wir den Verwundeten auf die Erde, sagten ihm, wir kämen sofort wieder und schlichen uns schußbereit in die Nebengasse ein, wo wir uns möglichst unbemerkt an die viehische Gesellschaft heranpirschen wollten, um sie dann alle samt und sonders mit sicheren Schüssen niederzuknallen. Auf zwanzig Schritt waren wir unbemerkt herangekommen, da gewahrte uns einer der Männer. Ich war sofort bereit, nahm ihn aufs Korn, drückte los und schoß ihn nieder. Mein Kamerad war nicht minder rasch gewesen und erschoß fast mit mir zugleich einen zweiten Mann, während der letzte unter unsern gemeinsamen Schüssen fiel. Außer diesen drei Männern waren noch zwei Weiber anwesend, die wir im nächsten Augenblick ergreifen und gefangen nehmen konnten. Unsere ersten Blicke galten den gemarterten Kameraden. Wir standen bei dem, was wir sahen und was ich nicht beschreiben kann, wie erstarrt – von Grauen durchrüttelt – betäubt. Da fiel mein Blick auf die entmenschten Weiber. Sie waren von fremdem Blut von oben bis unten überströmt und beschmutzt. Grauenvoll sahen sie aus. Das Haar hing ihnen gelöst und zerzaust um den Kopf, die Kleider bestanden nur noch aus Fetzen und zeigten den Körper halb entblößt. Als ich das von mir festgehaltene Weib anschaute, lachte es wie teuflisch, grinste wie wahnsinnig. Da überkam mich eine Wut, eine gräßliche, dumpfe, die mir die Sinne raubte. Ich weiß noch, wie ich das Weib am Halse umklammerte, wie ich es würgte, und kam nicht eher wieder zu klaren Sinnen, als bis ich neben mir einen Schuß fallen hörte, als bis ich aufsprang und beide Weiber tot am Boden liegen sah. Ich hatte gewürgt, der andere geschossen.

Die Kameraden nahmen wir von der Wand. Der eine war tot, die beiden andern bewußtlos, aber das Herz schlug ihnen noch in ganz matten, matten Zügen. Wir legten sie nebeneinander, deckten sie zu, und als wir damit fertig waren, standen auch ihre Herzen still.

Nur dies eine schreckliche Erlebnis wollte ich niederschreiben. Ich könnte noch mehrere erzählen. Ich könnte Bände damit füllen. Doch die Toten sind

tot, die Mörder gerichtet. Die Verruchten sind gestraft, wenn die Unsern auch manchmal Milde walten ließen, besonders den Frauen gegenüber, obwohl sie grad die schlimmsten waren. Es waren viel schwangere unter ihnen. — Ich will weiter nicht über diese Vorgänge urteilen, ich will sie auch nicht nach ihren Ursachen untersuchen. Das eine steht ja jedenfalls fest, daß ein deutscher Mann oder eine deutsche Frau derartige Scheußlichkeiten nicht verüben können. Auch dann nicht, wenn sie von öffentlichen Stellen aufgehetzt würden, wie es in Belgien geschehen ist. Dies Volk ist aufgehetzt worden, und wer den Charakter eines Romanen kennt, weiß, welche Folgen eine solche Aufhetzung haben mußte. Die Chauvinistenpresse hat viel verschuldet. Ich sah in einem belgischen Hause (Wirtshause) das Beiblatt einer Zeitung* liegen, die ein Beispiel für die ungemein gefährliche Weise liefert, in der die Chauvinistenpresse gewirkt hat. Auf der ersten Seite des Beiblattes stand oben quer drüber in sensationeller Mache: „Grausamkeiten der deutschen Barbaren!" und darunter als Untertitel: „Belgier, rächt euch!!" In dem dann folgenden Artikel wurde mitgeteilt, die Deutschen hätten bei ihrem Einmarsch in Belgien die furchtbarsten Schandtaten begangen. Sie hätten Kinder gemordet, den Müttern die Säuglinge an den Brüsten weggerissen, sie auf die Bajonette gespießt und im Wachtfeuer „gebraten". Mit besonderer Vorliebe sei allen schwangeren Frauen der Leib aufgeschlitzt worden; allen übrigen Frauen und Mädchen hätten die Deutschen Gewalt angetan. Das Blatt schrieb, diese Nachrichten seien dem französischen „Matin" entnommen, und es schloß seinen Artikel mit der Aufforderung an alle belgische Männer, Frauen und Kinder, die Grausamkeiten würdig zu rächen. — Es ist klar, daß solche, speziell solche Artikel das leicht erregbare romanische Blut in Wallung bringen und zu den begangenen blutigen Morden hinreißen konnten.

Als wir die ruchlose Bande gestraft hatten, gingen wir zu unserm Verwundeten zurück. Er lag noch da, wie wir ihn verlassen hatten. Beim Aufheben gewahrten wir, daß er inzwischen sanft verschieden war. Wir legten ihn zu den anderen Toten und deckten einen Mantel über ihn.

Langsam gingen wir weiter. Ich muß gestehen, daß mich die letzten Vorkommnisse übel mitgenommen hatten. Die Erregung wollte sich gar nicht bei mir legen. An einer der nächsten Straßenecken trafen wir Patrouillen. Auf unsere Frage erzählte man uns, daß sie wegen der in diesem Orte zahlreich aufgetretenen Franktireure und ähnlicher Elemente Patrouille gehen müßten. Es sei „von oben herab" der Befehl gekommen, den Ort in Brand zu schießen, sobald die Verwundeten geborgen seien. Das war mir wie eine Genugtuung.

Kurz nach Mitternacht stießen wir zufällig wieder auf unsern Truppen-

* „L'Revue" oder so ähnlich, wahrscheinlich ein kleines Provinzblatt.

teil. Wir hatten unterwegs sehr viel Verwundete angetroffen und wurden dadurch aufgehalten. Der Angriff auf Lüttich war schon im Gange. Ein Offizier teilte uns auf Befragen über den Stand des Kampfes mit, daß die meisten Forts schon gefallen seien, nur einige südwestlich-westliche seien noch im Besitz des Feindes. Im Südosten werde auf dem Lüttich vorgebauten Terrain noch stark gekämpft, während im Norden-Nordosten alles Terrain bis an die Wälle vor Lüttich in deutschen Händen sei. Im Norden seien die Deutschen bereits in die Stadt eingedrungen, während unsere Stellungen (Nordosten) gleich energischer vorgehen würden. Die Artillerie beschoß noch die Zitadellen.

Als wir bei den Kameraden ankamen, herrschte dort freudige Aufregung. Man sprach vom „Zeppelin" und vom „Bombenwerfen", riß gehörige Witze über die Belgier und schien sich sehr zu freuen. Ich redete einen Gefreiten an und fragte ihn, was denn mit Zeppelin los sei. Er guckte mich groß an, lachte und fragte dann, ob ich denn „Zeppelin VI" nicht gesehen hätte. – „Wo?" – „Ja, er hat doch Bomben auf Lüttich geworfen!" – „Wann?!" – „Heut nacht!" – „So" – und dann ließ ich mir erzählen, was der Zeppelin vollbracht hatte. Zwischen elf und zwölf Uhr war plötzlich – sich durch das bekannte Surren anzeigend – ein Zeppelin-Luftschiff am nächtlichen Himmel erschienen. Aller Augen hatten sich sogleich nach oben gerichtet und bald bemerkt, daß das Schiff seinen Kurs direkt auf Lüttich nahm. Als es dann über einem Fort gewesen war, hatte es plötzlich „seine" Scheinwerfer – ich fragte: „Wie viele?", darauf die Antwort: „O ne ganze Menge!" – spielen lassen und eine Bombe auf das Fort geworfen, die mit einem furchtbaren Krach krepiert sei. Die Explosionsflammen seien riesenhoch zum Himmel emporgeschlagen. Zeppelin sei dann sogleich weitergefahren und habe noch mehrere Bomben geworfen, „im ganzen wohl so dreizehn- bis fünfzehnmal!" Nachher hätte ein Offizier gesagt, das sei „Z. VI" gewesen.

Ich wunderte mich, daß ich den Luftkreuzer nicht bemerkt und ebensowenig die nach der Erzählung ungewöhnlich heftigen Detonationen gehört hatte. Es ist mir heute noch nicht erklärlich, wie mir der interessante Vorgang entgehen konnte. Wahrscheinlich trug die große Erregung über die Mordbuben dazu bei und außerdem die Gleichgültigkeit gegenüber allem Schrecklichen, die einem auf dem Schlachtfelde sehr bald eingeimpft wird. Auch mein treuer Kamerad, der Rheinländer, hatte nichts vom Zeppelin gesehen noch gehört.

Ich war sehr müde und setzte mich – da unsere Kolonne noch in Reservestellung gehalten – abseits auf einen Steinhaufen. Der Kampf war in vollem Gange, über unsere Köpfe hinweg flogen die Geschosse, im Kreise herum platzten die Granaten und in den Lüften krepierten die

Schrapnelle. Rings umher erscholl schreckliches Getöse, lautes Rufen, wildes Schreien. In der Ferne klang das Getrappel von Pferden, das ratternde Gerassel fahrender Kanonen. Und in der Nähe schlich sich das todmüde Seufzen eines Verwundeten dazwischen, lachte durch das Getöse das röchelnde Wiehern irgendeines verendenden Pferdes. Und vor mir und neben mir lagerten die Kameraden, sie lachten und plauderten, und wenn mal einer nicht mehr recht mitwollte oder mitkonnte, so waren gleich zwei andere da, die über irgend etwas eine Unterhaltung mit ihm anknüpften, auf die er wohl oder übel eingehen mußte. Denn alle wußten es, daß es für den Soldaten nichts Schlimmeres gibt, als wenn er auf dem Schlachtfelde an die Heimat denkt. Trotzdem es die zweite Nacht war, in der unser Regiment keinen Schlaf bekommen hatte, war die Stimmung unter den Truppen vorzüglich. Es war nirgends eine Spur von Müdigkeit (außer bei mir) zu bemerken, man brannte vielmehr darauf, aus der abwartenden Reservestellung in den Sturm eingreifen zu dürfen. Der Regimentskommandeur stand im Kreise seiner Offiziere hinter der Front. Er war etwas verletzt und trug den linken Oberarm leicht verbunden. Es fehlten schon einige der Offiziere. Manches bekannte Gesicht war nicht mehr darunter.

Ich überließ mich wenige Augenblicke lieben Gedanken und dachte an die Heimat, an die Eltern, an die Braut. Auf einmal stand der Rheinländer neben mir, klopfte mir auf die Schulter und meinte, es sei gut, wenn wir einmal das nächste Gefechtsfeld absuchten, vielleicht könnten wir noch manchem helfen. Ich sprang auf und schämte mich fast, daß ich für eine Zeit meine Pflicht vergessen hatte. Der Rheinländer hatte neuen Verbandstoff erwischt und gab mir welchen ab. Dann begaben wir uns auf das hinter uns liegende Schlachtfeld, ließen die Dörfer und Ansiedlungen links liegen und suchten das freie Feld auf. Langsam erklommen wir eine Anhöhe, in deren Mitte sich uns ein wüster Anblick bot. Ein deutsches Geschütz lag aufeinandergefahren und überstürzt völlig zerstört in einer plötzlichen Talsenkung des Abhanges. Als wir näher traten, sahen wir, daß zwischen die Geschützteile zwei Artilleristen eingeklemmt und vollständig zerquetscht waren. Sie waren tot und bereits gänzlich erkaltet, woraus wir schlossen, daß das Unglück schon vor geraumer Zeit passiert sein mußte. Denn um ein Unglück handelte es sich auf jeden Fall. Wahrscheinlich war das Fahrzeug im Galopp die verhältnismäßig steile Anhöhe heruntergefahren. Als es die Talsenkung in dem Abhange passierte, verlangsamte sich naturgemäß die Geschwindigkeit des Vorderfahrgestells, wenn auch nicht sehr bedeutend, so doch immerhin so stark, daß das noch in voller Fahrtgeschwindigkeit dahinsausende Hintergestell notwendigerweise auf das Vordergestell auffahren mußte. Dabei hatten die Kanoniere den Tod

gefunden, während vielleicht noch mehrere verletzt sein konnten. Aus den Verletzungen der beiden tödlich verunglückten Artilleristen konnte man schließen, daß sie den sofortigen Tod zur Folge gehabt hatten. Das Geschütz hatte man, da es gänzlich unbrauchbar geworden war, liegen gelassen und die Pferde abgespannt.

Auf dem Rücken der Anhöhe angelangt, konnten wir eine weite Strecke des Kampffeldes überblicken. Als erstes fielen uns selbstverständlich die brennenden Dörfer und Gehöfte ringsumher in die Augen, die mit ihrem Flammenschein in der mondhellen Nacht weithin sichtbar waren. Unwillkürlich suchten meine Augen den Ort, in dem wir vorhin die schrecklichen Szenen menschlicher Bestialität erlebt hatten und der dem Untergang geweiht war. Das Dorf brannte noch nicht, abgesehen von vereinzelten Häusern, die während des Kampfes angezündet oder von Granaten in Brand geschossen worden waren. Die Brandwirkung der deutschen Granaten war übrigens sehr erheblich, oft genügte nur ein Schuß, um gleich mehrere Häuser eines Ortes in Brand zu stecken.

Mein Kamerad, der lustige Rheinländer, war einige Schritte vorgetreten, und während er auf das vor uns liegende Feld zeigte, sagte er: „Schau her, drüben liegen Tote oder Verwundete!" Ich ließ meine Blicke schärfer über das Feld schweifen und bemerkte dann auch mit meinen schwachsehenden Augen, daß über die ganze Sichtfläche zerstreut Tote und Verwundete lagen, die sich wie kleine schwarze Erdhaufen von der mattgrauen Erdfläche abhoben und dadurch weithin kenntlich waren. Rasch stiegen wir den Hügel hinab. Es war aber auch höchste Zeit, denn kaum hatten wir uns ungefähr zehn Schritte von dem eben von uns innegehabten Standort entfernt, als in dessen unmittelbarer Nähe von irgendwoher eine Granate einschlug, krepierte und uns mit Eisenstücken und aufgeworfener Erde beschüttete. Glücklicherweise sausten die Granatsplitter an uns vorbei und der Regen von Rasenstücken und Erdkrumen tat nicht weh. Der Vorgang ließ uns kalt, wie überhaupt das ganze höllische Schlachtengetöse, mochte es der grauenerregende Kanonendonner, mochte es das haarsträubende Sausen der zentnerschweren Geschosse aus unsern 21- und 42-Mörsern sein, oder die ohrenbetäubenden Detonationen, mit denen diese Riesengeschosse drüben beim Feinde einschlugen — das ganze wilde Schlachtengetöse berührte uns nicht, es war uns — um das derbe aber einzig wahre Wort eines Kameraden zu gebrauchen „völlig wurscht!" Das nebenbei!

Das Gelände bei Lüttich ist, wie schon bemerkt, sehr wellig. So kam es, daß wir erst nach mehrmaligem Aufundabsteigen das freie Feld vor uns liegen sahen, aus dem sogleich wieder die ominösen unheimlichen Feuersbrünste auftauchten, und die länglichen schwarzen Punkte — die Gefallenen. Hin und wieder schlugen noch Granaten ein. Sie kamen von Lüttich her-

über und rührten demnach von den Belgiern her. Der Zweck der Schießerei war uns nicht recht ersichtlich, denn die deutschen Stellungen befanden sich doch schon nahe vor den Wällen von Lüttich. Es war überhaupt das Zeichen der belgischen Artillerie, in dem sie bei Lüttich stand: Immer blind drauf losschießen!

Wir gingen in das offene Feld hinein und kamen zunächst an einen kleinen von Buschweiden begrenzten Bach. Der Rasen dämpfte unsere Schritte und wir gingen lautlos dahin. „Oh grand malheur!“ klang es plötzlich seufzend an unser Ohr, so daß wir horchend stehen blieben, „Oh Madeleine — grand malheur — — oh — —“. Gleichzeitig regte es sich einige zehn Schritte von uns entfernt in den Weiden diesseits am Bachrande, und wieder klagte dieselbe Stimme: „Oh grand malheur — — oh Madeleine — —“ bis sie plötzlich in einem kurzen Schrei brach, der ein halbes Stöhnen und ein halbes Schluchzen war. „Ein Franzose!“ sagte mein Kamerad leise. „Nein — ein Belgier!“ fügte ich hinzu, „laß uns sehen.“ Wir gingen der Stelle näher. Vorsichtshalber nahm ich meinen Revolver in die Hand, denn man konnte immerhin nicht wissen, um was es sich handelte. Je näher wir der Stelle kamen, desto vernehmbarer wurde das knickende brechende Geräusch in den Weiden und desto deutlicher ein dumpfes schmerzliches Stöhnen. Es war sicher ein Verwundeter. Als wir nahe heran waren, blieb ich stehen und rief: „Wer da?!“ Gleich verstummte das Stöhnen, alles wurde totenstill. Eben hatte ich deutsch gesprochen und fuhr nun auf französisch fort: „Ist jemand dort?! — Ein Belgier?! — Verwundet? — Wir sind deutsche Sanitätspersonen und keine Feinde!“ Keine Antwort. Da bog der Rheinländer die Weiden kurzerhand auseinander und vor uns lag am äußersten Rande des Ufers ein verwundeter belgischer Soldat. Er hielt beide Hände in das klare rieselnde Wasser; die Hände waren, wie wir gleich darauf sahen, furchtbar zerschossen und mußten dem Armen grausam brennen, so daß er sicher um der Kühlung willen das Wasser aufgesucht hatte. Als der Verwundete merkte, daß wir ihn entdeckt hatten, bog er mit scheuem Ducken den Kopf zu uns herüber und in seinen Augen schimmerte die dunkle Angst. Er hatte wahrscheinlich gleich den Revolver in meiner Hand erblickt, denn er hob, noch ehe wir etwas sagen konnten, flehentlich die zerschossenen Hände empor und bat zitternd: „Oh pardon — pardon — brav prussiens — brav prussiens — pardon!“ Ich steckte den Revolver rasch ein und kniete bei dem Geängstigten nieder: „Beruhigen Sie sich, mein Kamerad. Wir sind deutsche Sanitätssoldaten und wollen Ihnen helfen.“ Das schien ihm etwas nie Vermutetes. In seinen Augen leuchtete es dankbar auf und ebenso flüsterte er: „Brav prussiens — brav prussiens — oh brav — .“ Ich beruhigte ihn nochmal und dann hoben wir ihn auf, trugen ihn auf

den Rasen und legten ihn dort nieder, wo er uns mit einem schmerzlichen Lächeln seine Wunden zeigte. Erst die beiden Hände. Sie waren übel zugerichtet, total zerschossen, mit geronnenem Blute über und über verklebt, aus dem die zersplitterten Knochen hervorsahen. Die andern Wunden an dem heftig mitgenommenen Körper waren uns mittlerweile selbst aufgefallen. Über die Stirn hin zog sich eine tiefe blutrünstige Rinne, die von einem Streifschuß herrührte, den Stirnknochen verletzt hatte und stellenweise noch blutete. In diesem Falle konnten wir dem Bedauernswerten helfen, während wir uns an die zerschossenen Hände nicht heranwagen durften. Während ich dem Belgier dies sagte, holte der Rheinländer aus dem Bache Wasser, um die Stirnwunde auszuwaschen. Dabei untersuchte ich die andern Wunden. Die linke Schulter war von zwei Schüssen gestreift worden. Die hinterlassenen Verletzungen waren nicht bedeutend, obwohl sie noch bluteten. Schließlich war dem Armen noch eine Kugel in den Oberschenkel des rechten Beines gefahren und drin stecken geblieben. Außer den zerschossenen Händen konnten wir alle Verwundungen in Behandlung nehmen, was wir auch sogleich taten, da noch weit und breit keine Sanitätskolonne oder ein Ambulanzwagen zu sehen war. Bei dem Verbinden der Schulterschüsse fiel mir auf, daß wir es in dem Kranken mit einem Offizier zu tun hatten. Ich fragte gelegentlich nach dem Grade und erfuhr, daß er Hauptmann war, Franzose von Geburt, auch Angehöriger der französischen Armee, jedoch war er vor einem Jahre der belgischen Armee als Armeeinstruktor zugeteilt worden. Während er mir das erzählte, sah ich im Hintergrund des Feldes kleine Lichter auftauchen, die scheinbar von Ambulanzen herrührten. Ich machte den Verwundeten darauf aufmerksam und sagte ihm, daß er bald in ein Lazarett käme. Er lächelte sein liebenswürdiges Lächeln und flüsterte einmal ums andre: „oh grand malheur — — brav prussiens — —.“ Nach und nach wurden seine Worte immer matter, und als wir ihn verbunden hatten, war er trotz der heftigen Schmerzen eingeschlafen. Er hatte sicherlich mehrere Nächte nicht mehr geschlafen und mußte sehr müde sein. Als wir mit dem Verbinden fertig waren, nahmen wir den Mantel des Schlafenden und deckten ihn behutsam zu. Dann gingen wir über den Bach. Nach wenigen Schritten trafen wir einen jungen belgischen Infanteristen. Ein Granatsplitter hatte ihm den Leib aufgerissen. Als er uns wahrnahm, hob er die Arme und lallte ein paar gebrochene Worte. Wir gingen zu ihm hin und sahen gleich, daß wir einen Sterbenden vor uns hatten. Zunächst erquickten wir ihn aus unserer Feldflasche, und nachdem wir ihn sorgfältig hingebettet hatten, gingen wir weiter, da ein Versuch der Rettung nur nutzlose Quälerei gewesen wäre. Bald trafen wir auf mehr Verwundete und trennten uns deshalb auf eine gewisse Entfernung. Ich half zunächst zwei deutschen Verwundeten, beide

stramme Hannoveraner. Der eine hatte einen Beinschuß, der andere einen Kopfschuß und einen Brustschuß. Sie lagen nebeneinander und der Leichtverwundete hatte sich des Schwerverwundeten so sorgsam angenommen, daß es geradezu rührend war, sie nebeneinander liegen zu sehen. Dann traf ich einen deutschen Unteroffizier. Er war schwerverletzt und stöhnte laut, sich vor Schmerzen auf der Erde windend. Ich versuchte, ihn bequem hinzulegen, was jedoch nutzlos war, da er sich sogleich wieder hin und her warf. Er mußte schrecklich leiden. Ich konnte weiter nichts tun, als ihn erquicken. Einige Schritte von ihm lag ein belgischer Offizier, ein Leutnant. Auch er war schwerverwundet; sein Bauch war wie von Kugeln gespickt. Scheinbar war er in die Feuerlinie eines Maschinengewehrs geraten. Mit entgeistertem Gesicht lag er da, seine blutlosen Lippen bewegten sich, als wenn er spräche, und als ich bei ihm niederkniete, hörte ich, wie er mit seiner schwachen sterbenden Stimme kommandierte: „Stand halten! — — — Schießt sie nieder! — — — die Mörder — die Verbrecher —! — — — Laßt sie ran kommen! — — — Zerschlagt ihnen die Schnauze — — — den deutschen Teufeln! — — — Ha — — oh — — du feiger Hund — — — wirst du schießen — — — Wo ist der Hauptmann? — — — oh — — oh — — — Feuer — — Feuer — —." Ich hob den Kopf des Phantasierenden, netzte ihm die trockenen Lippen und gab ihm zu trinken. Mehr konnte ich nicht tun, sein Tod stand unmittelbar bevor. Ich legte seinen Kopf auf einen Mantel und ging dann weiter. Als ich später nochmal an der Stelle vorbeikam, lebte der Arme zu meiner Verwunderung noch und wälzte sich infolge der heftigen Schmerzen zusammengekrümmt auf dem Erdboden hin und her. Ich gab ihm wieder zu trinken und als ich sein Haupt sinken ließ, starb er endlich. Der deutsche Unteroffizier war bereits tot und teilweise erkaltet.

Ich erlebte dann noch mehrere nennenswerte Episoden. So traf ich einen deutschen Husaren, der ebenfalls in den letzten Zügen lag. Er war jedoch bei vollem Bewußtsein und nahm meine Labung dankend an. Als ich seine Wunden untersuchen wollte, wehrte er lächelnd ab und sagte, das sei nutzlos. Ich tat es trotzdem, bemerkte aber bald, daß er recht hatte. Abgesehen von seiner Verletzung (Leibwunde), die auch unter dem gewiegtesten Arzt keine Rettung zugelassen hätte, waren seine Hände, Füße und Beine bereits erkaltet, sein Atem ging schwer und röchelnd, die Lider sanken ihm zu und dazu durchschüttelte seinen Körper ein schreckliches Kältefieber. Ich deckte ihn zu und wollte ihm zu trinken geben. Er wehrte ab. „Andern!" flüsterte er und winkte mit der Hand, ich solle weitergehen zu den andern Verwundeten. Ich erhob mich, da schien sich der Sterbende auf etwas zu besinnen. Er suchte in der Tasche seines feldgrauen Rockes, kramte mühsam ein paar Papiere hervor und drückte mir

zwei Briefe mit der Bitte in die Hand, sie bei der nächsten Gelegenheit der Post zu übergeben. Und leise fügte er hinzu, der eine sei an die Eltern, der andere an die Braut, ich möchte ja nicht vergessen, sie der Post zu übergeben. Der schlichte, wunderbar klare und gefaßte Ton, mit dem der Sterbende mir seine Bitte vortrug, griff mir mächtig ans Herz, und ich nahm seine Hand und drückte sie stumm. Dann ging ich weiter.

Die Ambulanzen kamen nach und nach näher und ich entschloß mich, wieder an die Front zurückzugehen. Ich hörte vordem noch von einer bekannten Ambulanz, es seien bereits mehrere Verwundete eingeliefert worden, die vollständig ausgeraubt waren, viele sogar mit abgeschnittenen Ringfingern. Daraus ging hervor, daß auch bereits Schlachtfeldhyänen tätig waren.

Auf dem Rückweg nach der Front traf ich wieder mit dem Rheinländer zusammen. Er erzählte mir, daß er einen Kampf mit Marodeuren gehabt habe, bei dem er einen hatte töten können, während zwei andere geflüchtet waren. Eine Kugel hatte ihm den kleinen Finger der linken Hand glatt abgeschlagen, doch er machte sich nichts daraus.

Der Kampf um Lüttich wurde für die Deutschen immer erfolgreicher. Sie waren von allen Frontseiten bereits in die Stadt eingedrungen. Gegen drei Uhr wurde auch unser Regiment aus seiner Reservestellung herausgenommen und in Sturmformationen auf eine noch nicht genommene belgische Zitadellenbefestigung vorgeschickt, die sich tapfer verteidigte. Nach einhalbstündigem zum Teil recht mörderischen Kampf war das Regiment siegreich.

Die deutschen Truppen drangen stürmisch vor. Es gab für sie kein Hindernis, kein Zurück. Vorwärts, nur vorwärts war die Parole. Die Offiziere waren immer weit voran und die Mannschaften wetteiferten, die Offiziere im Mut womöglich noch zu übertrumpfen. Der Geist war vorzüglich. Als sich eine Reservekolonne zum Sturm anschickte, hörte ich, wie ein Oberleutnant zu den Seinen sagte: „Leute, wer den ersten lebendigen Belgier fängt, darf sich von ihm die Stiefel putzen lassen." Alle lachten, die ganze Kompanie lachte, und mit Lachen gings in den Kugelregen hinein.

Der Sturm kostete noch mal viel Tote und Verwundete. Stellenweise lagen die Toten aufgehäuft. Die Belgier hatten im Verhältnis mehr Tote als Verwundete, während es bei den Deutschen umgekehrt war.

Am Freitag, den 7. August, morgens gegen neun Uhr, war Lüttich vollständig in unsern Händen. Abgesehen von einigen Forts im Westen, deren letztes am Samstag, den 15. August, morgens, fiel.

Das war ein stiller und lauter Jubel, als die Kunde vom völligen Sieg durch die Reihen der Deutschen ging. Einer sagte es dem andern, freudig, erbebend. Die Verwundeten richteten sich auf, winkten einander zu und

strahlten vor Freude. Die Sterbenden hoben die Hände und versuchten, auf irgendeine Weise bemerkbar zu machen, daß auch sie sich freuten. Ich habe ergreifende Szenen gesehen. Die Sanitäten hatten noch den ganzen Tag zu tun. Es gab viel zu tun, sehr viel. Und die Arbeit war traurig, bitter traurig. Von all den jungen Menschen, die man noch vor Stunden so frisch und gesund gesehen, lagen nun so viele tot oder verwundet auf den Wällen von Lüttich, auf den Glacis, auf den Straßen. Es war bitter.

Am Mittag fand ich meinen liebsten und treusten Kameraden, den Rheinländer. Er war tot; kalt und starr lag er an der Seite einer Straße. Eine Kugel in den Hinterkopf – scheinbar von meuchelmörderischer Hand abgefeuert – hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Ich drückte ihm die Augen zu und wurde allem Toten, allem Blutigen gegenüber noch gleichgültiger, als ich es ohnehin schon war. Spät am Nachmittage traf ich einen Verwundeten, der mir von einer merkwürdigen Kampfesart erzählte, die mehrfach von Lütticher Frauen gegenüber den deutschen Soldaten angewandt worden war. Die hinterlistigen Frauenzimmer hatten aus den Fenstern oberer Stockwerke auf die Anstürmenden kochendes Wasser gegossen. Glücklicherweise nicht immer mit dem gewünschten Erfolg. Soviel wie möglich waren sie entsprechend bestraft worden. Meinem Gewährsmann war die linke Schulter und der linke Arm verbrüht. Im übrigen wurden mir im Laufe des Tages noch unzählige Taten bekannt, die belgische Männer und Frauen an unseren Verwundeten verübt hatten und die die von mir geschilderten teilweise noch an Grausamkeit übertrafen.

Vom Vormittag an begann der Abtransport der Toten. Die Truppen, die dazu abkommandiert waren, holten sich die Lütticher Bürger herbei, die wohl oder übel helfen mußten. Die meisten taten es auch gutwillig, einige weigerten sich und mußten gezwungen werden, wieder andere suchten der traurigen Arbeit zu entgehen, indem sie sich versteckten. Ob ihnen der Zweck gelang, weiß ich nicht, sobald aber irgendein Mann untätig angetroffen wurde, mußte er mit zugreifen, ob er wollte oder nicht.

Als es Abend wurde, hatte ich endlich Ruhe. Ich kam in ein großes Haus ins Quartier, wo bereits viele Kameraden anwesend waren. Die meisten schliefen. Andere waren grad am Speisen. Man bot auch mir etwas an, doch ich konnte nichts herunterkriegen. Ich war sehr müde, und als ich eine Lagerstätte gefunden hatte – eine Matratze mit Decke – warf ich mich drauf, streckte meine Glieder mal recht aus und schlief ein. Am andern Morgen neun Uhr wurden wir geweckt. Wir mußten zum Appell antreten. Er dauerte nur ganz kurz. Nach dem Feststellen der Anwesenden wurde uns mitgeteilt, daß der Kaiser – „Willem" hieß er im vertrauten Kreise, „Willem" – dem kommandierenden General v. Emmich den Orden Pour le mérite verliehen habe und daß diese Verleihung eine

Auszeichnung aller Sturmkolonnen sei. Sodann kündigte man uns einige Verhaltungsmaßregeln an, kurz, es wurde alles wieder in Reihe und Ordnung gegebracht. Der Sonnabend war für die meisten Soldaten ein Ruhetag. Wohl donnerten vor den noch nicht zu Fall gebrachten Forts die Geschütze, doch das Gros der Truppen durfte sich ausruhen. Zunächst wurde der Tag dazu benutzt, die Montur wieder in Ordnung zu bringen. Es tat auch teilweise recht not. Andere erledigten „Privatsachen", soweit es im Kriege überhaupt Privatsachen zu erledigen gibt. Wieder andere schliefen, was auch gar nicht zu verachten war. Etliche besahen sich Lüttich, soweit das von den Kommandostellen gestattet werden konnte. Die Lütticher Bevölkerung trug im allgemeinen ein Gefühlsgemisch zur Schau, wie es böswillige Hunde zeigen, wenn sie gezüchtigt worden sind.

Was meine wenige Persönlichkeit anbelangt, so habe ich geschlafen. Von Mittag bis abends sechs Uhr. Darnach ging ich „etwas in die Stadt". Mein Quartier war eine Schule und lag im Zentrum von Lüttich. Ich durchstreifte die Hauptstraßen, bewunderte den schönen Theaterplatz, der leider etwas unter den deutschen Granaten gelitten hatte, und kam mir in meiner unbehinderten Neugierde vor wie ein Gläubiger, der das ihm durch die Macht der Verhältnisse zugefallene Besitztum eines Schuldners nach dem Werte prüft und dabei resümiert, ob es wirklich der hingegebenen Kostbarkeiten wert ist. Der Theaterbau selbst hatte nicht gelitten, abgesehen von einigen unbedeutenden Beschädigungen. Ich ging dann wieder dieselbe Straße zurück und nahm mir vor, wenn möglich, morgen vormittag eins der gefallenen Forts zu besuchen. Glücklicherweise lief mir alsbald mein Hauptmann in den Weg und fragte mich im Vorbeigehen, wie es gute Leute tun, ob ich noch lebe. Ich bejahte natürlich, nahm aber auch die Gelegenheit wahr, den Hauptmann zu fragen, ob es gestattet sei, eins der eroberten Forts zu besuchen. Er hatte es scheinbar eilig und nickte mir zu: „Jaja! – Hingehen! – Von Franktireuren nicht totschießen lassen! – Anordnungen vom Posten befolgen! – Jaja!" und vorbei war er. Nach diesen Eröffnungen war ich ebenso klug wie vorher, denn ich hatte erwartet, daß der Hauptmann in seiner leutseligen Art bei mir stehen bleiben, mir auf die Schulter klopfen und dabei sagen würde: „Ah – passen Se auf: Nach dem und dem Fort müssen Se gehen! – Da gibt es das und das zu sehen –" usw. Etwas eigentümlich berührte mich auch der Rat, mich nicht von Franktireuren totschießen zu lassen. Trotzdem beschloß ich, morgen das erste beste Fort aufzusuchen, denn ich hatte staunenswerte Dinge von unseren Artilleristen erzählen hören, die sie vollbracht haben wollten. Im Weitergehen fiel mir ein etwas tragikomisches Bild auf. Ein belgischer Staatsbürger jüdischer Nation, seines Zeichens ehrsamer Lebenswarenhändler, war, um sich das Zutrauen der Deutschen

zu erwerben, auf den Gedanken gekommen, seine Ungefährlichkeit durch öffentlichen Anschlag kundzutun. Mitten unter dem Firmenschilde „François Abramson" prangte schwarz auf weißer Leinwand in deutscher Schrift: „Freundlig gesint. — Nicht schiesen!" Das Vorbild hatte bald Schule gemacht. Am selben Abend und noch mehr am andern Tage bekam ich noch mehrere solcher Schilder mit ähnlichen Aufschriften zu Gesicht.

An einer der nächsten Straßenecken traf ich einen belgischen Bürger, die selten oder gar nicht auf der Straße zu sehen waren. Er grüßte devot mit französisch akzentuiertem Deutsch: „Guten Abend, mein Herr Soldat!" Ich blieb stehen, denn ich wollte mir nicht die Gelegenheit entgehen lassen, mit einem Einwohner aus Lüttich zu sprechen, um ein Bild von der herrschenden Lage zu bekommen. Ich grüßte auf französisch zurück und fragte dabei: „Haben Sie Eile?" „Nein nein nein — niemals!" war die hastige Antwort, nun ebenfalls auf französisch gegeben. „Schon — wie gefallen wir Deutsche Ihnen denn?" Ich hätte die Frage nicht stellen sollen, denn wie ich sah, konnte der Mann nicht die passende, seinen Gefühlswallungen und der gegenwärtigen Lage zugleich gerecht werdende Antwort finden. Um ihn der Antwort zu entheben fuhr ich fort: „Sie haben wohl furchtbare Tage verlebt während der Beschießung?!" „O furchtbare! furchtbare!" „Soso, hatten die Lütticher denn Hoffnung, die Festung würde sich halten?" „Ja — solange die deutschen Ulanen nicht da waren." „Was für Ulanen?" „Die Ulanen, die in die Stadt brachen!" Ich mußte lachen. Ich hatte schon gehört, daß die Belgier ganz unübertreffliche Angst hatten vor den deutschen Ulanen, die sie nach ihren Äußerungen als die leibhaftigen Gottseibeiuns vermuteten. Selbstverständlich waren es jedoch nicht nur Ulanen, die ihnen Schreck einjagten, sondern auch andere Reiter oder vielmehr alle deutschen Reiter. Nach den Äußerungen des vor mir stehenden Lüttichers mußten es ja „Ulanen" gewesen sein, die als erste in die Stadt drangen, was doch schwerlich sein konnte. Ich nahm deshalb an, daß der deutsche Soldat in Lüttich schlechtweg als „Ulan" bezeichnet wurde, gleichviel, ob er Infanterist, Artillerist oder Kavallerist war. „Aha!" sagte ich zu dem verdutzt Dastehenden, „dann habt ihr vor den deutschen Ulanen Angst?!" „O ja!" lamentierte der Held, „o der arme General Léman! der arme General Léman! er hat was durchmachen müssen. O der Arme!" „Wer ist General Léman?" Der Gefragte glotzte mich an, als wenn ich wissen müsse, wer General Léman war. „General Léman ist der Generalkommandant von Lüttich! — General Léman hat geflucht (lamentiert, geschimpft), daß unsere braven Soldaten die Ulanen in die Stadt ließen! O" — und so ging es in einem Tone weiter, ein Klagewort über das andere um den „lieben General Léman". Schließlich wurde ich aber des Geschwätzes überdrüssig; ich fuhr energisch dazwischen, was mich General

Léman anginge; wenn er nicht bereits tot sei, dann sei er sicher gefangen. Da kam ich aber schlecht an. General Léman gefangen? – tot? Nein nein, das ging nicht. General Léman sei noch auf den Forts, wetterte der Brave, er werde wiederkommen und die „verdammten Preußen" über Lüttich hinaus „in die Vogesen" jagen. Er hatte sich sichtlich in Schwung geredet, der Biedere. Nun schwieg er ermattet und schien nicht zu wissen, daß er in seinen Redewendungen eine gute Dosis Deutschenhasses gemengt hatte. Als er wieder von seinem General Léman und den deutschen „Ulanen" anfing, schnauzte ich ihn an, ließ ihn betroffenen Gesichts stehen und ging weiter. Ich lenkte meine Schritte nun nach dem Quartier. Auf dem Heimwege las ich eine der ersten Proklamationen des Platzkommandanten. Die Bevölkerung nahm die Ankündigungen gerade nicht erfreut auf. Ich sah, wie sich an einer Straßenecke zwei belgische Bürger heftig gestikulierend vor einer Proklamation unterhielten und scheinbar absolut nichts von dem Inhalt wissen wollten. Ihre Gesichter waren zornig gerötet. Bei meinem Anblick verstummten beide.

Statt dessen musterten sie mich mit Blicken, die nicht wenig giftig waren. Am liebsten hätten sich die beiden wohl auf mich gestürzt, um mich auf eine billige Art aus der Welt zu schaffen. Sie hätten es auch sicher getan, wenn nicht noch mehrere deutsche Soldaten in der Straße gewesen wären und drüben nicht die vielsagenden Gewehrläufe der deutschen Posten gemahnt hätten. Im Quartier angekommen, wurde dort gerade gespeist, so daß ich zur rechten Zeit kam. Nach dem Essen bekam ich das Bedürfnis nach einer Zigarre. Ich ging auf die Straße hinaus, in der Hoffnung, noch irgendeinen Laden offen zu finden. Leider war es schon zu spät. Meine Kameraden boten mir aber gleich Rauchtabak über Rauchtabak an, so daß ich doch noch mit Dampf ins Bett gehen konnte.

Des Nachts, es konnte nach Mitternacht sein, wurde ich plötzlich durch Auffahren des neben mir schlafenden Kameraden wach. Wir schliefen sechs Mann stark in einem kleinen Schulzimmer, das durch drei große Fenster ein mattes Halbdunkel erhielt. In diesem Halbdunkel sah ich gleich beim Aufwachen am Türrahmen eine regungslose Gestalt stehen. Mein Kamerad, ein Unteroffizier, der zuerst wach geworden war, brüllte sofort los: „Kreuzdonnerwetter!! Mann!! was wollen Sie hier!?" Dadurch wurden auch die andern Kameraden wach, während der Unteroffizier bereits aufgesprungen war und den Verdächtigen an die Fenster schubste, wo beide sofort von der ganzen Stubenmannschaft umringt wurden. Der Festgenommene, eine kräftige belgische Bürgersperson, duckte sich arg unter den Fäusten des Unteroffiziers zusammen und stieß zähneklappernd entsetzte französische Worte hervor: „Monsieur – – ich wollte nichts tun – – – ich hatte nichts vor – – – Monsieur – – Pardon – – – Mon-

sieur — —" — „Was, du verfluchtes! Du!! Antworte! Was wolltest du!?" scholl es ihm aber dröhnend zu. Einer riß ein Streichholz an. Ich beruhigte alle und fragte dann den Mann auf französisch, zu welchem Zweck er das Zimmer aufgesucht habe. Aus der in einem gräßlichen Kauderwelsch gegebenen Antwort ging hervor, er sei der Schuldiener dieser Schule und habe nach dem Rechten sehen wollen. Als ich die Antwort übersetzte, wollte sie niemand glauben. Auch mir schien es eine Lüge zu sein. Einer weiteren Verhandlung wurden wir aber enthoben, denn durch den Lärm waren unter anderen Kameraden die Wachhabenden herbeigeeilt. Ein Offizier gebot Ruhe und ließ sich Meldung erstatten. Der Unteroffizier erzählte den Vorgang, worauf der Offizier den Mann als verdächtig abführen ließ. — Bald darauf waren wir wieder eingeschlafen.

Am andern Morgen besuchte ich in Begleitung mehrerer Kameraden das Fort Fléron, das eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernt lag. An den Wällen und Toren von Lüttich trafen wir bald die ersten Gräber. Sie waren fast durchweg sorgfältig aufgebaut und mit belgischen und deutschen Waffen belegt, letztere größtenteils noch mit Blumen und frischem Grün geschmückt. An einer Straßendeckung auf dem Wege nach Fléron mußte ein hannöversches Infanterieregiment sehr stark gelitten haben. Es waren dort zwei große Gräber angelegt, in denen insgesamt einundsiebzig Tote ruhten, was man auf den schlichten Holzkreuzen lesen konnte. In der Nähe war auch ein großes belgisches Grab.

Das Fort Fléron war arg verwüstet. Es hatte hauptsächlich unter unsern Haubitzen und den andern schwereren Feldgeschützen gelitten, während ein Zweiundvierziger nicht einmal in Wirkung getreten war. Gleich beim Eingang in das Fort bot sich uns ein grausiges Bild. In eine in der Nähe aufgestellt gewesene Panzerbatterie war ein Volltreffer geschlagen. Das Geschoß hatte die Eisenbetonpanzerung in Stücke gerissen und dadurch die ganze Batterie zerstört. Die Toten, wahrscheinlich die ganze Bedienung, lagen unter den Trümmern begraben, und waren teilweise zu Brei zerquetscht. Ein Artillerist hielt noch mit beiden Händen den Zementblock umklammert, der ihm seinen Brustkasten eingedrückt hatte. Einige Schritte weiter war eine Granate eingeschlagen und hatte in den Zement ein großes trichterförmiges Loch gerissen, dessen oberer Durchmesser gut zwei Meter betragen konnte, ein Beispiel, wie furchtbar auch unsere halbschweren Geschütze wirken können. Die umherfliegenden Sprengstücke hatten selbstverständlich auch wieder eine große Verwüstung hervorgerufen, so daß ein einziger Schuß genügt hatte, in einem Umkreise von zwanzig Metern eine vollständige Zertrümmerung der Panzerungen hervorzurufen. Ähnliche Bilder boten sich uns allerwärts, nur daß die Wirkung der Geschosse öfter noch stärker und teilweise auch geringer gewesen war. In den Kase-

matten des Forts sah es trostlos aus. Unsere Geschosse hatten stellenweise nach und nach alle Stockwerke durchschlagen, was hauptsächlich bei den nord-nordöstlichen der Fall war, die in der für die Deutschen günstigsten Zielfront gelegen hatten, während die entgegengesetzten Kasematten noch verhältnismäßig verschont geblieben waren. In dem zweiten Stockwerk einer Kasematte hatte scheinbar eine Granate eine Truppe sich ausruhender Artilleristen überrascht. Zwanzig Mann — ich habe sie gezählt — lagen tot umher. Zerrissen und zerfetzt. Bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und verbrannt. In alle Ecken geschleudert. Dort am Eingang des Raumes lehnte ein Mann der unteren Charge und hielt beide Hände auf sein zerrissenes Herz gepreßt. Seine Gesichtszüge zeigten noch ein plötzliches Entsetzen. In dem Raum einer anderen Kasematte, der scheinbar zu einem Verwundetenlager eingerichtet, dann aber bei zunehmender Gefahr geräumt worden war, war ein Arzt damit beschäftigt gewesen, einen durch Explosionsgase bewußtlos gewordenen Offizier durch Äthereinspritzungen ins Leben zurückzurufen. Eine Granate hatte ihn jedoch dabei gestört, denn nun lagen beide, sowohl Arzt als Offizier, tot übereinander, wobei der Arzt noch die Apparate in den Händen hielt. Die giftigen Gase unserer Granaten scheinen überhaupt eine nicht zu verkennende Wirkung zu haben. In einem engen Gange, der von einer geschützten Batterie in die Kasematten führte, trafen wir zwei Mann tot vor, die den Tod durch Erstickung erlitten hatten, ganz abgesehen davon, wie viele Mann eine längere Zeit infolge der Betäubung gefechtsunfähig gewesen sein mußten. Es tut ja nicht not, daß die Betroffenen alle getötet werden, sondern es hat schon viel Wert, wenn die Mannschaften einer Batterie mehrere Minuten gefechtsunfähig sind.

Wir waren insgesamt dreiviertel Stunden auf den Forts, jedoch sahen wir außer den schrecklichen Verwüstungen, ähnlich wie sie bereits angeführt wurden, nichts Besonderes. Etwas fiel uns allerdings noch auf, und das waren die vielen weiblichen Bekleidungsstücke, die wir in fast allen Wohnkasematten des Forts in den Schränken, auf den Lagern und auf der Erde liegend vorfinden konnten. Der Henker mag wissen, was die Belgier mit den Korsetten und anderem weiblichen Krimskrams bezweckt haben. In den Stuben herrschten übrigens entsetzliche Unordnung und starker Schmutz.

Abseits, an eine Mauer eng angeschmiegt, lag ein deutsches Offiziersgrab. Ein kleines Holzkreuz schmückte es, darauf stand der Name, Dienstgrad und das Regiment des Toten. Oben auf dem Fort, wo sonst Belgiens Fahne geflattert hatte, wehte jetzt stolz und erhaben das schwarzweißrote Banner. Einer der aufgestellten Posten erzählte uns, daß beim Aufziehen der Fahne der hissende Offizier von einem belgischen Infanteristen angeschossen worden sei, der sich in der Nähe zwischen zerstörtem Mauerwerk versteckt aufgehalten habe. Der Offizier war glücklicherweise nur ganz

leicht am Oberarm verletzt worden. Der Belgier wurde gefangen genommen. Auf dem Heimwege, der quer über das Feld angetreten wurde, bot sich uns noch manches interessante Bild. Das Gelände war übersät mit weggeworfenen und verlorenen Uniformstücken belgischer wie deutscher Soldaten, mit Waffen, mit Tornistern, Helmen, Käppis und allen möglichen Monturgegenständen. Schließlich auch mit aufgedunsenen Pferdekadavern, während tote Truppen nur noch vereinzelt auf abgelegenen Plätzen anzutreffen waren. Die Pferdekadaver verbreiteten einen ganz abscheulichen Geruch, überhaupt – in Punkto reiner Luft darf man sich auf dem Schlachtfelde nicht genieren, denn sie ist mit einem derart entsetzlichen Brand-, Blut- und Leichengeruch erfüllt, daß einem stellenweise das Atmen tatsächlich schwer wenn nicht unmöglich wird. Auf verschiedenen Gegenden des Feldes waren Bauern und belgische Gefangene unter Aufsicht von deutschen Soldaten damit beschäftigt, die Pferdekadaver einzugraben. Sie wurden dort eingescharrt, wo sie lagen, denn sie waren größtenteils kaum noch anzufassen. Nach mancherlei Kreuzwegen kamen wir nach elf Uhr in unser Quartier zurück. Zufälligerweise waren wir noch an der Stelle vorbeigekommen, auf der der erste deutsche Prinz im Feldzuge 1914 den Heldentod gestorben war. Es handelte sich um den Prinzen Friedrich Wilhelm zur Lippe, der als Kommandeur eines hannöverschen Infanterieregiments unter besonderen tapferen Umständen die tödliche Kugel erhielt. Man erzählte sich über den Tod des Prinzen folgendes: Der Prinz hatte mit seinem Regiment einen erfolgreichen Vorstoß gemacht. Dabei war er jedoch vom Feinde umzingelt worden und dadurch in eine gefährliche Lage gekommen. Als deutsche Hilfe heranrückte, hatte der Prinz seinem Fahnenträger befohlen, mit der Fahne zu schwenken, damit die Hilfstruppen bemerkten, wo die Stellung des Regiments war, um zu verhüten, daß auf die eigenen Kameraden geschossen wurde. Der Fahnenträger hatte den Befehl ausgeführt, doch nach wenigen Augenblicken war ihm die Fahne aus der Hand geschossen worden. Darauf hatte der Prinz selbst die Fahne ergriffen, sich in die Knie gesetzt und während des Schwenkens mit dem Fernstecher das Gelände abgesucht. Bald hatten ihn die feindlichen Kugeln niedergerissen und sofort getötet. Auf der Stelle, einer kleinen Anhöhe, war ein einfaches rohes Holzkreuz in den Boden gesteckt worden, auf dem mit Kreide oder weißer Farbe geschrieben stand: „Hier starb Prinz Friedrich Wilhelm zur Lippe am 6. August 1914 den Heldentod."

Mittags hatten wir Appell. Nachmittags drei Uhr rückten wir bataillonsweise aus, ab nach dem Südwesten. In den letzten Tagen waren in Lüttich noch gewaltige Truppenmassen angekommen, nicht nur in Lüttich, sondern in dem ganzen besetzten Gebiet. Der große Kampf begann: Es formierten sich die drei Nordarmeen der Generale von Bülow, Kluck und Hausen.

***

# Das Schiff

## Roman von Johannes V. Jensen

(Fortsetzung)

Als sie wieder einigermaßen zu sich gekommen waren und sich auf dem herrlichen Schiff umsahen, als ob sie tot gewesen und bei Ägir auferstanden seien, kam ein großer, behaarter Mann auf sie zu, und sofort war ihnen klar, daß das Regner Lodbrog sein müßte, so gewaltig und abenteuerlich sah er aus.

Er war von einer ungeheuren Breite, mit einem Körper wie ein Eichenstamm und mit knorrigen Gliedern, die dazu paßten, und dieser Fleischberg war von oben bis unten mit zusammengeketteten Eisenringen versehen, Eisen traf sich überall mit Eisen auf seinem Körper, er war mit schneidenden und stechenden Mordgeräten jeder Art behängt; in der einen bläulichen Tatze hielt er ein langes, breitblättriges Beil von größtmöglicher Nummer und in der anderen einen eisenbeschlagenen Speer mit Horn und Widerhaken, auf dem Kopf hatte er einen geschmiedeten und genieteten Eisenkessel, der von einem Wildschweinskopf in getriebenem Kupfer gekrönt war, und alles Eisen an ihm trug frische Rostspuren vom Salzwasser, von derselben üppig roten Farbe wie das Haar und der Bart des Riesen, das unter dem Helm hervorbrauste, und wie der rote, struppige Pelz, der seine gewaltigen Handgelenke bedeckte. Die Haut im Gesicht und auf den Händen war von Sommersprossen, so groß wie graue Erbsen, gefleckt, auf jeder Backe hatte er eine tätowierte Meerfrau, er glich über und über einem Mann von Eisen und Rost und dem blauen Meer. Obgleich es ausgeschlossen schien, daß eine Waffe ihm etwas anhaben konnte, trug er zum Überfluß als Amulett einen schweren Mühlstein auf der Brust, an Eisenketten aufgehängt, das Loch gerade über dem Herzen, wie eine Herausforderung an alle Welt, ihn, bitte ihn als Scheibe zu betrachten. Der Rücken dagegen, der ein ungeheures Ziel darbot, den aber natürlich niemand zu sehen bekommen würde, war verhältnismäßig schwach befestigt. Unter der Rüstung war er in feuchte, duftende Schaffelle gehüllt, und die Füße steckten in zwei mächtigen, grob ausgehöhlten Holzschuhen mit Stroh gefüttert; ein Schnelläufer war er nicht. Als er den Mund aufmachte, kam solches Dröhnen aus seiner Brust, daß alles in der Nähe dabei erzitterte, seine Stimme, die dampfte, glich der des Urochsen, und sein Blick konnte Vögel ohnmächtig vom Himmel herabfallen lassen.

Die Knaben schlugen die Augen nieder, während er dröhnte; er war nicht gnädig. Schließlich aber endete es damit, daß er in einem brüllenden Ton, als ob er ihr Todesurteil verkündete (und mit einem Blinzeln, das sie nicht verstanden), den Befehl erteilte, daß man den Gefangenen etwas zu essen geben solle.

Der Wortlaut gefiel ihnen nicht, und sie begriffen gar nicht, warum so reichlich darüber gelacht wurde, der Sinn aber erschien ihnen wohlgemeint, und als ihnen Kübel mit geschroteter Gerste in Wasser geweicht, und kalter, gekochter Speck, noch mit den Borsten darauf, vorgesetzt wurde, da klarten sich die jungen, vom Meer bereits gefurchten Züge auf, und sie fielen mit feuchten Augen über die Gerichte her; einige ihrer schiffbruchigen Träume kehrten zurück.

Sie erfuhren später, daß der Riese gar nicht Regner Lodbrog sei; er hieß Gauk und war einer der Befehlshaber des Königs. Man war drüben an der Küste von Halland gewesen, um Bier, Käse und andere Dinge, für die man Verwendung hatte, aus den Vorratskammern der Bauern zu holen. Die Beute lag in einem Haufen am Mast, verschiedene Fässer, Drittel und Säcke, außerdem einige Ochsen- und Ziegenleiber. Man hatte nachts gearbeitet und war darum jetzt in der Morgenstunde noch im Eifer. Einige Namen von Abwesenden, die häufig in ihrem Gespräch wiederkehrten, ließen vermuten, daß sie aus den schwedischen Vorratskammern, die sie wie ihre eigenen behandelten, nicht ganz ohne Verluste herausgekommen waren. Das Schiff gehörte übrigens zu einer größeren Abteilung, die bei Samsö lag. Es war nagelneu, von Harz und Teer duftend, bis in alle Einzelheiten vortrefflich und diente dem Schiffbauer auf Gotland, dem man es vor einer Woche geraubt hatte, zur besten Empfehlung. Während die Knaben aßen, erfuhren sie dies und anderes von der Besatzung, die morgenfroh und sehr mitteilsam war. Der Ton zwischen den Kriegsleuten, besonders den jüngeren, war im übrigen so ausgelassen, daß man nicht gleich begriff, was Ernst war und was nicht, man mußte es aus ihren Witzen erraten; sie waren überhaupt nie ernst, alles wurde so gedreht, daß es schließlich eine komische Seite zeigte, über die man lachen mußte.

Da waren Krieger in allen Altern, auch blutjunge Menschen, so frisch im Wuchs, als seien sie erst seit Sonnenaufgang in die Höhe geschossen. An und für sich meinten die seeländischen Jungen, daß sie diesen Jünglingen nicht nachständen, weder an Kraft noch an Reife, aber die Überlegenheit der Fremden bestand in etwas anderem, sie waren in der Welt gewesen und erschienen ihnen wie höhere Wesen.

Zuerst war da ihre freie Sprache und ihre Behendigkeit im Denken, die die Neuangekommenen in Verlegenheit setzte; das eine Mal nach dem andern stellte man ihnen Fragen und lachte sie aus, wenn sie in ihrer Unschuld die Worte vorsichtig wogen, um die richtige Antwort zu geben; gegen diese Art der Überlegenheit hatte man sich noch nicht zu wehren gelernt. Dann waren die jungen, erfahrenen Wikinge in den Augen der Seeländer ganz prachtvoll gekleidet. Sie hatten Hosen an, eine Tracht, von der die Knaben natürlich schon gehört hatten und wußten, daß sie neumodisch sei, aber für ihre eigene Person hatten sie noch gar

nicht daran zu denken gewagt, denn wer hätte den Anfang machen sollen? Sie gingen noch auf alte dänische Manier, wie es bei ihnen zu Hause Sitte war, mit bloßen Beinen, auch im Winter, nur ein dickes Stück Fries um den Körper gewickelt und außerdem Felle, je nachdem die Temperatur war, Arme und Beine aber waren nackt. Ihr Anzug war milde gesprochen kindlich, und hätte einer das Herz gehabt, ihnen ins Gesicht zu sagen, daß sie in Röcken gingen, hätten sie es einstecken müssen, ohne ein Wort zu erwidern, denn es war die Wahrheit. Kein einziger auf dem Schiff war ohne Hosen! Einige waren in aller Bescheidenheit aus grobem Leinen, das um die Beine festgebunden wurde, aber es waren doch jedenfalls Hosen, andere waren wunderschön, aus buntem, welschem Tuch, und wieder andere aus edlen Fellen, Zobel und Marder, so daß man unwillkürlich an Regner Lodbrog denken mußte, der wegen der Pracht seiner Kleider berühmt war. Die seeländischen Jungen fühlten sich beschämt und gelobten sich im stillen, daß die ersten besten Beine, die ihnen in den Weg kämen, ihnen Hosen liefern sollten.

Das Schiff strich mit herrlicher Geschwindigkeit in dem frischen Wind vorwärts, und das Herz hüpfte den kürzlich Geborgenen im Leibe vor Glück, an Bord eines solchen Seglers zu sein und zu fühlen, wie der Kiel unter ihnen ins Wasser biß. Bei dem günstigen Wind herrschte allgemeine Lustigkeit an Bord, die Ruderknechte hatten frei und schwatzten mit den Kriegern, es ging hoch her, man mußte die Glieder rühren und die Kehle schmieren, sich gegenseitig klopfen und miteinander ringen, um sich warm zu halten und die Zeit zu vertreiben; harmlose, blaugefrorene Heiterkeit überall.

Eine der schweren Schiffskisten war Gegenstand allgemeiner unbezwinglicher Neugierde und Munterkeit; man hob verstohlen den Deckel und erblickte ein liebliches junges Bauernmädchen, das dort hineingestopft war, beide Enden nach oben gebogen, das aber im übrigen gesund und fest schlief. Ein warnendes Dröhnen oben vom Führerdeck hielt die Männer aber, wenn auch widerstrebend, von der Kiste fern; der Raub gehörte dem Schiffsobersten, der ihn nachts selbst von dem Gehöft auf seinem Rücken zum Strand geschleppt hatte. Sonst stand der Riese schweigsam und in sich gekehrt mit der Ruderpinne gegen den Schenkel gedrückt und schwankte oben achtern. Wenn man den kleinen grünen Augen, die im Schatten von all der roten Zottigkeit lagen, folgte, konnte man sehen, wie das Schiff sich danach in den Wogen drehte und senkte.

Die seeländische Küste schwand mehr und mehr aus dem Gesichtskreis, gleichzeitig aber tauchten andere niedrige Küsten aus dem Meer auf, Samsö und Jütland, zwischen Meer und Himmel schwimmend, mit dunklen zusammenhängenden Wäldern; rings hob sich Land in fernen Bruchstücken und Abhängen vom Horizont ab, als ob das Meer von niedrigen Inseln

voll sei. Möwen und Seevögel strichen gesellig neben dem Schiff her. Man hielt genau mit der Sonne Schritt, die auch über den Kattegatt wollte und eine kühle wolkenlose Bahn vor sich hatte; vor Abend bekamen sie die Flotte nördlich von Samsö in Sicht und steuerten bei Sonnenuntergang zwischen die verankerten Drachenschiffe.

Eines der Fahrzeuge war höher als die anderen, und hier wurden sie an Bord gebracht, um dem Oberbefehlshaber vorgeführt zu werden.

Es zeigte sich, daß es ein großer, sehr jugendlich aussehender Mann war, mit hellen Brauen und ungewöhnlich hübschen Schultern, und jetzt endlich glaubten die Knaben Regner Lodbrog Aug in Aug gegenüberzustehen. Es war auch nicht weit davon, denn wohl war es nicht der König selbst, aber einer seiner Söhne, Björn Eisenpanzer.

Ein Knistern ging durch Germunds Adern, als er den Königssohn sah; er meinte, daß seine Züge ihm bekannt vorkämen, und plötzlich richtete er sich auf und blickte ihm offen ins Auge.

Björn Eisenpanzer ließ sich die Umstände bei dem Zusammentreffen mit den jungen Leuten erzählen und mußte seine Mannen, einige gar zu lachlustige junge Krieger, zur Ruhe ermahnen, um hören zu können. Er selbst verzog keine Miene.

Viele neue und überraschende Eindrücke drängten sich den Knaben auf, während sie auf dem Häuptlingsschiff standen. Ein Mann, der Björn Eisenpanzer nah zu stehen schien, sich aber im übrigen durch nichts hervortat, weder durch äußere Würdenabzeichen, noch dadurch, daß er sich in die Geschehnisse mischte, zog gleich Germunds Aufmerksamkeit auf sich. Er war sehr groß, auffallend wuchtig gebaut, trat aber so leise auf, als wöge er nicht mehr als eine Feder, obgleich das Schiff unter seinem Gewicht knackte. Er ging auf den Zehen und mit gebogenen Knien, lautlos wie eine Katze, mit hochgezogenen Schultern und langen, schlaff nach vorn hängenden Armen, er hatte eine kluge Nase und merkwürdige zottige Augen, die die Dinge von der Seite prüften; zwischen den schmalen Lippen hielt er einen Strohhalm, auf dem er sachte kaute, während er voller Wohlbehagen umherschlich und niemanden störte. Seine Kleider waren ohne jede Pracht, aber er trug einen kostbaren, ganz wundervollen Ringpanzer. Ein seltenes Mal hörte Germund ihn mit jemandem sprechen, seine Stimme war sanft und gedämpft im Klang wie die eines Singvogels, und aus seinem Mienenspiel sprach eine tiefe Zufriedenheit, schwerwiegende Andeutungen von Weisheit; die Kräfte in ihm schlummerten, jedes Haar um seinen Mund kräuselte sich vor Lebenslust; er war so sanft, daß er auf den Zehen ging, um sogar den Boden zu schonen, über den er schritt. Daß es soviel Behutsamkeit und Sanftmut in Menschengestalt gab, hätte Germund nie geglaubt, dieser Mann setzte ihn mehr in Erstaunen als alle anderen.

Es waren im übrigen noch größere und gewaltigere Leute an Bord, wahre Ungeheuer, so dick, daß ihre Arme vom Körper abstanden und nicht senkrecht herunterfallen konnten, ihr Kopf ging schon von den Ohren ab in die Schultern über; einige waren so feist, daß sie in Falten lagen, und, ohne ein einziges Barthaar, glichen sie riesenhaften Babys, andere wiederum waren mit struppigen Borsten bewachsen und hatten außerdem alle Gewächse, die man haben kann, Warzen mit Haar drauf im Gesicht, so groß wie Mäuse und Ratten, Muttermale, Geschwulste auf der Kopfhaut; alles auf ihnen hatte überhand genommen. Das waren Björn Eisenpanzers Berserker. Wenn man sie gesehen hatte, konnte man begreifen, daß sie im Kampf aus Rand und Band gingen, brüllten und Holz und Metall durchbissen. In Friedenszeiten bewegten die Mißgeburten sich beschwerlich und fast furchtsam, wie große Ochsen. Keiner nahm weiter Notiz von ihnen. Einer von ihnen war ein Neger, schwarz wie Schlamm und mit Augen wie Muschelschalen. Keiner konnte ein Wort verstehen, wenn er etwas sagte. Sie wurden leicht böse, was schrecklich aussah, aber irgend jemand brauchte sie nur freundlich zu klopfen oder ihnen etwas zu essen zu versprechen, dann wurden sie gleich ruhig. Die Waffen, mit denen man sie ausgestattet hatte, waren doppelt so groß wie die gewöhnlicher Menschen. Das waren also die Berserker. Sie sahen schwermütig und einfältig aus.

Ungleich mehr wurde Germund von den jungen Kriegern angezogen, von denen eine auserwählte Schar an Bord war, lauter schlanke, blonde Freigeborene, alle prachtvoll gekleidet und vor Gesundheit strotzend, bis an den Hals mit einem Überschuß von Kraft und Lust zum Scherzen geladen. Der Frühling brauste ihnen in den Adern, sie gingen wie in einer Art Katzengeschmeidigkeit umher, jede Gebärde, jede Lebensäußerung war wie eine spielende Herausforderung zum Kampf, sie konnten nicht aneinander vorbeigehen, ohne den Hals zu recken und die Glieder zu spannen, jeder Scherz hatte dieselbe mörderische Bedeutung: wer mir zu nahe kommt, ist ein toter Mann! Sie alle trugen das Gepräge der Fruchtbarkeit, sahen aus, als seien sie fix und fertig dem Schoß der Natur entsprungen, ohne ein Lot zu viel oder zu wenig, schmal um die Hüften und mit langen, abgehärteten Gliedern, jeder Zoll an ihnen Geschmeidigkeit und Kraft, der noch flaumige Bart dicht und eben wie Sammetgras. Mehrere von ihnen stolzierten mit bedeutenden Narben umher, obgleich sie sich darin natürlich nicht mit den älteren Kriegern messen konnten, von denen einige aussahen, als seien sie in mehrere Stücke zerhackt gewesen und windschief wieder zusammengewachsen.

Mit tiefer Beschämung bemerkten die seeländischen Jungen, daß alle Krieger sorgfältig gewaschen waren und das Haar gepflegt und gekämmt den Rücken hinunter trugen; sie hatten sich eingebildet, daß ein Gesicht bis

zur Unkenntlichkeit beschmutzt die edelste Zierde des Wikings sei, und dem Haar hatten sie noch nie einen Gedanken geschenkt, das spielte nur eine Rolle für sie als Haltepunkt bei einem Kampf, oder als unwillkommenes Mittel, um an Dorngebüschen festzuhängen; und wenn es zu lang wurde, hatten sie es mit Feuer abgesengt oder zwischen zwei Steinen durchgehauen. Diese neue überraschende Anwendung des Haares schrieben sie sich hinter die Ohren.

Während Björn Eisenpanzer den Bericht über die Neuangekommenen anhörte, stand Germund zufällig mit den Füßen auf einem Tauende, und das hatte einer entdeckt, just der große Mann mit den sonderbaren Augen, der spinnend auf Raubtiertatzen umherging und auf einem Strohhalm kaute. Er kneift das eine Auge zu, entzückt macht er den anderen ein Zeichen und zieht mit einem plötzlichen Ruck das Tau unter Germunds Füßen fort. Germund stürzte natürlich zu Boden, so lang er war, und man lachte ... im selben Augenblick aber war Germund unsichtbar! Man hörte es plumpsen, daß es durchs ganze Schiff ging, und sah wie durch einen Nebel ein Rad von menschlichen Gliedern: Germund und der Spaßmacher wirbelten auf den Brettern miteinander herum. Das Gelächter nahm zu, bekam aber einen etwas anderen Klang, nicht mehr ungeteilt auf Germunds Kosten. Noch bevor die Kämpfenden wieder ganz sichtbar geworden waren, rollten sie in einem Bündel über die Reling, gingen über Bord und endeten mit einem Klatsch unten in dem eiskalten Wasser, zum Jubel der ganzen Besatzung. Als man sie herausgefischt hatte, war der Riese außer Atem und verbarg es nicht, er mußte sich hinsetzen, während das Wasser von seinem Ringpanzer troff, und lachte aus vollem Halse. Darauf bot er Germund die Hand und richtete sich mit dessen Hilfe auf, keine geringe Höflichkeit gegen einen Unbekannten.

Germund wurde es heiß und kalt, als er hinterher erfuhr, daß der, den er angefallen und der ihm seine Freundschaft angeboten hatte, woraus klar hervorging, wer der Stärkere sei, kein anderer als Haastein war, der große Seekönig, Björn Eisenpanzers Pflegevater und der Schrecken aller Meere!

Die Sache der seeländischen Jungen wurde kurzerhand entschieden und zu ihrer vollen Zufriedenheit; sie kamen alle in den Sold des Königs und wurden auf der Flotte verteilt.

Später erfuhren die Knaben übrigens, daß sie keineswegs die einzigen waren, die im Heer Aufnahme gefunden hatten; solange Björn Eisenpanzer in der Ostsee lag, war von allen Seiten neue Mannschaft herbeigeströmt, Überschuß an Jugend, fast von demselben Jahrgang wie die seeländischen Jungen. Auch sie hatten das Meer unter mehr oder weniger abenteuerlichen Umständen gesucht, alle aber aus demselben Antrieb und mit demselben Erfolg, insofern sie alle unter dem Rabenbanner endigten.

Viele hatten von der Anwesenheit der Flotte gehört und sie aufgesucht, andere waren im Fahrwasser herumgetrieben und zufällig auf sie gestoßen, von ganzen vollzähligen Mannschaften auf eigenen Schiffen bis zu einzelnen Meerbummlern herab, die der See in ausgehöhlten Holzstämmen getrotzt und sich nur von den Fischen, die sie fingen, ernährt hatten, einige vom Limfjord und andere von den nordischen Küstenlandschaften, Leute aus Schonen, Gotland, Fynen und Samsö; in ganzen Schwärmen waren sie gekommen, frühlingstoll und auf alles gefaßt, nur nicht auf das eine: nach Hause zurückzukehren; und Björn Eisenpanzer nahm sie alle freundich auf, solange seine eigenen Schiffe und die neuen, die man verwenden konnte, tragen wollten; daß er just zu diesem Zweck hier lag, das war sein Geheimnis.

Es war eine bunte Schar. Einige sahen ziemlich simpel aus, so einfach wie nur möglich gekleidet, in Bast und Wolfsfelle, und mit uralten Hämmern aus einer harten Steinart bewaffnet, die wahrscheinlich als etwas Wunderbares im Geschlecht vererbt worden waren, geheimnisvoll kräftige Waffen; das waren die robusten Nachkommen der Pfadfinder im Innern des unbekannten Schweden-Norwegen, hoch oben aus den Hochgebirgsgegenden, wo nicht mal Bäume wuchsen; sie hatten sich der Frühlingsluft in großen Trögen aus geflochtenen Birkenreisern mit Fellen überzogen anvertraut, und waren mit den Gebirgsbächen ins Meer hinaus geschwommen, zusammen mit Myriaden von Lemmingen, die in jenen Jahren auch wanderten. Sie glichen der leibhaftigen grauen Urzeit, waren aber im übrigen Augenblickskinder genug, wenn es auf Appetit und Schlagfertigkeit ankam.

In der ersten Zeit mußten sie alles von Grund auf lernen, wie kleine Kinder, sie hatten sogar noch nie ein Schiff gesehen und waren sehr erstaunt, daß die Leute, die sie an Bord vorfanden, nicht größer waren, sie hatten erwartet, ungeheure Riesen in so großen „Booten" zu finden. Alles war neu für sie, noch nie gesehen, noch nie gedacht, dafür waren sie selbst aber auch neu, funkelnd wie die Aprilsonne vor Empfänglichkeit und neugeborenem Witz.

Sie lachten sich halbtot über das Tauwerk an Bord, das so köstlich dick war, sie faßten es an und konnten es nicht mit der Hand umspannen, hoben unwillkürlich die Augen in die Höhe, als wollten sie die unnatürliche Größe desjenigen messen, zu dem solch ein Netz paßte; dann schüttelten sie den Kopf, lachten inwendig herzhaft, und waren nun um so viel klüger geworden! Sie gerieten über die alltäglichsten Dinge in entzücktes Erstaunen, lachten laut vor Freude über die Rüstungen der Mannen, die sie vorsichtig mit den Fingern berührten, ob es auch kein Blendwerk sei, sie umarmten und streichelten die Masten und gingen aus Ehrfurcht vor den geschnitzten Drachenköpfen auf den Zehen.

All die Unmasse Eisen, die auf dem Schiff verwandt worden war,

raubte ihnen die Sprache, entzündete den Jägerblick in ihren frischen Augen; das erste gute Messer oder Beil, das in ihren Besitz kam, hätte sie fast veranlaßt, auf der Stelle heimzukehren, beim Gedanken an den alten Mann, ihren Vater, der jetzt allein dort oben in der Wildnis Fallen für die Renntiere grub, und der, solange sie zurückdenken konnten, sich mit den kostbaren Resten eines alten Eisensplitters an einem Schaft beholfen hatte.

Im übrigen dauerte es erstaunlich kurze Zeit, bevor sie sich wie andere Menschen benehmen lernten, selbst wenn sie ihre eigentümliche Wachsamkeit und Neugierde bewahrten. Nachtschlaf als eine regelmäßig wiederkehrende Notdurft schienen sie nicht zu kennen, sie schliefen selten und nur wenn der Schlaf sie wie eine Art Krankheit überkam.

Als man ihnen zum erstenmal starke Getränke gab! Das leibhaftige Feuer schien ihnen durch die Adern zu laufen. Sie brüllten in langen Zügen aus der Kehle vor Wonne, wollten mehr haben! Sie rasten wie Sonnen, stürmten durch den Himmelsraum, ihre Augen gebaren eine neue Erde und neue Sterne, sie tauten auf wie jener Riese am Morgen der Zeiten, der die ganze Welt überschwemmte, ihr Gehirn wurde zu Wolken, ihre Knöchel zu Bergen, Bäume wuchsen ihnen auf dem Kopf und das eine Bein zeugte nicht einen, sondern viele Söhne mit dem andern, denn sie fanden, daß sie viel zu viele hätten; sie fabelten von ihren ungeheuren Kräften, erhoben sich, um den Himmel herunterzureißen und glaubten, daß sie es bestens besorgt hätten, wenn sie selbst auf den Rücken fielen. Oho, es lohnte sich, ihnen berauschende Getränke zu geben.

Wovon sie besonders fabelten, wenn sie bezecht wurden, war das vertrauliche Verhältnis, in dem sie zu gewissen schrecklichen Mächten standen, die sie selbst in eigener Person waren, wenn man sie recht verstand; sie deuteten an, daß sie die heißen Söhne der Sonne seien, drohten nicht geradezu, daß sie das ganze Erdreich absengen wollten, aber ließen durchblicken, daß sie es **könnten**, daß sie aber zu wohlgesonnen seien und Europa schonen wollten, wenn man ihnen noch ein Faß gönnte! Aus diesem gefährlichen Geschwätz und aus der Andacht, die sie im nüchternen Zustand dem Feuer bewiesen und die wahrscheinlich damit zusammenhing, daß die Überlieferungen der alten Feueranbeter noch in ihrem Geschlecht lebten, bekamen sie ihren Beinamen auf der Flotte. **Muspels Söhne** wurden sie genannt, und sie verdienten sich übrigens später diesen Spitznamen vollauf. Den Tod kannten sie nicht, aber töten, damit waren sie geboren.

Von einem dieser Unschuldigen aus den Hochgebirgsgegenden wurde sogar erzählt, daß er noch nie in seinem Leben ein Weib gesehen hatte, bevor er von der Flotte aufgenommen wurde, obgleich er ein großer erwachsener Mensch war! Das mochte darin seine Erklärung haben, daß seine Mutter gestorben war, bevor er denken konnte, und daß der Vater ganz einsam und

von Menschen zurückgezogen gelebt hatte. Als er auf einem der Schiffe ein Mädchen erblickte, stieß er einen lauten Schrei aus und sah sich um, um sich zu verstecken, gleich darauf aber lachte er, lachte wieder und zeichnete mit beiden Händen vorsichtig durch die Luft, erst nach innen und dann nach außen und dann wieder nach innen, die hüftenschöne Linie des Weibes, ging näher, lachte seltsam und begann schwer zu atmen, im nächsten Augenblick mußte man ihn greifen und binden.

Im Verhältnis zu Naturkindern wie die Muspelsöhne machte die Bauernjugend aus den alten Dörfern längs der Buchten, aus den aufgeklärten Harden am Isefjord und aus Schonen einen fast überverfeinerten Eindruck, sie traten reich ausgerüstet mit eingeführten, südländischen Waffen und Kleidern auf und hatten neugebaute Schiffe, die nach ihren heimatlichen Wäldern dufteten; sie wurden ohne größere Verwandlung in die Flotte eingereiht. Alte Wikinge, die sich bisher auf eigene Faust umgetan hatten und sich jetzt dem Heer anschlossen, brauchen kaum erwähnt zu werden, sie kamen aus allen Gegenden des Nordens. In einer Beziehung glichen sich alle, woher sie auch stammten: die Begriffe waren dieselben und sie sprachen alle dieselbe Sprache, denn es gab nur diese eine.

Zahlreich waren die Geschichten, die auf der Flotte von der Erfindungsgabe und Rücksichtslosigkeit erzählt wurden, die die Jugend an den Tag gelegt hatte, um mitzukommen. Sie schlichen sich an Bord, wenn die Schiffe in der Nähe des Landes lagen, versteckten sich unter den Brettern und wurden halbtot im Bodenwasser gefunden; ein oder mehrere gutgewachsene Burschen waren ans Tageslicht gekommen, als man die Segel aufrollte; sie hatten sich dort versteckt, um erst zum Vorschein zu kommen, wenn das Schiff ein gutes Stück auf dem Meere war. Andere hatten sich auf Balken vorwärts gestakt, sich treiben lassen und um Hilfe geschrien, um gerettet zu werden und an Bord zu kommen. Keine aber hatten die Kühnheit gehabt wie die seeländischen Jungen, eines der Königsschiffe geradezu zu kapern, diese Ehre teilten sie mit niemandem, und darum genossen sie von Anfang an einen gewissen komischen Ruhm an Bord; es wurde zu einem stehenden Witz, daß Schiffsleute, die mit einem Boot von einem Schiff zum anderen sollten, sich gebärdeten, als ob sie Angst hätten, wegen der Gefahr, der sie sich unterwegs aussetzten. Über ihre Zutrittsberechtigung zum Heer herrschte indessen kein Zweifel. Germund, ihr Anführer, wurde von Björn Eisenpanzer der Besatzung seines eigenen Schiffes einverleibt.

Ein unendliches Lärmen, Bekanntschaftenmachen an Bord der Schiffe, Rufen von einem zum andern, herrschte von morgens bis abends unter den Rabenbannern, die in dem frischen Frühlingswind an den Masten flatterten. Nicht umsonst versammelte man sich unter dem Zeichen der

Raben, man schnatterte, als sei man selbst eine große Schar von gesellschaftlichen und raubbegehrlichen Vögeln.

Nach und nach aber senkte sich Ruhe und Ordnung auf die Gemüter. Die Alten auf der Flotte hatten Übung im Einüben neuer Mannschaften. Endlich eines Tages lichtete Björn Eisenpanzer die Anker, um zu seinem Vater und seinen Brüdern zu stoßen, die mit dem Normannenheer im Fahrwasser zwischen England und Frankreich lagen.

Als sie nördlich um Skagen herumgekommen waren, bekamen sie einen Sturm, der die Schiffe gegen die jütländische Küste zurücktrieb und der ganzen Flotte mit Untergang drohte.

Björn Eisenpanzers Schiff, das das größte war und sich am schwersten rudern ließ, kam in Gefahr, zu kentern. Jeder einzige Mann an Bord lag über den Riemen, wo Platz für eine Hand war, und ruderte ums Leben, und nicht nur wenige hitzige Augenblicke, sondern Stunde um Stunde, bis das Blut von ihren Handflächen rann. Das lange schwere Schiff stand bisweilen kerzengrade auf den Wogen, so daß man wie an einer Leiter an den Ruderbänken hinaufsehen konnte, wo die Besatzung sich wie ein Mann hintenüberstemmte, Rücken und Arme bis zum äußersten gespannt, während die Riemen die See weiß schaufelten. Neben Björn Eisenpanzer, der den Mann am Ruder abgelöst hatte, stand Haastein, aufmerksam und nachdenklich.

Nach und nach wurde es klar, daß das Schiff trotz verzweifelten Kampfes zur Küste abgetrieben wurde. Es war der Strom, der es dorthin zwang; die Besatzung aber, die das Land näher und näher kommen sah, obgleich sie alle arbeiteten, als solle ihr Kopf springen, konnte sich die Sache nicht anders erklären, als daß irgend eine gewaltige Hand — Ran? — von unten den Kiel gepackt hielt und sie langsam und sicher von hinten in Tod und Untergang führte.

Es war heller Tag mit klarer, durchsichtiger See, wodurch ihre Lage noch schrecklicher wirkte; die Leute fingen an die Kräfte zu verlieren, man sah sich an und schrie, daß Ran ein Opfer verlange und daß gelost werden solle, wer über Bord gehen müsse.

Die Küste war schon so nah, daß man die Menschen auf dem Strand, wo die Seen mit weißen Schaumzungen hinaufleckten, umherlaufen sehen konnte, Leute mit Kapuzen auf dem Kopf und langen Stangen in den Händen — und die Besatzung auf dem Schiff wußte Bescheid, die Stangen hatten einen Eisenhaken am Ende, womit einer die Schiffbrüchigen an Land zog, während ein anderer bereit stand, sie mit einem Beil oder großen Stein totzuschlagen; an Land gabs nichts zu holen, falls man heil durch die Brandung kam. Und das Schiff trieb immer weiter vom Kurs ab.

Da steht König Haastein auf der Befehlshaberbrücke. Sie sehen, daß er das Ruder hat, alles schweigt. Das erste, was er tut, ist etwas Wahnsinniges, er läßt das Fahrzeug plötzlich mit der Breitseite gegen die Wogen fallen, so daß das grüne Wasser über die Besatzung spült, aber gerade das hat er gewollt; als er den Steven wieder zum Wind dreht, tropft jeder Mann von eiskaltem Wasser und schnappt nach Luft, mit dem salzigen Geschmack des Todes auf der Zunge – und jetzt fängt er an, ihnen seinen Willen aufzuzwingen.

Er schüttelt sich, und man sieht seine Zähne, ein furchtbarer Wortvorrat entströmt seiner Kehle, er spielt nicht mehr den leise Schleichenden, sondern steht wie ein Fels auf Deck, mit Augen, die nur wie ein weißer Rand sichtbar sind, seine Stimme ist keine Liebkosung mehr, sie dringt wie eine Geißel von einem Ende des Schiffes bis zum anderen, und da legen sie sich ins Zeug! Noch nie ist so gerudert worden, Haastein brüllt den Takt und die Männer arbeiten sich blau, greifen zu, daß ihnen schwarz vor Augen wird, und oben auf der Brücke rudert Haastein selbst mit, wirft sich vornüber und hintenüber durch die Luft, im Takt mit den Leuten, noch stärker; es ist, als ob seine Willenskraft sich der Besatzung mitteilt. Und sie trotzen der Strömung.

Als sie es aber so weit gebracht haben, daß das Land sich nicht mehr nähert, daß sie sich wenigstens auf der Stelle halten, da gedenkt Haastein Rans. Das Opfer – jawohl, hier ist, was wir ihm geben wollen, und er schleudert einen großen Speer in die Wogen.

Sie rudern wie wahnsinnig, und jetzt fangen sie an, vorwärts zu kommen, und als sie es spüren, vermehren sich ihre Kräfte, vorhin stöhnten sie unter der Bürde der Hoffnungslosigkeit, jetzt aber singen sie, peitschen das Meer mit den Riemen, wie ein einziger triumphierender Körper, bis das Saugen der Strömung und der Widerstand des Windes gebrochen sind.

Und als sie sich schließlich auf offenem Meer in Sicherheit befinden und reißend vorwärts rudern, da ist es, als ob das ganze Schiff singt, sie singen und lachen über den Riemen, und in den wilden Worten, die als Text in ihrem Meer- und Siegesgesang schwellen, kehrt Haasteins Name wieder und wieder: Haastein, Haastein! Die Haare auf ihrem Kopf sträuben sich vor wilder Freude, während sie singen und rudern: Haastein, Haastein!

Die übrigen Schiffe, die in derselben Not gewesen waren, retteten sich auch aus der Strömung, durch das Beispiel des Führerschiffes ermutigt, die Flotte war gerettet. Hinter den Schiffen verschwand jetzt Jütlands niedrige knochenfarbige Sandküste unter schäumenden Brandungslinien, und vor ihnen im Westen lag der offene Horizont zwischen Himmel und Meer, wo es von fernen, öden Wogen wimmelte.

Als jede Gefahr überstanden war, verließ König Haastein das Ruder, sah sich um und fand einen Strohhalm, den er mit einem fast unmerklichen Augenblinzeln zwischen seine Eckzähne schob. Keiner außer ihm selbst wußte, daß er sein Bestes noch lange nicht gegeben hatte.

Vor Abend waren sie auf offener See, nichts anderes als Himmel und Meer, wenn man sich rund um sich selbst drehte; für die, die noch nie so weit draußen gewesen, war dies ein Anblick, der stumm machte.

Die Sonne sank in das ernste Meer, die Dunkelheit brach herein, und sie durften nicht nach Hause, keine ruhige Nacht auf der festen Erde, hier, auf diesem hackenden Schiff mußten sie jetzt ihr Leben fristen.

Die Abendröte schwand vom Himmel, die Nacht schloß sich vor ihnen. Jetzt aber wurden die Sterne entzündet. Rechter Hand neigte sich der Große Bär, zart gebaut und mit großen Abständen zwischen seinen Sternen, mit ihm waren alle von Kind auf vertraut, ihn hatte ihr erster Blick am Himmel vor der heimatlichen Hütte gesucht. Er würde sie auch übers Meer begleiten.

Einer nach dem anderen von den alten Erfahrenen, die die Fahrt über die Nordsee schon früher mitgemacht hatten, duckte sich zwischen den Ruderbänken, ohne ein Wort, zog ein Kleidungsstück über den Kopf und ließ später nichts mehr von sich hören, während die lange Nacht sich aufs Schiff senkte.

Himmelragend, kaum sichtbar gegen den Hintergrund der Sterne, stand vorn eine unbewegliche Gestalt, der Ausguckmann.

Das Meer atmete mit langgezogenem Rauschen, sonst nichts als das laute, einförmige Rütteln der Riemen in den Gabeln, das bis auf den Boden des Schiffes widerhallte.

## Im Normannenheer

An einem bitterkalten Aprilmorgen mit Frost in der Luft steuerte Björn Eisenpanzer auf England zu. Die Schiffe schaukelten längsseitig in der hohen See, hoben die nassen, triefenden Steven aus den Wogen und brüsteten sich, schlugen dann von neuem den Kiel in den Schaum, wie Pferde, die durstig ihre prustenden Mäuler in das Trinkwasser begraben, die Segel blähten sich in dem günstigen Wind schwellend von den Rahen mit langen Schoten und unter vollem Druck, als wollten sie die ganze Flotte aus dem Meer heben und geradeswegs durch die Luft nach England hineinfliegen.

Die Männer gingen in der starken Luft an Bord und blickten zum Land hinüber, starr in den Zügen vor Kälte und Nachtwachen, schweigend, fastend und mit knurrenden Därmen, aber voll zurückgedrängter Lebenskraft. Die groben Kleider, die seit Tagen von Salzwasser durchnäßt waren,

dampften an ihren warmen Körpern. Jeder Mann war mit ganzer Seele in einem Blick voran; all die scharfen, blauen Augen waren auf diese Küste gerichtet, die Meer und Morgengrauen vor ihnen gebar, während der Wind sie darauf zu trieb.

Die erste Landkennung zeigte sich just beim Morgengrauen, eine meilenlange, gewaltige Sandbank, die plötzlich in vagen Umrissen wie ein Spuk im Reifnebel am Westhimmel auftauchte, sich aber bald als festes Land erwies, hohe, nebelweiße Uferfelsen, die sich wie gemauert aus der Brandung emporhoben und mit einem großen erloschenen Blick übers Meer starrten. Das war England.

Indem sie näherkamen, klang ihnen ein kühler Laut entgegen, Englands Stimme, es war der Wellenschlag gegen die meilenweite Küste; in einem breiten Streifen davor war das Meer fahl und milchfarbig von der Kreide, die von den Felsen heruntergewaschen wurde, ein Land, das sich breitete und um Platz bat! Schwärme von Seevögeln, Englands Schutzgeister, kamen der Flotte vom Lande aus entgegen, im übrigen aber sah es dort drinnen noch öde und wie ausgestorben aus.

Nach und nach tauchte über dem Kamm der Uferfelsen das Innere des Landes auf, mächtige Strecken mit großen, meilenweit geschwungenen Linien, Wälder, Heide, grüne Wiesen, die das Morgenlicht auffingen und wie die neugeschaffene Welt in einem Strahl der Aprilsonne schimmerten. Weiter fort verdämmerte das Land in blauen, fernen Höhen, und dort lag Schnee, der frisch in der Nacht gefallen schien; England zeigte sich den Fremden in ein wohlbekanntes Laken gehüllt, und sie nahmen es als ein Wahrzeichen, ohne zu schaudern; sie waren hergekommen, um hier zu sterben, jawohl, ihre Gebeine wollten sie in England niederlegen!

Roh und bewegt stand jeder Mann und sättigte sein Auge mit einem Morgenblick auf England, das dort hoch auf seinem Kreidefuß im Meer lag und die schönsten Landschaften auf seinen Schultern trug, eine Unendlichkeit von Grundbesitz, Platz soweit das Auge reichte, Wälder und Wiesen, Höfe, Jarltümer, ausgedehnte neue Reiche! Und man wußte, daß dort drinnen Menschen gingen, wenn man vorläufig auch noch nichts weiter sehen konnte als ein Feuer hier und dort im Walde, mit ihnen wollte man seine Kräfte messen – o ja, und man konnte auf den Schiffen hören, wie die Männer sich gewaltig die Hände rieben, als ob ein Hund seine Ohren schüttelt. Auf der Brücke standen die Anführer und zeigten mit einer Armbewegung, die den halben Horizont umfaßte, auf Pässe und Klüfte zwischen den Höhen – von dort führten die Wege ins Land hinein – von dort sollten die Reiche gewonnen werden.

Gegen Mittag, als sie dicht an die Küste herangekommen waren, sahen sie Hünengräber auf den Höhen, die sich frei vom Himmel abhoben, ein

Anblick, den sie von zu Hause kannten: ja, das waren die Gräber der Alten, die vor ihnen in vergangenen Zeiten mit derselben Absicht hierhergekommen waren; England winkte ihnen mit einem Grab, gut, hier wollen wir begraben werden! Und von diesem Augenblick an verschloß sich ihr Gemüt der Erinnerung an das Land, von dem sie gekommen waren, an die Reise und was sie auf dem Meer ausgestanden hatten, sie waren jetzt hier, und jede Fiber war auf dieses Land gerichtet, das ihnen vorläufig mit steilen Felsen den Eingang versperrte, das sie aber zum Öffnen zwingen wollten.

Durch eine Kluft, wo das steile Felsenufer sich öffnete und einen Blick in die hochgelegene Heide freiließ, sahen sie, wie eine mächtige Pechflamme von dem Gipfel einer Anhöhe ihren Rauch in weitem Umkreis zum Himmel wälzte; da wußten sie, daß ihre Ankunft im Laufe des Vormittags im Lande gemeldet sein würde.

Dort aber wollten sie nicht herein. Sie gingen einige Stunden vor Anker und ließen die Leute an Land rudern, um auf einer Sandfläche unterhalb der Felsenufer Essen zu kochen, darauf griffen sie wieder zu den Riemen und ruderten weiter südlich auf die Humberbucht zu, um sich dort mit dem Normannenheer zu vereinigen.

In der ganzen Humbermündung und ein großes Stück flußaufwärts wimmelte es von Schiffen in allen Größen; sie lagen vor Anker und sie ruderten umher, Schiffe gingen und kamen vom Meere, von Osten, von Süden, aus der Seine und von anderen Gegenden an der französischen Küste; eine bewegliche Brücke von Fahrzeugen schien im Kanal zwischen England und Frankreich zu liegen. Überall am Strand brannten Lagerfeuer, und hier wimmelte es ebenso wie auf dem Wasser von Menschen, die alle ohne Zweck und Ordnung durcheinander wühlten.

Aber es war dennoch eine Seele im Heer, der Normannenkönig selbst, Regner Lodbrog. In seinem Namen war alles, was Jugend hieß, Krieger sowie Schiffe, aus dem ganzen Norden herbeigeströmt, um an seinem Schicksal Anteil zu bekommen. Von ihm ging alles aus, was geschah, die Bewegungen der Flotte, alle Unternehmungen an Land, in seinem Kopf vereinigten sich die verstreuten Raubträume Tausender von heißen Köpfen und sammelten sich zu geordnetem Überblick: wenn alle anderen ungeduldig drängten, war er der einzige, der warten konnte, und wenn dieselben Stürmer unschlüssig dastanden, war er der einzige, der einen Entschluß zu fassen vermochte.

Es versteht sich von selbst, daß König Regner, der sich während eines langen Lebens persönlich als der Erste zwischen ausgezeichneten Helden hervorgetan hatte, ein Wunder an Wuchs und Kraft war, sehr groß und entsprechend wuchtig gebaut. Während der letzten Jahre hatte er aber fast

nur Lebenszeichen durch seinen Verstand, sein Gedächtnis und seine Einsicht von sich gegeben, davor beugten sich alle, wie sie sich früher vor seiner Stärke neigten. Er hatte einen kräftigen knochigen Kopf, der trotzdem so schmal war, daß er mit dem langen, fleischigen Hals in eins überging; der Unterkiefer trat zu beiden Seiten unter den Ohren wie ein Kamm vor; selbst wenn er in Ruhe war, pflegten die Kiefer sich zu strammen und ganz leise zu arbeiten. Er hatte sehr hellblonde Augenwimpern und Brauen, und wenn er still dasaß, sanken die Brauen so tief herab, daß sie die blauen tiefliegenden Augen, die dicht zusammensaßen, fast verbargen.

Seine Gesichtshaut war, wo Schrammen und Narben sie nicht bedeckten, dicht mit roten und blauen Adern gesprenkelt, die von seinem Leben auf dem Meer herrührten; seine riesenhaften mageren Hände aber waren so weiß, als ob kein Blutstropfen drin sei. Sonst sah er aus wie Bauern im allgemeinen und gab durch nichts in Benehmen oder Mienenspiel zu erkennen, daß er der König sei. Er bewegte sich sehr wenig und sprach nur bei besonderen Gelegenheiten. Auf dem Schiff, wo er Wohnung genommen hatte, ging er für gewöhnlich ohne Waffen und in einfachen Kleidern, man sah ihn meistens in Ruhe, nicht selten mit irgendeinem kleinen Kind auf den Knien, einem seiner Enkelkinder, oder dem ersten besten Säugling, den er in der Nähe fand; der König lächelte allen Kindern sanft und geistesabwesend zu; er war gewohnt, daß jedes Kind, das ihm vor Augen kam, sein eigenes sei.

Die Kleinen brachten ihm Blumen, erste verkümmerte Kräuter des Frühlings, Huflattich und Stiefmütterchen, die sie am Flußufer gepflückt hatten, und stundenlang danach konnte man den König wie erloschen dasitzen sehen, die tiefliegenden Augen von den Brauen beschattet und die Blume, die das Kind ihm gegeben hatte, vergessen in der Hand. Dann wußte niemand, was er dachte.

Man ließ ihn am liebsten in Ruh, denn es gab keinen im ganzen Heer, vom Fürsten bis zum Ruderknecht, dem nicht ungemütlich zumute wurde, wenn Leben in die hellen, scharfen Augen des Königs kam und sie sich gerade auf ihn richteten.

Während der König so voller Ruhe war, waren alle anderen im Heer, vom obersten bis zum niedrigsten, in Fieberhaftigkeit und Eile. Das Gerücht ging, daß König Regner in diesem Jahre die Absicht habe, einen gesammelten Angriff auf England zu machen. Während eines Menschenalters hatte er bald nach einer, bald nach der anderen Seite des Kanals und der Nordsee gekriegt; jetzt hieß es, daß in dem kommenden Sommer York genommen werden solle.

Daß die heimlichen Pläne des Königs unantastbar seien, bezweifelte nie=

mand, ebensowenig, daß das ganze Heer dazu da sei, zu warten, bis seine Pläne reif seien. Aber es gab eine Partei im Heer, der es schwer fiel, sich ruhig zu verhalten, während der König England belauerte, und an der Spitze dieser Partei standen keine geringeren als des Königs eigene Söhne.

Die Jugend geriet aus Rand und Band in dieser Jahreszeit mit neugeborener Sonne, Zugvögeln in der Nacht und unwiderstehlichen Frühlingsempfindungen. Fahrten zur See und die gefährlichen Abenteuer an Land konnten sie nicht mehr sättigen. Schreiende Eingeborene totzuschlagen und ihr Vieh zum Strande zu treiben wurde zu einförmig. Recht ansprechend waren die Jagden in den ausgedehnten, fremden Wäldern, wobei man das kitzlige Gefühl hatte, gleichzeitig selbst gejagtes Wild zu sein, aber das genügte nicht. Die Jugend spielte auf dem Strande, vor dem die Flotte lag, sie rangen miteinander, spielten Ball und waren drauf und dran, sich gegenseitig vor lauter überschüssigem Lebensmut das Fell über den Kopf zu ziehen; sie badeten trotz Hagelschauern, tummelten sich in dem eiskalten Wasser und priesen den Sommer, wenn das Wasser halbwegs frei von Eis war; die Sonne, die jedesmal, wenn sie durch die Wolken brach, an Lichtkraft gewonnen zu haben schien, obgleich sie noch nicht wärmte, fiel auf die nackten Körper, die so nordisch weiß waren, daß Adern und Sehnen und das perlmutterfarbige Fleisch durch die dünne Haut schimmerten. Das beißende kalte Wasser brannte sie kirschbeerrot, sie brüllten wie Eber und galoppierten hinterher in entzückter Losgelassenheit in Taunässe und Sonnenschein am Strande hin und her.

Das war die Jugend, deren Nachkommen die Herzogtümer in der Normandie und England unter sich teilen sollten.

Den meisten aber erging es wie eines Tages einem jungen Krieger im Heer, ein Ereignis, das übrigens über den Kreis hinaus, wo er bekannt war und Verwandte hatte, nicht viel Aufsehen machte.

Es geschah, während sie am Strande badeten. Einer der Jungen geht an Land, um sich anzuziehen, steht in der prachtvollen Nacktheit seiner zwanzig Jahre da, atmet heftig nach dem kalten Bad, das seine Haut zerrissen hat, die Schulterblätter dampfen von der inwendigen kochenden Blutwärme, er schlägt sich dröhnend auf den Brustkasten, blinzelt mit Wasser in den Augenhaaren zur Aprilsonne hinauf, die in einer Wolke schreitet, Himmel und Erde brechen sich wie ein einziger großer lebender Diamant vor seinem Blick, und mit dem Regenbogen in der Seele stürzt er längelang, ohne einen einzigen Laut, zur Erde, wie von einem unsichtbaren Blitz getroffen! Als die Freunde herbeieilen, ist er tot, und man findet einen gefiederten Pfeil, der aus den Seitenknochen seines Rückens heraussteckt; von hinten geradeswegs ins Herz getroffen! Oben an Land

aber in der Richtung eines Busches sieht man einen Reiter auf einem kleinen langhaarigen Pferd davoneilen, den großen englischen Bogen, mit dem er den Mord ausgeführt hat, noch in der linken Hand. So starb er, ein Unbekannter im Heer, wie so viele andere, das war der Zweck seiner zwanzig Jahre, dazu hatte seine Mutter ihn geboren, dazu hatte er sich geübt und nach Kräften gestrebt! Abends beim Trinkgelage war auf dem Schiff, wo er hingehörte, ein junger Krieger, sein Altersgenosse und Freund, der sich abseits setzte, den Mantel über den Kopf zog und nicht mit in die Munterkeit einstimmen wollte, wie oft man auch kam, ihm auf die Schulter klopfte und ihn ermunterte. Eine Nacht und einen Tag blieb er so im Dunkeln sitzen; erst am nächsten Abend verlockten sie ihn zu einem starken Trunk, und als er betrunken war, weinte er. Von da an nahm er wieder am Leben teil.

Was geschah nicht alles im Heer, worauf verfielen die jungen unbändigen Krieger nicht alles, denn das tägliche Feldleben mit seinen Strapazen und Lebensgefahren war ihnen zu einer langweiligen Gewohnheit geworden. Eine Zeitlang gingen sie eifrig auf Weiberfang aus, besonders die, die vom Meer kamen, ausgehungert von Einsamkeit, mit Appetit auf alles und jedes, was zum andern Geschlecht gehörte. Zur Abwechslung von Trunk und Spiel waren die Töchter des Landes eine Annehmlichkeit, besonders ihr Fang war eine Zerstreuung, aber auch das verlor seine Abenteuerlichkeit, wurde ein alltäglicher Zeitvertreib wie anderes; die Weiber waren hier wie überall, wehrten sich erst gewaltig und krähten wie Hühner, denen der Hals umgedreht werden soll, hinterher aber blieben einem die Federn an den Fingern kleben und man konnte das Vieh nicht wieder loswerden. Die jungen Krieger waren noch zu grün, um anderes an den Frauen zu schätzen, als die Freuden der Liebe; daran dachten und davon sprachen sie aber beständig.

Am längsten behielt doch die heiße Welt des Trinkens und des Rausches ihren Wert; das muß man sagen: es wurde ganz unmäßig an Bord der Schiffe gezecht, und hierbei standen auch die Älteren nicht zurück. Wilde und tolle Streiche, in der Blüte der Trunkenheit begangen, wurden von Schiff zu Schiff in den einförmigen Tagen um die Tag- und Nachtgleiche, wo das Leben nur auf Warten eingestellt zu sein schien, erzählt. Unschuldige und auch sehr grobe Späße mußten der Wartezeit Inhalt geben; man neckte die Berserker, ließ Mäuse zwischen sie, wenn sie es am wenigsten ahnten, und amüsierte sich über das Gekreisch der Narren, oder man versteckte Mädchen unter den Fellen in ihren Kojen, zum ebenso großen Entsetzen der weiberscheuen Trabanten; man feierte ein Hochzeitsfest zwischen einer Meerfrau, die man gefangen hatte, und einem alten Sklaven und senkte sie dann zu ihrem Schloß ins Meer hinab, reich ver-

sehen mit Geschenken in Form von riesigen Steinen um den Hals; man schoß nach einer lebendigen Scheibe, die ein unglücklicher Kriegsgefangener darstellen mußte, man erfand weniger rohe, aber dafür törichtere Dinge; die Jugend fühlte sich um ihre Bestimmung betrogen und rächte sich durch zwecklose Grausamkeit.

Schließlich, bevor es zu bunt wurde, löste sich die Spannung in dem Gemüt der Jungen zu etwas Wirklichem, zu einem Ziel, Aussicht auf Erlebnisse, Taten! Noch in der ersten Hälfte des April gab der König seinen Söhnen und deren Freunden die Erlaubnis, von der Mannschaft und den Schiffen zu nehmen, was Lust hatte, und auf eigene Faust eine Seefahrt zu unternehmen, während er selbst günstige Gelegenheit in England abwarten wollte. Auf diese Weise kam die später so berühmte Mittelmeerfahrt zustande.

Zwischen den Lodbrogsöhnen und ihren Kameraden war es schon ein alter Plan. Ursprünglich stand König Haastein dahinter und so wurde er auch der Leiter der Seefahrt. Er war es, der die Idee bekommen hatte, und so wie sie in seinem Kopf und seiner Einbildungskraft dämmerte und sich schnell auf die der anderen verpflanzte, war ihr Ziel mit wenigen und einfachen Worten dieses: ins Weite zu fahren, um das Himmelreich zu erobern.

Haastein, der ebenso wie die Muspelsöhne, die darum auch seine Garde bildeten, ursprünglich von den Hochgebirgsgegenden in Norwegen gekommen war, hatte sich, trotz reicher Erfahrungen in der Welt, gewisse Urvorstellungen bewahrt, die in seinem Geschlecht überliefert worden waren, und aus ihnen war der Plan zu dieser Wikingerfahrt entstanden.

Wenn überhaupt etwas bei den Gelagen der Lodbrogsöhne verhandelt wurde, so war es immer und immer wieder das Himmelreich; mancherlei wurde darüber von den Völkern in Europa erzählt, wer aber konnte wissen, was daran Wirklichkeit sei? Handgreiflich vor ihnen lagen ja einige recht nette Reiche in Frankreich und England, Throne hier und da, Grundbesitz, Vieh, Goldgeräte, gute Frauen und dergleichen mehr. Kleinkram, – nein, das einzig Richtige war, zur Quelle selbst zu gehen. Was mochte es mit dem Himmelreich, auch Paradies genannt, wohl auf sich haben? Waren all die Herrlichkeiten, die man im Norden kannte, nicht nur wie einige spärliche und armselige Tropfen im Verhältnis zu dem wirklichen Reichtum und Glanz des Südens? Daß das Himmelreich nach Süden lag, war klar, und wenn man nur weit genug fuhr, mußte man es erreichen. Alle Nachrichten bekräftigten diese Annahme. Wer hatte Lust, sich hier herumzutreiben und Ausländer abzuschlachten, um ein wenig Gold zu bekommen, soviel, wie zu einer Armspange gehört; anstatt nach dem Lande zu fahren, wo das Gold herkam, wo es wie

Steine und Sand auf der Erde lag? In jenem Reich gab es Berge von Gold, das war sicher; woher sollte es sonst kommen?

Dieses Reich existierte. Woher waren die Asen seinerzeit gekommen? Woher holten die Bienen ihren Honig? Flogen sie nicht jeden Sommer nach der Insel der Seligen und kamen mit vollem Kropf nach Hause? Wo blieben die Vögel im Winter, wenn man fragen darf? Es war einleuchtend genug, daß dieses Land vorhanden sei und auch gar nicht übermenschlich weit fort läge. Es gab Menschen, die südlicher wohnten und in naher Verbindung damit standen, wenn man ernsten, bereisten Leuten Glauben schenken durfte; wie sollte es auch sonst mit dem Reich zusammenhängen, von dem so viel geredet wurde, wo der weiße Christ regierte, von dem der allmächtige Fürst in Rom sein Lehen hatte? Würde man jemals richtigen Bescheid über alle diese Dinge bekommen, wenn man nicht selbst hinfuhr und sich mit eigenen Augen davon überzeugte?

Außerdem, hier ging man und wurde alt, die Freunde starben rings um einen herum, und inzwischen gab es ganz ohne Zweifel ein Land der Jugend, ein Reich, dessen Bewohner niemals starben. Davon hatte doch ein jeder schon gehört. Ein schönes Land, das seinesgleichen nicht hatte, mit Flüssen, in denen der rote Wein floß und die Fische gebraten herumschwammen. Und was das Verlockendste von allem war: die Mädchen dort hatten Flügel wie große Vögel und flogen oben in der Luft umher und spielten Harfe!

Das war keine Fabel, denn Haastein besaß eine Kostbarkeit, die er aus einem Kloster hatte, ein Pergamentbuch, in dem man unter anderem diese beschwingten Frauen leibhaftig sehen konnte. Das Buch war voll von kräftigen Zeichen, jede Seite glich einer Aufstellung von lauter kleinen vierschrötigen Männern, von denen jeder ein geheimnisvoller Buchstabe war, ein ganzes Heer von Rätseln. Dazwischen waren Bilder, ganz klein und wie in weiter Ferne, aber deutlich und schön, in den herrlichsten Farben. Hier sah man wirklich die niedlichsten, leckersten Mädchen in roten Hemden zu einem wunderbaren blauen Himmel hinauffliegen. Obgleich man das Buch leider nicht lesen konnte, war es doch klar, daß es vom Land der Jugend und der Seligen handelte. Dort fiel nie Schnee und die Bäume hatten das ganze Jahr hindurch Blätter, Beweis genug für die Unsterblichkeit. Es gab einen Fluß in diesem Reich, wenn man darin gebadet hatte, konnte man nie sterben, was einem auch zustoßen mochte. Ja, freilich, und so ein Land ließ man ruhig liegen, ohne den Versuch zu machen, es mit einem Schiff zu erreichen!

Natürlich wurde der Eingang zu den glücklichen Inseln von mannigfachen, gefährlichen Untieren bewacht, sowohl feuerspeienden Drachen, als auch Löwen, die fliegen konnten; außerdem mußte man durch tiefste Dunkel-

heit, um hinzugelangen, ja, ja, es war nicht jedermanns Sache, glücklicherweise, denn sonst wäre das Land ja schon lange von anderen besetzt worden. Indessen war Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß bereits einige dagewesen seien, denn die Bruchstücke, die man in Europa von den dortigen Herrlichkeiten besaß, stammten sicherlich von einzelnen orientalischen Seefahrern, die Mut und Glück gehabt hatten, Einfälle in das Paradies zu machen. Manches deutete auch auf eine feste heimliche Verbindung; zum Beispiel der Kanel, von dem so viel im Handel war; wer konnte nicht sehen, daß er die Rinde eines köstlichen Baumes sei, der zweifellos auf den Inseln der Seligen wuchs, denn er schmeckte ja so süß und stark, als ob man das reine rote Feuer im Mund hätte. Vielleicht bekam man ihn von Treibhölzern, die aus den Wäldern des Himmelreichs stammten, wer konnte das wissen. Met, wenn er recht alt und kräftig war, gab sicher auch eine gute Vorstellung von dem täglichen Zustand auf den Inseln der Seligen; die üppige, schwindelnde Stimmung, in die man kam, war ein Vorgeschmack des ewigen Glücksrausches in der Wohnung der Sonne. Es geschah darum auch bei Becherklang und in der Glückseligkeit des Metrausches, daß die Jungen Gelübde ablegten und sich im Lande des ewigen Sommers Stelldicheine gaben.

Wie hingerissen seufzten sie nicht beim Gedanken an die schwanenbeflügelten Jungfrauen, die mit bloßen Füßen in ihren Hemden durch blumige Gärten schwebten! Wie bedauerlich, daß die beschwingten weiblichen Einwohner auf den Inseln im ewigen Sonnenschein leben mußten, ohne eine Spur von männlicher Gesellschaft, in Unsterblichkeit und ohne Liebe! Aber jetzt wollte man sie überraschen! Höchstwahrscheinlich waren sie zahm und würden mit ausgebreiteten Flügeln herabkommen; sollten sie sich aber als scheu erweisen, nun, dann hatte man ja verschiedene Mittel, um Vögel zu fangen. Netze, Schlingen, im schlimmsten Fall mußte man sie flügellahm schießen, aber sie würden ziemlich sicher von selbst kommen. Wie man lachte und sich vor Behagen kratzte, wie man unwillkürlich schmatzende Bewegungen mit den Lippen machte!

Unerträglich, daß man auf einem Schiff sitzen und warten mußte, in Zug und Fußkälte, mit einem Stück Segeltuch überm Kopf, das von Tauschnee beschwert war; warum fuhr man nicht augenblicklich zur Sonne hinunter und saß mit seinem Mädchen im Arm unterm Schatten ihrer Flügel! Ach! Die Jungen seufzten und der Wind seufzte; sie lagen noch immer vor England, sie und die Schiffe, und quellen nach oben und unten vor Feuchtigkeit aus, und alt wurden sie, warum kam man nicht von der Stelle? Was die Drachen und die tiefe Dunkelheit betraf, nun, sterben mußten sie ja auf alle Fälle. Die Hauptaufgabe war, den Seeweg zum Himmelreich zu finden, die Richtung, in der es lag, und zu

diesem Zweck konnte man ja einige Bienen mitnehmen, sie fliegen lassen, wenn es Sonnenschein wurde, und ihnen dann nur einfach folgen, sie kannten ja, wie ein jeder wußte, den Weg zum Himmelreich.

Regner Lodbrog lächelte eigentümlich, als seine Jungen sich damit brüsteten, daß sie dieses Land suchen wollten, und um Urlaub und Mannschaft baten; wohl schüttelte er mannesklug den Kopf, aber es ist trotzdem nicht unmöglich, daß gerade dieser Plan ihn bewog, sie ziehen zu lassen. Ja, ja, sie mochten sich immerhin auf den Weg begeben und das Land der Jugend suchen, und wenn sie es gefunden hätten, sollten sie zurückkehren und ihm erzählen, wo es läge. Sicherheitshalber wollte er inzwischen versuchen, England zu erobern und es für sie in Verwahrung nehmen, bis sie zurückkämen.

Ungeheuer war der Jubel und die Erwartung unter den Jungen, als der König endlich den Plan gebilligt hatte. Alle wollten natürlich mit, auch die Älteren; da war nicht ein lebender Mann auf der Flotte, der nicht Lust dazu hätte. Die Lodbrogsöhne aber trafen erst ihre Wahl und ließen dann das Los für den Rest sorgen; einige Zweikämpfe wurden auch notwendig, um zwischen Bewerbern zu entscheiden; alles ging Hals über Kopf vor sich, in zwei Tagen und Nächten war die Mannschaft ausgewählt und die Schiffe klar.

An Bord waren außer Haastein und den Lodbrogsöhnen und ihren Freunden nur die Hervorragendsten aus der blutjungen Mannschaft des Heeres. Alles in allem waren es zweiundsechzig Schiffe mit Zwanzigjährigen bemannt, eine Flotte von Himmelsstürmern, aus allen Teilen Skandinaviens. Da waren die Muspelsöhne, da waren die seeländischen Jungen, junge Fünen, Bornholmer, Jüten, Töndern, Schonen, Friesen, eine johlende Stimme aus jeder Landschaft im Norden, und alle verlangten im Chor und unverzüglich das Himmelreich. Dann stach die Flotte in See.

Eine Schar Frauen, die als überflüssig an Land gesetzt worden war, folgte den Schiffen, als sie abfuhren, zog sich von Baum zu Baum am Ufer vorwärts und ging schließlich ganz ohne Deckung auf eine Landzunge hinaus, wo sie stehen blieb, bis die Schiffe vorbei waren. Der Wind zerrte an ihren Röcken und ihrem langen Haar.

Die jungen Stürmer dort draußen hatten aber keine Gedanken mehr für Northumberlands schwerfällige Töchter, die mit den Füßen an dem lehmigen Boden ihrer Heimat klebten und bald vom Nebel verwischt wurden; sie fuhren mit Strom, Ebbe und allen Riemen den Humber hinab, ihnen winkten ja die beschwingten Jungfrauen des Himmelreichs, die unter einem ewig blauen Himmel flogen und Harfe spielten.

Regner Lodbrog stand auf dem Königsschiff mit einem zufälligen Kind auf dem Arm und schaute den Fortziehenden nach, bis der Blick in den hellen, tiefliegenden Augen mit ihnen zu schwingen schien, unterm Schatten der weißlichen buschigen Brauen.

## Zur Sonne

Es sind gut tausend Jahre her, seit junge abenteuerlustige Nordländer einen Vorstoß auf das Land der Unsterblichkeit unternahmen, was sie auch richtig erreichten, wenn auch in einem andern Sinne als sie selbst meinten.

Was sie eigentlich im Schilde führten, hat man vergessen, die Geschichte erzählt nur im allgemeinen von dem Übermut und der Abenteuerlust der Lodbrogsöhne; was sie aber trieb, war dieselbe Hoffnung, die sich später auf andere Geschlechter vererbt hat, unter anderen Formen, aber mit annähernd demselben Inhalt, die nordische Sehnsucht. Die Träume der Lodbrogsöhne sind verweht, aber die Taten, zu der ihre Reise ins Blaue Veranlassung gab, stehen fest und gehören der Geschichte an.

Sie fuhren also mit ihren zweiundsechzig Schiffen südlich durch den Kanal, wandten Englands steiler Küste den Rücken und wurden auf der anderen Seite von ebenso hohen grandiosen Felsen begrüßt, Frankreichs Toren, ein Anblick, der ganz von ihnen abprallte; gewiß, hier gab es Reiche zu erobern, aber darauf konnte man später zurückkommen, jetzt hatte man wichtigere Dinge vor, es galt hier nicht Fetzen von den Ausläufern der Welt, sondern den Mittelpunkt selbst, die Mutter aller Reiche, das große Midgard im Osten, wo die Goldberge in ewig unvergänglichem Sonnenschein ragten.

Die blendenden Zukunftsaussichten aber hinderten sie nicht, unterwegs scharfen Ausguck zu halten. Die Küste von Frankreich, die sie zur linken Hand behielten, während sie nach Süden fuhren, prägte sich ihrem Gedächtnis für Lebenszeit ein, jedes Vorgebirge, jede Landkennung, nach der sie ihren Kurs richteten, jede Flußmündung, jedes Profil und jede Strandlinie, Meile um Meile, war für sie eine schöne Reiselektüre, eine gewaltige Runenschrift, die sie von weitem teils zu deuten, teils zu erraten versuchten: Nichts tat dem Auge so wohl wie neuauftauchende fremde Küsten.

Sie haben die braunen Vorgebirge an der Nordküste von Spanien gesehen, die langen, feurigen Wogen, die in der Ecke des Biskavischen Meerbusens über den Strand laufen, ihre Schiffe haben die Reelinge hineingetaucht, und die Drachen haben ihre geschnitzten Häupter bald auf die eine, bald auf die andere Seite gelegt und zu diesen neuen feinen Ufern hinübergeschielt; sie haben gesehen, wie das Land sich von der Küste mit einer steinigen Brust erhebt, steiler und steiler, bis es in die mausgrauen und weißen Felsen, Spaniens Tore, überging.

Irgendwo auf den steilen Heidestrecken haben ihre scharfen Seemannsaugen eine Ziegenschar und einen Hirten mit seinem langen Stab erspäht, der unbeweglich dastand, solange sie ihn sehen konnten, weil er seinerseits die wildfremden dunklen Fahrzeuge mit den aufgerissenen Tiersteven betrachtete, die an seiner Welt vorbeizogen.

Hier und dort, mit meilenweiten Zwischenräumen, haben sie einen niedrigen runden Turm auf einer Landzunge gesehen, grau und bemoost wie die steinige Umgebung, einen von den Wächtern des Landes.

Niemand kann heute mehr aufzählen, was wißbegierige landfrohe Nordländer vor tausend Jahren auf einer Reise um die Küste von Nordeuropa gesehen haben, so viel aber ist sicher, daß nichts ihrer Aufmerksamkeit entging von Skagen und Lindenäs bis Flamborough Head, Finisterre, San Vincente, der Straße von Gibraltar und weiter ins Mittelmeer hinein, soweit Meervögel fliegen und der Walfisch geht; sie haben Europa umsegelt wie ein Hengst, der um seine Stuten herumläuft, und was sie nur einmal von weitem gesehen hatten, das betrachteten sie später mit der Überlegenheit des Entdeckers als ihr Eigentum.

Was neu für sie war, war im übrigen altbekannt für Nordländer im allgemeinen; schon manchesmal in entschwundenen Jahrhunderten waren Nordländer hier gewesen. Sowohl an Frankreichs wie an Spaniens Küste und später überall, wo sie im Mittelmeer hinkamen, hatten sie Gelegenheit, bald eine runde Anhöhe, bald einen Dolmen in der Landschaft zu erspähen, ganz wie sie sie vom heimatlichen Strand gewohnt waren; dort ruhten einige ihrer Vorfahren, die diese Gegend schon früher bereist und ein steingefügtes Begräbnis hinterlassen hatten, das vertraut zu den Wikingen hinauswinkte, wenn die Bevölkerung ihnen auch sonst fremd und feindlich war.

Sie kamen an der Küste von Andalusien vorbei, das nach einem nördlichen Auswanderervolk, den Vandalen, benannt war, die hier vor Jahrhunderten Land erobert hatten und wieder verschwunden waren; hier verloren sie übrigens einige Schiffe in einem Kampf, den sie in der Mündung des Guadalquivir lieferten. Die Eingeborenen gewannen in diesen flachen Gegenden Salz aus dem Meerwasser und häuften es zu Hügeln, die die Wikinge von weitem für pure Diamanten gehalten, beim Näherkommen aber hatten sie etwas anderes zu schmecken bekommen.

Sie waren nicht immer vom Glück begünstigt. Als sie Galizien passierten, bevor sie zum Guadalquivir kamen, wollten sie an Land gehen und Blumen pflücken; es sah so hübsch grün drinnen im Lande aus, und die Männer bekamen solche Sehnsucht nach Kräutern, Zwiebeln und anderem Gemüse; frisches Fleisch hatte man wirklich auch nötig, die Schafe hatten gerade geworfen, man konnte die kleinen Lämmer so allerliebst auf den

Wiesen umherspringen sehen, ja, und es wäre auch nicht vom Übel, wenn man einer Schönjungfrau begegnete, die sich auf einem Spaziergang befand; die Mädchen waren etwas dunkelhäutig in dieser Gegend, färbten aber nicht ab — darum wurde beschlossen, an Land zu gehen.

Der Zugang wurde ihnen indessen hartnäckig verweigert, die Einwohner hatten hier lange, unheimlich aussehende Galeeren, die hinter den Felsenzungen hervorstrichen und mit einer Unmasse Riemen wie riesige Krabben auf sie loskamen. Sie hatten Wurfmaschinen an Bord, mit denen sie auf weite Entfernungen warme Steine schleuderten, die einen unangenehmen Geruch von Asche und heißem Salzwasser verbreiteten, wenn sie dicht neben einem niederfielen.

Hier verlor die Flotte zwei ganze Schiffe, die ziemlich wertvolle Ladung gehabt hatten, Kostbarkeiten, Vieh und Gefangene, die verschiedenerwärts an Frankreichs Küste erbeutet worden waren. Schlimmer aber war, daß auch die ganze Besatzung mit draufging, mehrere Dutzend Krieger, die sich nicht gedacht hatten, daß ihre Reise zum Himmelreich mit einem ruhmlosen Tod in Spanien oder Sklaverei für den Rest ihres Lebens endigen sollte.

Sie bekamen indessen Ersatz für den Schaden etwas weiter südlich in Algeciras, wo ein herrlicher großer Tempel, eine maurische Moschee, dicht am Wasser lag, wie ein Geschenk für sie; hier nahmen sie alles und steckten den Tempel in Brand, bevor sie weiterzogen.

Die kommenden Wochen gaben ihnen überhaupt sehr viel zu tun, fast vergaßen sie ihr eigentliches Vorhaben oder schoben es jedenfalls für eine kurze Zeit, im Interesse naheliegender oder, wie sie fanden, unaufschiebbarer Geschäfte, auf.

Während der Rauch des brennenden Algeciras noch weit und breit am Himmel zu sehen war, fuhren sie durch die Straße von Gibraltar, die sie Nörvasund nannten, und legten den Kopf in den Nacken, um die gewaltigen Pfosten am Tor zum Mittelmeer zu messen; sie gaben zu, daß sie außerordentlich hoch seien, daß sie aber als Himmelsstützen dienen sollten, schien ihnen doch sehr unwahrscheinlich, wenn sie ihren Augen trauen durften, und das taten sie übrigens jederzeit und überall.

Nachdem man im Mittelmeer angelangt war, konnte man anfangen, sich nach den glücklichen Inseln umzusehen. Sie meinten jetzt genügend in südlicher Richtung vorgedrungen zu sein, der große Bär war merklich im Norden hinter ihnen gesunken; von jetzt ab hielten sie es für richtig, östlichen Kurs zu halten. Es war im Mai, von Wärme hatten sie genug bekommen, mehr wünschten sie sich nicht, wohin sie auch geraten mochten.

Schon im Meerbusen von Biskaya hatten sie gemerkt, daß die Luft wärmer wurde; seit sie aus dem nebligen Kanal heraus waren, hatten sie

jeden Tag Sonne gehabt. Die Farben ihrer Kleider und der Schiffe, die in dem langen Winter für sie verlöscht waren, stachen ihnen jetzt in die Augen, man sah alles fast zu gut; die häßlichen grobhäutigen Männer vertrugen das Licht nicht recht, obgleich sie so viel davon gefabelt hatten.

Die Küsten wurden grüner und grüner, der Wind trug Blumenduft vom Lande zu den Schiffen hinüber, sie sahen frisch ausgesprungene Bäume, und plötzlich gab es soviel Singsang und Summen an Bord. Selbst das Hornvieh, das man an Bord hatte und das ein trauriges Dasein in den engen Schiffen führte, fing an unruhig zu werden und nach den Wiesen, die es riechen konnte, zu brüllen.

Die Männer fanden Narzissen im Wald, wenn sie an Land gingen, um Essen zu kochen, und steckten die zusammengerollten Blumen in die Nasenlöcher, um den Sommer zu genießen, während sie in den Kesseln rührten. Sie pflückten Gras fürs Vieh, das sie an Bord hatten, lauschten den lieblichen kleinen Vögeln und reckten sich vor Behagen in der Sonnenwärme.

Die Jungen durchschwärmten die Landschaft mit heißem Kopf und jagten Eingeborene, wenn sich Gelegenheit dazu bot, spähten im Walde nach Wild und schnitten große Freiazeichen in die frische Rinde der Bäume. Die Bienen, die sie mit hatten, waren aufgewacht und rumstierten wild in den Körben, aber noch war es nicht Zeit, sie herauszulassen.

Im Mittelmeer begegneten ihnen die Schwalben, die auf der Reise nach dem Norden waren, und für diese interessierte man sich sehr, weil man wußte, daß sie auf dem Weg zur Heimat waren und in nicht gar zu langer Zeit anfangen würden, ihr Nest unter den Dachbalken dieser und jener Hütte zu bauen, die man so gut kannte und die jetzt so weit fort war, und weil man außerdem annahm, daß sie geradeswegs von den Inseln der Seligen kämen, nach denen man auf der Suche war.

Die Schwalben kamen massenweise und setzten sich auf die Schiffe, so zahm, daß man sie in die Hand nehmen konnte. Vielleicht waren sie auch müde, jedenfalls konnte man spüren, daß sie aus dem guten Lande kamen. Wenn es nur nicht noch sehr weit war, denn es hatte den Anschein, als ob die Schwalben Hunderte von Meilen geflogen seien, oft waren sie so müde, daß sie tot auf die Schiffe herabfielen.

Seltsam vermengten sich Erinnerungen aus der Heimat und unersättliches Verlangen nach einer noch weiteren Welt in der Brust der Männer, wenn sie gedankenvoll mit so einer kleinen Schwalbe in der Hand standen, die sich müde geflogen hatte.

Es wurde wärmer und wärmer, weil das Jahr vorwärtsschritt und weil sie südlicher kamen. Erst mußten sie die Schafspelze ablegen, dann die

wollenen Kleider, und schlimm genug war es, die Kettenpanzer und all das andere Eisen, das von der Sonne erhitzt wurde, auf dem bloßen Hemd zu tragen. Es war Hochsommer. Nur die Nächte blieben ihnen fremd, sie waren nicht hell wie zu Hause, mit Abkühlung, sondern enthielten eine dumpfe Glut, die ihrem Wesen fremd war.

Aber das machten sie sich anfangs nicht klar, die Wärme und die freigebige Sonne stieg ihnen wie ein Rausch zu Kopf. Und da die Sehnsucht nach dem Sommer eine so große Rolle in den Träumen der Wikinge spielte, wurde ihr Vorhaben, das Land der Seligen zu suchen, dadurch etwas in den Hintergrund gedrängt. Sicher ist jedenfalls, daß sie sich den ganzen Sommer im Mittelmeer von allerhand anderen verlockenden Dingen als just den Freuden des Himmelreiches aufhalten ließen.

Die wichtigsten Punkte ihres Unternehmens sollen hier ebenso kurz berührt werden, wie die Chronik sie überliefert hat. Von der Gibraltarstraße fuhren sie in südöstlicher Richtung und machten Überfälle auf die nordafrikanische Küste, das jetzige Marokko, wo sie ein wohlgelungenes Schlachten veranstalteten und sehr seltenen und kostbaren Hausrat eroberten.

Die Eingeborenen, die die Nordländer Blaumänner nannten, kämpften zu Pferde in weiten losen Gewändern mit Lanzen und krummen Schwertern; sie zeigten schon von weitem ihre Zähne, so daß einem angst und bange werden konnte; wenn man ihnen aber auf den Leib rückte, hatten sie nicht viel Widerstandskraft. Hier kriegten die Wikinge nach Herzenslust, machten nieder, was ihnen an Blaumännern in den Weg kam, und nahmen, was es an Wertgegenständen gab.

Die Eingeborenen hielten ihre Frauen zu Haufen in Käfigen eingesperrt, in die die Nordländer drangen und sich Quartier verschafften, anfangs zum größten Entsetzen der sonnengebräunten Schönjungfrauen, die furchtbar schrien in der Annahme, daß sie sterben sollten, aber wieder in die Kissen zurücksanken, als sie begriffen, daß die neuen Hausherren nur das Gewohnte von ihnen verlangten.

Hier in diesen ambraduftenden Taubenschlägen lernten die Nordländer einige Worte der maurischen Mundart girren, die allerbesten Worte der Sprache. Die dämmerschwarzen Frauen lehrten sie Datteln essen, und viele der jungen Krieger fanden solch großes Behagen an der ovalen Frucht, daß sie drauf und dran waren, sowohl Skandinavien, England, Frankreich als auch dem Himmelreich untreu zu werden und den Rest ihres Lebens hier in zärtlicher Sklaverei zu verbringen. Die Sehnsucht nach freier Luft und Kampf aber gewann doch bald wieder die Oberhand.

Eine Woche alles in allem hatte der Feldzug in Mauretanien gedauert, als die Wikinge die dortigen Freuden satt hatten, und ebenso plötzlich ihres Wegs reisten wie sie gekommen waren.

Sie sahen ein, daß die glücklichen Inseln nicht in dieser Richtung lagen. Wohl gab es Dinge, die darauf deuteten, wie zum Beispiel die Palmen, die sie hier zum erstenmal sahen und die in Verbindung mit immergrünen Büschen und Fruchtbäumen den Beschreibungen vom Himmelreich einigermaßen entsprachen. Der Weizen aber, der hier wuchs, wuchs keineswegs wild, sondern mußte, wie anderwärts, gesät und gebaut werden.

Die Eingeborenen pflügten die Erde mit einem Ast, vor den ein Trampeltier gespannt war, ein höchst eigentümliches und närrisches Geschöpf, das die Nordländer hier zum erstenmal sahen und über das sie sich halb tot lachten. Man meinte zu schlafen und schlecht zu träumen, wenn so ein Trampeltier, das auch zum Lastentragen verwendet wurde, angeschaukelt kam; man wurde ganz schwindlig vom bloßen Anblick.

Das Trampeltier machte den Eindruck, als sei es aus Teilen von verschiedenen Tieren schlecht zusammengesetzt, es ähnelte sowohl einem Pferd wie einem Schaf, käute wieder, obgleich es keine Zähne im Oberkiefer besaß, hatte einen Schwanz wie ein Ochse, einen Spalt in der Nase, was an den Hasen erinnerte, Beine wie ein Elentier, aber mit ausgetretenen schwammigen Füßen; der Hals gemahnte an einen furchtbar großen Vogel, die Hinterpartie sah aus, als ob sie nicht zum Körper gehöre; nur den Buckel hatte das ehrwürdige Tier für sich, den hatte es nicht von anderen entliehen. Ja, ja, es gab manches Törichte und Wunderbare in der Welt.

Hier in Mauretanien sahen die Nordländer auch wilde Menschen mit Hundeköpfen, oder wenn man lieber will, Hunde mit Menschenhänden, und zwar an Vorder- und Hinterbeinen, obgleich sie auf allen Vieren gingen; diese Wesen stammten von lüsternen Frauen ab, die die Wohnstätten der Menschen verlassen hatten und von den wilden Tieren in der Wüste aufgenommen worden waren.

Denn landeinwärts, hinter den bebauten, fruchtbaren Strichen, lagen öde Sandgegenden, die von der Sonne versengt waren, ohne einen einzigen grünen Keim; wenn der Weg zum Land der Seligen durch diese anscheinend endlosen Strecken führte, was nicht unmöglich war, konnten sie die Reise jedenfalls nicht zu Schiff machen, weshalb sie vorzogen, das Land zu umsegeln.

Ein Beweis, daß die Richtung stimmte, lag unter anderem darin, daß es in der Wüste Drachen gab, die den Zutritt verhindern wollten. Einer der Krieger verrichtete eine Heldentat, indem er einen dieser Drachen tötete. Obgleich das Ungeheuer weder Feuer spie noch Flügel hatte und kaum einen Meter lang war, was natürlich seine tödlich gefährliche Beschaffenheit nur noch merkwürdiger machte, glich es trotzdem in jedem Zug einem Drachen. Am Schwanz hatte es Piken, die es im lebenden Zustand gewiß wie Pfeile abschießen konnte, es war über und über schuppig und garstig, ein äußerst

giftiger Drache; der Held, der ihn erlegte, brachte später das Fell mit nach dem Norden, wo es noch lange als ein Wunder aufbewahrt wurde.

Von Afrika begaben die Lodbrogsöhne sich nach Spanien zurück, womit sie nicht recht fertig geworden waren, fuhren diesmal an der Ostküste entlang, wo sie die Mohren im Lande Padmir schlugen und Orikuela in Asche legten.

Darauf landeten sie auf den Balearischen Inseln, wo eine einfache herzliche Bevölkerung wohnte, die die Wikinge wie nahe Anverwandte empfing; hier war es, wo die Einwohner die jungen Mädchen den Fremden am Strande entgegenschickten mit blühenden Mandelzweigen in den Händen, aber sonst ohne einen Faden am Leibe, um sie gnädig zu stimmen, was ihnen auch gelang. Die älteste der jungen Frauen näherte sich vertrauensvoll demjenigen der Seeräuber, den sie am größten und schönsten fand, es war Björn Eisenpanzer, und legte ihre kleine Hand in seine beiden großen, die sich gleich sorgsam um die ihre schlossen.

„Wie heißt du?" fragte er in seiner barbarischen Sprache, die sie ja nicht verstand.

„Formintera," sagte sie.

Und es war Formintera.

Die Balearen wurden zwar gründlich leer gegessen, alles, was es an Speise und Getränken gab, ging bei fabelhaften Gelagen zum gemeinsamen Besten drauf, von Tod und Brand meldet aber die Chronik hier nichts. Es waren die seligsten Inseln, die die Wikinge bis jetzt gefunden hatten, und sie trennten sich nur ungern davon. Der Aufenthalt blieb wie ein Nebel von blühenden Fruchtbäumen und Mädchenarmen in ihrer Erinnerung haften. Aber sie mußten ja weiter.

Von hier begaben sie sich nach Norden in einem heißen Verlangen nach Abkühlung und tauchten an der inneren Seite von Südfrankreich auf, wo sie die Flüsse hinauffuhren, Klöster niederbrannten und Mönche totschlugen.

Die Gegend gefiel ihnen, und zwar so gut, daß sie mehrere Monate dablieben und mehr und mehr Lust bekamen, sich hier ganz niederzulassen. Von einem Lager an der Rhonemündung als Ausgangspunkt gingen sie planmäßig vor, plünderten Nimes und Arles und brandschatzten Valence. Hier sammelten sie sich allen Ernstes Reichtümer, und die älteren Führer mit Haastein an der Spitze wären am liebsten hiergeblieben, um das Land zu erobern.

Es war eine reiche Gegend, die man wegen eines unsicheren Anteils am Himmelreich kaum im Stich lassen konnte. Die Wikinge waren allerdings nicht zahlreich genug, um sich so ausgestreckte Provinzen untertan zu machen; sie behielten nicht immer die Oberhand, sondern erlitten schwere Verluste gegen die Franken, die zu kämpfen verstanden, aber was konnte sie hindern, nach Hause zu fahren und Verstärkung zu holen?

Die Jungen aber auf der Flotte wollten weiter; sie fanden, daß sie das Versprochene noch nicht bekommen hatten; sie ließen sich von den Grundbesitzen in Südfrankreich, mochten sie auch noch so herrlich sein, nicht blenden. Das Endresultat war, daß man in See stach und sein Ziel nach Osten weiter verfolgte.

Hier stießen sie auf das schöne Italien, das sich bis auf weiteres zwischen sie und ihre Träume legte.

## Die Zerstörung im Himmelreich

Italien, wo die Lodbrogsöhne landeten, hatte Leute ihres Bluts schon früher gesehen; eine Woge nach der anderen von Erulen, Goten, Langobarden hatte das Füllhorn Skandinavien nach Süden entleert.

Ein ganzes Jahrtausend vor den Lodbrogsöhnen hatten die Zimbern hier ihre Gebeine niedergelegt und zwar so buchstäblich und in solchem Umfang, daß die Bauern seither ihre Weingärten mit den Knochen der gefallenen Männer eingefriedigt hatten. Damit war just der Traum der Nordländer erfüllt worden, Weinlaub um die Stirn, und wie hübsch schlang sich die Weinranke um den leeren Brustkasten und krönte die Hirnschale der Männer aus dem Norden, die ihr Geschick vollbracht hatten.

Von denen, die vorangegangen waren, aber wußte die neue Woge nichts; die Vorfahren, die ins Weite reisten, hatten keine Überlieferung hinterlassen, sie waren nur verschwunden. Die Lodbrogsöhne waren demselben Ruf wie die sturmvollen Alten gefolgt, aber ganz und gar in eigener genialer Unwissenheit.

Das erste, was sie von Italien sahen, waren herrliche Berge, mit vielen Farben und Adern, mit weißen Flächen durchschossen, die wie Gletscher aussahen, sich aber als Marmor erwiesen. Ein lehmiger Fluß hatte seine Mündung zwischen niedrigen Dünen mit grünblauen Wacholdergebüschen und Pinienwäldern, er färbte das Meer eine ganze Meile im Umkreis und zeigte den Wikingen den Weg; wo er herkam, mußte die Erde fruchtbar und fett sein, das war klar. Sie drangen also durch den Fluß ins Land ein, und hier lag gleich ihr Schicksal und wartete auf sie in Gestalt einer kleinen witzigen Verwechslung. Sie glaubten nämlich, daß der Fluß der Tiber wäre, und darum konnte die erste große Stadt, zu der sie kamen, ja keine andere als die Weltstadt Rom sein! Hu hei, die einnehmen, das war doch mal eine Aufgabe!

Und ein Umweg war es ja auch nicht für sie, denn wie das Gerücht erzählte, sollte Rom ja gerade der Eingang zum Himmelreich sein; der Lehnsmann des weißen Christus, wie man den Papst nannte, sollte ja sogar den Schlüssel dazu aufbewahren. Den wollte man ihm natürlich durch Gewalt entreißen, Rom mußte genommen werden!

Die Stadt, zu der sie kamen, hieß Luna, ein damals großer und schöner Ort, fast ganz aus Mamor von dem nahegelegenen Karrara erbaut. Es war entschuldbar, daß die Wikinge ihn für Rom hielten, denn er bot sich den Augen der Nordländer mit einer Pracht dar, wie sie sie noch nie erlebt hatten; es war die erste klassische Stadt, die sie sahen.

Die ganze Stadt war wie eine befestigte Burg, von hohen Mauern und soliden Türmen umgeben, dahinter aber ragten Prachtbauten in die Höhe, mit Giebeln und Säulen, die wie frischgefallener Schnee leuchteten. Die Wikinge konnten Götterbildnisse drinnen unterscheiden, so lebendig anzusehen, als seien es Menschen, die in ewiger Glückseligkeit versteinert wären.

Einige von ihnen schienen weibliche Gottheiten zu sein, sie hatten die himmlische Breite in der Mitte und hoben sich in weißer unsterblicher Nacktheit von dem italienischen Himmel ab, der so blau war, daß er einem festen Stoff glich, einer Edelsteinwölbung, und die Nordländer fühlten sich von der Ähnlichkeit mit den niedlichen Frauenbildern betroffen, die sie aus dem nebligen England fortgewinkt hatten; wenn es die himmlischen Jungfrauen auch nicht selbst waren, so konnte ihr Reich doch nicht mehr fern sein.

Die Stadt selbst ragte im Sonnenschein über die Mauerzinnen wie ein weißer wunderbarer Felsen, der von Menschenhänden und mit Kunst in tausend feine Einzelheiten ausgehauen war, wie ein gewaltiges, üppiges Schmuckstück an der blauen Brust des Himmels.

Und das Wunderwerk hatte Stimme, es sprach mit vielen tönenden, ernsten und schönen Zungen, das waren die Kirchenglocken. Hin und wieder brach die Stadt in ein schönes Einzelgespräch aus, sang und tönte mit vielen Glocken auf einmal, so eigenartig reich und einsam, daß es weithin wogte und klang. Jeden Morgen begrüßte die Stadt die Sonne mit ihren Glockenzungen, und jeden Abend läutete sie und redete schwermütig und schön, während die Sonne unterging, bis die letzten klingenden Wellen mit der Dämmerung hinstarben.

Schon als die Wikinge den Fluß hinauffuhren, noch bevor sie die Stadt sehen konnten, hatten sie die singenden Glocken gehört, und da glaubten sie, daß die Landschaft sprechen könne und sie mit einem freundlichen Lied willkommen heiße. Es klang, als ob irgendwo Harfen versteckt seien, und die Männer hielten Umschau am Flußufer, ob vielleicht eine Flußjungfrau im Schilf säße und zauberte.

Aber nein, bald zeigte es sich, daß der Gesang aus der schönen Stadt käme. Der Glockenklang vermengte sich mit dem Sonnenschein und der schönen Erde, überall blühte es, der Pinienhain mit den flachen, dunkelgrünen Kronen war voll von kräutrigem Duft, und im Verein mit all dieser Wärme und Süße erzitterte die Luft von Glockenklang, als sei es die

Sommerstimme der Ewigkeit, die sich in eitel Freude an den wolkenlosen, sonnigen Tag wandte.

Alle möglichen Gefühle begannen sich in den fruchtbaren Schifferseelen zu rühren; es lachte seltsam in ihrer Brust, als ob ein Gefangener dort drinnen sich seiner Befreiung nah fühlte, es lief ihnen kalt über die Kopfhaut, sie lauschten, lauschten . . . sollte dies das Land der Jugend sein, waren sie am Ziel?

König Haastein zweifelte nicht. Die Stadt war offenbar Rom. Endlich waren sie angelangt. Mochten andere weiterreisen, ans Ende der Welt, wenn ihnen danach gelüstete, dies war die Verwirklichung seiner Träume, hier wollte er seinem Schicksal begegnen. Mit der biegsamen Natur, die ihm eigen war, brachte er sofort alle Sagen vom Himmelreich mit diesem Ort in Übereinstimmung. All die vagen Kenntnisse, die man hatte, waren natürlich ursprünglich von Rom ausgegangen, das war sonnenklar. Hier war alles, was sie suchten. Jetzt galt es nur, in die Stadt hineinzukommen!

Der Plan, die Stadt durch Überrumplung zu nehmen, fiel zu Boden, die Tore waren gut verschlossen und die Festungswerke so solide, daß der Gedanke, die Stadt unverzüglich zu stürmen, als unvernünftig aufgegeben werden mußte.

Da geschieht es, daß ein Plan fix und fertig König Haasteins fruchtbarem Kopf entspringt und sofort zur Ausführung gelangt.

Das Folgende ist so bekannt, daß man sich nur an die historischen Überlieferungen zu halten braucht, mit vorsichtiger Benutzung besonders der Chronik des hochgelehrten Dudo, die ein gutes Jahrhundert nach den Ereignissen aufgezeichnet wurde, aber noch einen lebendigen Einblick in die vollblütige Natur der Nordländer, besonders Haasteins, gewährt.

Von Dudo bekommt Haastein (allgemein Hasting genannt, klassisch Hastingius oder Alstignus) folgendes Zeugnis für Betragen, in vornehm lateinischen Hexametern abgefaßt:

> Heidnisch und gierig, auch beispiellos hart und grausam,
> Schädlich und Schrecken einjagend, furchtbar und schändlich,
> Wahrlich ich sage euch schamlos und rastlos, gesetzlos,
> Mörderisch, roh, auch schlau und kriegerisch, wo er sich zeiget,
> Führer der Bosheit, Verräter und lügnerisch, heuchelnd,
> Gottlos und selbstfroh, verschlagen, ein Wagehals, treulos,
> Galgenfrucht, Spötter, unbändig, noch schlimmer als streitig,
> Höhe der Bosheit und Schuld und der Arglist Beförderer.

Dudo schildert, wie der Seekönig in seiner Schlechtigkeit Boten zum Oberbefehlshaber der Burg und zum Bischof schickt, den er für den Papst hält und sagen läßt, daß sie Seefahrer seien, die widrige Winde gehabt

und sich deshalb gezwungen sähen, hier an Land zu gehen. Sie bitten, nur so lange mit der Stadt Frieden schließen zu dürfen, bis sie Lebensmittel eingekauft hätten. Ihr Führer, berichten sie weiter, sei krank, von Schmerzen gepeinigt und verlange nach der Taufe, wolle gern weißer Christ werden.

Den Obrigkeitspersonen in Luna gefiel dieses wohl. Der Friede wurde geschlossen und ein Handel zwischen Bürgern und Wikingen begann, natürlich ohne daß letztere Zutritt zur Stadt bekamen. Die Einwohner betrachteten die Ereignisse im Licht ihrer Anschauung, die für eine katholische Stadt im Mittelalter allgemein war; es waren friedliche, nicht besonders begabte Leute, recht habgierig, wenn die Umstände ihnen gefahrlos erschienen, wie aus der Chronik hervorgeht, sonst aber unschädlich und recht gutmütig.

Haastein wurde wirklich getauft. Wie es in dem empörten Dudo heißt: Der Bischof in Luna macht das Bad bereit, weiht das Wasser und läßt die Kerzen anzünden. Der betrügerische Haastein steigt ins Bad und nimmt seelenroh die Taufe entgegen, sich selbst zum ewigen Verderben (suscipit nefarius baptismum, ad animae suae interitum). Darauf wird er vom Bischof und dem Oberhaupt der Stadt mit Ehren aus dem Bade geleitet und in einem vorgegebenen Schwächezustand (quasi infirmus) zu seinem Schiff getragen.

Welche Vorstellungen Haastein sonst auch vom Christentum haben mochte, Wasserschreck hatte er jedenfalls nicht. Mancher Heide, der im allgemeinen nichts gegen den Glauben haben mochte, würde beim Gedanken an Wasser auf seiner bloßen Haut erbleicht sein. Wasser aber war ja gerade Haasteins Element. Der derbe Spaß hat sicher bei den Freunden auf der Flotte viel Beifall gefunden.

Im übrigen wird Haastein seine Handlungsweise weder als sonderlich treulos noch bindend empfunden haben. Er und alle Nordländer sahen den Glauben als eine viel praktischere Sache an als die symbolischen Handlungen, die sich daran knüpften. Der Glaube, abgesehen von der Taufe, bedeutete für die Nordländer, daß sie in ein persönliches Abhängigkeitsverhältnis treten, das Dasein von ganz neuen und ihnen noch unbekannten Mächten als Lehn entgegennehmen sollten. An dem weißen Christus zweifelten sie keineswegs, er war nach allem zu urteilen ein mächtiger Häuptling; die Asen hatten sie aus eigenem Antrieb verlassen, weil sie zu alt geworden waren, kein Lebenszeichen mehr von sich gaben; das wäre kein Hindernis zum Übertritt gewesen. Mangel an Einsicht in die Dinge war es auch nicht, jedenfalls wußte Haastein, der mit bei der Einnahme von Paris gewesen war, gut Bescheid über das Wesen des Christentums. Nein, es war etwas anderes, was sie vom Christentum zurückhielt,

da war etwas, was der Zehnte, Steuer für die neue Gottheit, hieß, eine handgreifliche Frage, Politik, die nicht durch Wasser oder Glauben entschieden werden konnte. Außerdem wollten die Christen den Nordländern verbieten, Pferdefleisch zu essen, die heilige Speise ihrer Vorfahren! Dafür versprachen sie ihnen allerdings Anteil am Lamm, schön, dagegen hatten sie nichts, aber Pferdefleisch ließen sie sich trotzdem durch keine irdische oder übernatürliche Macht nehmen. Jeder nach seinem Geschmack, Menschen waren ja verschieden, aber die Vorliebe des Nordländers für Pferdefleisch stand nun einmal fest. Sonst hatten sie nichts gegen die Taufe, an Sommertagen; aber auch im Winter schauderten sie nicht davor zurück.

So oder ähnlich mag Haastein gedacht haben, als er auf dem Taufstein stand und der Mann Gottes mit dem rasierten Scheitel ihn lehrte, seine kleinen Hände zusammenzulegen wie ein Sklave, der selbst um die Fesseln bittet. Daß dieser Vorgang eine Verpflichtung enthielt, ist ihm nicht eingefallen. Etwas ganz anderes wäre es gewesen, hätte man durch das Bad Unsterblichkeit erlangt, wie in dem Fluß im Lande der Jugend, das wäre sowohl den Zehnten wie den Glauben wert gewesen, und über das Pferdefleisch würde sich wohl reden lassen; diese Eigenschaft aber hatte die Taufe nicht, sie mußte als eine sinnbildliche Handlung aufgefaßt werden, denn die Christen zeigten nach dem Bade keine geringere Sterblichkeit als vorher.

Jetzt, berichtet Dudo weiter, heckte Haastein mit seinen Genossen den Plan aus, daß sie bereits am darauffolgenden Tage dem Bischof und Fürsten von Luna melden wollten, Haastein sei seinen Leiden erlegen und man erbitte für ihn ein Begräbnis in geweihter Erde. Dafür wolle man ihnen all seine Waffen und Kostbarkeiten überlassen. Von diesen heuchlerischen Worten hinters Licht geführt und von den Gaben verlockt, versprachen die Obrigkeiten von Luna dem Toten ein christliches Begräbnis.

Haastein ließ sich darauf in einen Sarg legen, der von den Lodbrogsöhnen getragen wurde, während die auserwähltesten Krieger als Gefolge hinterhergingen. Die prächtigen Waffen, Ringe und Schmucksachen des toten Normannenhäuptlings bekamen einen auffälligen Platz vor der Bahre, und während die Mannschaft, die in den Lagern und auf den Schiffen zurückgeblieben war, ein lärmendes Weinen und Trauergeheul anstimmte (Clamor ululantium, tumultusque lugentium) zog das Gefolge ungehindert in die Stadt ein.

Hier war alles zum feierlichen Begräbnis hergerichtet, die Kirchenglocken läuteten ohne Aufhören, als ob die ganze Stadt, die Häuser und Mauern in kummervolles Geheul ausbrächen, der Himmel weinte, die Luft seufzte, fast wurden die Nordländer von dieser dröhnenden und tönenden Atmosphäre überwältigt.

Viele von ihnen sahen hier zum erstenmal das Innere einer Stadt und legten trotz ihrer Leichenbittermiene großes Erstaunen an den Tag. So etwas hatten sie noch nie gesehen, die Häuser waren massenweise zu ganzen mächtigen Straßen zusammengebaut, man wohnte offenbar in Schichten übereinander, und die Straße, auf der man ging, war mit behauenen Steinen gepflastert, soweit der Blick reichte. Überall sprangen reicher Hausrat und Schätze ins Auge, da waren die herrlichsten Läden, wo Stoffe und die kostbarsten Dinge geradezu vor den Häusern hingen.

Und jetzt schloß die ganze Geistlichkeit sich dem Zuge an, in Purpurmänteln und goldenen Festgewändern, desgleichen die vornehmsten Ältesten der Stadt, gar nicht zu reden von Neugierigen und Teilnehmenden in großen Scharen, dazwischen die allerschönsten Frauen, auf die man später zurückkommen wollte. Chorknaben in weißen Hemden mit einem Kreuz auf dem Rücken gingen mit brennenden Wachskerzen voran, und so erreichte der Zug die Kirche, wo der Häuptling begraben werden sollte.

Dort begann der Bischof feierlich die Messe für den Toten zu halten.

Dabei ereignete es sich, daß die leichtsinnigen Wikinge drauf und dran waren, Beute einer ganz sinnlosen Gemütsbewegung zu werden, die eigentlich nichts mit der Sache zu tun hatte, und sie mußten ihr Äußerstes aufbieten, um sie zu beherrschen, denn sie wurden stark vom Gottesdienst ergriffen.

Alles war neu für sie, der schwellende Chorgesang, der aus klaren Knabenkehlen kam, und die Orgel, deren übermächtige Zauberei sie fast auf die Knie zwang, die farbigen Kirchenfenster, der Weihrauch, der Kirchenraum mit seinen Gewölben und Säulen, die heiligen Bilder, alles packte sie mit solcher Macht, daß die großen starken Männer abwechselnd blaß und rot wurden. Die Orgel, was war es für ein Element über ihren Köpfen, das wie der Sturm sang? War es das Meer und die Winde aus allen vier Himmelsrichtungen, die hier zusammengekommen waren, um zu brausen, zu klagen, zu hohen, wilden Orkanen anzuschwellen und wieder in Windstille auszutönen? Die Haare standen ihnen zu Berge, es rann ihnen eiskalt über den Rücken, ihre Augen weiteten sich in panischer Hellseherei, was war das? Nacht und Sterne redeten? Die sehnsuchtsvollen, verklärten Stimmen der Toten? Sie fuhren zusammen — der Untergang der Welt, das letzte Gericht?

Und der Weihrauch, der in kleinen stoßweisen Wolken aus durchbrochenen Metallgefäßen kam, die an Ketten von dem Geistlichen hin- und hergeschwungen wurden, was war das? Der Wald, das süße Harz, wenn die Sonne drauf brannte, Blumen und Bienen, das tiefste Geheimnis des Sommertags, die Sonne selbst, Duft aus dem Garten des Paradieses? Ihre Nasenflügel blähten sich, was war das?

Was wars, was durch Musik und Weihrauch und die regenbogenfarbigen Fenster gaukelte — ferne Reiche, das äußerste Meer, die Ufer der Unsterblichkeit? War es das Ferne, das unfaßbar nah gerückt war, das Himmelreich, — waren sie endlich angelangt, standen sie hier am Ziel?

Eine tiefe Erregung bemächtigte sich der meerrauhen abgehärteten Männer. Einige standen steif und starr mit bleichen Wangen da, Beute eines peinlich unterdrückten Gefühls, andere wurden kalt, behielten aber einen offenen, furchtlosen Blick; was es auch bedeutete, Leben oder Tod, bereit sollte man sie finden! Einige standen mit bebenden Lippen da, und andere sahen sich in einer Art Wahnsinn um, als suchten sie einen Haltepunkt im Raum für das Unwetter von Vorstellungen, das ihnen durch die Seele stürmte.

Man kann nicht wissen, wie die Gaukelei die in mancher Beziehung wenig abgehärteten Krieger verwandelt haben würde, wenn die ganze Versammlung, bei der der Betrug wohl so ziemlich auf beiden Seiten gleich war, nicht plötzlich in eine neue Phase gekentert wäre.

Auf einmal scheint es, als ob der Sarg, in dem der Normannenhäuptling schlummert, sich auf seinem Katafalk bewegt, ein erstickter Klang von klirrendem Stahl ertönt daraus, wie das Geräusch einer großen Wespe, und als die Orgel gerade schweigt und nur die betende Stimme des Bischofs zu hören ist, fliegt der Sargdeckel auf, und heraus springt Haastein, Haastein springlebendig und verschwitzt, mit einem langen, funkelnden Normannenschwert in der Hand; und in weniger als einer Sekunde steht er auf der Erde, der Kriegsschrei gellt ihm aus der Kehle, und bevor jemand sich von seiner Lähmung erholt hat, haut er dem Bischof den Kopf ab, während dieser noch das Buch in seiner Hand hält (librum manu tenentem) und tötet den Obersten der Stadt, und jetzt bricht das ganze Leichengefolge in Kriegsgeheul aus, die Masken fallen, die Kirchentüren werden verschlossen und blutig springt der heidnische entsetzliche Kriegsgott auf den Altar.

Darauf stürmen die Wikinge durch die Straßen und öffnen der Mannschaft von den Schiffen, die sich draußen drängt, die Tore, sie füllen die Straßen und der Kampf wird allgemein. Jeder, der sich mit der Waffe in der Hand zur Wehr setzt, wird niedergemacht und der Rest der Einwohner als Gefangene zu den Schiffen geschleppt, so berichtet Dudo.

Einen Schurkenstreich kann man den Sturm auf Luna indes nicht nennen, denn die waffenfähige Besatzung war den Normannen bei weitem an Stärke überlegen und hatte vollkommen Gelegenheit zur Selbstverteidigung. Was den Normannen aber an Zahl fehlte, ersetzten sie durch ihre unerhörte Schnelligkeit im Angriff und durch das jede Besinnung raubende Entsetzen, mit dem sie sich zu umgeben verstanden.

Auf Anhöhen rings um die Stadt herum und tief ins Land hinein hatten sie Hornbläser aufgestellt, die ununterbrochen auf ihren Plätzen tuteten und sich langsam in alle Himmelsrichtungen drehten, wodurch der Eindruck hervorgerufen wurde, als ob sich endlose Heermassen aus der Erde wälzten; die Hörner hatten bald einen unterirdisch dröhnenden, bald himmelhoch kreischenden, angstvollen und blutigen Klang, der die Elenden, die angegriffen wurden, wie die Posaunen des letzten Gerichts warnte, während er die Kriegerseelen der Nordländer, die gewohnt waren, beim Sturmsignal der Hörner zu siegen oder zu sterben, bis zum Äußersten anfeuerte.

Die Schlacht stieg den Normannen wie ein übermenschlicher, wilder Rausch zu Kopf, wobei sie sich leichter fühlten als Luft und im Besitz der feinsten und mörderischsten Eigenschaften der Tiere, der Stärke des Bären, der Zähigkeit des Wolfs, dem funkelnden Blick und plötzlichen tödlichen Niederstoßen des Adlers, der Schnelligkeit des Ebers; und alle Tierstimmen klangen wie ein losgelassener Chor durch das Kriegsgeschrei, mit dem die Normannen über die todgeweihte Stadt hersausten, ein entsetzliches Heulen, Brüllen, Kreischen, das schon an sich genügte, Leute vor Schreck um den Verstand zu bringen; die Normannen blieben beim Vorrücken nicht zusammen, sondern verbreiteten sich heulend wie eine Wolfsherde, jeder Krieger war an zehn Stellen auf einmal und doch nicht zu fassen, kaum zu sehen, und die breiten Wikingerschwerter, die langschaftigen, schlanken Beile taten ihre blitzschnelle, allgegenwärtige Arbeit, die Verteidiger der Stadt meinten Hunderte zu sehen, wo nur ein Dutzend Krieger in der Verzückung des reißenden Spiels herumwirbelte, Zauberei mußte mit im Spiel sein, der Kampf war zugunsten der Normannen entschieden, bevor er noch recht begonnen hatte.

Denn sie gingen wie Liebhaber in die Schlacht, unsterblich durch die Todesverachtung, die sie beseelte, Herren auf dem Walplatz, weil das Leben sie noch nicht zu zweifeln gelehrt hatte.

Als aber der Widerstand gebrochen war, begann der Wahnwitz des Plünderns und Zerstörens. Die Muspelsöhne machten sich ans Brandstiften, die anderen verstanden sich freilich auch auf diese Kunst, die Muspelsöhne aber waren die geborenen Handlanger des Feuers, sie liebten das Feuer, und jetzt sollte es leben! Lange genug hatte es sich kümmerlich auf den trägen Herdstellen der Stadt genährt, jetzt sollte es ins Freie hinaus. Hui! Heiß und geschwind, als seien sie die leibhaftigen roten Feuergeister, rasten Muspels Söhne durch die Stadt, auf Gluten blasend, sie trugen das Feuer, das sie unterwegs nährten, von der einen Brandstätte zur anderen, sie verschafften den Emmern Luftzug, indem sie sie im Schnelllauf weiterbrachten, sie sprangen selbst wie gierige Flammen von Haus zu Haus, und bald brennt die Stadt an hundert Stellen, Klöster und

Prachtbauten gehen in Flammen auf, Kirchen brennen, man hört, wie die Glocken einen letzten erstickten Erzton von sich geben, bevor sie mit Türmen und Zacken in Trümmer zusammenfallen.

Das Feuer, der uralte und ewigjunge Erneuerer, wächst rasend, ganze Welten von Rauch und Schatten wälzen sich aus den Häusern, als ob sich das Dunkel der Jahrhunderte dort angesammelt hätte und jetzt vom Feuer vertrieben würde, es kämpft mit dem schwarzen Qualm, ist drauf und dran zu unterliegen, nur ein blutroter Schlund ist noch in der kohlschwarzen Umarmung des Rauchs zu unterscheiden, das Feuer aber ringt sich von neuem los, streckt lange leckende Arme aus den Häusern, schlägt mit einem geisterhaft grimmigen Laut nach dem zurückweichenden Rauch, und jetzt hat es die Oberhand gewonnen, das Innere der Gebäude steht in Weißglühhitze, schrecklich erleuchtet, bald ist die Stadt ein einziges Feuermeer, klarer als der klare Tag, das Feuer sitzt wie eine himmelstrebende Flamme auf der Stadt, alles brennt, die Kirchengewölbe donnern zu einem Schutthaufen zusammen – hier wird hell gemacht! Reiner Tisch hier! Von vorn anfangen!

Und nachdem das Feuer endlich hell gemacht hatte und wieder davongegangen war, sitzen die sauren Überreste des Rauchs, der Erinnerung und Ohnmacht beisammen und qualmen auf der schwarzen Brandstätte.

Gloriabatur Alstignus cum suis, ratus se cepisse Romam, caput mundi, so sagt Dudo – Haastein glaubte, daß er Rom, den Mittelpunkt der Welt, eingenommen habe, und prahlte damit, ebenso wie seine Freunde. Als er aber den Irrtum erfuhr, wurde er so wütend, sagt Dudo, daß er die ganze Landschaft um Luna herum total verwüstete und die Einwohner in Gefangenschaft schleppte. Kein Wunder, daß die Normannen hart von der Enttäuschung betroffen wurden, denn sie verloren mehr als Rom, eine ganze Welt ging für sie unter.

Vergebens versuchten sie in der Hitze des Untergangs ihre Träume zu retten. Ach, die Töchter des Himmelreichs – bis zum letzten Augenblick stürzten sie umher, um sie zu finden, während das Feuer aus den brennenden Häusern auf sie herabregnete, in eitler Hoffnung natürlich; dagegen stießen sie in einigen Klöstern auf ganze Nester von Nonnen, auch eine Art himmlischer Jungfrauen freilich, aber ohne Federn, nur Brustknochen und Gänsefleisch, gerupfte Engel, nichts zu holen!

Überhaupt die südländischen Frauen! Entweder waren es große erdgebundene Truthennen, die engbrüstig gluckten, bis sie einen blauen Kopf bekamen, das einzige Lebenszeichen, das sie von sich gaben, oder seltsam zarte Dinger, blaß und schlank wie Kerzen, die wirklich auch verlöschten, wenn man sie nur anblies! Und hier hing man die unsterbliche Nacktheit in Marmor als Schild aus ... zum Teufel!

Glücklicherweise gab es andere Wertsachen, mit denen man sich trösten konnte. Die Beute war unermeßlich. Aber auch hierbei entgingen die guten Leute zu Luna dem Undank nicht. Nicht aller Hausrat war tadellos. Zum Beispiel zeigte es sich, daß die Räuchergefäße, die man doch für echt, jedenfalls für vergoldet gehalten hatte, nur aus Messing waren!

Als die Normannen nach vollbrachter Tat abgezogen waren und der Trümmerhaufen der eingeäscherten Stadt durchsucht wurde, grub man auch nach den Resten des Bischofs, der bei Ausübung seines Amtes als Märtyrer gefallen war. Er war nämlich unverzüglich vom Papst als Heiliger kanonisiert worden, und deshalb war es von Wichtigkeit, der Christenheit eine Reliquie von ihm zu sichern.

Ein verkohlter Schenkel wurde an der Stelle, wo er den Märtyrertod erlitten hatte, gefunden und bei einer feierlichen Messe als heilig geweiht. Ein kostbarer Reliquienschrein wurde dafür angefertigt in Form eines Herzens, das von einem Schwert durchstochen und mit den teuren Karfunkeln des Glaubens geschmückt war. Jahrhunderte lang wurde dieses Heiligtum von frommen Gläubigen geehrt und angebetet. Später kam es durch einen päpstlichen Akt in die Domkirche von Turin, da Luna nicht wieder aufgebaut wurde, und hier verrichtete es in weiteren Jahrhunderten sogar Wunder: Kranke mit Beinschäden verschiedenster Art wallfahrteten aus ganz Italien, ja, aus fremden Ländern, dorthin, und konnten, sobald sie den Reliquienschrein mit dem heiligen Knochen berührt und dem Heiligen ein Opfer gebracht hatten, ihre Krücken an den Nagel hängen.

Durch Zufall war es aber gar nicht der Knochen des Bischofs; obwohl es nicht in der Legende steht, soll hier mitgeteilt werden, daß er eigentlich einem Normannen namens Gauk gehörte, einem Schiffshauptmann, der seinen Tod bei dem Handgemenge in der Kirche fand, als Alstignus die Geistlichkeit in Luna so schändlich hinters Licht führte.

So kamen die Überreste des nordischen Wikings zu Ehren und Würden, auf daß die Unsterblichkeitsträume der Normannen nicht ganz zu Schanden werden sollten.

(Schluß folgt)

# Der Krieg. III.

## von Moritz Heimann

Wer heute schreibt, hat einen Einwand zurückzuweisen, den er selbst gegen sich macht oder von andern erfährt; den Einwand, daß das Wort, sofern es nicht ganz unmittelbar in die Zeit eingreife, nichtig sei. Mit diesem scheinbaren Tatsachensinn verwechselt man zu allererst die Tatsachen. Wenn Kleist und Arndt Feuerbrände und Aufruhr sprachen — nun, es gibt heute keinen, der aufgestachelt, keinen, der angefeuert zu werden brauchte. Es ist sehr überflüssig — davon abgesehen, daß es sehr schwer ist — Infanterie, Kavallerie und Artillerie zu schreiben, während sie in Erz und Sieg gekleidet leibhaftig ihre apokalyptische Bahn machen, und Schlachten auf dem Papier zu schlagen, die schon in Fleisch und Blut geschlagen werden. Wenn das Papier auch nicht viel ist, so ist es doch mehr und besser als ein Wirtshaustisch.

Und überdies muß es jetzt heißen: si vis bellum, para pacem; zu prüfen und sich zu besinnen, ist immer am Platze. Kritik ist unvolkstümlich von Natur, aber das widerlegt sie weder, noch setzt es sie herab.

Denn das Volk ist ganz und gar positiv; es lebt; und wenn ihm einer sagt, was es lebt, so schlägt es seine Augen auf, genau so gläubig wie ungläubig, belehrbar und störrisch, zur Aufopferung mehr als zum Mitleid begabt, ein Strom in der Nacht der Welt, der Gift aufnimmt, daß die Fische sterben, und sich gleich wieder elementisch rein und lauter fließt. Will ich ein Wort dafür, so muß ich das borgen, das ich dieser Tage in einem Gespräch über unsre Soldaten hörte: unschuldsvoll. Wundersame Erscheinung! wert, daß wir vor ihr die aus dem Altertum überkommenen Flausen „Aristokratie und Demokratie" abdanken. Es gibt im deutschen Wesen diese Polarität nicht, und nur solange wir sie glauben, rufen wir sie in ein verwirrendes lemurisches Halbleben her; können wir uns erst entschließen, sie nicht zu glauben, so werden wir eine neue, die Wirklichkeit erblicken.

Inzwischen immer noch auf die beiden Wörter angewiesen, gebrauchen wir sie von ungefähr und mit dem ganzen Verdacht; und so geschützt, sprechen wir es aus, daß die deutsche Genialität in ihrer schöpferischen Erscheinung demokratisch ist. Wo immer wir in einem bedeutenden Menschen das Aristokratische in der bekannten, eigentümlich betonten Weise finden, dort finden wir auch als seine Voraussetzung die — wörtlich zu verstehende — Sklaverei, mag es ausgesprochen sein oder nicht, daß man sie fordert, und mag man sie verkleidet oder unverkleidet fordern. Das Schauspiel eines solchen Mannes kann über der Welt der Mittelmäßigkeit mit allen Zaubern glänzen, sein Gedanke wird doch nicht Fleisch werden.

Dieses Volk aber, das in den seltenen göttlichen Augenblicken der Geschichte selbst und unmittelbar durch alle Fasern unsrer Seele spürbar wird, sonst aber im lebendigen Kristall des großen Mannes, persönliche Form eines überpersönlichen Gehalts, unlogisch, von Grund überzeugend, widerspruchsvoll und einheitlich, uns entgegentritt, das dürfen wir nicht glauben, in irgendeiner etablierten Partei schon zu finden. Die Partei schützt sich vor dem Genialen, – vor dem Volk, durch ein Filter von bemerkenswerter Dichtigkeit, und immer, wenn sie den Anspruch macht, das Volk zu *sein*, begeht sie im besseren Falle einen Irrtum, im schlimmeren eine Fälschung. Nur schützen und schützend hegen kann sie das Volk auf ihre Weise, die derjenigen der Kritik verwandt ist.

Indem das Volk positiv ist, ist es auch in einem gewissen Sinne, nämlich für kurze Zeiträume und für partielle Geschäfte, urteilslos, und nimmt eine Lüge für Mythos, wie einen Gassenhauer für Volkslied. Und darum bedarf es der Kritik, die eben darum nicht volkstümlich ist. Alle Kritik wiederum, so dreht sich die ewige Spirale, ist lebensfeindlich, das weiß am besten der Kritiker. Er kennt ihre Tendenz, immer erst beim Ende halt zu machen, und wehrt ihr freiwillig: kommt sich also wie ein Schenkender und Herrscher vor, gerät in Verachtung gegen das Leben und hält es für Güte, daß er diese Verachtung mäßigt.

Die Lebensfeindlichkeit der Kritik besteht darin, daß sie, die Erscheinungen des Lebens untersuchend, sie ohne Gnade zwei Polen zutreiben muß: dem ganz Materiellen und dem ganz Ideellen. Aber *zwischen* den Polen steht der Lichtbogen; zwischen dem irdischen und dem himmlischen Zwang die Freiheit des Menschenwillens; zwischen der nur beweisbaren und der ewig unbeweisbaren Wahrheit die geschaffene Wahrheit. Das ist der künstlerische Anblick der Welt; und jede Lehre vom Leben, die nicht dieses Künstlerische in sich aufgenommen hat, endet in Tod und Trauer.

Vor dem letzten Gedanken der Religion besteht kein Staat. Desgleichen nicht vor dem letzten Gedanken der Wissenschaft. Jene braucht ihn nicht, diese will ihn nicht; jene gibt Gott, diese Brot und Zumus. Gott und Brot, beide stehen außerhalb der Form, beide sind heilig, und wieder *zwischen* ihnen lebt das unermeßliche Reich des *menschlichen* Geistes in seinen wechselnden, wirkenden Gestalten. So eine Gestalt ist der Staat, ein Bild und Erzeugnis des kühnen Menschen*willens*, der schaffenden Künstlerkraft, und alle seine Verächter sind Romantiker. Wir sehen die Menschen zusammenfließen nach der Einheit der Rasse, des Glaubens, der Nation, des Standes, selbst des Berufes, alle diese Gesetze kreuzen einander, stören, stärken, fördern und hemmen einander. Und allen mitsamt widerspricht der Staat als ein künstliches Gebilde, benutzt sie alle, deckt sich mit keinem, ja verhindert, daß sie untereinander sich einigen und zur Ruhe bringen. Keine natür-

liche Bindung der Menschen soll Herrschaft behalten, das erfordert der Bestand und die Erneuerung der Seele, und das leistet der Staat.

Dieser Krieg – wir wissen, daß der Weg der Menschheit mühselig ist. Fortschritte, die über Tisch zwischen vier und fünf Uhr nachmittags beschlossen werden könnten, haben das Blut von Tausenden nötig – dieser Krieg lehrt uns, was der Staat ist, und stellt uns seine Wirklichkeit so vor Augen, daß wir ihre Projektion in die Zukunft beraten dürfen. Ich wüßte nicht, was Besseres, außer dem Selbstverständlichen, die Daheimgebliebenen tun sollten. Und bei dieser Gelegenheit will ich es nicht unausgesprochen lassen, daß der Mobilmachung unsers Heeres, unserer Eisenbahnen und unsers Geldes die des Geistes unterlegen war. Sie wollen, die Herren, zum Teil nur auch dabei gewesen sein; klopfen auf die alten Stiefel oder vernähen die neuen. Von den Niederungen an, wo man gegen die Fremdwörter eifert (als ob wir sie aus der fremden Sprache dieser zu Gefallen holten), und die fremden Bilder mit vermeintlich unwaschbarer Tinte begießt (als ob wir sie gekauft hätten, um ihren Maler aus einer Geldklemme zu befreien), bis zu den erhabensten Spitzen der Bildungsphilistrosität, wo man sich gegen Vorwürfe von draußen wehrt, denen man ihre lugvolle Ohnmacht fast zugute rechnen möchte, und wo man in einer Erinnerung an versunkene Schulstunden immer wieder eine Art Landsturm predigt, während längst von einem andern Landsturm die Kunde großer Taten aus den Glockenstühlen läutet, – wieviel verdrießliche, oft rührende, doch zumeist überflüssige Arbeit! In mancherlei Exemplaren ist Thomas Manns Fimmel-Gottlieb aufgestanden, der zum Bahnhof geht und den abfahrenden Zügen das Signal zur Fahrt gibt. Wohl ist es natürlich, daß jeden, der zu Hause bleiben mußte, eine oft verzweifelte Scham quält; doch mit dieser Scham nicht fertig zu werden, ist ein Zeichen von Hysterie. Darum, wer heute schweigt, den Zweifeln an sich selbst anheimgegeben und vielleicht für immer von einer bösen Schwermut umfangen, der sei geehrt; wer aber sprechen will, der mahne sich selbst: laß den Guß nicht kalt werden! Gneisenau, Fichte, Stein – den Gneisenau haben wir, den Fichte brauchen wir nicht, aber den Stein suchen und sehnen wir her. Und immer wieder: sammeln wir uns, daß er kommen kann! Auch er muß schon was finden. Und kurz und gut, richten wir uns auf ein abgeändertes Wort von Nietzsche ein: Was uns der Krieg verspricht, das wollen wir dem Frieden halten. –

Den Krieg verhütete nicht die Verwandtschaft der Herrscher. Als unsre Fürsten, voran der Kaiser, fremdländische Orden und Würden ablegten, empfand das Volk eine Genugtuung, die über den Stolz hinausging und über den Krieg hinaus wünscht. Wenn es die Regel würde, um nicht gar von Gesetz zu sprechen, daß keine fremden Orden und keine fremden

Regimenter angenommen werden, daß nicht ins Ausland und nicht vom Ausland geheiratet wird, so würde der monarchische Gedanke eine neue Schönheit gewinnen. Wer diese Dinge als Bagatellen für das Leben der Völker ansieht, irrt sich. Wir brauchen uns gar nicht einmal daran zu erinnern, daß wir einen großen Teil der englischen Durchsetzung einer englischen Heirat schuld geben müssen. Aber eine Monarchie, die in so gültiger, feierlicher Weise dem eigenen Lande zugekehrt wäre, die würde mit den fremden Höfen folgerichtigerweise auch eine neue, der strengeren Fremdheit angemessenere Form des Verkehrs schaffen können. Wovon die weitere Folge sein könnte, daß andre Bevollmächtigte zu diesem Verkehr in Betracht kämen als bisher. Mit der bloßen Aufnahme von bürgerlichen Elementen in die Diplomatie ist deshalb nichts gewonnen, weil unser Bürgertum rettungslos dem Drange erliegt, sich der sogenannten höheren Gesellschaftsklasse durch Mimikry einzuscheinen, und spätestens in der zweiten Generation an falschem Aristokratismus alles Wünschenswerte leistet. —

Den Krieg verhütete des ferneren nicht die Verwandtschaft der Religionen — also hat Religion mit dem Staate nichts zu tun. Ich sage das aus Religion. Sie soll frei sein, soll in hundert Sekten sprießen. Der Staat hat sie nicht nötig, denn die Atheisten dienen ihm mit so rotem Blut wie die Bekenner (es gibt keine Atheisten); zeige sie, daß sie den Staat nicht nötig hat. Sie vertausche nicht die Sätze, die über dem Zinsgroschen gesagt wurden. Wenn die Engländer sich Skrupel machen, ob sie Luthers Kampf- und Gerhards Trostgesang in ihren Kirchen leiden sollen und beiden verdienten Männern schließlich doch die bisherige Gunst belassen, nun, es sind die Engländer Fontanes: sie sagen Christus und meinen Kattun. Wenn aber um dieselbe Stunde vor deutschen Altären und vor russischen Heiligenbildern Menschen knien und um Sieg beten — zu wem beten? zu demselben Gott!, so wäre das ein schwacher Gedanke, der einen Widersinn darin erblickte. Es ist derselbe Gott, und beide Teile beten zu Recht. Diesen selben hat die Religion zu lehren, Landesgrenzen schließen ihn nicht ein. Wäre ich ein Christ und glaubte, daß Religion an Völker und Staaten gebunden sei, so würde ich mit Schaudern das weltgeschichtliche Ende des Christentums in dieses Jahr 1914 setzen, wo japanische, indische und afrikanische Truppen von England gegen Deutschland geführt werden und wo wir selbst islamischen Sukkurs ohne Vorwurf annehmen dürften. Soll also „das Wort" bestehen bleiben, so muß es sich aus einer Verbindung lösen, die weder ihm, noch dem andern Teile not und gut ist. —

Den Krieg, zum dritten, verhütete nicht die Verwandtschaft der Rassen. Daß die Engländer sich mit den Japanern verbünden, heißt natürlich nicht, daß sie sich mit ihnen vermischen, und das Gesetz des Blutes bleibt dunkel

wie vorher. Nur soviel ist gewiß, daß der Gang der Menschheit dieses Gesetz des Blutes durchkreuzen muß; ob physisch, inwieweit physisch, oder ob bloß ideell, das zu entscheiden wage, wer den Mut hat; gelten bleibt, daß der Staat das Gesetz durchkreuzt.

Über die Rasse weiß ich aus diesem Widerstreit nichts zu lernen, wohl aber über den Staat; und zwar folgendes: Der Staat dient nicht der Naturmacht, sondern bedient sich ihrer, wie er sich des Klimas, des Bodenschatzes und der Liebes- und Zeugungskraft seiner Menschen bedient. Er bedarf keiner Einheit außer der, die er selbst ist; Homogenität würde ihn verkümmern lassen. Er verfehlt seine geheimnisvollste Aufgabe, wenn er sich unfähig zeigt, Polen polnisch und Dänen dänisch sprechen zu lassen. Möge Deutschland nur immer zerrissen bleiben; so wird es groß und schön; so ist es einig. Seiner Zerrissenheit verdankte Deutschland, daß es keinen reinen Absolutismus erlebte; das einzige westliche Volk, das einem reinen Absolutismus verfiel, ist Frankreich, und daran geht es zugrunde. –

Letztens, vorläufig, und bestens, verhütete den Krieg auch nicht die Verwandtschaft des wirtschaftlichen Lebens der Völker. „Bestens" deshalb, weil die nächsten, drastischsten Lehren des Krieges daraus folgen. Alle Gewalten der Menschheit mochten ein unsicheres Fundament des Friedens sein, aber auf der Wirtschaft baute sichs gut. Wie? wir sollten Kanonen nach Rußland fahren und Fabriken niederschießen, die deutscher Fleiß, deutsche Intelligenz und deutsches Geld sind? Und nun stehen unsre Kanonen vor Warschau. Nun werden Dinge getan, nicht weil sie sich rentieren, sondern weil sie nötig sind. Welch ein neuer Grundsatz stellt sich da miteinmal auf! Denn nichts schien so vergessen in dieser Welt des satten Behagens, wie, daß Wert und Ware nicht dasselbe Ding sind. In Arbeit und Genuß – sei es die klügste Arbeit, sei es der feinste Genuß – schien alles der Prüfung standhaltende Leben aufzugehen; und ließ man gelten, was darüber ging, so tat man es läßlich, fast wie man unschädlichen Narren ihr Spiel gönnt. An Warnern hat es uns nicht gefehlt, und mancher von ihnen hat wohl verzweifelt auch für unser Land die Seelenverknöcherung drohen sehen, die seit Jahrzehnten England verhindert hat, der Menschheit noch ein Geschenk zu machen: ein Lied, ein Bild, ein Wort.

Die Verzweiflung kam zu früh, vielleicht nur, weil der Krieg nicht zu spät kam. Abseits der diplomatischen und politischen Verstrickung hat der Krieg als Ereignis eine Stimme, die wie eine Urmusik durch das Mark dringt. Und wäre ihm kein andrer Sinn abzulesen, den einen der Tatsache behält er grimmig auch vor der erbittertsten Eigensucht. Daß dieses hat geschehen können! – und nun weiß man, daß es immer wieder geschehen kann. Wer diese Lehre verleugnen wird, wird sich zur Machtlosigkeit im Staate verurteilen.

Von gewissen Erfahrungen, das gilt für Personen und für Völker, gibt es kein Zurück. Der Friede hat seinen eigenen, heiligen Willen; nur Scheuklappen darf er nicht mehr tragen. Und sieht er frei um sich, so wird er gewahren, wie abgewirtschaftet die Ideen sind, die ihn noch bis gestern zu formen schienen.

Es kommt nämlich immer Unsinn heraus, wenn eine Politik – auf die Dauer – der unmittelbare Ausdruck einer bestimmten Weltanschauung sein will. Meistens ändert sich die Weltanschauung, aus der eine politische Ideologie stammt, schrittweise von selbst in dem Maße, wie sie sich durchsetzt; ohne daß die betreffende Politik geneigt wäre, sich der Änderung nachzubiegen. Ist die Lehre vom christlichen Staat noch der Sauerteig der konservativ-agrarischen Welt? Lebt der Materialismus noch, von dem der größte Teil der Sozialdemokratie lebt? Umlernen will der Mensch nicht, so wird er umgeschweißt. Jede Partei möchte den Staat nach ihrem Bilde wandeln; sobald aber die Grenzen der möglichen Wandlung unverrückbar festgestellt sind, kann sie dawider nicht an, oder sie wird völlig unfähig, zu bilden – zu leben.

Der Krieg hat solche Feststellungen gebracht; halten wir uns die wichtigsten davon vor Augen, unbekümmert, wem es links oder rechts zuleide geschieht:

Wir dürfen nie mehr daran denken, uns so einzurichten, daß wir weniger Brotkorn erzeugen und uns auf den Handel verlassen, der das Fehlende ergänze; sondern mehr, womöglich alles, was wir brauchen. Insofern ist Agrarisch Trumpf. Wie die Karte zu spielen ist, ob weiter mit Schutzzöllen, ob mit einem praktischen Sozialismus, wo dafür, zuerst in eroberten Ackergebieten, Raum ist, das wird durch eine ganz neue Frontstellung der Parteien auszumachen sein.

Der Agrarier wiederum wird sein innerliches Widerstreben gegen die Welt des Kaufmanns drangeben müssen. Er sieht mit Augen, daß ein Krieg von Millionenheeren nicht mit Brot und Flinte allein geführt wird. Gummi, Kupfer, Wolle, Leder und Geld und wieder Geld und was noch alles gehört dazu. Zwischen Ackerbau und Handel gibt es die eigentümliche Paradoxie, daß jener ein friedlicher Beruf, seine Vertreter aber kriegerische Menschen sind, während es bei diesem umgekehrt steht: die Vertreter sind friedlich, aber der Beruf ist kriegerisch, denn er lebt von Wetteifer, greift über die Grenzen und stiftet Neid. Es ist der Handel, nicht der Ackerbau, der des größeren Deutschlands bedarf; und das ist vor jeder nationalistischen Überzeugung sein Ruhm. Ohne den Handel wäre unter den jetzigen Weltbedingungen Preußen-Deutschland ein militärischer Staat, den sich England gegen Rußland hielte, oder ein neutraler. Schauderhafter Gedanke! Insbesondere was bei der Neutralität herauskommt, wenn sie

doch einmal in die Brüche geht, das haben wir jetzt an Belgien erfahren, das mit der Schmach seiner Unmenschlichkeit bedeckt daliegt, weil es sich als Staat die volle Mannesmenschlichkeit nicht leisten konnte und dämpfig wurde.

Aber seinen Ruhm darf der Handel nicht länger nur so mitnehmen, so beiher einstecken wollen; er muß politisch werden, nicht bloß profitlich. Und Politik ist etwas, was man tut. Der Handel, der nur seine Ruhe und seine Gelegenheit haben will, ist ein Unding. In ihrem politischen Schmiß, aber nicht in der Verfassung ihres Staates, steckt das Vorbildliche der englischen Kaufmannswelt. Der Stand, der von Expansion lebt, zuvörderst er muß diese Expansion wollen; nur wachsende Grenzen sind sichere Grenzen.

Ist der erwerbende Bürger aus einer Indifferenzstellung zur einigen, vorwärts gerichteten Politik teils übergegangen, teils aufzurufen, so der Arbeiter aus einer gegensätzigen. Die Sozialdemokratie hat durch den Krieg einen unschätzbaren Gewinn mit der für immer besiegelten, fortan nur von Blinden oder Schurken zu bezweifelnden Ehre ihres Menschenmaterials davongetragen; ihre Lehre indessen hat ein Loch bekommen, der Internationalismus ist nicht mehr zu flicken. Die Utopie ist hin, damit die Idee, es bleibt die Arbeit. Vielleicht werden wir den Sozialismus jetzt los, — indem wir ihn kriegen. Nicht nur in agrarischen Versuchen; sondern da wir immer gerüstet sein müssen, so werden wir zum Wehrjahr auch das Arbeitsjahr, das Frauendienstjahr (statt des roten Kreuzes) und ähnliches, dazu die Verstaatlichung mancher, heut freien Betriebe in Erwägung zu ziehen haben.

Wie dem auch sei: das Maß bürgerlicher Freiheit darf in dem Maße der zunehmenden sozialen Bindung nur wachsen. Je mehr Organisation nötig ist, um so mehr Freiheit. Nur unter der Fuchtel blühte die Desertion; und würde unter der Fuchtel wieder aufleben. Gegen diese Magna charta würde der dickste Schädel vergebens anlaufen. —

Alle politischen Parteien finden sich durch den Krieg in die Lage versetzt, bisher sichere Anschauungen, feste Richtungslinien und vermeintliche Ideen zu opfern. Ihre Einbuße kann zum Segen führen, kann aber auch in Trotz ausarten lassen. Mögen sich beizeiten die Männer für ein neues Zentrum zusammenfinden! Möge die Not uns nicht nur befehlen, sondern uns auch lehren! Und noch einmal: lasset den Guß nicht kalt werden! lasset die Einigkeit noch andere Früchte tragen, als die der Pflicht und Schuldigkeit! Es ist wohl doch noch leichter, zum Krieg zu erziehen, als zum Frieden.

# Der Vorleser der Kaiserin

## Novelle von Stefan Großmann

Die Kaiserin war dem schönen alten Herrn auf dem Waldweg zwischen Weißenbach und Ischl begegnet. Er ging in einem weißen Anzug barhaupt, ganz langsam, den Kopf gesenkt. Als die Kaiserin mit ihrer Begleiterin vorüberkam, blickte er auf, zerrte den zusammengeknüllten Panamahut aus der Tasche und grüßte mit verehrungsvollem Schwung. Jetzt sah die Kaiserin sein bartloses, mageres Gesicht.

„Er hat ja beinah ein Beethovengesicht," sagte Majestät, „wie alt ist er denn?"

„Einundfünfzig," erwiderte die Gräfin Hoheneck, die alles weiß.

„Merkwürdig, und sein Haar ist schon ganz weiß. Aber das steht ihm. Man denkt, der hat alle Leiden der Erde mitgemacht."

Am Tage darauf wurde Professor Laurenz Maier ins kaiserliche Schloß befohlen.

Die Kaiserin stand beim Fenster, als er auf der Straße herankam: „Wie ruhig er geht, und wie klein er ist. Oder ist es seine Zartheit, die ihn so klein macht? Der schmale Körper schlottert in den weiten Kleidern."

Als die Kaiserin ihn sprechen hörte, versteckte sie das Gesicht hinter ihrem großen Fächer. Er sprach ganz leise, aber seine Stimme war getränkt in einem metallischen Ton. Ihre eigene Stimme kam ihr heiser und trocken und grau vor neben dieser Geigenstimme. Endlich faßte sie sich und fragte:

„Was treiben Sie eigentlich, Herr Professor?"

„Ich bin Lehrer am Schottengymnasium, ich lehre Griechisch, Französisch, Italienisch."

„Und wenn Sie so langsam durch den Wald gehen, wie unlängst, was denken Sie da?"

„Majestät," sagte der weißhaarige Mann mit einem fast unmerklichen Lächeln: „Ich denke so wenig . . . ."

Da mußte auch die Kaiserin lächeln: „Das freut mich . . . Wenn es mir gut geht, vergesse ich auch zu denken."

„Ja," sagte der Weißhaarige ganz ruhig, wie für sich, „die Menschen überanstrengen das Gehirn. Denken soll man nur instinktiv, dann ist Frieden mit dem denkenden Geist. Aber die meisten wecken sich selbst, sie lassen sich keine Ruhe, so kommt was Schrilles in ihr Denken."

„Einen solchen Geist brauche ich in meiner Nähe," sagte die Kaiserin zur Gräfin Hoheneck, und so wurde Professor Maier als Lehrer des Schottengymnasiums beurlaubt, und zum Vorleser Ihrer Majestät ernannt. Am liebsten hätte ihn die Kaiserin auch umgetauft. Es war ein schlechter Witz

der Natur, daß dieser altindische Geist Maier hieß. Einmal sagte ihm das die Kaiserin, aber der Weißhaarige lächelte wieder sein zartes Lächeln und erklärte: „Das ist ganz recht so, ich soll Maier heißen." An diesem Tage bekam der gewöhnliche Name einen besonderen Glanz; Maier das bedeutete jetzt soviel wie: Der Einfache, der Erdensohn, der Mensch. Aber wenn die Kaiserin diesen Gedanken betätigen und ihn als Herr Maier ansprechen wollte, da streikte die Zunge, er gewahrte ihr Stocken und er nahm es durchaus nicht als Vertraulichkeit, sondern nur als Ausflucht, daß sie ihn ansprach: „Herr Laurenz".

Sein Geschäft war nicht anstrengend. In der Früh saß er mit der Kaiserin auf der Veranda, die auf den unübersehbar großen Park hinausging und .... ja, was dann? Vorlesen durfte er nicht, Unnötiges reden wollte er nicht, er hatte nur da zu sitzen und mit ihr auf das Rauschen der Wipfel, das Locken der Amseln, das Rascheln und Springen der Eichhörnchen zu achten. Eine so schöne, selbstverständliche Vertraulichkeit stellte sich heraus, daß es ihm sogar erlaubt war, leise vor sich hinzupfeifen, trotzdem Majestät daneben saß. Er pfiff übrigens ganz sanft und es klang wie Flötenton. Einmal kam die Kaiserin ganz früh mit ihrer Frisörin auf die Veranda und die lange Flut ihres braunen Haares strömte über den weißen Mantel. Die Kaiserin wollte sagen: „Herr Laurenz, jetzt sind Sie nicht da!" Aber es war nicht nötig, er summte an diesem Morgen nicht, er atmete kaum und, obwohl er sie ruhig ansah, und mit Bewunderung ansah, das fühlte sie, so beschwerte sie seine Anwesenheit doch gar nicht. Er hatte eine Art da zu sein, und doch nicht da zu sein, die das Leben erleichterte. Abends saßen sie im Garten und da las er ihr vor. Ich will die Dichter nicht nennen, die er las, denn ihre Worte schienen sein Eigentum und die Verse schienen in diesen Abendstunden geboren.

Die Hofdamen, sogar die Gräfin Hoheneck, wurden von diesen Vorlesungen verbannt. Die Hoheneck, die einmal eine Depesche – ich glaube sogar, eine Depesche des Kaisers – überbringen wollte, mußte sichs gefallen lassen, daß ihr heftig abgewinkt wurde, und als sie unbegreiflicherweise dennoch näher kam, fuhr die Kaiserin sie an: „Bleiben Sie doch im Schloß! Kann ich denn nicht eine halbe Stunde ruhig genießen!"

Das hätte einem andern Neid und Ungunst eingetragen. Aber Professor Maier kam abends und entschuldigte sich vielmals bei der Gräfin, und er hatte für die Ungeduld der Kaiserin dieses fast unmerkbare Lächeln des guten alten Lehrers; das stimmte auch die Oberhofmeisterin überlegen. Und Professor Maier war ja so beruhigend weißhaarig, seine zarte Stimme, sein dünner Körper, sein abgemagerter Beethovenkopf – sogar die Hoheneck, die schon mancherlei mitangesehen hatte, fand, daß er wirklich nur zum Vorlesen von Gedichten verwendet werden könne.

Am 28. Juli kam die Nachricht vom Kriege.

Auf der Veranda in der Früh sagte die Kaiserin: „Bitte, lesen Sie mir die Zeitung vor.“ Darin war Professor Maier nicht erfahren, denn er las keine Zeitungen. Aber er besaß die Geschicklichkeit des liebevollen Dieners und er fand, wie er meinte, schnell das Wesentliche heraus. Während er las, unterbrach ihn Majestät: „Dummes Zeug . . . Das Wichtigste steht gar nicht drin . . .“

Professor Maier sah erstaunt auf, die Kaiserin begütigte ihn: „Das ist ja nicht Ihre Schuld,“ und so las er weiter.

Plötzlich stand die Kaiserin auf und sagte: „Danke, genug . . . Zum Zeitungvorlesen sind Sie nicht geschaffen, Sie nehmen das alles zu gründlich, Sie lesen alle Titel und Nebensachen und das Geflunker mit . . . Sie sind zu gut für dieses Zeug.“

Die Kaiserin reichte ihm freundlich die Hand und verschwand. Der alte Mann blieb noch auf der Veranda, er hatte noch ihre merkwürdig gereizte Stimme im Ohr. Er versuchte auf das Rauschen der Wipfel zu achten und auf das Knacken der Äste, wenn die Eichhörnchen darauf hüpfen. Aber er kehrte immer wieder zu der Zeitung zurück, die nun da unten auf dem Boden lag. Ja, er mußte sich einüben. Er beschloß, zwei Stunden früher aufzustehen und sich das Wesentliche in den Zeitungen blau anzustreichen.

Abends im Garten wollte die Kaiserin nicht ruhig sitzen. Deshalb wurde auf das Lesen verzichtet.

„Kommen Sie,“ sagte die Kaiserin, „wir wollen auf den Schafberg gehen, das wird uns müde machen und das brauchen wir.“

Die Kaiserin, schlank und groß, wie sie war, lief beinahe die neunhundert Meter hinauf. Professor Maier, der gewiß nicht schwerfällig war, konnte in diesem Tempo doch nicht mithalten. Er kam außer Atem, sein Herz klopfte heftig, er mußte um eine kleine Pause bitten.

„Was würden Sie denn tun, Herr Laurenz, wenn Sie Soldat wären! Unsere Leute sind gestern fünfundsechzig Kilometer marschiert an einem Tage, das sind Burschen!“

Der alte Mann fühlte das Unrecht, das ihm mit diesen Worten geschah, ganz ohne Groll. Er sagte fast freudig: „Ja, das ist eine schöne Leistung.“

„Nun,“ sagte die Kaiserin, von seiner Sanftmut gerührt, „jeder auf seinem Terrain. Die können dafür nicht Pindar lesen.“

Der Vorleser wurde jetzt wirklich traurig, denn was war jetzt Pindar lesen? Er konnte beim besten Willen nichts mehr sprechen an diesem Abend. Aber es war – beim Abstieg – doch eine schöne Stunde, denn die Kaiserin sprang förmlich den Weg hinunter, und auch ihm machte der Abstieg wenig Beschwer, er flog mit. Je näher sie dem Schloß kamen, desto ungeduldiger wurde sie, desto wilder rannte sie bergab. Der Gräfin

Hoheneck, die ihr entgegengekommen, rief sie von weitem zu: „Ist Nachricht vom Hauptquartier da?" Und als die Oberhofmeisterin bejahte, da flog sie in ihr Arbeitszimmer hinauf, die Gräfin und der Schwarm der anderen ihr nach. Das hohe Gittertor wurde zugeschlagen, gesperrt, und der Posten – denn seit drei Tagen wurde das Schloß militärisch bewacht – ging gelassen, das Gewehr über der Schulter, seine Strecke auf und ab.

Als Professor Maier unten ankam, waren alle schon weg. Der alte Mann rüttelte am Tor. Aber da rief ihn der Posten an: „Halt!" Der alte Herr fuhr zusammen, so war er in seinem ganzen Leben noch nicht angedonnert worden, ließ die Klinke fahren und suchte dem Soldaten zu erklären, daß er da hineingehöre. Aber der Posten packte ihn mit derber Hand am Arm – selbst der Bauernsohn und Soldat erschrak über die Magerkeit des Armes, den er da fühlte – und wollte ihn schon abführen, als man vom Balkon her Rufe hörte, offenbar aus dem Zimmer der Kaiserin, dann raschelte die Gräfin Hoheneck schnell heran, hinter ihr der dienstführende Leutnant und der Verwalter mit dem Schlüsselbund, und so wurde Laurenz befreit.

Das Rosa aus seinem Gesicht ward noch durch eine leichte Blässe verdrängt, als er schon wieder freundlich dreinsah und mit seiner unscheinbaren Heiterkeit sagte, indem er sich an den eben noch umklammerten Arm griff: „So hab ich jetzt die Faust des Krieges gefühlt."

Nach dem Abendessen durfte er der Kaiserin und der Gräfin Gesellschaft leisten.

„Erzählen Sie uns etwas, das uns zerstreut."

Er fing sogleich in seinem Flüsterton eine Geschichte an, natürlich eine Kriegsgeschichte, die schöne Anekdote von Napoleon in Kairo . . . aber mitten im ersten Satz unterbrach ihn die Kaiserin:

„Hoheneck, ist der junge Lobkowitz eingerückt?"

„Der Junge selbstverständlich, aber denken Majestät, auch der Alte trotz seiner zweiundsechzig Jahre."

„Wirklich?"

Maier machte rücksichtsvoll eine Pause. Aber niemand bemerkte sein Schweigen, denn die Hoheneck fühlte, daß heute abend sie die wichtigere Person war, und so schwatzte sie in einem fort:

„Der Lobkowitz ist nicht der einzige Alte, der Esterhazy ist noch älter, der ist anno 49 geboren, und er hat sich's doch nicht nehmen lassen, seinen alten Kavallerierock anzuziehen. Und wissen Majestät, wieviel Mitglieder der Familie Thurn im Felde stehen? Einen Moment, gleich werd ichs haben! Die Söhne Gustl, Franz, Ottokar, Rudolf, Eduard und dann die zwei Söhne vom Franz, die drei Jungen vom Ottokar, und der älteste vom Gustav, im ganzen elf Stück. Ohne den alten Herrn. Der möchte gern, aber es geht eben doch nicht mehr, er ist zweiundachtzig."

Einmal im Laufe dieses Abends sagte die Kaiserin beinahe ausgelassen: „Na, Herr Maier, möchten Sie nicht auch mit?“

Der Vorleser erschrak. Zum erstenmal hatte die Kaiserin ihn als Herr Maier angesprochen.

„Wenn ich nicht zuviel Nachsicht verlangen müßte, würd ich mich melden! Ich fürchte übrigens, daß sie mich nicht nähmen.“

„Gott behüte, Herr Laurenz,“ sagte die Kaiserin begütigend. „Sie denken doch nicht im Ernst an solche Sachen? Was sollen Sie denn dort anfangen? Sie könnten höchstens abends den Soldaten Gedichte vorlesen!“

Der alte Mann murmelte nur ergeben vor sich: „Ja, ja.“

Die Hoheneck, in der doch ein kleines Restchen Eifersucht steckte, sagte mit falschem Ernst: „Herr Laurenz müßte vor dem Kampf anfeuernde Sachen vortragen . . . Wie hat der alte Grieche geheißen? . . . Tyrtäus oder so was, nicht? . . . Aber damals war noch kein Kanonendonner! Ihr Organ würde wohl nicht ausreichen?“

Laurenz erwiderte mit ungestörtem Ernst: „O, meine Stimme ist sehr stark, ich habe oft den Wasserfall im Lichtensee überschrien.“

„Nein, wirklich?“ sagte die Gräfin mit konziliantem Lächeln.

„Hoheneck, foppen Sie mir meinen Freund nicht,“ die Kaiserin erhob sich, „und versuchen wir es, heute zu schlafen.“

In aller Früh saß der Professor über den Zeitungen. Es gab noch keine eigentlichen Kriegsberichte, bloß Nachrichten über tückische Franktireurtaten. Ahnungslose Soldaten, denen tollgewordene Weiber die Augen ausgestochen, Heimreisende, die man tagelang durchs Gebirge nach Hause wandern ließ, ohne ihnen Obdach, Speise und Trank zu gewähren, Schlafende, denen man die Ohren abgeschnitten hatte, Gesindel, das die Brunnen vergiftet hatte. Das alles tat der Feind.

„Das soll ich vorlesen?“ fragte sich Laurenz, „diesen goldenen Morgen verpesten mit solchen Nachrichten?“

Aber er las doch alles vor mit seiner viel zu sanften Stimme, sah nicht auf, und nur wenn er den schweren Atem der Kaiserin vernahm, pausierte er eine Weile und stellte sich ihr blaß gewordenes Gesicht vor.

Gegen Ende der Vorlesung kam die Hoheneck mit einem Telegramm. Laurenz war gar nicht neugierig, aber er hielt natürlich im Lesen inne, während die Kaiserin die Depesche durchnahm. Sonst pflegte sie bei dergleichen Unterbrechungen die Nachricht zu erzählen oder die Depesche weiterzugeben oder zu Maier zu sagen: „Lesen Sie weiter, das ist wichtiger!“

Diesmal legte sie die Depesche in den Schoß, nahm sie aber gleich wieder vor, las sie noch einmal, stand auf, ging unruhig auf und ab.

Der alte Mann fragte mit einem bescheidenen Blick, ob er aufhören solle.

„Nein, nein, lesen Sie nur weiter, das stört mich gar nicht."

Er las all die Untaten, die er gerade vor diesem Wesen verschwiegen haben wollte, las und schämte sich für seine Mitmenschen, hielt inne und wollte sagen, daß diese schrecklichen Geschichten vielleicht doch zum Teil nur die Träume von Menschen sind, die nachts in der Finsternis marschieren, auf dem Pflaster oder in Straßengräben schlafen müssen und die dann ihre eigenen Schreckensträume für Wirklichkeit halten, „denn das kann ja nicht sein".

Indes hatte die Kaiserin die Tür geöffnet und im Vorsaal nach der Hoheneck gerufen.

„Was glauben Sie, von wem kommt dieses Telegramm?"

Die Gräfin sagte mit Betonung: „Es kann nur von einem Menschen auf der Welt sein!"

Da ging die Kaiserin auf die alte, dürre, ledergelbe Hofdame zu, fiel ihr wortlos um den Hals und küßte ihre trockenen Wangen.

„Ja," sagte sie mit einem Kinderlachen, „er bittet mich, zu ihm in die Nähe zu kommen . . . Alles ist plötzlich ganz anders . . . Es ist wieder wie vor neun Jahren . . . Hoheneck! . . . Hoheneck! So küssen Sie mich doch auch!"

Wenn der Vorleser jetzt einen Zauberring gehabt hätte, um rasch unsichtbar zu werden! Er duckte sich hinter die Zeitung, er schlüpfte lautlos zur Tür, und es gelang ihm, während die Kaiserin noch am Halse der Gräfin lag, ganz unbemerkt durch die Tür zu entwischen.

Nachmittag reiste die Kaiserin.

Professor Laurenz Maier wurde im letzten Augenblick zu ihr befohlen, als sie schon im Wagen saß.

„Herr Laurenz, leben Sie wohl . .! Ich habe einen Moment daran gedacht, Sie mitzunehmen. Aber es wäre unrichtig. Jetzt ist keine Zeit für Pindar und Plato. Diese schönen Träumereien wären jetzt sündhaft, es wäre Luxus . . . . Schauen Sie mich nicht gar zu ernst an, Herr Laurenz, vielleicht muß ich wieder zu Ihnen zurückflüchten, vielleicht fahre ich jetzt ins Leben hinaus . . . . Geben Sie mir die Hand, ich danke Ihnen für alles Gute, Sie sind ein edler Mensch! Aber wenn Gott will, werd ich jetzt auch ein Mensch, der einen Sinn hat!"

Laurenz senkte das Haupt, zog tief den Hut, der Wagen fuhr fort, die Kaiserin sah sich noch einmal um und winkte noch aus der Ferne.

Lange stand Laurenz auf demselben Fleck, eine steinerne Figur. Er mußte sich selbst gewissermaßen wecken und er wunderte sich am Ende, daß er Bein vor Bein stellen und Luft einatmen konnte.

Im Schloß war es jetzt ganz still. Die Hoheneck war an der Seite der Kaiserin weggefahren, die Wachtposten waren eingezogen. Am Gittertor

öffnete ihm die Frau des Hauswarts, dieser selbst war zu den Dragonern eingerückt. Der Verwalter hatte sich zur Verpflegstruppe gemeldet, der alte Inspektor hatte die Leitung der Bürgerwehr im Städtchen übernommen und sein Sohn war zur akademischen Legion gegangen, wo er zu Botendiensten und bei Verwundetentransporten nützlich sein konnte. Der französische Koch aber war schon vor acht Tagen Hals über Kopf davongelaufen.

Nur ein paar Weiber waren im Schloß zurückgeblieben. Am Abend unternahm Laurenz Maier einen langen Spaziergang durch den Wald, die Anhöhe neben dem Schafberg hinauf, und als er zurückkam, sagte die Frau des Hauswarts, ein geschwätziges, gutmütiges Weiblein, zu ihm:

„Jetzt sehen Sie wieder gesund und stark aus, Herr Professor."

„Das bin ich auch," antwortete er noch.

Aber am nächsten Morgen klopfte die gutmütige Frau vergebens an seiner Tür. Sie drang ein. Sein Bett war unberührt. Jetzt erinnerte sie sich, daß sie in der Nacht etwas wie einen Menschen wahrgenommen hatte, der in der Richtung zum Luhtensee gewandert war. Ohne Hut . . . .

Auf dem Schreibtisch fand die Frau, als sie dort herumstöberte, einen Brief, der nach Monaten der Kaiserin übergeben wurde. Darin stand:

„Eure Majestät!

Verzeihen Eure Majestät, wenn ich Ihnen einen Moment der Trauer oder des berechtigten Zürnens verursache. Ich werde mich heute nacht töten. Mögen Sie nicht glauben, daß es nur eine Anwandlung vorübergehender Schwäche ist, was mich dazu treibt. Der Gedanke ist tagelang mit mir herumgegangen, ich habe ihn abgewiesen und aufgenommen, gewogen und geprüft, nun folge ich ihm mit beruhigtem Gefühl. Eure Majestät! Alle Welt rüstet jetzt, um seine ganze Kraft zusammenzufassen und dem Ganzen hinzugeben.

Auch ich habe mich gesammelt und die einzige Tat, die ich zum Nutzen der Gemeinschaft tun kann, ist die: mich auszustreichen. Das Brot, das ich nicht essen werde, kann vielleicht einen Knaben nähren, der einmal eine Tat vollbringen kann, oder eine Frau, die einen Knaben gebären kann. Es wird mir, das will ich nicht leugnen, gar nicht schwer, mich Überflüssigen auszuschalten.

Ich gehöre nicht zu dieser Welt. Ich will nicht leben in einer Welt, wo das Töten wichtiger ist als das Denken!

Wenn ich an die Kraft meiner alten Hände noch glauben könnte, würde ich Sie segnen! Laurenz Maier."

Die Kaiserin las den Brief erst nach Friedensschluß. Einen Tag lang schloß sie sich in ihr Zimmer ein und war für niemanden zu sprechen. Sogar vom gemeinsamen Mahl mit dem Kaiser ließ sie sich an diesem Tage dispensieren.

***

# Das Erlebnis

## von Julius Meier-Graefe

Wehe dem Künstler, der heute nicht erlebt!

Das schreibt sich leicht, und es wird ebenso leicht gewährt wie gefordert. Wer erlebte nicht! Wem engt sich nicht das Herz an jedem Morgen! Wer träumte nicht von Schlachten! Wer fühlte nicht – stärker als die Helden im Felde – den Sieg! Und man hat hier Muße genug, der anderen, der Toten zu denken.

Das Erlebnis wächst. Wir kommen jetzt schon über das Entstehen an Einzelheiten, über die egoistische Freude an dem erhofften Vorteil und über die blecherne Kannegießerei hinaus. Wir fühlen schon, obwohl umringt von Sorgen, den Segen dieses Unheils in einer Reinigung des Gefühls, in helleren Gedanken, in einer sehnsüchtigen Wallung nach dem Nächsten. Jeder möchte aus seiner Spezialität heraus, und in den Drang zum Schlachtfeld mischt sich der Wunsch, dieselbe schlichte Uniform zu tragen wie der Nebenmann. Wir werden besser, weil wir einfacher werden. Die karge Nahrung reizt wie Leckerbissen. Jeder hat Platz in seinem Haushalt. Winkel, die verachtet waren, werden leuchtend. Die Phantasie fügt dem Geringsten Perlen hinzu. Der Reiche erkennt jetzt erst die Macht des Geldes, da er geben kann. Der Arme fühlt sich nicht enterbt. Der Groll gilt dem Feind an der Grenze, nicht dem Volksgenossen. Allen Schmerz, alle Freude umschlingt ein einziger Gedanke: der Krieg.

Auch der Künstler möchte mit, und zwar nicht nur mit flinken Gedanken und leichten Worten, auch mit seiner Kunst. Und das scheint leicht gefordert, schwer gewährt. Der eine hat nur Stilleben gemalt, der andere Landschaften, der dritte formte friedliche Tiere, der vierte schrieb Elegien an die Musen Griechenlands. Der Künstler, sagt man, treibt ein stilles Handwerk. Der Krieg fand ihn nicht vorbereitet.

Das würde, sage ich, für ihn so gut den Todesstoß bedeuten wie für den Soldaten, der unbewehrt zu Felde zieht. Die Kunst, die jetzt versagt, taugt auch für keinen Frieden. Das trifft neunhundertneunundneunzig von tausend. Kriegsbereit heißt für den Künstler Wachsein, Sehen, Empfinden, Gestalten. Diese Bereitschaft braucht er immer, auch wenn die Völker Verbrüderungen feiern. Keiner von allen Berufen ist so kriegerisch. Krieg ist der Freund der Kunst. Nur die Pestilenz unserer Sattheit konnte den Schein erwecken, Kunst sei friedlich, sei ein Handwerk, sei für müde Leute nach der Arbeit da. Wenn sich doch ein paar Granaten, die soviel nützliche Menschen draußen niederwerfen, in das nur zu friedliche Lager dieser ewig unnützen Zunft verirren möchten!

Wir wissen von großen Künstlern der alten Zeiten, die glänzende Fechter waren, immer bereit, den Meißel, den Pinsel mit dem Schwert zu vertauschen. In ihren Werken ist ein Wogen von Massen, ein Blitzen der Klingen und die Rufe des Helden. In Kriegszeiten errichteten sie Bollwerke, ersannen Geschütze, führten die Verteidigung der Stadt. Es ist wunderbar, zu denken, daß damals Künstlertum eine Fähigkeit des Geistes war, die den Körper nicht schändete, daß sie alle höchsten Fähigkeiten, deren das Gemeinwesen bedurfte, umschloß. Solche Menschen dirigierten ihre Farben, als ob es Soldaten wären, bauten ihre Statuen wie Türme. Jeden Strich setzte ein Feldherr, der das Mißlingen mit Tod und Schande bezahlt. Freilich fühlten sie ihre Mannen hinter sich. Keiner war allein. Der Kampf ist mittlerweile schwerer geworden. Einer geht gegen alle. Es gehören Kräfte eines Riesen dazu, um die Verantwortung auf eine Schulter zu nehmen. Es ist furchtbar, zu denken, daß der gegenwärtige Krieg gegen unser Land nur ein schwaches Bild der universellen Feindseligkeit gäbe, die sich gegen die Kunst türmt.

Gegen die Kunst, nicht gegen das Malen und Bildhauern. Das wird mit einem Leichtsinn betrieben, mit einer Gefälligkeit geduldet, als ob es keine Feinde gäbe.

Die Kunst der Gegenwart hat viele Waffen, die nicht schlagen, Kanonen, die beim ersten Schusse bersten, große Maschinen, die nicht vorwärts gehen. Ich denke nicht nur an die alten Maschinen, die verstaubt in den Museen hängen, auch an die neumodischen. Was nützen uns gegen den Krieg, der jeden Gedanken erschüttert, die angenehmen dekorativen Künste, die gestern noch das Heil waren, oder der feinfingerige Sensualismus oder der grobfingerige Ekklektizismus? Die angenehmen Japaner, Pariser, Engländer kommen nicht mehr ins Land. Auch nicht die kunsttreibenden Neger und Hinterinder. Die Zufuhr ist abgeschnitten. Also vom Eigenen oder verhungern! Wollen sehen, wer übrigbleibt.

Geschickte finden immer noch ein paar Auswege. Mancher gibt heute die Kuh und den Kohlstrunk auf und entdeckt auf einmal in dem Krieg neue Motive. Einer malt in seine öde Landschaft ein paar Soldaten und etwas, das wie ein Mörser aussieht, und meint, es sei ein Schlachtfeld. Ein anderer kommt auf den Einfall, seinem Polospieler einen Säbel in die Hand zu geben, und bildet sich ein, so schaffe man einen Sieger. Impressionisten machen ein Gewimmel auf der Straße. Früher hieß es Rückkehr vom Rennen oder Blick auf die Linden. Heute heißt es Rede an mein Volk. Als Maß der Persönlichkeit genügt ihnen immer noch, daß man die Handschrift erkennt. Es stände schlimm um uns, wenn unsere Führer im Felde so persönlich wären! Die anderen aber, die Gesinnungstüchtigen, werden uns mit Symbolen aus dem Pfandhaus bombardieren.

Der Schuster macht mit dem treudeutschen Augenaufschlag keine Sohlen unter die Stiefel. Der, der uns gute Stiefel macht, hat die rechte Gesinnung.

Ich kann mir Dichter denken, die heute eine Scham abhält, die Feder in die Hand zu nehmen. Es ist vielleicht nicht nur Scham, möglicherweise auch die natürliche Einsicht in die Unfähigkeit, etwas hinzuschreiben, das noch nicht erlebt ist. Sie denken durchaus nicht daran, nachher Kriegsgeschichte zu schreiben, sondern wollen die Elegie an die griechische Muse fortsetzen. Aber es gärt in ihrem Gemüt etwas, das ihrer Elegie gut tun wird und das sie abwarten. Heil ihnen! So haben es große Leute gemacht, die ihr Volk liebten. Flaubert war 1870 ein paar Monate unfähig, an etwas anderes als sein Land zu denken. Er schrieb erbitterte Briefe. Und dann, während in Paris die Kommune tobte, vertiefte er sich in die alexandrinische Welt des vierten Jahrhunderts und schrieb seinen Saint Antoine. Marées hat als Anfänger Schlachten gemalt, die er nie gesehen hatte. Als er sie 1870 erlebte, malte er Erinnerungen an die Villa Borghese. Die Kunst wäre winzige Neugier, wenn sie sich nach Zeitgeschicken richtete. Aber sie ist Unfug, eine Krankheit, ein Geschwür am Volke, wenn sie nicht welttümliches Erlebnis ist.

Wir sind heute empfindlicher gegen Trödel. Der Unterschied zwischen den Soldaten draußen, die ihr Blut für uns geben, und den Drohnen drinnen, die von Phrasen leben, bedrückt uns. Wir sind heute empfindlicher gegen jede Untüchtigkeit und haben Grund, so zu sein. Der Platz wird knapp für die Nieten und er wird bald noch viel knapper sein. Die Kunst, auch die der Besten, wird es nachher nicht leicht haben. Viele der Soldaten, die den Feind an der Grenze schlugen, werden nachher unsere Widersacher sein. Krieg ist der Feind der Kunst. Da müssen wir unsere Wehr bereit haben. Deshalb wehe dem Künstler, der heute nicht erlebt. Und er denke nicht, er fülle seine Leere, wenn er Soldaten der Soldaten wegen malt, wie er sonst Kühe der Kühe wegen machte. Solche neugebackenen Schlachtenmaler gleichen den vergessenen Russen oder Engländern unter uns, die sich ein schwarz-weiß-rotes Schleifchen in das Knopfloch stecken, um unbequemen Fragen zu entgehen.

Für das Motiv, das heute aktuell wäre, gilt das, was einmal ein Maler bewundernd vor dem Schlachtenbilde eines großen Meisters sagte: es gleiche einem Blumenstrauß. So darf heute einer wohl Rosen malen, nur muß in ihnen die Fanfare sein.

# Kriegsvorboten

## Gedichte von Richard Dehmel aus den Tagen des faulen Friedens

### Arie an die neuen drei Grazien
aus dem Herzen eines ehrlichen Leutnants

1

Heute, wo ich wieder einmal
wie gewöhnlich in Friedenszeiten
nichts Gemeinnütziges
oder sonstwie Zielbewußtes zu tun weiß,
will ich dir ein Loblied singen,
blonde Göttin der Arbeitsamkeit.
Gewiß läufst du schon seit dem frühen Morgen
treppauf treppab im ganzen Haus,
hast scheuern, putzen, stäuben lassen
mit deiner jüngst patentierten Schrubbermaschine,
alle Dienstboten auf den Trab gebracht,
dir den sorgsam frisierten Kopf fast zerbrochen
um die Wohlfahrt deiner sämtlichen Kinder,
der schon geborenen sowohl
wie der möglicherweise noch zu empfangenden,
hast im Vorbeigehn, daß ichs nicht vergesse,
einen Prolog zum nächsten Haager Kongreß verfaßt
oder auch für das allerneuste
ästhetisch-religiöse Modejournal,
und wirfst nun über die hohe Kante
deiner sauber polierten Wirtschaftskassette
auf mich ewig unbekehrbaren Kannibalen
einen vernichtenden Seitenblick,
hochzuverehrende, gnädige Frau!

2

Morgen vormittag trete ich endlich
die Erholungsreise nach Buschland an.
Mein Schiff heißt Furor; ist es ein Wunder,
daß du mir da im Traum erschienst,
sublime Göttin der Vorsichtigkeit?
In deiner linken Hand hieltest du
ein halb Dutzend Versicherungs-Policen:
gegen Unfall, gegen Überfall, gegen Feuerschaden,

gegen Blitzschlag, gegen Hitzschlag, gegen Ansteckungsgefahr,
gegen meinen und meiner Erbtante Tod –
in der rechten Hand einen Regenschirm.
Trotz meiner himmelhohen Versichrung,
daß ich grundsätzlich immer schön Wetter habe,
spanntest du ihn zuvorkommend auf.
Hinter dir stand dein bewährter Gefährte,
der unsterbliche Geist des rühmlichst bekannten
Verlagsbuchhändlers Herrn Baedeker,
und hätte dir sicher die Schleppe geküßt,
wärst du nicht aus hygienischen Gründen
in fußfreiem Gummimantel erschienen,
o du nach Insektenpulver Duftende!

3

Gestern besah ich den ganzen Nachmittag
Kriegsschiffe.
Unbewegt im Hafen lagerten sie,
wie eine Kette erloschener Krater,
die auf dem Boden des Ozeans hocken,
oder wie der Basaltblock von Haß
auf dem vulkanischen Grund unsers Herzens.
Einmal zog eine graue Wolke vorüber,
die einen Regenbogen trug;
auf dessen Scheitel winktest du mir
in deinem verführerischen Liebreiz,
nur mit einem Ölblatt bekleidet,
das du lächelnd im Mundwinkel wipptest,
scharmante Göttin der Friedfertigkeit.
Am liebsten hätt ich bei diesem Anblick
alle Kanonen nach oben gedreht
und dich heruntergeknallt ins Wasser,
feige Kanallje! –

## Moralische Legende

Willst du Frieden, Freundin, bleib im Tal, im engen:
zwischen sanften Kühen träumst du gleich den Blumen,
manchmal blickst du nach dem fernen Bergwald,
den ein wildes Wetter leise rührt.

Zwischen sanften Kühen träumte auch Johanna,
jene Hirtenjungfrau, Seherin und Heldin,
eh das Kriegsgewitter ihre fromme
Seele auf den Scheiterhaufen trieb.

Aber eines Morgens betete Johanna:
Zwischen sanften Kühen wird man keine Heldin!
sie erschrecken, knall ich mit der Peitsche!
heiliger Donner, treib mich in den Kampf!

## Sehnsucht im Sturm

Sind das Schicksalszeichen?
Himmel und Erde strahlen,
wenn wir zusammenkommen;
ach, und jedesmal
wenn wir Abschied genommen,
schleichen finstre Wolken uns nach.

Gestern glitt unser Boot
auf sonnegoldnen Wellen
sanft den Strom entlang.
Jetzt, allein im Gedröhn
von Gewittern und Böen,
seh ichs am krachenden Steg zerschelln.

Stehst du auch so allein?
Komm, und träf uns der Blitz:
nur nicht schmählich hinsiechen
in Sehnsuchtspein,
sich verkriechen vorm Schicksal,
lieber — o Liebe — zerschmettert sein!

## Das Flammenwunder

Es kam eine Flamme ins Haus geweht,
heilige Flamme.
Hell schallte die Kammer von Gebet:
eine uns, Flamme!
Aus allen Augen sprach fort und fort
groß die Flamme.
Keiner verstand des Andern Wort,
bloß die Flamme.
Fremd hatten sie sich herbeigeschart
um die Flamme.
Jetzt standen sie Geist in Geist gepaart
durch die Flamme.
Und sahn erleuchtet jedweden Leib:
heilige Flamme.
Komm wieder, wieder, und bleib, o bleib
bei uns, o Flamme!

## Gelöbnis

Nach Arthur Rimbaud

Sie ist wieder geweiht!
Wer? Die Ewigkeit.
Nun küßt tagbereit
die Sonne das Meer.

Meine ewige Seele,
deinen Eid nimm in Acht,
trotz der täglichen Hölle
und der einsamen Nacht!

Also los von den menschlichen
Bettelschlichen,
dem gemeinen Hinan!
Dann steigst du, dann.

Nie mehr Hoffnung, mein Geist,
kein jüngstes Gericht.
Nur Geduld, du weißt:
sichre Marter in Sicht.

Nichts von Morgenrot.
Glühende Kohlen aufs Brot!
Nur solche Glut
ist Pflicht, ist gut.

Sie ist wieder geweiht!
Wer? Die Ewigkeit.
Nun küßt nachtbereit
die Sonne das Meer.

## Aufstieg

Wir steigenden Menschlein
mühsam
ziehn wir knirschende Spuren im Schnee.
Ihr ragenden Fichten
neigt euch vor dem klaren Wind,
der sie verwischen wird.
Denn über dem Nebelmeer,
das vom Sonnenuntergang lodert,
weilt allein das Eis der Gebirge.

Aber nur weiter, Herz:
morgen
glänzt ein Augenblick auf:
endlich ist der Gipfel erkämpft.
Mitten im kalten Licht
des weißen Tages
lautlos
glüht deine Wonne ins dunkle Blau empor,
strahlende Achse im Kreis der Reinheit.

Müssen wir wieder hinab?
laßt mich im Himmel, Freunde,
träumt mit mir!
Seht, die Strahlen verwandeln sich:
aus den dämmernden Gletschergrüften
ziehn mit hellgrünen Flügeln
meine Paradiesfalter
ruhsam
einer neuen Sonne zu.

## Lied ob der Nacht

Zu einer Melodie von Gerhart Fischer

Fremdlinge sind wir,
laßt uns nicht weinen;
seht, wie die Sterne
über uns scheinen.
Aus ihren Strahlen
stammt unser Blut;
mitten in Finsternissen
träumt sich's gut.

Vaterhaus-Glück,
Geburtstagsstunden,
fern liegt ihr, fern,
seitdem ich heimgefunden.
O, wieviel Lichter sind
hoch um mich her;
Mutter, Geschwisterchen,
klagt nicht mehr!

***

# Rundschau

## Bernhardismus

von Samuel Saenger

Oktober 1911 erschien im Cottaschen Verlage Friedrich von Bernhardis „Deutschland und der deutsche Krieg".

Da bekannt war, daß der Verfasser, ein General der Kavallerie z. D., unter den militärwissenschaftlichen Schriftstellern einen hohen Rang einnimmt und sein zweibändiges Werk über den heutigen Krieg aller Orten eine hohe Schätzung genießt, so fanden auch seine politischen Bekenntnisse sofort die gründlichste Beachtung. Bis zum Februar 1913 erschienen rasch hintereinander fünf weitere Auflagen des Buches: ein Beweis nicht nur für seinen Wert, sondern für das Wachstum der Einsicht, daß das deutsche Schicksal der nächsten Geschlechter unendlich mehr von den Problemen der auswärtigen Politik als von der Überwindung der inneren Schwierigkeiten berührt werden würde.

Die Absicht Bernhardis ging dahin, unsere Gesinnungen und Stimmungen auf den Weltkrieg vorzubereiten, den er für unabwendbar hielt, und über Ziele und Mittel aufzuklären. Von der lästigen Aufdringlichkeit alldeutscher Werber, die nicht nur das Ausland beunruhigte und vor der sich die Leiter der deutschen Politik oft schützen mußten, fand sich da keine Spur; und ich bin sogar überzeugt, daß er deren Literatur nach Ton, Form, Inhalt und Wirkungsweise kaum je gebilligt hat. Seine eigene Art war die ruhige und beherrschte des Mannes, der seine Überzeugungen zu begründen sucht und sich erst durch den Erwerb tieferer Einsicht und nach langjähriger Sicherung seines geistigen Baugrundes berufen glaubt, auf das (so oft mißbrauchte) nationale Gewissen einen Druck auszuüben. Seinen gelegentlichen Beiträgen in deutschen Zeitschriften fehlte darum der Schmuck der Beredsamkeit. Das war für die Weite der Wirkung freilich ein Nachteil. Es fordert der Ernst der Stunde, zu bekennen, daß gerade die liberale Presse, die so viele gebildete und empfängliche Leser hat, vielleicht wegen dieses Mangels an rhetorischen Reizen Bernhardis streng und bis in die Einzelheiten durchdachten Aufriß einer positiven deutschen Auslandspolitik

der Nachprüfung nicht so wert hielt, wie die drohende Nähe des Weltkrieges wünschbar gemacht hätte.

Nun aber ist der große Krieg da, und nun schallt uns vom Ausland das Wort „Bernhardismus" herüber. Das beweist, welchen psychologischen Einfluß auf die Entstehung des Krieges der Publizistik des kenntnisreichen Generals im Ausland beigelegt wird. Was Attila und seine Hunnen in der Praxis verüben, dafür fänden sich in dem Buche des Reitergenerals Lehre und Theorie. Den nachbismärckischen Deutschen gebe es die Anweisung zum seligen Leben. Wer das Buch nicht kennt, möchte darin ein Arsenal von Gründen für eine hemmungslose Erobererpolitik vermuten, für das laute Recht roher Gewalt, für die zügelloseste Sucht nach Weltherrschaft. Das ist besonders englische Auffassung.

Diese leistet ja schon lange das Äußerste in der Unfähigkeit, den Gang der preußisch-deutschen Geschichte, etwa von Friedrich dem Großen bis Bismarck, zu verstehen; und mitten in den Versuchen, den englischen Imperialismus zum alleinigen politischen Evangelium der Insulaner zu machen, erdreistet man sich, den fest im Zügel gehaltenen Willen zum deutschen Staat und zur Gleichberechtigung der deutschen Art in der Welt, weil er sich als Abfall von den bequemeren liberal-individualistischen Gedanken der Märztage darstellt, als Sünde wider die Menschheit zu brandmarken. Heute ist, wir wissen es leider zu gut, die gesamte westeuropäische Intellektualität unzurechnungsfähig; aber wenigstens bis zum Ausbruch des Krieges überraschten in Frankreich immer wieder die wissenschaftlich sehr ernsten Arbeiten über die Gründung des deutschen Reiches. Die Objektivität, mit der zum Beispiel Ernest Denis von der Pariser Universität die geistigen und sittlichen Elemente des deutschen Aufstiegs erörtert, und die Bereitwilligkeit, die unentbehrliche und zum Teil unvergleichliche Leistung der Neudeutschen als zum Rückgrat des Europäismus gehörig anzuerkennen, wurden in dem von Tag zu Tag imperialistisch gebundneren und unfreier werdenden England leider immer seltener. Der Triumph von 1870, sagt Denis, sei verdient; eine so heiße Begeisterung und eine solche Standhaftigkeit der Absichten seien stets die sittlichen Bürgen des Erfolges. Kein Volk habe seither zum allgemeinen Fortschritt mehr beigetragen als das deutsche, und alle seien die Schuldner seines Genius. Sein einziger Fehler sei die geschmacklose Emporkömmlingsart, sich dieser Leistung zu rühmen, die der übrigen Völker zu unterschätzen und die eigene Sache mit der Gottes zu verwechseln. Die feudale und militärische Rasse, die das Reich geschaffen habe, ist ihm nicht allzu sympathisch, er legt ihr die Tendenz unter, die Entwicklung zu freierer Menschlichkeit zu unterbinden, und findet, daß der Friede, den Bismarck und seine Nachfolger Europa erhalten haben, ein zehrender, zu Übergriffen stets geneigter gewesen sei,

wie ihn Ludwig XIV. verstanden habe. Man wird abwechselnd zustimmen und Einspruch erheben, aber das Verständnis für den besonderen Rhythmus der deutschen Geschichte setzt im Grunde kaum je aus, und man darf in diesen Spiegel sehen, ohne über das Zerrbild zu erschrecken. Ein Buch wie dieses, das antipazifistisch ist und mit energischem Freimut die Gründe auseinandersetzt, weswegen Frankreich gegen seinen östlichen Nachbar mißtrauisch sein muß, wird man in der gelehrten englischen Forschung seit Robert Seeleys Tod nicht oft finden. So kam es, daß man drüben die nicht nur der Form nach maßvolle Schrift Bernhardis als Ausdruck deutscher Anmaßung und Unersättlichkeit betrachtet und der Bernhardismus mit allem Schrecklichen und Barbarischen bebürdet wurde, das die Phantasie des englischen Philisters auszudenken vermag.

Bernhardis geschichtliche Orientierung ist ganz aus Treitschkes „Deutscher Geschichte" und dessen ungleichem Nachlaßwerk, der „Politik", geschöpft. Auf Kritik wird verzichtet, alle Werturteile werden gläubig und dankbar hingenommen; auffallend ist nur, daß der Soldat bei der Gegenüberstellung von Napoleon und Goethe sich dem Manne zuneigt, den wir als Inbegriff höchsten Menschtums verehren, daß er des Sieges goethischer Welt- und Lebensauffassung gewiß ist. Ungefähr so dachte und lehrte Thomas Carlyle, ohne daß seine englischen Jünger die Forderung strengster Staatsgesinnung als Inkonsequenz empfunden hätten. Ich sehe darin keinen unerträglichen Dünkel: ein preußischer General darf doch wohl an die geistige und sittliche Freiheit des deutschen Gedankens, an die Mission dieses deutschen Gedankens glauben, wenn er auch zu ihrer Erfüllung eine aktive auswärtige Politik mit ihren materiellen Folgen fordert. Seit wann haben englische und französische Generale aus Gründen der Menschlichkeit und der Christlichkeit ihr Handwerk als Vorstufe einer Rechts- und Vertragspolitik betrieben, als Vorbereitung zu Abrüstung und ewigem Frieden?. Es ist rührend, zu sehen, wie Bernhardi in den beiden Kapiteln über das Recht zum Kriege und die Pflicht zum Kriege sich abquält, die christliche Forderung des sittlichen Kampfes zwischen dem Triebhaften, das isoliert, und dem Seelischen, das bindet, eint, Verwandtschaften stiftet, mit den politischen Machtkämpfen in Parallele zu setzen. Er stopft nach berühmten Mustern, doch weniger lästig als Treitschke, die Kluft mit Sophismen aus und wühlt sich, ehrlicher nur als mancher Theolog, in die Fußangeln des Wortes, das der Evangelist Matthäus X, 34 Jesus zuschreibt: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert"; er findet aber bald herzhaft den Weg zurück zu einer naturhaft begründeten Politik, lehnt es ab, daß die großen geschichtlichen Entscheidungen durch Schiedsgerichte getroffen und dadurch schwachen Völkern die gleichen Daseinsrechte ein-

geräumt werden wie starken und lebenskräftigen, erklärt den Verzicht auf Kampf als Zeichen der Schwäche, Entartung, Entsittlichung, und verlangt mit Clausewitz, dem Philosophen des Krieges, daß Volkscharakter und Kriegsgewohnheit sich gegenseitig tragen, weil anders ein Volk nicht hoffen darf, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben. Allen Beiwerks entkleidet heißt das: der Wille zur Machterweiterung des Staates unter Einsetzen unseres höchsten materiellen Gutes, des Lebens, begründet den politischen Idealismus eines Volkes. In Bernhardis eigenen Worten: „Wo die Fähigkeit verloren geht, die höchsten materiellen Güter, Leben, Gesundheit, Besitz und Wohlbefinden, freudig dahinzugeben für ideale Zwecke: für die Erhaltung nationaler Eigenart und politischer Selbständigkeit, für die Erweiterung der Machtsphäre und des territorialen Besitzes im Interesse der nationalen Wohlfahrt, für bestimmenden Einfluß im Konzert der Völker nach Maßgabe der eigenen Kulturbedeutung, für geistige Freiheit gegen dogmatischen und politischen Zwang, für die Ehre der Fahne als Inbegriff des eigenen Wertes: da ist die aufsteigende Entwicklung gebrochen, der Niedergang besiegelt; und innerer und äußerer Zusammenbruch sind nur noch eine Frage der Zeit. Die Geschichte redet in dieser Hinsicht eine nicht mißzuverstehende Sprache. Sie zeigt, daß überall der Fortschritt durch die Wehrhaftigkeit bedingt ist. Wo bei wachsender Kultur und steigendem materiellem Wohlleben der Kampf aufhört, wo die Kriegstüchtigkeit schwindet und der Wille nachläßt, sich unter allen Umständen zu behaupten, da gehen die Völker sehr bald ihrem Untergang entgegen und können sich weder politisch noch biologisch behaupten.“ Hoffentlich kommt bald die Zeit, in der sich auch unsre heutigen Gegner an der Untersuchung der Frage beteiligen, ob die French, Kitchener, Joffre, Pau eine tiefere Geschichtsphilosophie haben als dieser deutsche Barbar. Mir scheint sie in sich brüchig, weil sie je nach Bedürfnis den biologischen Ursprung aller Moral bald verdeckt, bald nackt macht; weil sie Wertfragen mit genetischen verwechselt; weil die unklare Grundorientierung Treitschkes in das böse Gestrüpp der zweierlei oder dreierlei Moralen (die Macht-, die Vertrags- und die Liebesmoral) führt; endlich weil eine Wandlung der politisch wirksamen Motive grundsätzlich für unmöglich erklärt wird, falls der Krieg als politisches Mittel in den Hintergrund gedrängt wird. Wenn für den Staat, wie unter hin und her zerrenden Argumenten Treitschke einmal meint, physische Macht nicht Selbstzweck ist sondern Mittel, die höheren Güter zu schützen und weiter zu veredeln, – wenn „Macht sich rechtfertigen muß, indem sie verwendet wird für die höchsten Güter der Menschheit“: so ist, scheint mir, der Krieg grundsätzlich an kulturelle Motive gebunden und von ihnen bezwungen; und diese liegen immer in der Richtung einer Solidarität, die ihren Bereich automatisch zu vergrößern trachtet.

Wer aufhört, das Streben des Staates nach 'Macht an sich' zu bejahen, wie Treitschke, Bernhardi und ihre Schule tun, wer die Gründe zu einem Kriege streng und gewissenhaft auf ihre 'Kriegsgewichtigkeit' hin prüft und das Handeln des Staates sittlichen Gesetzen unterstellt (S. 47): wird den Krieg nur noch als Grenzfall zulassen, das heißt als Mittel, den Widerstreit triebhaft-biologischer Massen-Motive zu beseitigen, nachdem reine Vernunft und ein religiöser Solidaritätsglaube ihn nicht aufzuheben vermochten. Aber in der Praxis ist das ohne Belang. Die Solidaritätsgläubigen geben zu, das „radikale Böse" im Menschen, das Triebhaftbiologische in ihm sei ungeheuer stark; und die Bernhardisten räumen ein, der Krieg bleibe immer „ein gewaltsames Mittel der Politik, das nicht nur die Gefahr der Niederlage in sich schließt, sondern in jedem Falle große Opfer fordert und ungezählte Leiden im Gefolge hat. Wer sich zum Kriege entschließt, nimmt stets eine große Verantwortung auf sich." Das ist sicher nicht die Philosophie wüsten Erobererdranges.

Auf den Kern des Buches, die außerordentlich fesselnden militärtechnischen Kapitel, darf der Laie nicht eingehen. Was Bernhardi über den Charakter des nächsten Krieges vorhersagte, hat sich zum großen Teil in allem Wesentlichen bestätigt; oft überrascht die wundervolle Treffsicherheit seines politischen und militärischen Blickes. Den taktischen Wert der französischen Truppen schätzt er sehr hoch ein, er gibt sogar eine gewisse Überlegenheit der Organisation und Ausbildung zu. Sicher würde Frankreich aus rein defensiven Gründen seine Wehrmacht nicht mit äußerster Tatkraft entwickelt haben; um seine politischen Ziele zu erreichen, zunächst den Ausbau seines Kolonialreiches, war es zur Offensive gegen Deutschland bereit, wenn es durch Teilnahme an einer großen Koalition seiner Überlegenheit gewiß zu sein glaubte. Das soziale Idyll, das Jaurès erstrebte und wofür er seine Neue Armee empfahl, war ein Traum, solange sein Vaterland in den Händen von Leuten war, die von den Großmacht- und Revanchevorstellungen früherer Geschlechter hypnotisiert waren und in Deutschland den Feind sahen, obwohl ihrer Klugheit nicht verborgen blieb, daß es nicht nach französischem Boden gierte und vom Bundesgenossen Gutes, vom Feinde nur Beschwerliches zu erwarten hätte. Darum sah Emile Vandervelde in ihnen, und besonders im ehrgeizigen Poincaré — er wird es mir nicht ableugnen können — schlimme Mächler: und heute kämpft er, als belgischer Minister, Schulter an Schulter mit ihm, in einem machtpolitischer Gründe wegen unternommenen Kriege. Darum, und weil der Dreiverband offensive Zwecke verfolgte, hielt Bernhardi eine Defensivstellung des Dreibundes, oder dessen, was nach der Tripolissee Italiens davon übrigblieb, für eine kindliche, ja landesverräterische Vorstellung. Davon ab-

gesehen, daß die auswärtige Politik eines großen wachsenden Volkes mit bedrohter europäischer Stellung, mit noch nicht anerkannter Weltmachtgeltung, mit einem durch England künstlich gehemmten Bedürfnis nach neuem Siedlungsland und Rohstoffgebieten unmöglich defensiv bleiben konnte. Jedes Wort, was da über die Unmöglichkeit einer Politik des status quo und der 'offenen Tür' gesagt wird, ist zu unterschreiben; aber das hat die Engländer, die verschlagensten Meister politischer Dynamik, nicht abgehalten, jede Abweichung von dieser Linie uns als Verbrechen zu deuten. Aus diesen Gründen war ein Ausgleich mit England schwer denkbar, solange es im Dreiverband verblieb und, während es mit uns über den vielleicht einmal möglichen Erwerb portugiesischer Kolonien verhandelte, deren Schutz dem hispanischen Vasallen zusicherte. Art und Methode unsrer Marokkopolitik lehnte Bernhardi ab, er machte sie für die Lockerung des Dreibundes sogar verantwortlich. Jedenfalls war es richtig gesehen, daß in dem Maße, als der Dreibund an Festigkeit verlieren würde, die Stunde des Weltkrieges herannahte. Er erkannte auch, daß der 1912 erneuerte Bündnisvertrag mit Italien den Vertragsmächten nur die Neutralität zusicherte: Oberst Boucher rechnete in seinem Kriegsplan damit wie mit einer festen Größe; und daß der Dreibund, nur um Italien zu halten, die Tendenz haben werde, Defensivpolitik zu treiben. Wer posthume Bestätigungen liebt, kontrastiere damit den Hohn, mit dem Hanotaux, der frühere Minister des Auswärtigen, dem deutschen Drang nach kolonialem Neuland sein 'Zu spät' entgegenhält. Er wird die Infamie, mit der uns das Glück des status quo empfohlen wird, während man auf unsre Kosten unablässig nach Machterweiterung strebt, zu würdigen wissen.

Hier liegt der tiefste Grund für den Anstoß, den der Bernhardismus den Engländern gegeben hat. Er hält eine Machterweiterung in Europa nach Ost und West für ausgeschlossen und gar nicht wünschenswert. Gegen Rußland scheint ihm kaum mehr als eine wachsame Defensive möglich, die Spannung gegen Frankreich muß irgendwie aufgehoben werden, durch Niederringen oder Bündnis: ein jede Regung Deutschland bemißtrauender, es belauernder und einkreisender Feind ist England. Er sagt nichts Neues. Die materiellen und moralischen Betriebsmittel englischer Machtpolitik, die über Spanien, Holland, Frankreich nun bei den kräftigsten seiner heutigen europäischen Wettbewerber angelangt ist, sind gelehrter und auch aufreizender dargestellt worden. Aber gerade der zurückhaltende Ernst, mit welcher der General die Auseinandersetzung mit England, dem spiritus rector der Weltpolitik, als eine Frage von Sein oder Nichtsein für Deutschland hinstellt, hat die schreckhafte Vorstellung des Bernhardismus erzeugt, obwohl seinem Urheber eine friedliche Lösung des Konfliktes durch den Dreibund: England, Amerika, Deutschland (S. 108 f.) sympathischer gewesen wäre als die Fatalität des jetzigen Krieges.

***

# Perspektiven

## von Lucia Dora Frost

Vierzig Jahre lang saßen wir auf Europas Schoß und suchten uns leicht zu machen. Nun unsre Feinde es fertig gebracht haben, uns zu zwingen, unser volles Gewicht zu geben, überrascht uns die Frage, wofür wir es aufwenden. Und je mehr die Sorge um den Sieg zurücktritt, meldet sich die Furcht vor einem falschen Frieden. Wir wissen, gesiegt hat mancher, aber zu verhindern, daß der Sieg dann in eine Niederlage umschlägt, ist Kleinen und Großen mißlungen. Der militärische Kampf stützt sich auf eine ungeheure Tradition, seine Gesetze sind durchgearbeitet wie auf keinem andern Gebiet menschlicher Tätigkeit, und das organisierte Zusammenarbeiten von Millionen gibt ihm eine breite Grundlage, auf der Improvisationen weder zu hoffen noch zu fürchten sind. Der Friedensschluß aber beruht auf der Güte und Fülle eines einzigen Gehirns, auf seiner genialen Gegenwärtigkeit, die mit dem Schicksal Bügel an Bügel reiten kann.

Bismarck hat die Schlüsse aus dem Krieg von 1870/71 in einsamer Verantwortung gezogen. Aber das Ziel war damals einfach und klar, von den Wünschen aller getragen: die Einigung zu einem Reich. Alle Möglichkeiten einer Reichsverfassung, von der deutschen Republik bis zum preußischen Kaisertum, waren seit Jahrzehnten erörtert, erwogen, durchdacht. Bismarcks Ansichten über den Spielraum des Möglichen standen lange vor dem Kriege fest. Und sonst handelte es sich um die Frage, ob wir mit Frankreich nach dem Kriege in Freundschaft leben könnten. War diese Frage verneint, aus Überzeugung oder aus der Absicht, Frankreichs Gegnerschaft und Bedrohung als einen Reif für die deutsche Einheit und zur Erhaltung der Vorherrschaft des militärischen Preußens in Deutschland zu benutzen, so hatten nur noch die Militärs die Grenze nach strategischen Rücksichten festzustellen. Heute sind die auswärtigen Beziehungen viel umfassender, und der Boden allgemeiner nationaler Wünsche, aus dem Bismarcks Entschlüsse emporwuchsen, fehlt. Es gibt zwar auch heute ein allgemein gefühltes Ziel: Expansion, Imperialismus, Befreiung von Fesseln, die uns unser Arbeitsfeld in der Welt beschränken. Aber wie konturlos ist dieses Ziel geblieben, wie nebelhaft der Begriff Imperialismus. Die dieses Ziel erörterten, wurden noch vor kurzem als die Feinde Deutschlands hingestellt, schlimmer und gefährlicher als die Sozialdemokraten.

Die Folge ist eine allgemeine Unsicherheit über das, was wir wollen, eine Unbestimmtheit, über die sich schon unsere Feinde beklagt haben. Deshalb wächst nach jedem Waffenerfolg auf der einen Seite die Hoffnung

auf Vergrößerung, auf der andern die Trauer, daß die Frucht des Sieges nicht der Größe des Sieges werde entsprechen können. Die öffentliche Meinung schwankt zwischen völligem Verzicht auf Grenzerweiterung und der Annexion von anderthalb Erdteilen. Die gleiche Unsicherheit findet man in der Frage, wer als unser schlimmster Feind gelten müsse, auf wessen Kosten also der Friede zu schließen sei. Ihrer natürlichen Anlage nach setzen von den Deutschen die einen nach Osten Stacheln an, die andern nach Westen. Zu den letzteren gehörte Bismarck, zu den franzosenfreundlichen dagegen die liberalen geistigen Menschen, die Historiker, die in der Verteidigung und Erweiterung der europäischen Kultur nach Osten die eigentliche Mission der Deutschen sehen. Wer nicht vergessen kann, wie Frankreich in der Furcht, wir könnten bei dieser ehrenvollen Mission zu kräftig werden, uns seit Jahrhunderten in den Rücken gefallen ist, muß sich zu denen rechnen, die auf beiden Seiten stachlicht sind. Wir haben links den contrat social und rechts das Testament Peters des Großen; wir spüren in Frankreich den Einfluß der afrikanischen Wüste und in Rußland den der asiatischen Steppe. Die Feindschaft gegen England schließlich ist eine Situationsfeindschaft; sie hat keine natürlichen Wurzeln und weist deshalb die größten Schwankungen auf.

Einig ist man wohl darin, daß man den Frieden diktieren, aber dabei auf die Stimme des Schicksals hören muß. Man kann immer nur dem ins Leben helfen, was geschehen will. Das ist preußische und deutsche Tradition, verkörpert in Friedrich und Bismarck, und jedem in Fleisch und Blut übergegangen. Politik ist die Kunst, dem Schicksal einen Stoß zu geben, ihm zum Durchbruch zu verhelfen, aber nicht der Versuch, selbst Schicksal zu machen, eigenwillig und willkürlich oder nach einer subjektiven Idee, und sei es die einer ganzen Nation.

Es ist wichtig, nicht zu übersehen, daß die Entwicklung zu einer neuen Art der europäischen Kriegsführung drängt, von der wir schon jetzt einen kleinen Vorgeschmack bekommen haben. Diese Entwicklung, die nicht außerhalb der historischen Linie liegt, verdient einen besonders aufmerksamen Blick; es ist das Vorrücken der defensiven Taktik.

Vor drei Jahren schrieb ein jüngst verstorbener preußischer General, Belgien würde einmal daran zugrunde gehen, daß es einen Festungsbauer ersten Ranges gehabt habe (jenen jetzt so bekannt gewordenen General Brialmont), nach dessen Plänen das belgische Verteidigungssystem ausgebaut ist. Eine Festungsanlage, hieß es da, sinke nicht im Wert, wenn der Gegner einen überlegenen Geschütztyp einführe, sondern sie habe plötzlich überhaupt keinen Wert mehr; die Existenz des Geschützes annulliere sie, während ihr Besitzer noch immer geneigt ist, sie nach den

kolossalen Anlagekosten zu schätzen. Diese Abhandlung konnte dem Leser aus vielen Gründen Eindruck machen, nicht nur wegen der Wichtigkeit des Themas und der außerordentlichen Härte der Darstellung, die keinen Zweifel zuließ, daß die Sachen so lagen, wie der Verfasser sagte (v. Deines hieß er), sondern weil damit das Gesetz der Zeit genau getroffen und an einem Beispiel veranschaulicht war: die statischen Systeme unterliegen immer den dynamischen Systemen; im Kampf zwischen Panzer und Geschütz siegt schließlich immer das Geschütz; man kann nie soviel Widerstand in breiten Flächen anlegen, wie man Kraft auf einem Punkt anhäufen kann; man kann ein großes Talent sein und doch seinem Lande verhängnisvoll werden, wenn sich die Begabung auf Ruhe, Erhaltung, Verteidigung richtet, von stationärer Art ist. Denn siegreich und zeitgemäß ist die Dynamik, das Gesetz von der Überlegenheit der Offensive herrscht auf allen Gebieten.

Herrschte dieses Gesetz nicht, und könnten die Defensivmittel die Angriffskräfte übersteigen, so wäre der Krieg aus der Welt geschafft. Darum ist die Verstärkung der Defensivmittel das Ideal aller Pazifizisten und der neutralen Staaten. Da ihnen aber zur Überflügelung der Offensivkraft nichts anderes übrig bleibt als die Entfesselung irregulärer Kräfte, unzulässiger Kampfmethoden, so müssen es immer die defensiv Kriegführenden sein, die den Krieg verwildern. Pazifizisten und Neutrale bröckeln vom Kriegsrecht und den Kriegsregeln ein Stück nach dem andern ab. Die friedlichen Staaten, die schwachen Staaten verwildern den Krieg. Das muß so sein.

Die Tatsachen bestätigen dieses Gesetz. Zunächst ist es immer die Empfehlung von Festungswerken, mit der die Demokraten beginnen. Als im Februar des vorigen Jahres die Wehrsteuer gefordert wurde, schlug ein bekannter Reichstagsabgeordneter vor, mit dieser Milliarde unsere Ostfront zu panzern; der Defensivkrieg sei eine alte demokratische Idee, und wenn dann noch unsre Armee nach dem Schweizer Vorbild in ein Milizheer umgeformt sei, bleibe nichts mehr zu wünschen. Ebenso hatte Jaurès sein „neues Nationalheer" auf den beiden Grundsätzen der Grenzpanzerung und der Teilnahme des ganzen Volkes am Kriege aufgebaut. Leider sieht die Praxis dieser so edel gedachten Systeme sehr wenig edel aus, wenn es trotz dieses angeblich kriegverhindernden Systems zum Kriege kommt. Die Vorstellung, daß der Feind nicht berechtigt ist, ins Land zu dringen, daß alles daran gesetzt werden muß, das zu verhindern, läßt alle Mittel geheiligt erscheinen, die der Hinterlist und des Verbrechens.

Man könnte einwenden, daß die Greuel der Belgier auf die Naturanlage der Bevölkerung zurückzuführen seien, nicht auf ihr Defensivsystem. Das mag wohl richtig sein; Grausamkeit scheint einen breiten Raum in

der belgischen Seele einzunehmen; soviel Gewissenen, Blendungen, Bastonaden, Exekutionen wie im Brüsseler Museum wird man nirgends wieder beisammen finden; es liegt ein afrikanischer Hauch über diesem Lande, den die Ethnologen vielleicht aufklären werden und der schon bisher die Besseren zum Anschluß an deutsche Kultur getrieben hat. Aber das erklärt nur die Ausschreitungen. Die Vernichtung des Gegners mit allen Mitteln, die zum Ziele führen, gehört zur Logik des Defensivsystems; nur Grausamkeiten gehören nicht dazu.

Natürlich müssen die Offensivmittel sich dieser Entwicklung anpassen, wodurch der Krieg wieder eine Verschärfung erfährt. Was diesem Krieg noch fehlte, war die öffentliche Anerkennung des Volkskrieges; die Anwendung war noch regional beschränkt, aber schon war sie behördlich organisiert und vorbereitet. In Belgien wahrscheinlich auf französische Anregung. Und sollte Frankreich diesmal auf die Volkserhebung verzichten müssen, so ist doch sicher, daß sie als letztes Mittel beabsichtigt und in Rechnung gestellt war. Das Gegenmittel gegen den Volkskrieg ohne Hemmung durch Kriegsregeln ist bekanntlich, keinem Pardon zu geben, Leben und Städte auszurotten und die Gemeinde für den einzelnen verantwortlich zu machen. Ist der defensive Volkskrieg eine national sanktionierte Einrichtung, also allgemein geworden, so muß auch diese Repressalie des offensiven Gegners allgemein werden. Damit würde der europäische Krieg auch in den zivilisierten Ländern die Form annehmen, die schon die letzten Balkankriege zeigten: der Eroberung folgt die Verwüstung und Ausrottung der Bevölkerung.

Mit dieser Entwicklungstendenz des Krieges muß man rechnen, nach ihr den Friedensschluß zu orientieren versuchen. Diese Entwicklung wäre selbstverständlich eine Entartung des Krieges, aber keine willkürliche; sie liegt in einer seit Jahrhunderten zu beobachtenden Linie. Die heutige Kriegsführung, besonders bei uns, zeigt noch viele mittelalterlich-feudale Züge; sie ist aristokratisch, ritterlich, diszipliniert und fromm. Der alte Glaube an den Krieg als Gottesurteil beherrscht sie noch durchaus. Man denkt sich den Krieg als einen Zweikampf der Heere, der ihn entscheidet, wie ihn einst der Zweikampf der Führer entschied; und sieht den Krieg als Unterlage für einen billigen Vergleich an, nach Art unserer Vorfahren (den „vergleichenden Krieg" nennt ihn Homer), die beim Friedensschluß den Willen der Gottheit zu erraten suchten, was auch Bismarck noch tat. Frankreich allein erkennt diesen Standpunkt nicht an. Von ihm ist die Verwilderung Europas zu erwarten. Mehr noch allerdings von denjenigen Kleinstaaten, die, wie Belgien, schon im Frieden ihre Neutralität verraten und sie im Kriege nicht mit anständigen Mitteln aufrecht erhalten können. Bei Belgien kommt die Gefährlichkeit der Bevölkerung hinzu. Man hat

ihr die Kultur abgesprochen. Kultur haben unsere Soldaten auch nicht, aber eine gute Natur haben sie; das ist ein viel größerer Wert, über den die Belgier nicht verfügen, mit dessen Mangel sie ihr Recht auf Suveränität verwirkt haben.

Es bleibe noch unsere eigene politische Richtung zu erörtern. Bisher gab es zwei politische Grundgedanken, die einem Staat die Richtung für eine zusammenhängende Tätigkeit geben können: das Streben nach der Vormachtstellung auf der Erde oder einem Teil der Erde und die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts der Mächte. Beide Ideen sind veraltet.

Der Hegemoniegedanke stammt aus der Zeit, wo man die Erde für eine Scheibe hielt. Als Kreis mußte sie einen Mittelpunkt haben, von dem aus sie sich am leichtesten und natürlichsten beherrschen, befrieden und organisieren ließ. Es galt der Satz: die Erdherrschaft gehört dem, der ihren Mittelpunkt besitzt. Man muß zugeben, daß dieser Irrtum den Anstoß zu aller großen Politik gegeben hat und zu manchem andern. Die Priester hatten den Erdmittelpunkt festzustellen. Er lag da, wo sich das Adlerpaar traf, das Zeus vom Ost- und Westrand der Erdscheibe zugleich aufsteigen ließ; die erste Pyramide sollte ihn möglicherweise markieren, was manches erklären würde. In der Verlegung der römischen Kaiserregierung nach Konstantinopel zeigt sich der geometrische Mittelpunktsglaube stärker als alle praktische Bedenken. Als sich nicht mehr leugnen ließ, daß die Erde kein Kreis ist, hörte selbstverständlich der Weltherrschaftsgedanke nicht sofort auf, sondern wirkte noch Jahrhunderte weiter mit der Beharrungskraft des nun einmal Bestehenden. Er wurde von den Habsburgern weitergeführt, im Testament Peters des Großen niedergelegt, flammte in Napoleon auf und erschlug seinen Diener. Von besserer Logik und jedenfalls moderner ist die zweite Form des Herrschaftsgedankens: die maritime Hegemonie. Nach Kolumbus und Kopernikus konnte es ja nicht mehr heißen: die Erde beherrscht, wer im Zentrum sitzt, sondern, wem die Meere gehören. Diesen Gedanken hat niemand schärfer erfaßt als die englische Monarchie des siebzehnten Jahrhunderts und niemand rücksichtsloser ausgebildet als die englischen Minister. Es steckt ungeheuer viel Verstand und Härte in diesem System, aber wie jedem reinen Machtsystem fehlt ihm die volle Rundheit des Lebens, etwas Wärme, etwas Tiefe, eben das, was wir jetzt an Sir Edward Grey vermißten. Die Dämmerung dieses alten Gedankens (der aber kein Urgedanke ist und also seine Zeit hat) hat deutlich begonnen; denn wer in den letzten Jahrhunderten dauerhafte Erfolge hatte, wie Friedrich der Große und Bismarck, hat sich mit Entschiedenheit vor Uferlosigkeit gehütet, ist bewußt dem Beispiel der Antike, dem noch Gustav Adolf gegen Oxenstiernas Rat erlag, ausgewichen, hat sich damit begnügt, lebenskräftige

Volkskörper zu schaffen. Den Radikalismus unbegrenzten Machtstrebens hielten sie für erledigt.

Die zweite Hauptidee scheint gerechter zu sein. Dankt sie doch dem Kampf gegen Hegemoniebestrebungen des römisch-deutschen Kaisertums ihre Entstehung. „Je combats contre l'araignée universelle," sagte Heinrich IV., den man den Vater des Gleichgewichtsgedankens nennt. Aber dieser Gedanke ist in der Ausführung ein wahrhaft mörderischer Gedanke, der nun über dreihundert Jahre das schwerste Hemmnis des europäischen Fortschritts gewesen ist. Denn das Gleichgewicht erfordert immer einen Aderlaß des Tüchtigsten, den Überfall des Stärksten durch alle andern; ihr Ziel ist immer die Ausmerzung der Nation, die am kräftigsten gedeiht, eine Verschwörung gegen Leben und Entwicklung. Man wagt nicht auszudenken, wie weit wir ohne den Gleichgewichtsgedanken wären. Alle Begriffe der Diplomatie von den Koalitionen bis zum status quo ante, und die ganze diplomatische Stimmung sind beherrscht vom Gleichgewichtsgedanken. Wir sollten jedem ins Gesicht lachen, der uns mit diesem Wort kommt. Gleichgewicht hat immer bedeutet: sieben gegen einen.

Die deutsche politische Hauptidee ist eine ganz andere. Wenn man bei uns sagt, es handle sich in diesem Krieg um die Erringung der Vormachtstellung, so sind das Journalistengedanken. Dergleichen liegt nicht im deutschen Charakter. Die Deutschen sind zu begabt dazu, zu wenig einseitig. Und die aus dem deutschen Charakter kommende politische Idee ist das Zusammenarbeiten mit allen aufsteigenden Nationen. Weil England jetzt diese Idee verletzte, kochte die Wut gegen seinen Unverstand in uns auf. Als Zweck des Zusammenarbeitens sehen wir vor uns die Kolonisation der Erde. Wüsten sollen aufblühen, Sümpfe vertrocknen und Urwälder weichen; entwicklungsfähige Völker sollen sich ausbreiten und kulturunfähige verschwinden; unsere Enkel werden das Klima ändern und Meeresströmungen lenken und dem Gebot „Herrschet über die Erde" ein wenig näherkommen als wir, die wir kaum die Natur in unseren Stuben beherrschen. Wüßte England, welche ungeheure Fülle von Aufgaben die kommenden Jahrhunderte bergen, es würde uns rufen, es würde verzweifeln, alles allein bewältigen zu können. Aber es denkt gar nicht an die Aufarbeitung der Kontinente, es kolonisiert nur Küsten, es saugt Länder aus, es treibt nur kapitalistische Kolonisation, nicht staatliche Kolonisation als Sendung und um der Ehre wegen; es will Gewinn von seiner Kolonisation und kann deshalb nur die fetten Stellen brauchen. Es schließt uns aus und gönnt uns nicht einmal die mageren Stellen, die dürren Klippen, weil wir nach unseren Methoden auch daraus Gärten machen. Wie wir trotz Macaulay Birmingham und Lyon „künstlich" auf unserm Boden geschaffen haben. Aber wir werden zu unsern Aufgaben durchbrechen. Auf-

gabe und Befähigung finden schließlich immer zueinander, wie Faust zu Schwert.

Aber um mit uns zusammen zu arbeiten, müßte man unsere Methoden annehmen, unsere Organisation, unseren Gehorsam vor den sachlichen Forderungen und unsere Ideen. Und gegen diese Anstrengung eigentlich wehrt man sich. Ist doch die jetzt zu unserer „Niederringung" vereinigte Koalition ein Bund der Idylliker: die Franzosen Rousseaus, die nach ihrem Herzen leben wollen, die Engländer mit Parkluft im weitläufigen Gehirn, die neutrale belgische Seele, die träumerischen Slawen, die nicht historisch, sondern mythisch leben möchten und die Zeit noch nicht entdeckt haben. Und zu den persönlichen Anstiftern gehören Friedensfreunde, Damen, Hedonisten, zu denen man wohl auch den König Eduard rechnen muß. Es ist die deutsche Arbeitsweise, die man haßt und fürchtet, die man als Folge von Knechtsinn, Gehorsamsucht, Mangel an Menschenwürde und individuellem Selbstbewußtsein verleumdet und gegen die man jetzt Krieg führt. Englische Seeleute erklärten, der Eifer unserer Flotte habe sie zu Zwangsarbeit verurteilt, und ein Franzose konnte mit Recht sagen, wenn Deutschland nicht wäre, könnte ganz Europa ein Idyll sein. Am besten befähigt zur Erdkolonisation sind von unsern Gegnern die Engländer. Um sie aber zu gewinnen für deutsche Ideen, um ihnen den Gedanken der Vormachtstellung und den des Gleichgewichts auszutreiben und sie von unserm festen Entschluß zu überzeugen, daß wir uns nicht als Macht zweiten Grades behandeln und unser Arbeitsfeld auf eine groteske Weise beschränken lassen, muß man sich diesem harthörigen Volke nähern; bis auf Rufweite. Wir müssen wachsame Nachbarn werden.

## Die Kriegspolitik der Gewerkschaften

von Erwin Steinitzer

Die Gewerkschaften sind wirtschaftliche Organismen, Träger von Einnahmen und Ausgaben, Forderungen und Verbindlichkeiten. Ihre äußere, materielle Existenz beruht — wie die jeder ganz gewöhnlichen geschäftlichen Unternehmung — auf der Erhaltung des Gleichgewichts zwischen den verfügbaren oder verfügbar werdenden Mitteln und den bestehenden oder entstehenden Verpflichtungen. In der langen und im ganzen durchaus positiven Friedensentwicklung der Gewerkschaftsbewegung ist diese Gleichgewichtserhaltung allmählich zur unbemerkten Selbstverständlichkeit geworden. Die (in der Hauptsache durch den Wechsel der Konjunkturen

beeinflußte) Verschiebung des Verhältnisses der Einnahmen und Ausgaben hielt sich stets innerhalb bestimmter, nicht allzu weit gezogener Grenzen; es war also leicht, die gewerkschaftliche Finanzpolitik so einzurichten, daß auch die ungünstigste, erfahrungsgemäß zu erwartende Konstellation das Budget nicht ernsthaft zu erschüttern vermochte. Just 1913 war ja mit seiner außergewöhnlich harten Arbeitslosigkeit ein für die Gewerkschaftsbilanzen besonders unerfreuliches Jahr; aber die Schlußabrechnung brachte der Gesamtheit der Verbände doch nichts Schlimmeres als eine starke relative Verringerung des Vermögenszuwachses. Die finanzielle Verschlechterung war eben trotz ihres stattlichen Umfangs in dem Rahmen geblieben, mit dem man von vornherein rechnen konnte und auch gerechnet hatte.

Da kam nun der Krieg und sprengte plötzlich diesen Rahmen. Er schnitt den Gewerkschaften mit einem Male einen sehr großen Teil ihrer Einnahmen ab und ließ gleichzeitig ihre Verbindlichkeiten über alles in Friedenszeiten denkbare Maß hinaus in die Höhe schnellen. Man sah in der ersten Verwirrung nicht sogleich, wann man am Ende seiner Kräfte sein würde; aber man wußte sofort, daß das alte Gleichgewicht unweigerlich zertrümmert sein mußte.

Wir besitzen jetzt einige Zahlen, die es möglich machen, die vorläufige Wirkung des Krieges auf die Gewerkschaften schematisch und summarisch (im einzelnen sieht die Rechnung ja in jeder Organisation anders aus) zu skizzieren. Rund fünfundzwanzig bis dreißig Prozent der Mitglieder sind im Durchschnitt zum Heeresdienst eingezogen worden. Wo sich in den Verbänden wenig oder gar keine Frauen finden, wo der Beruf an Körperstärke oder Sinnenschärfe besondere Anforderungen stellt und in der Arbeiterschaft deshalb die jüngeren Altersstufen stark überwiegen, wird diese Mittelquote meist ganz erheblich überschritten; wo umgekehrt viele Frauen mitorganisiert sind und der Altersaufbau eine überdurchschnittliche Besetzung der höheren Jahresklassen zeigt, wird sie bei weitem nicht erreicht. Die Fleischer, die als Musterbeispiel der ersten Gruppe gelten können, haben durch die Mobilmachung fast sechzig vom Hundert ihrer Leute eingebüßt; die Textilarbeiter, die für die zweite typisch sind, noch nicht einmal zehn vom Hundert. Bei der Mehrzahl der Verbände (darunter den großen der Bergarbeiter, Holzarbeiter, Metallarbeiter, Transportarbeiter) liegt die Einberufenenziffer innerhalb der angeführten Durchschnittsgrenzen oder doch in ihrer unmittelbaren Nähe. Die Eingezogenen scheiden für die Kriegsdauer aus der aktiven Mitgliedschaft aus; ihre Beiträge gehen dem Einnahmeetat der Gewerkschaft verloren. Da die Beiträge mehr als neun Zehntel der gesamten Gewerkschaftseinnahmen liefern, ist der finanzielle Verlust dem Verhältnis nach fast genau so groß wie der numerische an Mitgliedern. Er ist nicht der einzige. Auch die Arbeitslosen kommen als reguläre

Beitragszahler nicht in Betracht. Nach dem Reichsarbeitsblatt betrug die Durchschnittsquote der Arbeitslosen Ende August etwas über zwanzig Prozent der nach dem Abgange der Einberufenen in den Gewerkschaften verbliebenen Mitglieder. Auf die Gesamtzahl berechnet sind das vierzehn bis fünfzehn Prozent. Die Mannigfaltigkeit ist hier noch größer als bei der Einberufenenziffer. Im ganzen ist eine Reziprozität zur letzteren bemerkbar; Verbände, die wenig Mitglieder zum Heere abgegeben haben, bei denen also das Angebot der Arbeitsuchenden nur um ein Geringes vermindert ist, zeigen relativ starke Arbeitslosigkeit. Indes wird diese Regel durch die Verschiedenheit durchkreuzt und verändert, mit der der Krieg den Beschäftigungsgrad der einzelnen Gewerbe beeinflußt. Wo unterdurchschnittliche Einberufenenquote und besonders heftige wirtschaftliche Lähmung zusammentreffen, ergeben sich ganz monströse Arbeitslosenziffern — Porzellanarbeiter 54 vom Hundert. Wo dagegen bei lebhafter Beschäftigung sehr zahlreiche Berufsangehörige ins Feld gerückt sind, konnte die Arbeitslosigkeit unter Umständen niedriger werden als sie vor Kriegsausbruch gewesen war. Bei der Bäckergewerkschaft ist dieser besondere Fall tatsächlich eingetreten.

Nimmt man die Durchschnittswerte der Einberufenen- und der Arbeitslosenziffern zusammen, so kommt man zu dem Ergebnis, daß im Mittel noch höchstens fünfundfünfzig bis sechzig Prozent der Gewerkschaftsmitglieder in Arbeit und Erwerb stehen. Sie und sie allein bilden jetzt das finanzielle Rückgrat der Berufsvereine. Ehe man aber ihre Leistungen in die Einnahmerechnung der Gewerkschaftsetats einsetzt, muß man noch einige nicht unerhebliche Abstriche machen. Einmal treten nach dem Ausscheiden der Heerespflichtigen Arbeiter mit geringerer Erwerbs- und Beitragskraft — ganz jugendliche, alte, Frauen — in der Zusammensetzung der Mitgliedschaft stärker hervor. Dann ist für einen großen Teil der Beschäftigten der Verdienst — durch Herabsetzung der Arbeitszeit oder der Lohnsätze — außerordentlich geschmälert. Endlich ist es bei der Unsicherheit der ganzen militärischen und wirtschaftlichen Situation für eine unbestimmt große Anzahl vorläufig noch in Arbeit Stehender zweifelhaft, wie lange sie geneigt oder imstande sein werden, ihre Organisationsbeiträge (die ja nicht zu den notwendigen Unterhaltsausgaben gehören) weiterzuzahlen.

Nüchterne Finanzpolitik kann also im Durchschnitt der einzelnen Verbände noch lange nicht mit der Hälfte der bisherigen Einnahmen rechnen. Nun hat im letzten Jahre die Erhaltung des äußeren Gewerkschaftsapparats — Verwaltung, Agitation, publizistische Tätigkeit — beinahe vierzig Prozent der Aufwendungen und ziemlich genau ein Drittel der Einnahmen

verschlungen. Dieser Ausgabenkomplex läßt sich zwar reduzieren, aber keineswegs wegstreichen. Der Zusammenhang der über das ganze Reich zerstreuten Mitgliedschaft darf schon im finanziellen Interesse nicht gelockert werden: der Wegfall einer stattlichen Summe geschulter, ehrenamtlicher Arbeit steigert notwendig die Verwaltungsleistungen der beamteten Kräfte. Außerdem widerstrebt die Beamtensolidarität ganz naturgemäß einer weitgehenden, materiellen Schädigung der Gewerkschaftsbeamten: Entlassungen werden vermieden, die Familien der Eingezogenen einigermaßen versorgt, den Zurückgebliebenen nur eine mäßige Gehaltseinbuße auferlegt. All das hindert, daß die Kosten des Apparats selbst auf ein Mindestmaß herabgesetzt werden können. Es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß sie in annähernd gleichem Verhältnis sinken wie die zu erwartenden Einnahmen.

Die Erfüllung der eigentlichen Aufgaben der Gewerkschaften — Wirtschaftskämpfe, Unterstützungen — hat 1913 über sechzig Prozent des Gesamtaufwands in Anspruch genommen. Davon entfällt ein Drittel auf gewerkschaftliche Kämpfe, etwas mehr als ein Viertel auf die Kranken, nicht ganz ein Viertel auf die Arbeitslosenunterstützung. Die Arbeitslosigkeit ist nach den bisher vorliegenden Berichten (auf die Gesamtzahl der Mitglieder, einschließlich der Einberufenen berechnet) mindestens fünf- bis sechsmal so groß wie im Vorjahre. Selbst wenn man eine Verringerung der übrigen Unterstützungsausgaben im Verhältnis des Rückgangs der Zahl der erwerbstätigen Mitglieder annimmt (was bei der starken Verschlechterung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage gar nicht zulässig ist), wäre im ganzen sehr erheblich viel mehr auszugeben als vor dem Kriege, während doch in Wirklichkeit aus den Einnahmen nur ein Bruchteil der Vorjahrssumme zur Verfügung steht. Freilich haben die Gewerkschaften auch Vermögensrücklagen, die zusammen den Betrag der letzten Gesamtjahreseinnahme um eine Kleinigkeit übersteigen. Aber einmal ist ein großer Teil dieser (in Wertpapieren, Hypotheken, Häusern angelegten) Vermögensbestände im Augenblick überhaupt nicht flüssig zu machen: und außerdem will man ja nach dem Friedensschluß nicht wieder ganz von vorne anfangen. Man wäre da den Arbeitgebern gegenüber, deren Fonds unberührt bleiben, allzu arg in Nachteil.

Die Schlußfolgerungen, die aus dieser vollkommenen Zerstörung des Bilanzgleichgewichts zu ziehen waren, ergaben sich ganz von selbst. Man mußte alle Gesichtspunkte der Betätigung vor denen der Erhaltung zurückstellen. Zunächst opferte man den gewerkschaftlichen Kampf, der ja für die Erhaltung der Organisation an sich entbehrlich ist. „Daß während des Krieges keine wirtschaftlichen Kämpfe geführt werden, war selbstverständlich", erklärt Umbreit in seinem Aufsatze über die gewerkschaftlichen Kriegsmaßnahmen in den „Sozialistischen Monatsheften". Sodann nahm

man die Unterstützungseinrichtungen einzeln unter die Lupe, um herauszufinden, was man von ihnen abstoßen könne, ohne den noch vorhandenen oder nur zeitweise ausgeschiedenen Mitgliedern die Lust an der Sache allzusehr zu verleiden. Es fand sich, daß die (sehr kostspielige) Krankenunterstützung gestrichen werden konnte, weil ja eine zur Not ausreichende Krankenhilfe durch die Reichsversicherung gewährleistet ist. Auch lag es nahe, weil auf dem Felde der Ehre keine Begräbniskosten erwachsen, das Sterbegeld der Kriegsteilnehmer aufzuheben oder wenigstens zu verkürzen. Das Problem der Arbeitslosenunterstützung — finanziell das heikelste von allen — war nicht so leicht zu lösen. Völlige Versagung oder allzu starke Beschneidung konnte zu gefährlicher Unzufriedenheit führen, deren Folgen lange nachwirken mochten. Man half sich mit vorläufigen und Kompromißbeschlüssen. Die meisten Verbände verringerten die Sätze und die Dauer der Unterstützung. Einige knüpften die Auszahlung derselben an den Nachweis einer besonderen Notlage (ohne damit natürlich praktisch eine nennenswerte Verminderung der Zahl der Unterstützungsfälle erreichen zu können: der arbeitslose Arbeiter ist in aller Regel sehr bald in Not). Etliche schließlich zahlten vorläufig nach den alten Grundsätzen und in alter Höhe weiter; in der Hoffnung, daß sich nach Überwindung der ersten kritischen Periode die Situation freundlicher gestalten und mildere Maßnahmen ermöglichen würde. Anfänglich fühlte man sich übrigens auch gezwungen, den Familien der Eingezogenen (die ja später wieder Mitglieder werden sollen) eine besondere Kriegsunterstützung zu gewähren. Als sich dann herausstellte, daß für die Angehörigen der Kämpfer durch Staat und Gemeinde nicht ganz unzureichend gesorgt war, gab man das wieder auf.

Das Wesentlichste an der gewerkschaftlichen Kriegspolitik ist natürlich der Verzicht auf alle wirtschaftlichen Kämpfe — auch auf die defensiven. An sich braucht keineswegs jede aktive Interessenvertretung besonderer Wirtschaftsgruppen während des Kriegs zu ruhen. Man weiß, daß die großen Warenkartelle nach wie vor weiter funktionieren und sehr eifrig darauf bedacht sind, nicht zuviel von ihrer Stellung preiszugeben. Die Ware Arbeit aber ist in Kriegszeiten gerade die gefährdetste und schutzbedürftigste: die Veranlassungen zur Wahrung ihrer Interessen und zum Kampf um die Erhaltung eines einigermaßen angemessenen Preises für sie sind eben dann besonders häufig und dringlich. Ich kann mir vorstellen, daß eine sehr starke und reiche Gewerkschaftsorganisation, die einen großen Teil der gesamten nationalen Arbeiterschaft in ihren Reihen hat, während eines Krieges ganz systematisch ihre Machtmittel einsetzt, um eine Verschlechterung der Lebensbedingungen der Arbeit über eine gewisse Grenze hinaus zu verhüten und ungerechtfertigten Einbrüchen einzelner Unternehmer oder Unternehmergruppen in das von ihr eroberte Terrain entgegenzutreten. Ich glaube auch

nicht, daß solcher Widerstand — soweit er nicht mit militärischen Interessen in Konflikt gerät — durch die öffentliche Meinung übermäßig befehdet oder durch die Regierung unterdrückt würde. Am allerwenigsten in einer Konstellation wie der gegenwärtigen, wo die Arbeiterschaft sich die nationale Kriegsparole ohne Vorbehalt und ohne den leisesten Versuch einer Kritik zu eigen gemacht hat.

Die deutschen Gewerkschaften sind leider nicht in der Lage, das Lebensniveau der Arbeiter während des Krieges zu verteidigen. Schon deshalb nicht, weil ihnen dabei viel zu viele unorganisierte Arbeitslose in den Rücken fielen. Einzelne Abwehrkämpfe wären vielleicht mit den Organisierten allein möglich, wenn die Kassenkraft nicht versagte. Aber die Gewerkschaften haben ja höchstens die Mittel, um selbst zu leben und ihren Mitgliedern so viel an Unterstützungen zu zahlen, daß sie nicht allzu mißvergnügt werden. Sie müssen ihre Aufgaben suspendieren, um ihre Existenz zu bewahren.

Selbst zunächst mattgesetzt, haben sich die Berufsvereine nach Helfern umgesehen, von denen sie während des Krieges für die Sache der Arbeiter etwas zu erwarten hatten. Sie fanden nur einen: den Staat. Der kriegführende Staat ist an den Schicksalen der Arbeiterbevölkerung sehr lebhaft interessiert. Aber dieses Interesse ist viel enger begrenzt als das der Gewerkschaften, weil es weniger von individualisiert-sozialen als von politischen Gesichtspunkten ausgeht. Dem Staate ist daran gelegen, daß nicht die völlige Subsistenzlosigkeit größerer Bevölkerungsmassen zu inneren Schwierigkeiten führe: er will Hungerrevolten vermeiden. Er muß deshalb auf möglichste Breitenwirkung seiner Schutz- und Fürsorgemaßnahmen bedacht sein; er muß suchen, für alle etwas, wenn auch nur das äußerste Minimum, zu sichern. Auf das, was aus dieser Notwendigkeit heraus von ihm und den Gemeinden schon in den ersten Kriegsmonaten geleistet worden ist und noch dauernd weiter geleistet wird, kann ich hier nicht eingehen. Es ist ein Stück Notkommunismus, das sich immer mehr und mehr als unentbehrliches Glied unserer inneren Kriegführung erweist. Aber das, wofür die Gewerkschaften früher da waren und was sie notgedrungen preisgeben mußten: der soziale Niveauschutz — kann vom Staate nicht übernommen werden. Denn dessen Zwecke stört das Sinken des Preises der Ware Arbeit nicht, wenn diese Ware nur möglichst vielen überhaupt abgekauft wird. Gewiß wendet sich da und dort eine Militärbehörde gegen grobe Lohndrückerei reichwerdender Heereslieferanten. Allein das reicht nicht über einen engen Kreis hinaus und hat keine generelle Bedeutung.

Von der Dauer und dem Verlauf des Kriegs wird es abhängen, ob das von den Gewerkschaften nicht mehr geschützte Lohnniveau der deutschen Arbeiter empfindlich niedergezogen wird. Vorläufig ist vielfach der Preis

der Arbeitseinheit auf der alten Höhe geblieben; man kauft nur dem einzelnen Arbeiter weniger Arbeitseinheiten (Stunden, Akkordleistungen) ab. Aber je länger das Mißverhältnis von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte anhält, um so größer wird die Versuchung, es auszunutzen. Gibt es dann nach dem Kriege einen raschen und kräftigen Aufschwung, so werden die Arbeiter die Tage ihrer Wehrlosigkeit bald vergessen haben. Bleibt sein Umfang und Tempo mäßig, dann wird man natürlich einige Zeit damit zu tun haben, den im Kriege verlorenen Boden wieder zurück zu erobern.

# Feldpostbriefe

von Oskar Bie

Die Feldpost war für uns mythisch geworden wie der Krieg. Beim Kriege stellten wir uns die Stadt leer vor und bisweilen bekam einer einen Brief aus dem Felde, der den Angehörigen mitteilte, daß er lebe und daß es ihm gut gehe. Auch diese Vorstellung war uns leer geblieben; alle diese Dinge waren leer, weil wir keine Erfahrung des Inhalts kannten. Nun sind sie plötzlich wundervolles Leben geworden. Als der erste Feldbrief in der Zeitung erschien, schlug eine unbekannte warme Welle uns an. Aus dem Geschehen war plötzlich Erleben geworden. Es war eine Vermittlung erreicht zwischen dem heimatlichen Leser und den fernen Ereignissen, indem einer, der sie durchmachte, sie uns erzählte. So einfach das ist, so neu und gewaltig ist es. Wie es noch viel gewaltiger ist, daß Geschichte Gegenwart wird als daß Gegenwart Geschichte wird. Der Brief erhielt Zeugniswert.

Er vermittelte sich durch ein großes Netz von Organisationen, die, oft unter Schwierigkeiten und Ärgernissen, den Verkehr mobiler mit immobilen Personen bewerkstelligten. Man schrieb an einen Menschen, dessen Aufenthalt man nicht kannte, nur nach seiner Stellung innerhalb des militärischen Körpers. Die Post suchte ihn von rückwärts, durch Etappen, sie folgte den Umschaltungen der militärischen Aufstellungen, sie teilte ihren Hauptstrom in kleine Nebenströme, Osten, Westen, Norden nach ihren Unterabteilungen, und lenkte den Brief so lange, bis er sein Ziel traf. Durch diese Verzögerungen häufte er Ungewißheiten, und mancher in der doppelten Angst um seine Heimat sah schon die Treue gebrochen, sah sich selbst einem willkommenen Heldentod entgegengehn, bis die Post plötzlich drei Briefe ihm zusammen brachte und die Tragödie in Lachen auflöste.

Umgekehrt kamen seine Sendungen mit um so größerer Zielsicherheit an, als das Ziel eben ein festes war. Briefe sind Schicksalsträger: die Ungewißheit im Felde wuchs in demselben Maße als die Gewißheit zu Hause und die Wagschalen standen nicht gleich, die tiefere zum Verschütten bereit. Die den Krieg erleben, erfahren zu wenig; die ihn nicht erleben, saugen ihn in der Lektüre aus. Das gibt den Feldpostbriefen ihre mythischen Reize. Mit aller Sachlichkeit und Persönlichkeit kommen sie wie aus unbestimmten Zonen zu uns, tragen uns Geschehnisse und persönliches Gedenken wie durch ein geistiges Fernrohr zu, ein Verkehr mit den Lebendigsten, die doch etwas von Unwirklichen, von Geistern an sich haben: selbst bis in die Gefangenenlager hinein, deren Äußerungen, der individuellen Freiheit beraubt, wie in einem übersinnlichen, ortlosen Verkehr Herz zu Herzen tragen, mit vorsichtig geschlossenen Lippen. Treten die kleinen Äußerlichkeiten des alltäglichen Lebens, die Zufälligkeiten der Schreibgelegenheit hinzu, wird der Kontrast noch fühlbarer. Von einem Offizier trifft uns ein Brief, der auf die Rückseite einer militärischen Meldung geschrieben ist, einer Abschrift französischer Flugplakate, die die Deutschen, falls sie dies Hundeleben satt hätten, in vortrefflichem Deutsch, aber miserabler Gesinnung zur Desertion auffordern; und dies ist wieder auf einen Briefbogen des Arztes in dem kleinen französischen Städtchen geschrieben, bei dem unser Offizier wohnt und mit dem er wohl manchen Abend bei Reimser Sekt verplaudert. Ein anderer schreibt seinen Brief auf dem rubrizierten, französisch und flämisch titulierten Papier einer Schule, das er eben aus dem Klassenbuch herausgerissen hat; er hat die feindliche Schule erobert, läßt sich zum Frühstück und Schreiben dort nieder, im Zimmer nebenan stehen die Pferde. Schon ruft man draußen zur Postablieferung, wie in alten Zeiten setzt sich der Brief langsam in Bewegung, um auf schnelleren und immer schnelleren Wegen die Heimat zu erreichen.

Ich hätte nicht jeden Tag, hier in meiner ungefährlichen Schreibstube, über das Schreiben unserer Soldaten schreiben können, und die Durchzeichnung dieses Netzes kriegerischer Verkehrsverhältnisse wäre mir sonst zu künstlerisch erschienen – aber gestern ist Antwerpen gefallen, es kommt ein Augenblick Ruhe und Sicherheit über die Seele und das Grausen der Ereignisse klingt eine Zeitlang etwas ferner, ihre Spiegelung bleibt fester vor uns stehen. Wir besinnen uns und sehen Frauen, wie in alten Zeiten, strickend Briefe lesen, für die Krieger strickend, die Krieger lesend, der Verkehr entwickelt wieder schüchterne D-Zugregungen aus seiner völligen Niedergeschlagenheit und einen Moment lang erleben wir diese alte Verkehrsromantik, da jeder Brief wirklich das Zeichen eines Lebens ist und nach seinem verwandten Leben sucht. An solchen Ruhetagen weht

uns der ganze süße Schauer getrennten und nacheinander strebenden Menschentums an, der mitten in den furchtbaren Schlachten seinen kargen Atem behauptet. Es werden wieder Briefe geschrieben! Und es ist erlaubt, sie zu betrachten. Denn auch wir schreiben darüber in einer Pause, wie sie selbst in Pausen geschrieben wurden.

Wir ordnen sie, wie wir einst Kunst und Musik ordneten, diese lebenden Zeugnisse einer Geschichte, die zur persönlichen Kunst wird, sobald sie unbefangen angeschaut ist, zur sachlichen Kunst, sobald sie sich mit der stärksten Wirklichkeit füllt. Schon bilden sie ihre Typen aus: auf der einen Seite die Tagebücher und Brieffolgen, die sich der Vollständigkeit befleißigen, auf der anderen die einzelnen Briefe, die, wenn sie kollektiv gehalten sind, doch das persönliche Interesse des Empfängers befriedigen, und wiederum, wenn sie zu einer persönlichen Tat aufsteigen, die Allgemeinheit stärker fesseln. Für jeden sind die Schicksale der Schützengräben, des ersten Granatenfeuers, der Trümmerstätten, der Verpflegung und der Gefangenentransporte von unauslöschlicher Bedeutung und sie erwecken im Leser, der den Briefschreiber kennt, alles Mitgefühl, aber sie scheinen immer die gleichen und stumpfen sich darum in der Masse ab. Wogegen die besondere Einzelleistung, wenn sie im Briefe geschildert wird, eine weitere Bedeutung gewinnt und sich aus der Kollektivmasse des Kampfes heraushebt, wie eine homerische Aristeia. In diesem Sinne lesen wir Fliegerduelle wie ein Drama, das der technischen Mythologie dieses Krieges entnommen sein möchte, oder wir verfolgen mit der Spannung von Indianergeschichten die kühne Tat weniger Leute, die eine Telephonstation im feindlichen Walde aufheben, die in der Nacht feindliche Schienen aufbrechen, in allen Gefahren der Wolfsschlucht, deren Eulenschreie sie nachahmen, weil sie nicht wissen, ob es geheime Verständigungen sind. Wohl das merkwürdigste war der Brief des Leutnants Otto v. d. Linde, in dem er erzählte, wie er mit vier Mann ein Fort von Namur zur Übergabe zwang, da die Belgier hinter ihm eine starke Truppenmacht vermuteten. Er machte aus einer belgischen Hose, einem Hemd und einer roten französischen Bauchbinde die deutsche Fahne, während er die belgische Fahne einwickelte und mit seinem Brief den Eltern nach Potsdam sandte.

Es werden wieder Briefe geschrieben! Wie sie kommen mögen, in Reih und Glied oder als einzelne Herolde, die wunderbare Möglichkeit, durch ein beschriebenes Stück Papier, durch ein kleines, von Mensch zu Mensch gehendes Stück Papier Verständigungen zu erzielen in diesem Kriege, der die Dimensionen seiner Erde angenommen hat, bewirkt eine neue Macht des Wortes. Die Sprache füllt sich mit der Tatsache, das Erlebnis fühlt sich als Schicksal, die Stimmung, auch die schwerste Melancholie erleichtert sich und die Wunder des Buchstabens, der geschaffen ist, Seelen zu

chiffrieren, erneuen sich ungeahnt. Wer nicht mehr zu schreiben wußte, weiß nun, daß es etwas noch zu schreiben gibt, und wer nicht mehr lesen wollte, kann das Lesen kaum noch erwarten. Wahres und Falsches scheidet sich natürlich. Ein Kriegsgedicht, unterm Baume bei der Wacht geschrieben, tötet alle Schreibtischliteratur, die sich feige und schöngeistig auf das Schlachtfeld hinüberdichtet. Briefe werden Blutzeugen.

Aus dieser Erkenntnis sehen wir die Feldbriefe mit anderen Augen an, als wir je Briefe ansahn und hoffen eine dokumentarische Sammlung, die uns gegenwärtig nah bringen soll, was wir sonst nur in alten Büchern fanden unter schmerzlichem Verzicht auf eine Briefliteratur unserer schnellen Tage: systematisch gewonnen aus diesem seltsam unwirklich-wirklichen Gebiet des Schreibens, das für den berufsmäßigen Schriftsteller von so aufreizender Neuheit ist. Als eine nicht uninteressante Parallele läuft daneben die zufällige Sammlung von Feldbriefen aus feindlichen Lagern: zufällig gewiß und nicht erschöpfend, aber merkwürdig bezeichnend für den Grundzug der Einstellung.

In einer russischen Briefsammlung, die mit einer erbeuteten Bagage in deutsche Hände fiel, versichert der Schreiber, daß er zum zweiten Male darüber nachdenke, etwas zu nehmen. „Ich denke so: wozu wird mir das alles nützlich sein, wenn ich falle; aber wiederum, wenn man am Leben bleibt, so bringt man Güter mit. Beschreibung des Zustandes: ich liege im Schützengraben und denke, indem ich auf die Soldaten sehe: so das ist das, was sie gestern geraubt haben, heute sehe ich, daß sie das Beste davon fortwerfen und andere Sachen nehmen. Mir ist nichts lieb: ich liege und um mich herum befinden sich Konfitüren und Flaschen, aber ich begehre nichts. Es ist so traurig und betrübend, daß es die Seele aus der Brust zerrt. Gestern sandte ich einen Soldaten als Patrouille vor; er brachte auch Schokolade mit . . .“ Also ein Offizier schreibt diese Philosophie des Stehlens an seine Mutter.

Im Tornister eines gefallenen Franzosen fanden sich Briefe, in denen er sich vornimmt, in der ersten deutschen Stadt, die er betritt, in den nächstbesten Juwelierladen zu gehen und sich einige hübsche Preziosen auszusuchen. Dann wird er den Juwelier erschießen, er habe einige hübsche Zuckerplätzchen in seiner Patronentasche. Und wieder will er sich „einige hübsche“ Souvenirs in Deutschland kaufen, die Zahlung seien seine Kugeln.

Ein englischer Munitionsfahrer: sie haben eine Masse Tee, aber nichts zum Kochen, endlich kriegen sie Biskuite und Marmelade; Bill hat schlechte Zähne, er wird fast wahnsinnig vor Zahnschmerzen nach dem Jam. Das arme Pferd fällt in einen Wassergraben und kann nicht wieder heraus. „Armer alter Dick, was hast du dich abarbeiten müssen auf

dem langen Weg!" Sie haben seit Southampton kein Geld mehr bekommen. Und der arme alte Dick bricht zuletzt tot zusammen. Die Kaninchen kriegt der Soldat über. Er geht mit Bill in ein Bauernhaus und borgt drei Hühner, die er kocht. „Wir haben nichts zu rauchen, und so sind wir gar nicht vergnügt, mein ich."

Aber wir lachen über diese fremden Briefe. Sie scheinen uns Karikaturen. Wir möchten andere lesen, die nicht zum Lachen sind. Der Franzose weiß, was eine Armee ist. Der Russe weiß kaum, wofür er kämpft. Der Engländer wird es nie erfahren. Das schafft Zerrissenheiten, die schmerzlichere und verwickeltere Seelenzustände – die Seele vorausgesetzt – ergeben müssen, als das einige Heldentum des Deutschen. Hier müssen Völkerromane begraben liegen. Nur von weitem, im großen und geheimnisvollen Bezirk dieser Weltbriefpost, ahnen wir die Fäden, die da gesponnen sein mögen, Brechungen von Schicksalen im Erlebnis des einzelnen. Einen Augenblick denke ich an das innere Bild, das an einem einzigen Tage sich in diesen ausstrahlenden Briefen der kriegerischen Erde, in den Briefen der Inder, Perser, Japaner und Kanadier, in allen diesen hundertsprachigen Briefen eines einzigen riesigen Erdenschicksals spiegeln mag, und ein Schauer überläuft mich. Man hat einen in der römischen Kaiserzeit geschriebenen Papyrus des Berliner Museums, in dem der Grieche Apion, jetzt Antonius Maximus genannt, Feldpostadresse Schiff Athenonike, von seinem Handgeld, seiner Rettung auf dem Meer, seinem militärischen Ehrgeiz berichtet und alle schön grüßen läßt – man hat dieses Schreiben den ältesten Feldbrief der Welt genannt. Er ist fast nur ausführliche Adresse. Heut ist er schwerster Inhalt geworden.

## Politische Chronik/ von Junius

Den Zusammenbruch der Internationale mögen sich manche als äußerliche und erzwungene Begleiterscheinung des Krieges vorstellen. Das Verfahren des brüsseler Internationalen Sozialistischen Bureaus, ohne die deutschen Mitglieder zu hören Wilhelm II. die Schuld am Kriege aufzuladen, sei zwar seltsam; aber nach dem Friedensschluß werde es eine Korrektur erfahren und dann werde die internationale Harmonie wieder hergestellt sein. Diese Auffassung ist grundfalsch. Wer wäre vermessen genug, zu sagen, er übersähe sämtliche Folgen dieses Zusammenbruchs für unser deutsches Schicksal, und so zeitgebunden, zu wünschen, daß die Pflege internationaler Beziehungen und Sympathien aus dem Katechismus

unsrer Menschlichkeit und unsrer — Politik gestrichen werden mußte. Aber schon heute darf verkündet werden, daß der Zusammenbruch der Internationale eine das Provisorium des Krieges überdauernde Tatsache sein wird, von unberechenbarem Erziehungswert für die innerpolitischen Verhältnisse.

Auf dem letzten Pariser Kongreß der französischen Sozialisten, wo der Antrag des Massenstreiks im Kriegsfall verhandelt und mit knapper Mehrheit angenommen wurde, spürte man deutlich die wachsenden nationalen Vorbehalte unter den Internationalisten. Das heißt: man traute den deutschen Genossen nicht, man hielt ihre Widerstandskraft gegen die 'Religion der Macht' für schwach: weil ihre nationale Organisation die stärkste sei. So argumentierte die Minderheit. Der Riß in der vor dem Krieg als unzerreißbar gepriesenen Solidarität aller Proletarier scheint also unheilbar, er wird auf absehbare Zeit jedenfalls schwer zu heilen sein. Es beginnt für unsre Sozialisten die Zeit der 'Ralliierung' um die Nation. Nicht nur um die Nation, sondern um die historisch gewordene staatliche Gemeinschaft, obwohl diese fast überall, wenn man von dem Mischtypus Österreich absieht, starke und von der herrschenden Nationalität bewußt abweichende völkische Minderheiten und Splitter umfaßt. Das ist das Neue. Der Phraseologie nach schien die (utopische) Epoche des anationalen, staatsfeindlichen Weltbürgertums bis in unsre Tage heranzureichen. Nationalgefühl haben, sagte Bakunin, sei eine üble, das moderne Gewissen und die menschliche Solidarität vergewaltigende Gewohnheit: derselbe Bakunin, gegen dessen Panslawismus die Marx und Engels Mißtrauen hegten. Im kommunistischen Manifest lesen wir: „Die Arbeiter haben kein Vaterland ... Die nationalen Absonderungen und Gegensätze verschwinden mehr und mehr schon mit der Entwicklung der Bourgeoisie, mit der Handelsfreiheit, dem Weltmarkte, der Gleichförmigkeit der industriellen Produktion und der ihr entsprechenden Lebensverhältnisse." Trotz dem richtigen Kern dieser These, das heißt der Angleichung in Lebensgewohnheit und Arbeitssitte und dem Internationalismus des materiellen und geistigen Verkehrs ist der Nationalismus der Bourgeoisie stetig gewachsen, und trotz seiner grundsätzlichen Trennung von der bürgerlich-kapitalistischen Fassung des Staatsbegriffs hat der sich häutende Sozialismus den kleinen Nationalitäten (Polen, Ruthenen und anderen) die staatliche Selbständigkeit zuerkannt. Damit ist der entscheidende Schritt über den kulturellen, im Gegensatz zum politischen, Nationalismus hinaus getan. Denn Anerkennung des Staates oder einer nach außen hin unantastbar suveränen Gemeinschaft ist Anerkennung eines Machtorganismus, der im gegebenen Augenblick dem eingebornen Instinkt der Selbstbehauptung gehorcht. Man darf mit Fug den Chauvinismus, Jingoismus, Imperialismus — wie er gewöhnlich verstanden, besser: mißverstanden wird — dem Kapitalismus anhängen: die bloße Existenz von

Staaten, die irgendwie sozialistisch organisierte Staaten sein mögen (und immer mehr sein werden): sie ist es, die auch in Zukunft Ursache zu 'gerechten' Kriegen geben wird. Das entspricht nicht nur der Logik des Begriffs, sondern auch der Logik der Geschichte. Und die Wandlungen im Begriffe des Internationalismus laufen parallel. Die Sozialdemokratie hörte auf, im Verlauf ihrer Entwicklung von der Utopie zur Macht, anational zu sein; sie hörte auf, abseiten des Bereichs materieller Solidarität, in rein politischer Hinsicht international zu sein; sie wird nun, in diesem grausigen Kampf um elementare Machterweiterung oder Machtzerstümmlung, bewußt national. Daß sich bei diesem Wandel die Begriffe 'national' und 'sozialistisch' mit neuen Inhalten füllten, leuchtet ein. Das Wort Friedrich Lists 'Et la Nation et l'Humanité' wird offenbar in besonderem und weiterem Sinne als bisher unsrer Sozialisten Parole. Die Geschichte lebt in Paradoxien.

Die Logik der geschichtlichen Tatsachen erfüllt mit Ehrfurcht. Marx und Engel waren die Gründer der Internationale. Sie dachten in Welthorizonten und arbeiteten Schulter an Schulter mit allerhand unklaren Kommunisten und Anarchisten an der Revolutionierung Europas. Sie brauchten die anationale proletarische Solidarität, um den bürgerlichen Klassenstaat zu überwinden und die kapitalistische Gesellschaft zu zerschmettern; und da sie in der freihändlerischen Atmosphäre Englands lebten, schien es, als ob sie der Cobdeniten Leitsatz 'peace and retrenchment' als Polarstern für den zwischenstaatlichen Verkehr betrachteten, so unfähig die Realitäten des Gesellschaftslebens zu erkennen die liberalen Vulgärökonomen ihnen sonst erschienen. Sie lebten fern der Heimat und maßen mit fremden, das heißt mit englischen Maßen, dadurch im Nachteil zu Ferdinand Lassalle, der zu Bismarcks Fähigkeit, die deutsche Mission Preußens zu verwirklichen, Vertrauen besaß und die Individualität des nationalen Staates stets bejaht hatte. Da brach die Krisis von 1866 aus; und während der politisch blinde und taktisch nicht allzu geschickte Wilhelm Liebknecht in seinem 'Pathos der Preußenfeindlichkeit' schwelgte und mit Österreichern, süddeutschen Föderalisten, Ultramontanen und entthronten Fürsten gemeinsame Sache machen wollte, stellten sich die beiden großen Freunde sofort auf den Boden der Tatsachen, Engels freilich schneller und herzhafter als Marx. Er rät, Liebknecht anzuweisen, sich zu den Ereignissen und Resultaten von 1866 nicht rein negativ, das heißt reaktionär(!), zu verhalten. Die Briefe, die im Kriegsjahr 1870/71 zwischen ihnen gewechselt wurden, verraten die von Theorie wegen noch gefesselten aber doch schon fast nationalen Sympathien. Marx begrüßt in der Zentralisierung der Staatsgewalt die Vorstufe für die Zentralisierung der deutschen Arbeiterklasse; er sieht den Schwerpunkt der westeuropäischen Arbeiterbewegung von Frankreich nach England verlegt, und die theoretische und organisatorische Überlegenheit

der deutschen Arbeiterschaft vor der französischen – durch den Einmarsch deutscher Regimenter in Paris erwiesen. Ihr Übergewicht auf dem Welttheater über die französische wäre, natürlich, zugleich das Übergewicht von Marx über Proudhon. Engels denkt realistischer: „Die ganze Masse des deutschen Volkes aller Klassen hat eingesehen, daß es sich eben um die nationale Existenz in erster Linie handelt, und ist darum sofort eingesprungen.“ Als diese Worte gesprochen wurden, lebte die heutige deutsche Sozialdemokratie fast ganz noch im Gehirn dieser zwei Theoretiker. England war damals ehrlich freihändlerisch; der bewaffneten Einmischung in die großen kontinentalen Händel hatte es so gut wie entsagt. Der Krimkrieg gegen Rußland ging gegen den einzigen Rivalen, den es auf dem Welttheater damals besaß; sein Weltreich wuchs und rundete sich automatisch nach der alten Flibustiermethode, aber in den großen europäischen Kontinentalstaaten wurde dieser Vorgang so gut als Selbstverständlichkeit hingenommen, wie die Monopolstellung der Londoner City und der englischen Maschinenindustrie. Es ist kein Zweifel, wohin sich Marx und Engels gestellt hätten, wenn sie die Rückkehr des imperialistischen Gedankens in England erlebt und die Gewalt gespürt hätten, mit der er sich heute in den Gemütern von Radikalen, Demokraten und zahmen Freihändlern gegen Deutschland wendet. Sie hätten erkannt, daß ein Einzelwesen oft, ein nationaler Verband niemals altruistisch handeln kann: und daß die größte aller politischen Utopien wäre, die nationale Solidarität zu opfern, um eine ferne, am Horizonte weltfremder Träumer dämmernde Internationale zu begründen. So denken, vom Buchstaben ihrer großen Ahnen emanzipiert, heute gewiß die tüchtigsten, freiesten deutschen Sozialisten, und es ist anzunehmen, daß hinfort der um die „Sozialistischen Monatshefte“ geschcharte Kreis von Männern, daß die Bernstein, E. Schmidt, David, Schippel, Calwer, Heine, Eisner, Kolbe und ihre vielfach noch verschämten Gesinnungsgenossen den Einfluß gewinnen werden, der für die Überwindung reaktionärer Parteifesseln und den Aufbau einer schöpferischen deutschen Linken Bedingung ist. Mit der Staatsfeindlichkeit unseres Sozialismus ists für immer vorbei, und welk wie ein verwehtes Herbstblatt ist der Schlußvers im Lieblingslied der französischen Internationalisten geworden:

C'est la lutte finale.  
Marchons tous et demain  
L'Internationale  
Sera le genre humain.

# Anmerkungen

## Internationalismus oder Europaismus?

Begreiflicherweise stehen wir gegenwärtig durch den Krieg unter dem bis zum äußersten gesteigerten Eindruck der geistigen und ethischen Verschiedenheiten der europäischen Nationen. Hat aber dieser Krieg gleichwohl — wie wir glauben — den Endsinn, eine tiefere wirtschaftliche politische und Kultursolidarität Westeuropas vorzubereiten, so sollte es gerade jetzt von höchstem Interesse sein, Täuschungen einer einseitig affektiven Einstellung dadurch entgegenzuwirken, daß man sich das Problem der Gliederung der Erdbevölkerung unter dem Gesichtspunkt der Einheit Europas neu zum Bewußtsein bringt. Hierzu sind wenige Bücher so geeignet als die Arbeit Karl Techets: „Völker, Vaterländer und Fürsten", ein Beitrag zur Entwicklung Europas, München 1913 (bes. II. Teil, XIV und XV). Nach einer Kritik der Rassentheorien Gobineaus, Chamberlains, Woltmanns, Ammons und anderer, auf deren Inhalt hier nicht eingegangen sei, sucht Techet die „geistige Sphäre Europas" zu umgrenzen und die in ihr enthaltenen rassemäßigen nationalen und süd-nördlichen Gegensätze in ihrem Gewicht vergleichsweise zu würdigen. Seine Ergebnisse faßt er vor allem in den zwei Kapiteln zusammen: „Gibt es eine europäische Kulturrasse?" und „Internationalismus oder Europaismus?"

Der Hauptgedanke in diesen Ausführungen, der unsere volle Zustimmung verdient, ist die Zurückweisung der unser Denken noch immer beherrschenden Begriffsgegensätze „Nationalismus" und „Internationalismus" (resp. „Kosmopolitismus" „Humanismus") und die positive Rechtfertigung des Begriffes „Europaismus". Die Vorstellung des Kosmopolitismus und Humanismus, — eine Erbschaft des römischen Imperiums und der stoischen Philosophie — hatte nur Sinn so lange, als man an einen festen Bestand gemeinsamer somatischer und geistiger Arteigenschaften des „Menschen" glauben durfte. Für Herder, A. von Humboldt zum Beispiel, der den Monogenismus festhält „um der unfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen zu widerstreben", waren solche Eigenschaften über jeden Zweifel erhaben; für unsere gesamte klassisch-humanistische Epoche (Lessing, Kant, Schiller, Goethe) wirkte dieser Satz wie ein unbewußtes Axiom! Aber wenn auch die polyphylethische Lehre nicht seit dieser Zeit gewaltig an Beweiskraft gewonnen hätte — s. jetzt Klaatsch, — die Annahme gemeinsamer geistiger und kulturbildender Kräfte des ganzen Menschengeschlechts jedenfalls verlor mit zunehmender ethnologischer Erkenntnis ihre Geltung. Das gilt für Sprache, Sage, Mythos, Religion, Kunst, ja selbst für die Ausdrucksformen einfachster Gemütsbewegungen. Zwischen Schwarzen, Gelben Weißen bestehen Klüfte, die schon das gegenseitige Verständnis auf einen winzigen Raum beschränken. Dagegen ist das „europäische Gesicht" als Ausdrucksfeld der Seele ein gemeinsamer Maßstab, den wir überall unbewußt voraussetzen. „Das Vorwalten eines Sprachstammes, einer Kultur, eines Glaubens stempelt die Europäer zu einer Kulturrasse oder zu einem kulturgeschicht-

lichen Produkt." Der Geist der Arbeitsamkeit, der Disziplinierung der Energie und der Organisation, ein festes Schönheitsideal von Mann und Weib trotz aller nationalen und regionalen Differenzen, der Geist einer durch Ideen gelenkten Unruhe in Seele und Arbeit scheidet Europa von den weißen Kulturvölkern Asiens, von den geschichtslosen Weißen, aber auch von dem Kernteil der Russen. Die Begrenztheit des Akklimatisationsvermögens des Europäers, besonders des Nordeuropäers an die Tropen schließt eine dauernde Europaisierung der überseeischen Völkerschaften aus; oder setzt ihr doch streng nachweisbare Grenzen. Ein gemeinsames Ethos des Europäers mit anderen gelben und schwarzen Rassen, gegründet auf gemeinsame höchste Ideale der Religion, der Kunst usw., auf Vertrauen und Verständnis in Sphären, die über das Nützliche hinausgehen, ist von keiner Zukunft zu erwarten. Dieser großen Tatsache gegenüber oszilliert das europäische Wesen in seinen Nationen nur in vielfachen Abschattungen, die seine schau- und fühlbare Einheit nicht aufheben. Ganz unabhängig von dem formalen Nützlichkeitsinternationalismus von Maß, Gewicht, Münze, Verträgen hinsichtlich Post, Eisenbahn usw. und gewissen Rechtsformeln, an denen indes schon Rußland zum Beispiel nur sehr begrenzt teilnimmt, ist ein inhaltlich gemeinsamer Lebensstil in Europa vorhanden, der seine tiefere Solidarität bezeugt. Techet zeigt dies an der gemeinsamen Bauweise der Dörfer und Städte, des Hauses, der Kleidung, der Kost, aber auch an europäischer Weltanschauung und Gewissen. Und gerade weil es ein europäisches Kulturganzes gibt, hat dieses Ganze auch das gemeinsame Interesse, die Fülle seiner nationalen Eigenarten und ein Gleichgewicht ihrer Geistesschöpfungen in sich zu bewahren und einem einseitigen „Imperialismus" entgegenzuarbeiten, der genau wie der Kosmopolitismus eine Erbschaft der römischen Universalkultur ist, die Napoleon ohne Erfolg wieder aufnahm. In Literatur, Philosophie, Kunst hat sich Idee und Stil eines guten Europäertums als etwas Lebendiges herausgebildet, wogegen auch die Höchstgebildeten unter den Gelben verständnislos vor den höchsten Werken unserer Kultur stehen. Eine fruchtbare Korrelation von Europäertum und Nationalismus war überall das treibende Ferment der Bildung. Die nationalen „historischen" Rechtsschulen konnten die Universalität des römischen Rechts nicht verdrängen. In den Wissenschaften hebt sich ein gemeinsamer Bestand europäischer Methodik auch dann heraus, wenn wir die Resultate als international verständlich ansehen. Gegenüber dem, was ein im Stammesgefühl und Ahnenkult versinkender Japaner unter „Patriotismus" versteht, hebt sich der Individualismus und Zukunftsgeist aller europäischen Nationen als etwas „ganz Anderes" ab. „In Haß und Kampf selbst bleiben wir aneinandergeschlossen; etwas Beständiges, Unverrückbares wölbt sich wie ein kristallner Himmel über uns alle, über die gesamten Nationen mit ihren Vaterländern, und nur die Gewohnheit macht es, daß wir seines Lichtes nicht mehr achten."

M. S.

## Richard M. Meyer

Zwei Augen schloß der Tod, die mehr Bücher durchflogen haben als irgendein Augenpaar in der emsigen Stadt Berlin. Man kann sich Richard M. Meyer, den Literarhistoriker, kaum anders vorstellen, als lesend oder vom Gelesenen zu Wort und Schrift angeregt. Als wir von Neuruppin, von der Denkmalsweihe seines „klassischen Berliners" Fontane, heimkehrten, saß ein halbes Dutzend Festgenossen plaudernd in der Eisenbahn zusammen. Meyer beteiligte sich am Gespräch, nach seiner Art, schlagfertig, mit stachligem Mutterwitz. Aber als der Zug hielt, hatte der seltsame Passagier trotzdem sein Reise-

pensum, zwei durchaus nicht schmächtige Broschüren, erledigt.

Diese Belesenheit mochte als ein Phänomen wirken. In Meyers Lebensarbeit galt sie jedoch nicht als Selbstzweck. Er haßte die Stille des Speichers, er liebte den Tumult der Werkstatt. Wie er sein Wissen produktiv zu machen wußte, das war sein Geheimnis, seine Kunst, seine Bestimmung.

Denn dem emsigen Eifer seines Fleißes entsprach die Flinkheit seines Geistes. Einordnen, Verwandtes aufspüren, entlegene Bezirke der Literatur miteinander verbinden, war seine Gabe. Seine Freude an diesen Dingen mag ihn oft zu einem Überschwang des Assoziierens verführt haben. An Protesten und Angriffen hat es denn auch nicht gefehlt. Aber selbst die Zweifler und Widersacher, die seine Art bestritten, können nicht leugnen, daß sie aus dem Streite eine Fülle von Anregungen heimgetragen haben.

Wie stark Wilhelm Scherers Persönlichkeit auf seinen Kreis gewirkt haben muß, war auch in Richard M. Meyers dankbarer Schülertreue zu spüren. Sie beschränkte sich nicht auf die Veröffentlichung nachgelassener Kolleghefte und auf die Stiftung einer Marmorbüste für den Ehrensaal der Berliner Universität. Der Jünger suchte offenkundig das Werk seines Meisters zu ergänzen. Wie er sich an die Goethebiographie wagte, gleichsam als der Erbe einer für Scherer bestimmten Aufgabe, so hat er die Geschichte der deutschen Literatur dort fortgesponnen, wo sein Lehrer aufhörte. Ihn mag der oft wiederholte Vorwurf gewurmt haben, daß für die „Schererschule" die Entwicklung mit Goethes Tod aufhöre. So drang er bis zur Gegenwart vor und seine Erfahrungen lehrten, wieviel Mut dazu gehört, die Lebenden, Empfindlichen, Widerspenstigen historisch einzugliedern.

Der geistige Umgang mit den Allerjüngsten galt, in Richard Meyers Jugendjahren, noch als unschicklich für einen deutschen Universitätsprofessor. Ihm jedoch mußten diese Extraturen verstattet werden. Er durfte sogar, mit der Freude des Entdeckers, Stefan Georges esoterischen Hofstaat dem großen Publikum weisen. Denn er bewies täglich den Ehrgeiz, das gesamte ungeheure Arbeitsfeld seiner Wissenschaft zu beherrschen. Deutsche Sprache und Literatur von Wulfila bis Wedekind — das ist in der Unendlichkeit des geforderten Wissens ein Examensalpdruck, ein Kandidatentraum. Scherers fleißigster Schüler aber arbeitete, als wenn allezeit eine Prüfung von ihm verlangt würde. Er wandte sich von den Meistern des achtzehnten Jahrhunderts zur mittelhochdeutschen Metrik, von der altgermanischen Religionsgeschichte zu Friedrich Nietzsche, von der deutschen Kunst zur Weltliteratur.

In seinem Trachten vom Engen ins Weite, in der besonderen Spielart seiner Gescheitheit war Richard M. Meyer ein heimatstreuer Berliner. Auch die nervöse Hast der Stadt mochte der Hörer vor seinem Katheder, der Leser in seinen Schriften verspüren. Enttäuschungen in seiner akademischen Laufbahn verbitterten zudem seinen Sinn. Denn die Worte, mit denen er Jakob Burckhardt gekennzeichnet hat, trafen auf ihn gewiß nicht zu: „ein Forscher, dem jede Ader von äußerem Ehrgeiz fehlte". Aber gerade in der letzten Zeit schien manches Hemmnis auf seinen Wegen überwunden. Niemals glückte ihm so viel Wärme des Bekennens, so viel Anschaulichkeit des Schilderns wie in seinem letzten Werke, in seiner Nietzsche-Biographie. Keine Verlockung des Wohlstandes hat diesen Rastlosen verführen können, sich beruhigt je auf ein Faulbett zu legen. So war er mit seiner Arbeit aufwärts gestiegen und just auf der Höhe seines Daseins packte ihn jäh der Tod.

Monty Jacobs

## Berliner Bühnen in Kriegsnot

Die Frage: ob man Shakespeare spielen dürfe, ist in unseren Tagen ernsthaft aufgeworfen und wirklich ernsthaft beantwortet worden. Shakespeare, ein Ahnherr unserer eigenen Literatur; Shakespeare, an dessen Hand der junge Goethe als Dichter ins Deutschtum eindrang... Nach dieser Probe eines übertheoretischen Nationalismus mußte es locken, einmal nachzuprüfen, wie unsere Väter beim letzten großen Krieg sich zur Dramatik des Feindes verhalten haben. Die Berliner Theaterzettel der Monate Oktober, November, Dezember 1870 sind befragt worden und haben die folgenden Feststellungen ergeben. Das „Königl. Schauspielhaus" ließ sich von seinem französischen Spielplan nicht das geringste abdingen. Man wiederholte Scribes „Glas Wasser" und „Feenhände", sooft es dem Generalintendanten paßte; zu verschiedenen Malen war auf dem Plakat zu lesen: „Die eine weint, die andere lacht" von Dumanoir und Keranion und dazu als Abschluß „Zwischen Tür und Angel" von Alfred de Musset. Theodore de Banvilles „Gringoire" war ein berühmtes Zugstück derselben Bühne; unter ihren Einaktern nahm die Bluette „Ein anonymer Kuß" von Second und Blerzy eine bevorzugte Stelle ein: ferner Grandjeans „Immer zu Hause". Dem Opernhaus, das auch sonst französische Spielopern nicht verschmähte (sowenig wie Kroll), brachte der Oktober die Premiere von Aubers „Krondiamanten" (Text von Scribe). Einmal, an dem gleichen Abend, da im Schauspielhause Dumanoir und Musset erschienen (am 1. Dezember), vergnügten Mutter Gräberts Vorstädtisches Theater mit dem „Minister und dem Seidenhändler" und das Belle-Alliance-Theater mit dem „Vicomte von Letorières", gut französischen Importen, ihre Kundschaft. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater ließ sich natürlich seinen Offenbach nicht rauben: „Pariser Leben", „Orpheus in der Unterwelt" (zum dreihundertsten Male), und am ersten Oktober die erste, erfolgreiche Aufführung der „Banditen". Im Wallnertheater war die große Neuheit des Oktober: „Frou-Frou" von Meilhac und Halevy mit Fräulein Hedwig Raabe als Gast. Die Presse sprach von einem kühnen Unterfangen, meinte damit aber nichts Politisches, sondern des Dramas Sitten; das Stück hatte unter dieser Bewertung nicht zu leiden, im Gegenteil. In jenen Tagen gab es eine Reihe Einakterbühnen; ihre Namen lauteten: Réunion-Theater, Vaudeville-Theater, Theater-Variétés. Und um das Maß vollzumachen, zeigte in der Tonhalle ein Franzose namens Dupont die „Wunderfontäne" oder „Fontaine lumineuse" . . . usw. usw.

Das war noch eine harmlose Zeit.

J. E.

## Verwirrungen

Gerade wollte ich auseinandersetzen, daß die zukünftige deutsche Kunst, modern, doch männlich, eine Veredelung militärischen Geistes, etwa so aussehen sollte wie Hodler, da unterschrieb er das feindliche Votum über die Barbarei. Er wurde aus allen deutschen Vereinen gestrichen und seine Bilder wurden entfernt, sogar feilgeboten. Welche Verwirrungen! Hodler hat in Paris niemals Verständnis gefunden, wir hier haben ihn erklärt, beschäftigt, hoch gebracht. Daß er es uns lohne, verlangen wir nicht, Kunst ist kein Geschäft; wenn er überzeugt ist, daß wir Barbaren sind, so soll er es sein. Aber daß er es ist, für so dumm hätten wir ihn nie gehalten. Er sagt: er schreibe nicht gegen Deutschland, sondern gegen die Zerstörung der Kunstwerke. Eben das ist und bleibt die Dummheit. Und da sie ein Symptom ist, nageln wir sie fest. Er hat da etwas getan, was viel schlimmer ist, als Undank: etwas Unreines. Diese Dummheit ist schmutzig, weil sie leicht-

sinnig ist und verleumderisch. Er hört Genfer Nachrichten, sie mögen nicht immer waschecht sein: es gibt Neutralitäten verschiedenen Gesichts. Er wird dadurch vergiftet, wie sie alle vergiftet wurden, die berühmten Feinde Deutschlands. Das gedruckte Wort wirkt auf die Dauer auch beim besten Künstler: zumal er immer mehr Phantasie hat als Verstand. So kommt er in eine Atmosphäre hinein, die ihn unmerklich umnebelt: dieses antideutsche Gift, das die schlimmste Waffe unserer Feinde ist. Gift, Gift, Gift — es frißt ihn. Nun nahen die Hetzer, bringen ihm Prospekte und Aufrufe, bitten auch ihn um Unterschrift, auch ihn. Und redet sich in eine Wut hinein, von der er nicht ahnt, daß sie eingeimpft ist. Warum schreibt er nicht lieber gegen die Kosaken? Das wäre viel angebrachter. Es ist Kriegsklatsch, in den er verstrickt wird: er hat das audiatur et altera pars vergessen. Herr Hodler, die Deutschen haben mit Willen nie ein Kunstwerk zerstört, sie haben überhaupt von Löwen über Reims bis Antwerpen gar keines zerstört, im Gegenteil sie haben sogar einige gerettet und es ist der erste Krieg, in dem systematisch auf Kunst Rücksicht genommen wird — von ihnen. Herr Hodler, und wenn ja mal ein Bild oder Haus zerstört wird, was meinen Sie, wie wichtig das ist? Das ist ja zum Jammern, diese ewige Schreiberei über Kunst während eines solchen Krieges, habt ihr noch nicht genug von diesem Geheule und Geklage, wo es sich um Völkerexistenzen handelt? Die ganze Kunstsentimentalität ist lächerlich. Die alten Athener schmissen ihre gesamte vorpersische Kunst nach der Zerstörung der Akropolis auf den Haufen und bauten auf diesem Schutt ihre neuen Tempel, die den Geist der Welt beherrschten. Sie rauften sich nicht die Haare aus um eine verlorene Athenastatuette: sie schufen eine neue Zeit. Und nun denken Sie: diese Sentimentalität ist eine Schande und ihre Gründe sind nicht einmal wahr. Was wollen Sie also? Sie sind auf das Gift hineingefallen. Und nichts bleibt, als die Tatsache, wie stark das Gift selbst auf Sie wirkte.

Derselbe Fall bei Dalcroze, bei Rolland, e tutti quanti. Ich höre, Rolland hat Reue. Er hätte die Pflicht, seine Opfergenossen aufzuklären. Sonst bleiben sie aus Angst vor der Blamage noch bei ihrem Irrtum und verlieren außer dem Verstand die Ehre. Noch ist es Zeit, gewiß, wir wollen nicht voreilig sein.

O. B.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

# Der Weltkrieg

## von Friedrich Meinecke

Keiner von uns Lebenden wird je die Tage des 31. Juli und 1. August 1914 vergessen, als das Schicksal dröhnend an den Schild schlug. Mit verhaltenem Atem hörten wir den Klang, und einen kurzen Augenblick empfanden wir wohl alle das Bangen der Kreatur. Dann aber sprangen wir auf, nur von dem einen Gedanken beseelt, nunmehr ganz Waffe zu werden und aus allem, allem, was uns zur Hand war, eine Waffe zu machen. Auch wer nicht mitziehen konnte ins Feld, durfte sich doch damit trösten, daß der moderne Krieg, anders als die Kriege früherer Jahrhunderte, nur geführt werden kann durch ein Mitkämpfen aller Nichtkombattanten. Die Idee der allgemeinen Wehrpflicht hat im Laufe des Jahrhunderts, das sie durchwirkt hat – am 3. September 1814 hat sie ja in Preußen ihre klassische Form erhalten –, einen noch viel umfassenderen und mächtigeren Sinn entwickelt, als selbst die kühnsten ihrer Urheber ahnten. Die einfache agrarische Volkswirtschaft von damals ist zur kunstreich verschränkten Weltwirtschaft geworden, die auf der Voraussetzung des Weltfriedens beruht und doch wiederum nicht ganz und gar beruhen darf, um nicht eines Tages jählings zusammenzubrechen. So muß auch die in die Weltwirtschaft eingebettete Volkswirtschaft einer Nation imstande sein, sich plötzlich in das neue Strombett des Krieges zu ergießen und defensiv und offensiv zum Siege mitzuwirken. Und die gesamte Friedens- und Kulturarbeit bekommt eine Wendung und eine Kampfesfront, aus der unsichtbare Geschützrohre herausragen. Unser geistiges Leben, das ebenso wie das wirtschaftliche, nur in stillerer und versteckterer Weise, auf den ununterbrochenen Austausch der Kulturnationen angewiesen ist, zieht sich entschlossen in sich selbst zurück und wird zur nationalen Minerva mit Helm und Schwert.

Ist dies der Moment, um eine erschöpfende, wissenschaftlich befriedigende Untersuchung über Ursachen und Bedeutung dieses Weltkriegs anzustellen? Der Sturmwind der Zeit wird auch den ruhigsten Forscher erfassen und seine Gedanken dahinreißen, wohin sie das Interesse der Nation verlangt. Er verliert die Autonomie der reinen wissenschaftlichen Absicht, auch arbeitet

er mit einem noch ganz einseitigen und unvollständigen Material. Und doch hat auch diese historia militans ihre wissenschaftliche Rechtfertigung, wenn sie sich ihrer Schranken bewußt bleibt. Denn die unmittelbare Anschauung und lebendige Mitempfindung der Ereignisse führt sie oft rascher in den Kern der Dinge, als es der späteren kühlen Forschung möglich ist. Diese hat hinterher das in der Kampfesluft entstandene Bild zu prüfen und zu reinigen, — die echten Farben des Lebens in ihm wird sie nie zu verwischen wagen. Auch gibt es, wenngleich nicht starre Gesetze, so doch Grunderfahrungen historischen Geschehens, die sich in jedem neuen Gliede des singulären Entwicklungsprozesses der Menschheit wiederholen können. Benutzt man sie mit allen nötigen Vorbehalten und geht man von ihnen auch bei der Betrachtung des heutigen Weltkrieges aus, so darf man hoffen, einen der Leidenschaft des Kampfes entrückten Ausgangspunkt zu gewinnen. Scheuen wir daher nicht vor der etwas altmodisch klingenden Frage zurück, aus welchen allgemeinen Ursachen die Kriege zu entspringen pflegen.

Der immanente Machttrieb der Staaten und Nationen, ihr Bedürfnis nach politischer und wirtschaftlicher Sicherung oder Ausdehnung ruft sie hervor. Auch der Gegner des Krieges muß, wenn er das Leben nehmen will, wie es wirklich ist, zugeben, daß es sich hier um überindividuelle Antriebe handelt, die zum Wesen dieser großen Organisationen gehören und die den einzelnen verantwortlichen Staatsmann mit elementarer Gewalt in ihren Dienst zwingen. Aber Machttrieb wird durch Machttrieb in Schranken gehalten. Dächte man sich die ganze Welt aufgeteilt zwischen kraftvolle und lebendige Machtstaaten, deren jeder imstande wäre, sich seiner Haut zu wehren, so daß mit ihm anzubinden großes Wagnis wäre, so würde eine solche Organisation der Welt viel mehr Garantien für einen dauernden Weltfrieden bieten als allgemeine Abrüstung und Verbrüderung. Unzweifelhaft ist, seit mit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, von England (Disraeli) und Rußland (Sturz des Reiches Chiwa) ausgehend, die große Aufteilung der Halbkulturstaaten und der von Naturvölkern bewohnten Gebiete begonnen hat, eine mächtige Entwicklungstendenz die, daß überall auf der Erde sich Starke neben Starke setzen und die schwachen Zwischenglieder ihrer Herrschaft einverleiben. Und das Vorhandensein schwacher und zur Selbstbehauptung unfähiger Staatsgebilde ist zu allen Zeiten ein Hauptanlaß für die Machtkämpfe der Stärkeren untereinander gewesen. Sie sind, wie ein englischer Staatsmann vor einigen Jahren sich ausdrückte, die Depressionsgebiete der Weltpolitik. Man kann sie auch die Jagdgebiete der Weltpolitik nennen. Solange nicht scharfe, reine Grenzen von Macht gegen Macht gebildet sind, läuft jedes lockere oder morsche Staatsgebilde Gefahr, Jagdgrund und Beutestück zu werden. Dieser Prozeß begann in Europa in großem Stile mit dem Beginn der

neueren Geschichte, als die mächtigen Nationalmonarchien Westeuropas sich auf das ohnmächtige Mitteleuropa zu werfen begannen und zuerst Italien, dann Deutschland vergewaltigten. Der Sinn der politischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist dann der, daß die mitteleuropäischen Nationen aufhörten, Objekte der Weltpolitik zu sein und anfingen, Subjekte zu werden. Käme es nur auf Mittel- und Westeuropa an, so wäre uns, trotz der französischen Revancheidee und trotz italienischer Irredenta, der Weltfriede wahrscheinlich noch lange erhalten geblieben, — trotz auch, fügen wir ferner hinzu, der Existenz der kleinen Zwischenstaaten zwischen Deutschland und Frankreich; denn das Gleichgewicht der Macht zwischen Mittel- und Westeuropa gab auch ihnen eine relative Sicherheit, und mit einem wehrhaften Staate wie der Schweiz bindet niemand gern an.

Aber Osteuropa und die überseeischen Sphären sind seitdem in steigendem Grade die großen Depressionsgebiete der Weltpolitik geworden, wo die Stürme erzeugt werden. Erst durch die Einwirkung dieser Gebiete konnte auch zwischen Frankreich und Deutschland sich eine neue Gewitterzone entwickeln. Von Frankreich gilt es jetzt, daß, wer Wind säet, Sturm ernten wird. Es verknüpfte seine Revancheidee, die es als inneres Bindemittel für die auseinanderstrebenden Elemente seines Staatslebens vielleicht nötig hatte, mit den Machtbedürfnissen Rußlands und Englands und verlor dadurch die Selbstbestimmung über seine eigene Macht. Diese hätte vollkommen ausgereicht, um ein respektvolles und friedliches Nebeneinanderleben Deutschlands und Frankreichs zu sichern; aber sie reichte nicht aus, um durch sich allein das Ziel der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens zu erkämpfen. Seine großen Ziele aber soll ein Staat, das lehrt schon Machiavell, im wesentlichen nur durch eigene Macht erstreben. Jede Politik, die nur durch Allianzen zum Ziele kommen kann, läuft Gefahr, im entscheidenden Augenblicke die Zügel zu verlieren und von ihren Partnern mißbraucht zu werden. Das war das erschütternde Schicksal Frankreichs in diesen Wochen. Die französische Nation wollte den Frieden, — aber die von ihr gewollte Politik riß sie in den Abgrund des Krieges.

Damit sind nun aber auch alle übrigen schwachen Stellen im staatlichen Gefüge Westeuropas in Mitleidenschaft geraten und alte Wunden, die man schon geheilt glaubte, wieder aufgebrochen. Belgien, das Land der Schlachtfelder vom sechzehnten bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, als Zwischenland immer hin und her gerissen im Streite der Starkeren, im Grunde abhängig auch dann noch, als es durch die Gunst, oder sagen wir, durch die konkurrierende Eifersucht der großen Mächte die Formen der Unabhängigkeit erhalten hatte, — ist jetzt abermals zum Objekt der Weltpolitik geworden. Das wurde vorausgesagt von jedem, der die Möglichkeiten des jetzt ausgebrochenen Weltkrieges durchrechnete. Wir mal

schierten in Belgien ein, nachdem wir erfahren hatten, daß auch Frankreich einen Durchmarsch durch Belgien plante, um in die Rheinprovinz einzufallen. Deutschland mußte aus zwingenden Gründen der Selbsterhaltung das Prävenire spielen, denn England und Frankreich würden trotz der heuchlerischen Versicherungen, die sie am 31. Juli miteinander austauschten, nicht einen Augenblick gezögert haben, in Belgien einzufallen, wenn sie dadurch Deutschland einen Stoß ins Herz hätten versetzen können. Man denke nur an die Gefahr, die unseren Waffenfabriken in Rheinland und Westfalen drohte. Was wir nach der Erfahrung aller Zeiten unseren Gegnern zutrauen mußten, ist seitdem zur unwiderleglichen aktenmäßigen Gewißheit geworden durch die Veröffentlichung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 10. Oktober. England hat schon 1906 sowohl mit Frankreich wie mit Belgien über die Entsendung eines englischen Expeditionskorps nach Belgien im Falle eines deutsch-französischen Krieges verhandelt. Und Belgien hat diese Verhandlung nicht rundweg von sich gewiesen, sondern hat durch seinen Generalstab die englischen Pläne eifrig fördern lassen. Mit seiner Entschuldigung, daß es sich nur gegen die Möglichkeit eines deutschen Neutralitätsbruches habe decken wollen, klagt sich Belgien selbst des Neutralitätsbruches an. Denn warum verhandelt es nur mit England und nicht mit uns über ein militärisches Zusammenwirken zur Wahrung seiner Neutralität? Mancherlei Spuren weisen darauf, daß die belgische Regierung auch unmittelbar vor Ausbruch der jetzigen Krisis mit der französischen und englischen unter einer Decke steckte. Unseren Neutralitätsbruch vergalt sie dann, trotz unseres ehrlichen Willens, ihn wieder gut zu machen, mit hartnäckigster Feindschaft, und vergalt das belgische Volk mit einem geradezu tierischen Hasse. Dieser Haß gegen uns war nicht von heute. Wir sagen es der belgischen Regierung und Bevölkerung auf den Kopf zu, daß sie die Franzosen und Engländer anders aufgenommen haben würde als uns. Darum können wir dieser Art von Neutralität insgesamt nicht die mindeste sittliche Achtung widmen. Echte Neutralität muß letzten Endes auch auf eigener Macht beruhen. Belgien aber hat, wie Frankreich, mehr auf fremde Macht, als auf eigene Macht gebaut. Hätte es sich gerüstet wie das kräftige Schweizer Volk und seinen Willen gezeigt, jedem Verletzer seiner Neutralität, mochte er von rechts oder links kommen, die Stirn zu bieten, kurz, hätte es sich mit dem Maximum von Macht erfüllt, dessen es fähig war, — so wäre es jetzt nicht so jäh zum Depressionsgebiet herabgesunken.

Das unmittelbare Depressionsgebiet, von dem dieser Weltkrieg ausging, war Osteuropa. Immer galt der Balkan als der Wetterwinkel Europas, aber die Windrichtungen haben sich dort seit den Zeiten Bismarcks wiederholt und merkwürdig gedreht. Früher schien das Problem in einen ein-

fachen Machtkampf zwischen Rußland und Österreich um die Erbschaft des kranken Mannes auszulaufen, und die Rajahstaaten Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland galten lediglich als Klientelstaaten der einen oder anderen Großmacht. Der Anstoß zu einem Weltkriege konnte von ihnen wohl ausgehen, aber war er entbrannt, so hörte ihre Eigenbewegung auf, und der Kampf der Stärkeren beherrschte die Entscheidungen. Nach diesem Schema verlief der russisch-türkische Krieg von 1877/78. Das England Beaconsfields, im Einvernehmen mit Österreich, trat dem russischen Sieger drohend entgegen und scheuchte ihn von Konstantinopel zurück. Rußland hatte nun widerwillig auch für seine Gegner mitgesiegt, denn Zypern fiel an England und Bosnien an Österreich. Der Hauptgroll der Russen aber richtete sich gegen Bismarcks Politik des „ehrlichen Maklers", die zwischen Rußland und Österreich zu vermitteln gesucht hatte, statt den russischen Wünschen blindlings zu dienen. Schon damals kam das verhängnisvolle Wort in Rußland auf, daß der Weg nach Konstantinopel durch das Brandenburger Tor führe. Bismarck aber hielt kaltblütig und umsichtig an seiner mittleren Linie fest und versuchte immer wieder Deutschland sowohl für Österreich als für Rußland bündnisfähig zu erhalten, denn er gebrauchte beide Mächte für sein Spiel, dessen letzter Sinn und Zweck immer war, die Bildung einer übermächtigen Koalition gegen Deutschland zu verhindern. Bulgarien erklärte er der Knochen eines pommerschen Grenadiers nicht wert, ging in seinem politischen Testamente, den „Gedanken und Erinnerungen" soweit, den Russen den Zukunftsgewinn von Konstantinopel zu gönnen, warnte vor Ausnutzung des deutsch-österreichischen Bündnisses für schwarzgelbe Eroberungswünsche, aber hielt zugleich daran fest, daß Deutschland für die Erhaltung Österreich-Ungarns als Großmacht mit gutem Gewissen das Schwert ziehen dürfe. Diese Lehre ist das einzige Stück seines orientalischen Programms, das heute unbedingte Gültigkeit hat. Denn der Versuch, Deutschland bündnisfähig auch für Rußland zu erhalten, die Bismarcksche Politik des „zweiten Eisens im Feuer", ist endgültig gescheitert an dem seitdem hervorgebrochenen deutsch-englischen Gegensatze, der 1907 zur Verständigung Rußlands mit England und zur Tripelentente geführt hat. Wir glauben nicht, daß selbst eine Bismarcksche Staatskunst diese Wendung hätte aufhalten können. Bismarck hatte nur für ein kontinentales Deutschland zu sorgen. Das in Weltwirtschaft und Weltpolitik organisch und unaufhaltsam hineinwachsende Deutschland wuchs mit elementarer Notwendigkeit auch in neue Gegnerschaften hinein. Heute wäre es für uns nicht mehr möglich, Konstantinopel den Russen zu gönnen, oder wir müßten denn endgültig auf unsere Bagdadbahn verzichten und unsere überseeische Befriedigung ausschließlich in Zentralafrika suchen.

Wäre es den Jungtürken nach 1908 gelungen, ihren Staat zu regene-

rieren und mit voller Macht zu erfüllen, so hätte die Balkanhalbinsel aufgehört, Depressionsgebiet zu sein. Unser Interesse wäre dort gediehen, und der Weltfriede wäre vielleicht noch lange bewahrt worden. Wir überschätzten damals das jungtürkische Experiment und unterschätzten die junge Kraft der südslawischen Stämme und Staaten. Rußland spielte den Trumpf aus, sie zu organisieren durch den Balkanbund, der mit gewaltiger Stoßkraft die Türkei fast aus Europa gedrängt hätte. Dennoch war mit der Neugestaltung der Balkanhalbinsel durch den Bukarester Frieden noch nicht alles für uns verloren. Ein Staatensystem von kräftigen, zur Selbstbehauptung fähigen Staaten auf der Balkanhalbinsel wäre für uns an und für sich durchaus erträglich, und die verkleinerte Türkei konnte, mit Kleinasien als Kern, die Aufgabe, sich mit innerer Macht zu erfüllen, sogar leichter erfüllen als bisher. Unser Ideal von politischer Weltorganisation wäre einen wesentlichen Schritt vorwärts gekommen, und gerade Deutschland und Österreich konnten nach der Sprengung des Balkanbundes hoffen, daß die Balkanstaaten sich auch ferner gegenseitig in Schranken halten würden und daß ein Teil derselben seine natürliche Anlehnung bei ihnen suchen würde.

Da trat die Wendung zum Verhängnis dadurch ein, daß Serbien und Rußland in Österreich-Ungarn ein neues Depressionsgebiet, einen neuen Jagdgrund für sich zu erblicken glaubten. Der Nationalitätenhader in Österreich-Ungarn erweckte in ihnen die Hoffnung, daß dieses Staatswesen jetzt reif zum Untergange sei. Von Rußland her wurde uns zugeflüstert, daß wir uns an dem Geschäft beteiligen und Deutsch-Österreich für uns nehmen könnten. Wir hätten selbstmörderisch gehandelt, wären wir darauf eingegangen. Die deutsche Politik, und wir dürfen hinzusetzen, auch die deutsche Geschichtswissenschaft, hat in dem alten zählebigen Kaiserstaate immer ein nicht nur der Erhaltung wertes, sondern auch zur Selbsterhaltung fähiges Staatswesen gesehen, das sich noch aus allen Krisen immer wieder emporgerafft hat. Ein säkularer Staatsgedanke hat hier seit Ausgang des Mittelalters so feste Fundamente in Heer und Beamtentum und so starke gemeinsame Interessen und Gewöhnungen der zusammenlebenden Nationalitäten geschaffen, daß ein, so glaubten wir, unzerbrechlicher Kern von selbständiger Macht hier lebt. Und weit über Erwarten hinaus ist diese Hoffnung erfüllt worden. Die Mordtat von Serajewo, die den Träger einer Idee zu Boden warf, hat der Idee selbst, die getroffen werden sollte, einen Triumph verschafft. Es war ein ganz großer historischer Entschluß, in der österreichischen Geschichte nur voll vergleichbar mit der Erhebung Maria Theresias gegen ihre Gegner, als die österreichischen Staatsmänner am 23. Juli das Ultimatum an Serbien richteten, von dem sie sich sagen mußten, daß es zum Brandpfeil eines Weltkrieges werden konnte. Denn hinter Serbien stand, seine skrupellose Verschwörerpolitik begün-

ſtigend und beſchützend, mit finſterer und entſchloſſener Miene Rußland. Serbien und Rußland ſpekulierten auf die ſlawiſchen Inſtinkte in Öſterreich und Ungarn. Aber wie einſt die Ungarn im Jahre 1740 ihren Groll gegen die Habsburger vergaßen und ihr moriamur pro rege nostro Maria Theresia riefen, ſo verſtummte jetzt mit einem Schlage der Hader zwiſchen Deutſchen, Tſchechen und Magyaren vor den tieferen und mächtigeren Inſtinkten der Staatsidee und der Staatsnotwendigkeit. Sein oder Nichtſein der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie hieß für ſie alle, die bisher an ihr gezerrt und gemäkelt hatten, die Frage, die ihre Staatslenker ihnen ſtellten, und ſie bejahten entſchloſſen ihr Sein. Der Hiſtoriker hat ſeine Freude an dieſer Höhenluft der politiſchen Geſchichte, in der das nackte Felsgeſtein der mächtigen großen Staatsperſönlichkeiten zutage tritt. Und wir durften alle aufatmen, weil wir nun geſündere Zeiten für Öſterreich wie für Ungarn heraufziehen ſehen. Der Nationalismus des Ellbogens, der dort vielfach recht kindiſche Formen angenommen hatte, hat nun ſeine heilſame Schranke gefunden an dem gemeinſamen Staatsgedanken und — an dem gemeinſamen Kulturintereſſe. Das Grauen vor dem Moskowitertum hat Polen, Tſchechen, Kroaten und Slowenen in das Lager der mitteleuropäiſchen Kultur zurückgeführt.

Kein Zweifel alſo iſt, daß der entſcheidende offenſive Anſtoß zum Weltkriege von Serbien und Rußland ausgegangen iſt und daß Öſterreich in Notwehr handelte, als es den hingeworfenen Handſchuh aufnahm. Der Fernerſtehende konnte ſich einen Augenblick wohl die Möglichkeit vorſtellen, daß Öſterreich mit milderen Mitteln ſich ſeine Genugtuung von Serbien hätte erzwingen können. Statt der öſterreichiſchen Beamten, die nach der Forderung des öſterreichiſchen Ultimatums das Verfahren der ſerbiſchen Gerichtsbehörden kontrollieren ſollten, hätte der Paziſiſt etwa Beamte des Haager Schiedsgerichtshofes vorſchlagen können. Aber Öſterreich machte mit Recht geltend, daß die Härte ſeiner Forderungen nicht nötig geweſen wäre, wenn Serbien nach der Mordtat von ſich aus ſofort durch Vornahme einer Unterſuchung die Pflichten eines loyalen Nachbarn erfüllt hätte. Jede Abſchwächung der öſterreichiſchen Forderungen hätte die Serben in den Glauben verſetzt, daß Öſterreich den Krieg ſcheue, und hätte ihnen den Mut gegeben, ihr ſtinkendes Handwerk in Zukunft wieder aufzunehmen. Darauf durfte es Öſterreich diesmal unter keinen Umſtänden wieder ankommen laſſen. Der Exiſtenzkampf zwiſchen Öſterreich und Serbien war zur eiſernen Notwendigkeit geworden. Öſterreich mußte ihn wagen, auch um ſeinen eigenen Untertanen den Glauben an Öſterreich, der ins Wanken zu kommen drohte, wiederzugeben. Hätte es gezögert, ſo wäre es in der Tat in den Augen von Freund und Feind zu dem großen Depreſſionsgebiete herabgeſunken, in dem die chroniſche Kriegsgefahr brütet. In dieſem, aber

auch nur in diesem Sinne, darf man den durch das österreichische Ultimatum herbeigeführten Krieg einen Präventivkrieg nennen.

Auch wir durften es nicht mit ansehen, daß unser einziger zuverlässiger Bundesgenosse inmitten einer Welt von Feinden und lauen Freunden in den Wurzeln seines Daseins noch weiter unterwühlt und geschwächt wurde. Österreichs Sache war jetzt im vollen Umfange unsere Sache. Und den Krieg jetzt und gerade jetzt an Österreichs Seite aufnehmen, hieß zugleich ihn unter den für uns denkbar günstigsten Umständen führen. Denn obwohl Österreich im Grunde ebenso stark an Deutschlands Existenz interessiert ist, wie Deutschland an Österreichs, so gibt es doch Lagen und hat es Lagen gegeben, in denen Österreich nicht mit derjenigen Entschlossenheit mit uns kämpfen kann, die es heute entwickeln muß. Ein Krieg um Marokko, wie er 1905 und 1911 uns drohte, hätte nie die moralischen Kräfte in Österreich und Ungarn entflammen können, die heute dort wirken. Heute haben wir das Maximum österreichischer Leistungsfähigkeit auf unserer Seite, und die deutsch-österreichische Koalition ist in der Energie ihrer Kriegführung frei von allen Schwächen, die sonst einem Koalitionskriege anhaften.

Sollen wir es noch ausdrücklich sagen, was in uns allen als stärkste Siegesbürgschaft lebt, daß auch wir mit einem Maximum von moralischer Kraft in diesen Krieg getreten sind? Alle Zweifel und Bedenken, die uns in den ersten Tagen der Weltkrisis noch beschleichen konnten, sind abgetan. Man sprach damals wohl von blinder Nibelungentreue, von schwarzgelber Ausbeutung Deutschlands, von unselbständigem Hineingerissenwerden, weil wir den Wortlaut des österreichischen Ultimatums vor seiner Absendung nicht gekannt hätten. Den brauchten wir auch gar nicht zu kennen, aber wir kannten, wie das Deutsche Weißbuch zeigt, die österreichische Absicht und billigten sie. „Wir waren uns hierbei," so heißt es in ihm, „wohl bewußt, daß ein etwaiges kriegerisches Vorgehen Österreich-Ungarns gegen Serbien Rußland auf den Plan bringen und uns hiermit unserer Bundespflicht entsprechend in einen Krieg verwickeln könnte." Wir wünschten nicht den Krieg, aber wir wollten und durften dem Kriege, wenn er an dieser Frage sich entzündete, nicht ausweichen. Wer Österreichs Genugtuung hinderte, der mußte als der eigentliche Urheber des Weltkrieges gelten. Das verstand und billigte die ganze Nation, nachdem sie einmal den ganzen Gedankengang unserer Regierung erkannt hatte, bis in die Reihen der prinzipiellen Kriegsgegner hinein. Aber das Volk verlangt in solchem Momente nicht nur den zwingenden politischen Gedankengang, sondern die Anschaulichkeit der Hybris und Sünde des Friedensstörers, und dafür sorgte Rußland. Indem es unvermittelt rüstete und seine Rüstungen mit falschem Ehrenworte abschwur, indem es unter brünstigen Friedensbeteuerungen zur

vollen Mobilmachung schritt, ohne den Erfolg der deutsch-englischen Vermittlungsaktion in Wien abzuwarten, zeigte es die glühenden Augen des Wolfes, gegen den man ohne Zögern die Axt erheben muß. Wir werden uns hinterdrein ja sagen müssen, daß die deutsch-englische Vermittlungsaktion, wenn Rußland die Geduld gehabt haben würde, sie abzuwarten, sehr bald an einen toten Punkt geführt haben würde, denn eine wirklich durchgreifende Genugtuung Österreichs in Serbien würde Rußland nie zugegeben und England von Rußland nie zu erzwingen versucht haben.

Denn Österreich stellte, wenn es auch die territoriale Integrität Serbiens zu achten versprach, Forderungen an Serbien, die dessen Souveränität antasteten. Rußland hatte ganz recht, wenn es bemerkte, daß solche Forderungen einen Staat tiefer verwunden können als eine Gebietsabtretung. Freilich es ignorierte dabei alle vorhergegangenen Provokationen und die bittere Notwehrlage, in der Österreich war. So gewaltig gespannt, so unversöhnlich war der Gegensatz zwischen Österreich und Serbien durch die Tat von Serajewo geworden, daß nur ein Kampf auf Tod und Leben übrig blieb. Österreich mußte also seine Verteidigung in der Form einer politischen und militärischen Offensive führen. Mußte auch Rußland aus ebenso zwingenden und vitalen Motiven das Schwert ziehen? Hätte es der Züchtigung Serbiens untätig zugesehen, so hätte es sein Prestige und seine beanspruchte Führerstellung auf der Balkanhalbinsel verloren und alle schweren Opfer eines Jahrhunderts, sie zu erringen, vergebens gebracht. In diesem Momente also konnte Rußland, wie wir zugeben, nicht anders handeln, wenn es sich selbst getreu bleiben wollte. Wir rechtfertigen damit natürlich nicht die üblen Formen seines Handelns, sondern machen uns nur den Kern seines Handelns, — und auch nur seines momentanen Handelns klar. Aber um so herber und schärfer wird die Anklage, die sich gegen die russische Politik des ganzen letzten Jahrhunderts richtet. Das russische Reich krankt schon in seinem eigenen Länderbestande daran, daß es weit über die gesunden Grenzen eines Nationalstaates hinausgewachsen ist und nur durch die Mittel eines kulturfeindlichen Despotismus die höherstehenden Nationalitäten seiner Westmarken zu beherrschen vermag. Den natürlichen Trieb nach Expansion, den jede große und kräftige Nation hat, konnte es reichlich in Zentral- und Ostasien befriedigen, an ungehobenen wirtschaftlichen Schätzen ist es überreich, und die Meeresküsten der Ostsee und des Schwarzen Meeres genügten vollauf für den Austausch mit dem Westen. Die Balkanhalbinsel kann, nachdem sie sich mit selbständigen, zur Selbstbehauptung fähigen Staaten erfüllt hat, in keiner Weise mehr als legitime Herrschaftssphäre Rußlands gelten. Indem es aber die großserbische Propaganda gegen Österreich ermunterte, gab es das klassische Beispiel eines ungesund überspannten, in fremde Sphären gewaltsam über-

greifenden Machtdranges. Und es will den nahen Orient, der ihm zu entgleiten droht, gleichsam mit beiden Armen umklammern, um das Herzstück Konstantinopel zu gewinnen. Allbekannt ist, daß im Januar 1913 ein deutsches „Bis hierher und nicht weiter" den russischen Einmarsch in Armenien gehemmt hat. Die Russen haben uns das nicht verziehen. Es hat ihre nationalistische Erbitterung gegen Deutschland maßlos gesteigert und ihre alte These, daß der Weg nach Konstantinopel über das Brandenburger Tor führe, wieder akut gemacht. Von jenen Januartagen des verflossenen Jahres zu den Julitagen dieses Jahres führt eine gerade Linie.

Unser Wunsch, den Bestand der kleinasiatischen Türkei zu erhalten, war damals auch der Wunsch Englands. Schon hatte es während und nach dem Balkankriege den Anschein, als ob eine entscheidende Wandlung in den Zielen der englischen Politik vor sich ginge, als ob nicht mehr Deutschland, sondern Rußland ihr als die größere Zukunftsgefahr gelte. Wir dürfen auch heute uns darauf verlassen, daß der alte englisch-russische Weltgegensatz in Asien durch das jetzige Kriegsbündnis der beiden Mächte keineswegs erloschen ist. England kann um Indiens, Persiens und Ägyptens willen nie und nimmer eine größere Machtausdehnung Rußlands im nahen Orient wünschen. Der Sinn seiner jetzigen Kriegführung ist schlecht und recht der, daß es Deutschland und Österreich als seine Soldaten gegen Rußland, — und Frankreich und Rußland als seine Soldaten gegen Deutschland benutzt. Es ist seine alte Politik des „kontinentalen Degens", nur verdoppelt und verschränkt und in der Tat so kompliziert, daß sie für England so oder so recht übel auslaufen kann. Das scheint sich auch Sir Grey im Anfange der Verwicklung gesagt zu haben. Seine letzten Ende Juli in Wien gemachten Vermittlungsvorschläge in der serbischen Frage, die von uns ja unterstützt wurden, können ganz aufrichtig gemeint gewesen sein. England wäre wohl ganz zufrieden gewesen, wenn durch Lokalisierung und rasche Beendigung des österreichisch-serbischen Krieges der Weltfriede noch auf einige Zeit erhalten worden wäre. Aber es hatte seinen dolus eventualis dabei. Es wünschte die Gelegenheit schon zu benutzen, um Österreich und Deutschland eine diplomatische Niederlage beizubringen. Es wollte auch nur einiges, aber nicht alles, was in seinen Kräften stand, für den Weltfrieden tun. Es hätte durch energischen Druck Rußland und Frankreich vom Kriege zurückhalten können, aber es hätte dann riskieren müssen, daß die Tripelentente in die Brüche ging, und es hätte sich entschließen müssen, einen Frontwechsel vorzunehmen und Deutschland die Hand zu bieten. Es wäre die Gipfelung und der innere Abschluß der deutsch-englischen Verhandlungen der letzten Jahre über Afrika und Mesopotamien gewesen, die einem für uns leidlich befriedigenden Ergebnisse schon ganz nahe waren. Aber dem Stolze und der Eifersucht Englands widerstrebt es aufs tiefste, Deutsch-

land als gleichberechtigte Weltmacht anzuerkennen. England kann auf dem Kontinente nur einen „kontinentalen Degen" zum Freunde haben, und wußte, daß Deutschland sich dazu nicht hergeben würde. Deutschland war über diese Rolle hinausgewachsen, und alle Beängstigungen und Sorgen Englands über Deutschlands wachsende Kriegsflotte, Handel, Industrie usw. schlugen nun wieder zur Flamme empor. Wir haben, so wird man sich in London gesagt haben, diese Gelegenheit, Deutschland niederzuschlagen, nicht gesucht; aber nun sie sich uns bietet, wollen wir sie mit Kraft benutzen.

Dieser Gedankengang schimmert durch die Aktenstücke des englischen Weißbuches überall hindurch. Sir Grey wollte durch dieses der Welt beweisen, daß Österreich und Deutschland die Schuld am Kriege trügen. Er hat in Wahrheit bewiesen, daß Rußland und Frankreich von vornherein mit Sicherheit auf den Rückhalt Englands rechneten. Freilich haben die englischen Diplomaten ihre Worte geschickt gesetzt. Sie sagten mit dem Munde nein und zwinkerten mit dem Auge ja. Die öffentliche Meinung meines Landes, sagte der englische Botschafter Buchanan am 24. Juli zu Sassonow, wird nie einen Krieg um Serbiens willen billigen. Ihr dürft nicht vergessen, erwiderte Sassonow, daß die serbische Frage nur ein Teil der allgemeinen europäischen Frage ist und daß England sich niemals von den aus ihr erwachsenden Problemen wird ausschließen können. Er durfte der innersten Zustimmung Buchanans und Greys dazu gewiß sein. England behauptet jetzt: Ein einziges Wort Deutschlands in Wien würde den Krieg verhindert haben. Deutschland kann darauf nur erwidern, daß ein einziges Wort Englands in Petersburg den Krieg verhindert haben würde. England hat, wie die Akten seiner Politik beweisen, die bittere, unentrinnbare Zwangslage, die Österreich das Schwert gegen Serbien in die Hand drückte, nun einmal nicht im vollen Umfange anerkennen wollen, hat umgekehrt aber die russischen Übergriffe von vornherein ermutigt und so das Feuer geschürt. Sein erster Vermittlungsvorschlag, der darauf hinauslief, Österreich vor einen europäischen Areopag zu stellen, war darauf berechnet, zugleich Österreich zu demütigen und es gegen Deutschland, das zur Beteiligung an dieser Art von Vermittlung eingeladen wurde, aufzubringen. England hat dann seine Maske fallen lassen, als in den letzten Julitagen der deutsche Reichskanzler und Fürst Lichnowsky nach den Bedingungen, unter denen es neutral bleiben würde, fragten. Wir waren bereit, ein schweres Opfer nach dem anderen dafür zu bringen. Wir wollten Frankreichs europäischen Besitzstand schonen und nur auf französische Kolonien, wenn wir siegten, Anspruch erheben. Wir haben dann auch diesen Anspruch fallen lassen, um Englands Neutralität zu erkaufen. Wir boten an, Belgiens Neutralität zu respektieren. Ja, in allerletzter Stunde war die deutsche Regierung, wie Grey im Parlamente am 3. August

mitteilte, sogar bereit, für den Fall der englischen Neutralität die deutsche Flotte von jedem Angriff auf die nördliche Küste Frankreichs fern zu halten. Wir hätten also nur das Recht übrig behalten, uns an den Festungsmauern von Französisch-Lothringen den Kopf blutig zu stoßen. Eine klug rechnende englische Politik hätte uns dies Recht auf einen gewaltigen Aderlaß im Westen vielleicht gegeben, weil es verbunden war mit dem Rechte, dem alten Weltgegner Englands im Osten zur Ader zu lassen. Zum Glück für unsere Kriegführung aber hat Grey sich schlechterdings auf keinen Neutralitätspakt einlassen wollen, der England verhindert haben würde, den deutschen Handel und die deutsche Seemacht zu vernichten. Deutschland durfte den Korb, den es von Grey erhielt, aber auch als ein Kompliment für sein Heer auffassen. Grey fürchtete höchstwahrscheinlich unter allen Umständen, auch bei einer Beschränkung der deutschen Kriegführung auf die elsaß-lothringische Basis, Siege Deutschlands über Frankreich. Es soll aber, so will England, unter allen Umständen verhindert werden, daß Deutschland durch diesen Krieg mächtiger werde als bisher; es soll der ganze Druck, unter dem Deutschland seit der Einkreisungspolitik steht, erhalten und womöglich gesteigert werden. Deswegen soll Frankreich in seiner ganzen bisherigen Großmachtsstellung erhalten werden. „England wird," so sagte Cambon zu Grey am 31. Juli, „doch nicht den Fehler von 1870 wiederholen, durch den es Deutschlands enormes Wachstum zuließ." Greys Antwort lautete dilatorisch, aber Cambon konnte nicht zweifelhaft sein, wie sie gemeint war.

So hat England mit leiser, aber fester Hand den Schicksalsknoten für uns geschürzt. Wir konnten ihn nur mit dem Schwerte zerhauen, wenn wir selbständig und frei leben und atmen wollen. Wir rückten in Belgien ein, wir nahmen das Odium des Neutralitätsbruches auf uns und gaben dadurch dem berufsmäßigen Neutralitätsbrecher jenseit des Kanals den bequemen Kriegsgrund, — der ganze Gang der kriegerischen Ereignisse seither zeigt, daß wir richtig gehandelt haben. Der Weg zum Herzen Frankreichs, den wir uns nun im Druck und Gegendruck der Millionenheere erzwingen müssen, führt uns auch zu der Stelle, von der aus einst Napoleon im Jahre 1805 den Stoß ins Herz von England führen wollte.

Napoleons Riesenkampf gegen England darf uns freilich nur Vorbild sein in der unbedingten kriegerischen Energie, nicht in den Zielen der Machtpolitik. Wir haben den Krieg als Verteidigungskrieg zum Schutze Österreichs gegen Rußland auf uns nehmen müssen. Aber jeder große Krieg entfesselt sofort alle in den Tiefen des Staats- und Volkslebens zurückgehaltenen Bedürfnisse und Ideale, — edle und grobe Wünsche, auf Notwendiges und auf Entbehrliches gerichtet, durcheinander. Die gar zu

Eifrigen wollten gleich schon nach den ersten Siegen Ost- und Westeuropa neu verteilen; die gar zu Klugen mahnen ängstlich ab von jedem Nachsinnen über die Zukunft, solange die Wage der Entscheidungen noch schwankt. Und doch braucht eine Nation, die im Kampfe der Schlachten um ihre Existenz ringt, den Anblick großer und seelenerhebender Ziele. Das deutsche Volk will kein Erobervolk, aber ein Weltvolk werden. In dem Ideale eines Weltvolkes klingen staatliche, wirtschaftliche und geistige Wünsche und Hochgefühle zusammen, und der deutsche Begriff vom Weltvolke besagt, daß nicht Einförmigkeit, sondern Vielheit der Kräfte, Mannigfaltigkeit, Individualität die Welt erfüllen soll. Daß überall in der Welt Starke neben Starken wohnen, wäre, so sagten wir im Anfang, die größte aller Friedensbürgschaften. Aber bedrückende Übermacht einzelner Starker kann nicht geduldet werden. England und Rußland waren über die gesunden Maße einer Weltmacht hinausgewachsen und bedrohten das gesunde Dasein der übrigen Nationen. Frankreich hat sich ein übermäßiges Kolonialreich zusammengerafft, das es nur äußerlich beherrschen, nicht fruchtbar erfüllen kann. Wir wollen uns neben ihnen als gleichberechtigte und gleich starke Weltmacht durchsetzen und dann mit unserer Macht den deutschen Begriff des Weltvolkes verwirklichen.

# Das Schiff

## Roman von Johannes V. Jensen

(Schluß)

### Der Große Bär

Nach der Einnahme von Luna stachen die Lodbrogsöhne wieder in See, keineswegs mutlos, weil ihre Hoffnung diesmal fehlgeschlagen war; jetzt kannten sie eben aus Erfahrung einen Ort mehr, wo die glücklichen Inseln nicht gesucht werden mußten; sie hielten ihre Sache durchaus nicht für verloren. Auf Grund der Erfahrungen aber, die sie gesammelt hatten, glaubten sie, daß die Inseln anstatt östlich, eher in einer anderen Gegend des Weltmeers außerhalb der Straße von Gibraltar, westlich oder südlich von Mauritanien, gesucht werden müßten.

Es kann indessen nicht geleugnet werden, daß die Sehnsucht der jungen Wikinge eine Veränderung erfahren hatte, sie war weniger frisch. Der Aufenthalt im Süden war nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Die Wärme, nach der sie so heftig verlangt hatten, wurde ihnen nach und nach zu einer Bürde, besonders die Augen fingen an darunter zu leiden, sogar die Jüngsten hatten Runzeln bekommen, weil man die Augen bei der starken Sonne immer zukneifen mußte. Dem entsprach außerdem ein gewisser innerer Mangel an Spannung, der weit von dem unersättlichen Weltappetit entfernt war, der sie seinerzeit aus der Heimat fortgetrieben hatte. Ohne es zu wissen waren sie am Ziel ihrer Träume gewesen und kehrten jetzt von dort zurück. Die Hoffnung war stehen geblieben, aber sie hatten sie ihres Inhalts entleert.

Das Absterben kam durch eine beginnende Haltlosigkeit im Heer zum Ausdruck. An Stelle des überzeugten Zielbewußtseins der Träume, das jedem einzelnen Haltung gegeben und sie in schwellender Einheit verbunden hatte, war Selbstbewußtsein im kleinen getreten, jeder einzelne trachtete nach seinem privaten Himmelreich, was bescheiden genug war: sein bißchen Willen durchzusetzen. Der Geist auf den Schiffen war im Begriff zu verfallen. Ein Teil ergab sich dem Trunk, was bekanntlich stets der naheliegende Richtweg zum Himmelreich ist, die Mehrzahl lehnte sich gegen den Zusammenhang an Bord auf. Reibungen und Zweikämpfe um Beute, hauptsächlich bei Verteilung der weiblichen Gefangenen, waren an der Tagesordnung. Man gab sich nicht mehr damit zufrieden, seinen Anteil wie sonst durchs Los zu bekommen, man wollte selbst nehmen, es gab keinen noch so jungen Fant an Bord, der sich nicht übers Schiffsgesetz erhaben fühlte, ein fürstliches Gefühl natürlich, das indessen zur Folge hatte, daß das Heer geschwächt wurde und vorm Feind nicht mehr viel wert war

Die vorzügliche persönliche Form, die die Krieger von Haus aus gehabt hatten, war auch im Begriff, sich aufzulösen; einige waren von ungesunden Strapazen abgemagert, andere von Fett, in dem kein Halt war, aufgedunsen. Statt der groben nordischen Kleider, die der Absicht, den Körper gegen das Wetter zu schützen, entsprachen, überluden sie sich mit Seide und Scharlach, salbten sich sogar wie die Orientalen mit Desmer und Myrrha, so daß sie nach ganz anderen Tieren rochen als sie in Wirklichkeit waren. Die Todesverachtung war just nicht im Abnehmen, wohl aber die Sieggewißheit, mehr und mehr fielen in den Schlachten, nicht weil es ihr Schicksal gewesen, sondern weil die Unsterblichkeit im buchstäblichen Sinn in ihnen gebrochen war. Die Mannschaft auf der Flotte schmolz bedenklich zusammen.

Da kam der große Schiffbruch. Es war in der Straße von Gibraltar, wo über die Hälfte der Flotte mit einem ungeheuren Verlust von Menschenleben, Gefangenen und Gut unterging. Als dies geschah, war man noch nicht auf dem Heimweg, hatte die Reise nach den glücklichen Inseln noch nicht aufgegeben, nach dem Unglück aber wollten die, die es überlebt hatten, nach Hause. Unbedingt.

Bitter war der Tag, als sie in einem Orkan, der sie durch die Straße von Gibraltar trieb, während ein rasender Strom, der ihnen entgegenkam, sie am Herauskommen verhindern wollte, zusehen mußten, wie ein Schiff nach dem andern den Kampf hoffnungslos aufgab und in den Wogen verschwand. Schwer war es, später an die erhobenen, sinkenden Arme der Freunde in dem schäumenden Meer zu denken. Dort ertrank über die Hälfte der Normannen. Diesen Unwettertag bei der Klippe von Nörrasund, die im Meerrauch verschwand, überlebte niemand, ohne freundlos zu werden.

Einen unerhörten Schaden erlitten sie durch den Verlust all der Reichtümer, die sie durch monatelange Lebensgefahren und Kriege erworben hatten, unersetzliche Kostbarkeiten, südländische Kleider und Schmucksachen von herrlichster Arbeit, wunderbare spanische Waffen, Räuchergefäße, Meßgewänder mit Kreuzen von echtem Goldbrokat, schöne karfunkelbesetzte Altarbücher, mauritanische Stoffe und Lederarbeiten, Zaumzeug und Steigbügel mit Silber eingelegt, Klosterkleinodien aus Südfrankreich, Kruzifixe, gestickte Altardecken, Leuchter, Monstranzen, gegossene und geschnitzte Bilder, Heiligenschreine, Kelche in Gold und Silber, außerdem bares Geld in Scheffeln; das Tageslicht hörte für viele beim Gedanken an all die Schätze, die jetzt auf dem Meeresgrund lagen, zu scheinen auf.

Die Muspelsöhne bekamen an jenem Tag schmale Lippen; hätten sie Tränen im Kopf gehabt, würden sie sie mit Blut als Zugabe vergossen haben. Denn sie waren große Sammler, die tätigsten auf der Flotte. Zu Anfang der Seefahrt, als sie noch grün waren, hatten sie gierig alles

mögliche rostige Gut auf die Schiffe geschleppt, hatten Nägel aus den Häusern gebrochen und mitgenommen, bis die Schiffe am Sinken waren; dann entdeckten sie, daß Silber besser sei und warfen all ihr Eisen über Bord, luden jetzt ausschließlich mit Silber und füllten die Schiffe damit. Natürlich lernten sie bald, daß Gold, Kleider und Gefangene noch besser seien; sie waren nach und nach die Reichsten auf der ganzen Flotte geworden. Und jetzt mußten sie mit eigner Hand ihre Schätze über Bord werfen, um die Schiffe zu entlasten, und noch dazu froh sein, daß sie das nackte Leben retteten. Mit leeren Händen waren sie ausgereist, mit leeren Händen kamen sie zurück, nachdem alle Reichtümer der Welt durch ihre Finger gegangen waren.

Keiner vergaß so leicht den jammervollen Anblick, als die Gefangenen ihre gefesselten Hände in die Höhe streckten und auf den überfüllten Schiffen um ihr Leben miauten, bis die Seen sie auf den Mund schlugen und sich über ihre gebeugten Köpfe schlossen. Das Todesgebrüll des Viehs im Sturm! Die schönen arabischen Pferde, die vor ihrem engen Spilltau, das quer durch die Schiffe ging, stumm mit hocherhobenen Köpfen vor den Wogen standen, die Nüstern gebläht, mit blutdurchschossenen Augen, bis sie sich im Wahnwitz losrissen und geradeswegs in das nasse Grab sprangen! Es war nicht, als ob einige Tiere umkamen, sondern als ob das Pferd selbst, das letzte Pferd der Welt, seinen Tod in den Wogen fände.

Das unerbittliche Meer nahm natürlich vor allem die Schiffe, die am schwersten geladen waren – doch mit einer Ausnahme: König Haasteins Schiff, das schwerste von allen, bis an die Reling mit Raub und Kostbarkeiten geladen, hielt stand!

Warf er ein einziges Lot edles Metall über Bord, opferte er irgendeiner ihm bekannten oder unbekannten Macht, oben oder unten, einen Pfennig, um dem Sturm standzuhalten? Keineswegs. Als er aber am härtesten bedrängt war und Rettung unmöglich schien, erinnerte er sich des Geschmacks hier in den Mittelmeerländern, der fetten Mundwinkel der Eingebornen, und spendierte dem Meer ein Faß Öl. Und allsogleich legten die Wogen sich! Sieh, sieh, die Götter des Meeres liebten also wirklich wie alle Südländer das Öl, es war ihnen gern gegönnt, auf noch ein Faß sollte es ihm nicht ankommen. So fand Haastein sich mit dem Meer im Süden ab und brachte sein Schiff, das selbst bei ruhigem Wetter dem Versinken nah war, glücklich durch das Unwetter.

Der Sturm aber war ein Reinigungsbad für die Normannen, war die Meerprobe, die von Anfang an zwischen ihnen gewählt hatte und die auch jetzt zwischen ihnen entschied. Nur die ihr standhielten, sollten den Norden wiedersehen. Den Rest behielt das Meer.

Die Verlebten, die Trunkenbolde, deren Seele durch Trinken mürbe ge-

worden war, die Kitzligen, die das rauhe Leben nicht mehr schätzten, die Erloschenen, die keine Willenskraft mehr besaßen, von den Vielfressern gar nicht zu reden, die für Bauch und Riemen nicht mehr Platz auf der Ruderbank finden konnten, sie alle sammelte das Meer zu einem Bund in seiner Hand und bog sie, und wer den geringsten Schaden hatte, geistig oder körperlich, mit dem er auf dem festen Boden vielleicht alt geworden wäre, der brach bei der Meerprobe zusammen, sank und kam nicht wieder zum Vorschein.

Was übrig blieb, waren fehlerfreie Männer, die ebenso gesund aus der Straße von Gibraltar herauskamen, wie sie hineingefahren waren. Sie konnten noch wochenlange Nachtwachen vertragen und Tag und Nacht in Sturm und Strom auf einem offenen Schiff stehen, von eisigem Salzwasser durchtränkt, aber mit klarem Kopf, obgleich sie nur salzigen stinkenden Speck als Kost bekamen und Regenwasser, das sie in einem geteerten Segel aufgefangen hatten, voller Hoffnung, wenn auch alle Hoffnung verloren schien, kochend von innerem Leben, solange das Wasser ihnen nicht weiter als bis an den Hals reichte, und es mit einem Fluch von sich prustend, wenn es ihnen bis an den Mund ging. Nur reine, willensstarke Männer überlebten den Schiffbruch.

Und jetzt richteten sie ihren Blick zum Großen Bären hinauf, in einer plötzlich unwiderstehlichen Sehnsucht nach dem Norden. Schon lange hatte die Sehnsucht in ihrem Gemüt verborgen gelegen, vielleicht seit dem Augenblick, wo sie in die Welt hinausfuhren; jetzt brach sie mit Gewalt durch.

Der Große Bär drehte sich in seiner vorgeschriebenen Bahn am Nordhimmel, bald im Gleichgewicht und bald schwankend, wie um sein Wesen auszudrücken; seine Sterne funkelten weit voneinander und einsam, und doch am Himmel zusammengehörend wie eine Geschwisterschar. Die Nordländer kamen sich vor wie verirrte Kinder, wenn der Große Bär über ihren Köpfen entzündet wurde, so nah und doch in der Fremde! Sie hatten das Sternbild zum erstenmal von Mutters Arm aus gesehen, noch bevor sie fassen konnten, was sie sahen; später hatte man ihnen erzählt, daß es der Große Bär oben im Himmel sei, und sie hatten deutlich sehen können, sahen es noch jetzt deutlich, wie er dort oben mit bereiften Tatzen in der blauen Einöde ging, immer lustig und allein, immer stumm und immer derselbe.

Und da lernten sie eine Sehnsucht, die sie zu Hause nicht gekannt hatten, die Sehnsucht nach den Winterwundern in der nordischen Natur. Sie träumten, daß sie wieder auf dem rauhen Schnee gingen und ihn wie Eisen unter den Füßen klirren hörten, sie hatten Verlangen nach unendlichen blendenden Schneefeldern, frostklaren Nächten mit Sternen überm

Kopf und einem Sternenteppich von frischgefallenem und knisterndem Schnee unter den Füßen. Gespenstische Nächte mit Vollmond und geisterhaften Welten von meilenweitem Schnee, das scharfe Geheul der Füchse durch die klingende Luft und ein sachtes Tröpfeln des Schnees von den Bäumen im Walde.

Die frischen glücklichen Tage im Freien, wenn die Sonne den Reifnebel durchbrach und wie ein kaltes weißes Feuer auf ihrer Bahn funkelte, wilde Wolfsjagden im Gebirge mit Hunden und Knüppeln! Meilenweite Fahrten auf den zugefrorenen Sunden mit einem Paar Tierknochen unter den Füßen festgebunden und einem Stachelstecken in jeder Hand. Aalfang fern von menschlichen Wohnungen, ganz allein mit dem dröhnenden Eis, vom frühen Morgen an, bis die gebrechlichen Sterne des Großen Bären aus der Dämmerung traten und der Eisboden von Ufer zu Ufer den Mond und die zunehmende Kälte anzubrüllen begann!

Die großen Schneestürme, die Leute und Vieh wie lebendig begraben drei, vier Tage eingeschlossen hielten, bis alle Welt wie ausgestorben dalag, eine Urdüsternis, in der nur gewaltige Heere von Schnee aus allen vier Himmelsrichtungen zusammentrafen und eine Schlacht lieferten! Und wenn die eisigen Mächte dann endlich ausgekämpft hatten und man aus den Häusern kam, dann lag die Erde unter Bergen von Schnee begraben; von den Wohnungen war kaum eine Spur zu sehen, nur Rauch, der aus einem bräunlichen Loch im Schnee kam, das mit langen, blitzenden Eiszapfen behängt war, wie ein Rachen voller Zähne. Die Nachbarn gruben sich gegenseitig aus, das Vieh stand in den Ställen wie in unterirdischen Höhlen und blickte die Leute mit klaren mystischen Augen an. Ho!

Alles dies vermißten sie, wenngleich sie es nicht für möglich hielten, daß man so etwas vermissen könne. Mit dem Innersten ihrer Seele, dem, worin sie von anderen verschieden waren, sehnten sie sich nach Hause. Der Große Bär rief. Und das Blut, die Kindheit rief, es war nicht anders, dort oben im Norden war jemand, den sie wiedersehen mußten.

Bereits als sie in Mauritanien waren und Mohren schlachteten, hatte das Heimweh sich gemeldet. Die Chronik hat eine Bemerkung aufbewahrt, die einer der Lodbrogsöhne zu einem seiner Brüder machte, unmittelbar bevor sie in eine Schlacht gingen.

„Bruder," sagte er, „es ist eine große Dummheit und Torheit, daß wir von einem Land zum andern durch die ganze Welt ziehen und uns selbst totschlagen, anstatt unser Heimatland zu verteidigen und dem Willen unseres Vaters zu gehorchen; er ist jetzt allein und fern von seiner Heimat, lebt in einem Lande, das nicht sein eigenes ist; der Sohn, den wir bei ihm zurückließen, ist ermordet worden, wie mir offenbart worden ist, (es war ihm

in einem Traum offenbart worden, und ein anderer Sohn ist in einer Schlacht gefallen. Wer weiß, ob Vater selbst der Schlacht lebendig entronnen ist!"

Die Chronik fügt hinzu, daß es sich ganz richtig so verhielt, wie ihm ahnte; Regner Lodbrog war tot, im Kampf gegen König Aelde gefallen, als seine Söhne von ihrer Fahrt nach dem Lande der Jugend zurückkehrten. Die Heimkehr im tieferen Sinn war ihnen versagt.

Tag und Nacht fuhren die Normannen bei günstigem und ungünstigem Wind mit Segel und Riemen, um nach Hause zu kommen.

Sie hörten die Zugvögel in der Nacht, erkannten den Kiebitzschrei oben in der flötenden, rufenden wilden Jagd über ihren Köpfen im Sternendunst und bekamen ein wildes Verlangen nach den nordischen Ufern. Der Große Bär glänzte über ihrem Ziel im Norden, im Süden war die Welt verlöscht, war nicht mehr in ihren Gedanken; die Palmen und all das übrige Immergrün, die Feigen und das Trampeltier und die moschusduftenden Frauen, das alles lag nun unterm Horizont hinter ihnen, wie Dinge, deren sie sich wohl erinnerten und die sehr wirklich waren, mehr aber auch nicht.

Jetzt stand der Norden vor ihnen wie das Wunderbare, all die kleinen vertrauten Dinge, von denen sie sich so weit entfernt hatten, daß sie fürchteten, sie für ewig verloren zu haben.

Wie war es daheim in Schweden, konnte man noch nach Hause kommen und sich einen Löffel aus dem süßen Birkenholz schnitzen, wenn die Rinde sich im Frühling von dem triefend nassen Stamm löste, und gemeinsam mit dem Alten Buchweizengrütze aus einer Schüssel löffeln, ob Schwesterlein noch mit dem Kopf nach unten vor der Ziege stand und ihr blondes Haar mit ihrem struppigen Fell vermengte, während sie sie melkte, ob die kleinen Kühe mit den Holzschellen um den Hals noch im Wacholdergehölz gingen und nach etwas Grünem unterm Reif schnüffelten? Dampften in der Mittagssonne noch die kahlen, aufgetauten Flecken auf den Dächern der Häuser?

Ach, die Frauen in Northumberland, die so verlassen auf der Landzunge gestanden hatten, als man fortreiste, grau und betrübt im Nebel, ob sie noch immer dort standen? Die Lerchen in England, die grünen Wälle oberhalb der steilen Felsufer, wo das Meer tief, tief unten milchweiß schäumte und die Lerchen auf der luftigen Grenze zwischen Land und Meer schwebten — war das noch alles ebenso? Sie hatten nicht auf die Lerchen geachtet, hatten nicht verweilen können; ob der englische Frühling, dem sie untreu geworden waren, sie wieder aufnehmen würde?

Norwegen, sang es in den Riemen, wenn sie in den langen unendlichen Nächten taktfest in den Ruderbändern knarrten, Norwegen!

Die Männer saßen tagelang schweigend auf den Schiffen, jeder mit einem Bild vor dem inneren Auge, das sich mehr und mehr aufdrängte, irgendeine Landschaft, eine Küste oder eine Insel daheim, ein kleines Gehöft, eine einsame Besitzung im Walde, wo der Mann wieder und wieder Ausguck nach dem Wetter hielt und die alte Frau mit gesenktem Kopf Korn auf dem Stein vor der Tür schrotete. Die bodenlosen nordischen Wälder, überall offen und dennoch wie mit dem Riegel des Märchens verschlossen! Das Gnomengebrüll der Binnenseen zur Mittwinterszeit in den langen schwarzen Nächten, und der kühle meilenweite Widerhall aus verschneiten Wäldern!

Und wenn es dann Sommer wurde, der liebliche nordische Sommer! Das Gaukeln des Kuckucks in den Tälern, der Liebeszauber der Frösche an den langen ruhigen Abenden! Die hellen Nächte! Die Mädchen, die um die Mitternachtsstunde draußen lustwandelten mit Tau im Haar, und arme Burschen zum Narren hielten, lachlustig und schlagfertig, solange mehrere beisammen waren, aber bebend still, wenn es einem glückte, mit ihnen allein zu bleiben in der hellen Nacht . . .

Gegen Ende der Reise saßen die Wikinge ganz stumm auf den Bänken, ruderten nur, ruderten aus allen Kräften, um nach Hause zu kommen.

Die Lodbrogsöhne fanden die Goldländer nicht, aber es scheint, daß der Ausflug sie gelehrt hatte, mit Ländern aus gewöhnlicher Erde und heimatlichen Steinen fürlieb zu nehmen, jedenfalls blieben sie den Rest ihrer Tage im Norden.

Die Träumerreise hatte ihren Glauben an das, was sie besaßen, gestärkt. Die Eroberungsarbeit in England schritt jetzt mit verdoppelter Kraft voran; was König Regner vorbereitet hatte, vollbrachten die Söhne, Nord-England kam in festen normannischen Besitz.

Die Lodbrogsöhne wurden Könige und verknüpften nordischen Geist mit Heldentaten in England, Dänemark, Norddeutschland, Norwegen, Schweden und Rußland. Die meisten von ihnen bekamen den Tod nicht in gewöhnlichem Sinn zu schmecken, sie fielen auf Heerzügen in ihrer vollen Manneskraft, ihre Gestalten werden stets die Unsterblichkeit der leuchtenden nordischen Jugend bewahren.

Haastein verbrachte den Rest seines Lebens mit ununterbrochenen Kriegszügen zwischen Frankreich und Südengland, hin und her über den Kanal, hier und nirgends anders gedachte er sich festzusetzen. Nach den Reisen und königlichen Zerstreuungen seiner Jugend fand er Geschmack daran, durch langjährige harte Arbeit an Ort und Stelle den Boden für kommende Generationen vorzubereiten, unzertrennbar von Ruder und Axt, wie der alte Seelöwe nun einmal war. Ein Menschenalter später, als das

Normannenheer in einer neuen Generation endlich das Land erobert und ihm seinen Namen gegeben hatte, wird er als in der Normandie ansässig genannt. Haasteins Nachkommen sind französische Freiherren geworden, und in späteren Gliedern sind sie sicher Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt und haben sich dort Herzogtümer gewonnen.

König Haastein nahm in Frankreich das Christentum an. Das Heidentum war ja schon dadurch in ihm gebrochen, daß er in Luna primsigniert worden war; diesmal aber war es ihm ernst, er nahm wirklich den Glauben an und fand sich mit dem Zehnten ab; wahrscheinlich hat er es für vorteilhaft gehalten, einen Bruchteil von Besitzungen abzugeben, die ihm noch nicht gehörten, um ihnen dadurch näher zu kommen. Was das Pferdefleisch anbetraf, so war es sicher auf die Dauer eine fade und wenig schmackhafte Speise, wenn es einen von dem Wild in den französischen Wäldern und dem Eigentumsrecht daran ausschloß. Bei der Taufe legte Haastein seine Hände gehorsam zum zweitenmal zusammen, Übung hatte er ja schon darin – nur schade, daß das heilige Bad nicht imstande war, eine alte Tätowierung abzuwaschen, die er auf dem Arm hatte, Thors Hammer, der ein Bündel pfeilspitze Donnerkeile ausstrahlte, und ein großes Frejamal mitten auf seiner behaarten Brust. Im übrigen wird später nichts Unvorteilhaftes von dem berüchtigten Helden gemeldet, und man weiß nichts anderes, als daß er eines natürlichen Todes starb. Vielleicht ist er mit der Überzeugung verschieden, daß das Himmelreich im Jenseits gesucht werden muß, wenn man tot ist, ein Gedanke, der ihm ja durch eigene Erfahrung nicht fremd war.

Der alte, der echte Traum vom Himmelreich aber war nicht erloschen, der ging in späteren Jahrhunderten bei anderen Nordländern und unter neuen Formen um, die Kreuzzüge, die Entdeckung Amerikas; auf mancherlei Weise noch sollte die urnordische Hoffnung den Weg zur Wirklichkeit auf Umwegen durch Träume zeigen.

## Die alte Eiche

Nach fünfjähriger Abwesenheit kam Germund nach Seeland zurück als Anführer einer Flotte von zehn Schiffen, deren Mannschaft teils aus seinen alten seeländischen Kameraden, soweit Kriegsleben und Meer sie verschont hatten, teils aus Wikingen von überall her bestand, die sich seinem Glück gebeugt hatten und ihn ihren Seekönig nannten.

Es war ein Frühlingstag, als die großen schwarzen Heerschiffe sich im Sund vor der seeländischen Küste zeigten, zum allgemeinen Schrecken der Bevölkerung. Das besorgte Tuten des Kuhhorns ertönte am Strande und antwortete von einem Dorf und Gehöft zum andern, ganz wie damals, als Germund die Gegend verließ; wo der Wald sich öffnete, sah

man, wie die Viehherden Hals über Kopf landeinwärts getrieben wurden, der Signalfeuerrauch auf den Höhen rief die Gemeinde zu den Waffen; Germund wußte bis ins kleinste, wie es drinnen stand, alles war wie ehemals, und jetzt fühlte er, daß er nach Hause gekommen sei.

Obgleich Germund nicht unbedingt mit friedlichen Absichten gekommen war, hatte er doch nicht im Sinn, die Harde zu überfallen. Sein Abschied damals von den Bauern war sicher nicht vergessen; er selbst hatte kein persönliches Anliegen an irgendeinen von ihnen. Bis auf weiteres war er sehr zufrieden mit dem Empfang; daß die Bauern seinetwegen Signalfeuer anzündeten und sich zum allgemeinen Landsturm rüsteten, war eine Heimkehr, wie er sie sich just geträumt hatte. Während an Land große Verteidigungsvorbereitungen gemacht wurden, blieb er mit seinen Schiffen ruhig draußen im Strom liegen.

Germund stand mitsamt seiner Mannschaft beim Normannenheer und teilte die Zukunftsaussichten desselben in England oder Frankreich, wie es nun kommen mochte; seine Rückkehr nach Seeland hatte einen besonderen Grund. Er wollte Gevn suchen.

Eines Tages im Mittelmeer hatten ihm plötzlich die Ohren geklungen, und im selben Augenblick war der Wald daheim vor ihm aufgetaucht, die Lichtung mit der großen Eiche und der Waldsaum, der die Ebene einschloß, er hatte gehört, daß jemand ihn beim Namen rief, wie ein Echo im Walde, aber ganz deutlich und so nah, daß er es wie eine Feuchtigkeit im Ohr spürte — Germund!

Gevn war es, die gerufen hatte, es war ihre Stimme. Er hörte sie nur das eine Mal, war aber von dem Augenblick an wie verwandelt, konnte nicht mehr lachen. Dennoch kehrte er nicht gleich heim, sondern blieb noch drei Jahre nach der Rückkehr aus dem Mittelmeer im Normannenheer, weil er sich erst Schätze erwerben wollte. Und jetzt war er gekommen. Von seinem Schiff aus konnte er die Lichtung droben im Wald und die große Eiche erkennen, die sich an der Stelle, wo sie immer gestanden hatte, frei vom Himmel abhob. Wie hatte er sich nach diesem Baum gesehnt! Es hatte Zeiten draußen in der Welt gegeben, wo ihm alles gleichgültig war, wo er am liebsten Ehre und Reichtum hätte fahren lassen, nur um zu dem Baume seiner Kindheit zurückzukehren.

Nicht, daß Germund seine Tage tatenlos im Normannenheer verbracht hätte, nein, sein Name war im Gegenteil mit den berühmtesten Taten der Mittelmeerfahrt verknüpft gewesen, furchtlos wie er war, ja, sein Heimweh hatte seine Todesverachtung verstärkt und ihn schrecklicher gemacht, als es sonst in seiner Natur lag. Er war mit im Leichengefolge gewesen, als Haastein in Luna begraben werden sollte, und dort war er

unsichtbar geworden, hatte sich zu einem Nebel verwandelt, in dem es von Hunderten von Arten wirbelte; in dem darauffolgenden Straßenkampf war er im johlenden Wahnwitz wie ein Wolf in Menschengestalt umhergetanzt und hatte alles ohne Unterschied niedergemacht, er merkte nicht die Wunden, die er selber bekam, war nur wie in einer Verzückung, einem Höllenrausch, und hatte auch zwei ganze Tage gebraucht, um ihn auszuschlafen. Mohren hatte er so viele getötet, daß es ihn schließlich wie eine gar zu mühelose Jagd langweilte. Aber er hatte auch das Glück gehabt, eine wirklich lebensgefährliche Prüfung zu bestehen, er war es gewesen, der den Drachen in der Wüste tötete, eine im Norden oft erwähnte Heldentat. Darüber heißt es im „Germundgesang“:

> Vernommen hab ich, daß Germund,
> des Goldes fröhlicher Spender
> (von weither klinget sein Ruhm),
> einen Drachen in Serkland erschlug.

Germund entkam dem Schiffbruch in der Straße von Gibraltar; wie die meisten anderen hatte er den Verlust seiner Schätze zu beklagen, aber Leben und Schiff blieben unversehrt. Später hatte er sich neues Gut auf Kriegszügen mit dem Normannenheer erworben und konnte sich auch Hoffnung auf ein Jarltum in den eroberten Landen machen, wenn er beim Heer blieb. Vorläufig war er aber zum Besuch in die Heimat zurückgekehrt und es tat ihm wohl, nach langen Jahren der Abwesenheit die alte Eiche wiederzusehen. Für ihn, der in alten Tagen vom Gipfel der Eiche nach fremden Schiffen auf dem Sund auszuspähen pflegte, war es mit einem besonderen Glücksgefühl verbunden, das Land jetzt von den Schiffen aus zu sehen.

Nachdem er mit seiner Flotte ein paar Tage vor Anker gelegen und der Bevölkerung an der Küste einen nützlichen Schrecken eingejagt hatte, ging König Germund an Land.

Er trug ein Panzerhemd von unschätzbarer Arbeit, in einem Stück genietet, so daß es mit einer Kapuze über den Kopf ging und sich für die Beine in Hosen teilte; diese Kostbarkeit war ein Erbteil, das er einem flandrischen Ritter abgenommen hatte. Auf dem Kopf hatte er außerdem noch eine Stahlhaube mit eingelegtem Goldzierat, französische Arbeit, zwischen der Waffensammlung eines garonnesischen Grafen ausgewählt. Unter der Rüstung trug Germund maurisches Leinen von feinster Webart und darüber ein italienisch gesticktes Wams aus Seide, ehemals bei Gottesdiensten verwendet und dadurch merkwürdig, daß es einem Bischof gehört hatte. Das Schwert war spanisch, hieß Sangrient und zerschnitt jedes Mineral; um den Arm trug er einen dicken Goldreif, der zwölf Orer wog und ihm von einem vornehmen Mann auf Irland nach einem kurzen Waffengang überlassen worden war; der Speer in seiner Hand war goldbeschlagen und stammte

von einem Heerfang auf den Hebriden. So ausgesteuert ging Germund mit einem Gefolge an Land, das nicht allzu groß war, denn das würde ihm als Zeichen von Furcht schlecht angestanden haben, alle Mann aber waren bis an die Zähne bewaffnet.

Von irgendeiner Art Widerstand war gar nicht die Rede, das Land lag wie ausgestorben, die Bauern hatten sich in die wegelosen Wälder zurückgezogen; das war nun einmal ihre Kampfmethode, nicht, weil sie feige waren, sondern weil es in ihrer Natur lag, zu warten, bis die Feinde alt wurden.

Germund fand alles vollkommen unverändert wie vor seiner Abreise; was er aber in der Zwischenzeit in fremden Ländern gesehen, hatte seinen Blick geschärft, so daß ihm jetzt auffiel, wie alle Dinge von Menschenhand hier elend und freudlos aussahen, obgleich die Landschaft noch schöner war, als sie in seiner Erinnerung gelebt hatte. Der Wald war mächtiger als andere, die er gesehen, die königlichen Buchen standen frisch ausgesprungen, üppig grün und unbeweglich in der Sonnenstille, die Felder lagen in einer schwellenden Pracht von Gras und Blumen da; die Häuser aber glichen zusammengefallenen Maulwurfshügeln, die Dörfer, die jetzt von den Bewohnern verlassen waren, die aber noch mit all ihrer Schwüle erfüllt waren, lagen wie eine Gruppe zugewachsener Erdhaufen da, jede Hütte mit einem Misthaufen bis an den Dachfirst und das Aas irgendeines Tieres vor der Tür, überall Verfall und Zeichen von Not mitten in einer verschwenderischen Natur; es war, als ob die Menschen, die hier lebten, keine Sinne hätten, weder riechen noch sehen könnten. Guckte man in die Gehöfte hinein, fand man die Erdwände mit dem Schmutz und Ruß eines Menschenalters gepolstert, und keinen anderen Hausrat als den Kochtopf und ein schauderhaftes Nest von Fellen, und hier wohnten adlige Bauern, ihnen gehörten die Ländereien! In Germund stieg eine Ahnung davon auf, daß Besitz den Menschen auch ein Feind sein kann, Leute, die auf ihrem eigenen Erdboden sitzen, gehen auf ihm in Verfall.

Droben im Wald stieß Germund auf eine kleine Herde Waldkinder, jenes freie Völkchen, aus dem er selber hervorgegangen war; aber er kannte sie nicht, es war schon ein neuer Wurf, und er begriff nicht, daß er selbst mal so ausgesehen haben konnte. Sie glichen den Wesen, die er in Afrika gesehen hatte, mit Hundeköpfen und Händen an allen vier Gliedern; sobald sie die Fremden erblickt hatten, kletterten sie auf die Bäume – genau wie er es seinerzeit getan haben würde – und dort verschwanden sie auf eine spurlose Weise; erst nachdem man lange in einen Baum hinaufgespäht hatte, unterschied man ein forschendes Menschenauge zwischen den Blättern, hier ein nacktes, wettergebräuntes Bein, das einem Ast glich, dort einen Haarschopf von unbestimmbarer Farbe, wie Staub oder Moos, der ganze

Baum war voller Kinder, aber kein einziges rührte ein Glied, sie waren nichts weiter als große strahlende Augen. Eines von den Kindern, das sie herunterholten, wurde steif zwischen ihren Händen wie eine Leiche und behielt noch lange, nachdem sie es ins Gras gelegt hatten, diese starre Haltung, bis es plötzlich, als es sich unbeachtet glaubte, mit einem Satz aufsprang und wie ein Eichhörnchen in einem andern Baum verschwand. Die Kinder waren ganz verwildert, antworteten nicht auf Fragen, schienen keine Sprache zu haben. Sogar Geschenke wollten sie nicht annehmen, man konnte nichts tun, als sie in ihren Bäumen sitzen lassen. Erst als die Fremden in gehöriger Entfernung waren, lebten die Kinder auf und schimpften von ihren Bäumen herunter, daß man glauben konnte, eine Schar Raben oder Krähen hätte sich dort oben niedergelassen.

Hinter einem Gehöft in einer gegrabenen Höhle fand Germund einige Sklaven, die von den Bewohnern zurückgelassen waren; sie lagen in einem feuchten Klumpen zusammengeballt, wie ein Knäuel Würmer, stumm und in einem Schlafzustand menschlicher Erniedrigung; sie sahen wie Blinde vor sich hin, als Germund sie aufzujagen versuchte, tappten mit den Gliedern durch die Luft wie Ertrinkende, bis ihre Köpfe wieder auf die Brust fielen. Bart und Haar klebten mit Erde zusammen, zwischen den Fingern saßen ganze Pfützen von fließendem Schmutz. Sie jammerten geistesabwesend und verwundert wie träumende Hunde, und hörte man auf, in sie hineinzustochern, sanken sie wieder zu einem feuchten Klumpen zusammen, jammerten ein wenig und schüttelten sich im selben Atemzug vor Behagen, indem sie sich aneinander drängten, um sich zu wärmen. Germund schloß die Höhle wieder über ihnen. Er war zornig, das Gutsherrngefühl empörte sich in ihm bei diesem Elend. Kein Wunder, daß alles um die Bauern herum verfiel, wenn sie ihr Gesinde nicht besser hielten! Selbst fürs Vieh sorgt man doch gut, damit es gedeiht, wenn man Nutzen und Nahrung davon haben will. Nachdenklich schritt Germund weiter unter den hohen Bäumen, die wie durchsichtige herrliche Zelte über der Erde standen, eine Pracht, die hier überflüssig war.

Germund selbst würde keinen Blick dafür gehabt haben, wenn sein Herz nicht von einer Erwartung voll gewesen wäre, die allen leblosen Dingen eine Seele gab. Geyn war ihm nah, er ging mit klopfendem Herzen und meinte sie hinter jedem Baum zu sehen, denn jetzt war er droben in dem Wald, wo sie sich damals aufzuhalten pflegten.

Bei jedem Baum, der allein im Walde stand, in schlanker und brausender Einsamkeit, glaubte er, sie sei es, so stark war seine Sehnsucht, und doch erwartete er sie gar nicht, bevor er zu der großen Eiche auf der Lichtung gekommen war. Als aber der Wald sich endlich öffnete und er den Baum sah, da war es, als ob er nicht weiter gehen könnte.

Schritt für Schritt und in einer seltsam zögernden Geistesabwesenheit näherte er sich der Eiche, die kürzlich ausgeschlagen hatte, hellgrün und rundkupplig stand sie auf der Lichtung, und hinter ihr schien sich ein Tor zu öffnen, durch das man zum Sund hinuntersehen konnte. Ja, das war die Stelle, wo er zu stehen meinte, als das Echo mit Gevns Stimme ihm damals im Mittelmeer ins Ohr klang. Unwillkürlich blieb er stehen, im selben Augenblick aber stieg eine Angst in ihm auf und er rief: Gevn!

Ringsherum vom Waldessaum wurde der Schall zurückgeworfen, aber ohne daß der Name darin widerklang. Ein Hirsch erhob sich unterm Eichbaum, wo er im Schatten gelegen hatte, und galoppierte in hohen rhythmischen Sprüngen über die Lichtung davon, als wollte er selbst in der Flucht seine Stärke genießen, bis er drüben im Wald verschwand. Da begriff er, daß Gevn nicht im Baum sei. Wie konnte er es auch gehofft haben? Nach fünf Jahren? Was hatte er überhaupt gehofft?

Niedergeschlagen ging er dicht an den Baum heran und fand ihn unverändert, so unverändert, daß er fast keinen Eindruck auf ihn machte, denn ihm war, als ob er gar nicht fortgewesen sei. Die Äste bogen sich zu den alten bekannten Ruhesitzen, aber sie waren leer. Das Gras unterm Baum stand frisch und unberührt; hier wohnte niemand mehr. Wahrscheinlich lag es noch wie ein Verbot überm Baum, weil Germund jeden, der sich damals zu nähern wagte, so blutig bestraft hatte. Wo aber war Gevn?

Der sommerliche Duft von Honig und jungen Blättern, der die Krone des Baumes im Sonnenschein umgab, und der zarte, bittersüße, etwas herbe Waldgeruch, der der Eiche eigen ist, stiegen ihm zu Kopf, beraubten ihn beinah der Fassung, denn es war ja Gevn selbst, war der lieblich süße Duft, der von ihr auszugehen pflegte. Die Wärme um den durchsonnten Baum war genau so frisch und erquickend, wie sie Gevn umgeben hatte, der ganze Wald, Himmel und Sund waren sie, die Bienen, die im Gras summten, die milde blaue Luft, das alles war sie. Wo aber war sie selbst? Wenn sie nicht im Baum war . . . . . .

Er blickte sich hilflos um, strich sich über die Stirn und sah ein, daß er wie ein Kind hierhergekommen sei. Die Kindheit hatte er gesucht, und sie war verschwunden. Gevn mußte natürlich auf allgemein menschliche Art irgendwo zwischen Menschen gesucht werden.

Tief drinnen im Walde rief der Kuckuck, und plötzlich kam er so nah, daß man sein schnarrendes Lachen hören konnte. Peinlich versonnen kehrte er zu den Schiffen zurück.

Woche auf Woche blieb Germund mit der Flotte im Sund liegen. Trotz aller Nachforschungen fand er Gevn nicht. Niemand wußte, wo sie war, sie hatte keine Angehörigen, die Germund kannte, er bekam nirgends eine

einzige Auskunft über sie. Und doch wußte er, daß sie in der Haide sein mußte, es sei denn, daß sie von Fremden geraubt worden war, denn Frauen wandern aus eigenem Antrieb nicht weit.

Nach und nach trat zwischen Germund und den Bewohnern des Landes eine Art bewaffneter Frieden ein. Als sie sahen, daß er ihnen kein Leid antun wollte, kamen sie aus ihren Verstecken im Wald hervor und nahmen ihr tägliches Leben wieder auf; Germund seinerseits durfte sich frei in der Gegend bewegen. Hier und da kam auch eine gewisse vorsichtige Annäherung zustande. Germund sah, daß Njerds Heiligtum wieder aufgebaut worden war und daß ein neuer Gott, anscheinend ebenso uralt wie der vorige, darin thronte, insofern war alles gut und schön; von seiner Schuld wurde indes nicht gesprochen, vergessen war sie sicher nicht.

Einige aber schienen nie etwas von Germunds Furchtbarkeit gehört zu haben. Es traf sich recht häufig, daß die eine oder andere von den Häuptlingstöchtern aus der Gegend, meistens große, gesunde Mädchen mit vielen Silber- und Bernsteinketten um den Hals, auf dem Waldpfad daherkamen mit einem Blätterzweig in der Hand, als ob sie nach einem kleinen Lamm suchten, das entsprungen war, und dabei begegneten sie dann wie zufällig dem jungen Seekönig; obgleich sie mit niedergeschlagenen Augen gingen, kam es doch vor, daß sie über eine Wurzel stolperten und beinah gefallen wären; dann wäre Germund natürlich hinzugeeilt und hätte sie aufgehoben. Aber obgleich manche junge und vornehme Jungfrau drauf und dran war, das Gleichgewicht zu verlieren, wenn sie Germund begegnete, so gewann sie es doch, wie es auch zugehen mochte, immer von selbst wieder, denn der Seekönig hatte so zerstreute Augen. Hinter den Gehöften im Hain hörte er ein hastiges Rascheln von Röcken und sah, wie etwas sich zwischen den Ästen eines blühenden Apfelbaumes bewegte, ein Mädchenkopf mit dicken Zöpfen und unbezähmbar neugierigen Augen, Germund aber war zerstreut, er sah wohl eine junge Schönheit im Erröten und die unverhohlenste Bewunderung, sah sie aber dennoch nicht richtig; überhaupt hatte es den Anschein, als ob der Seekönig noch gar nicht ganz zu Hause war.

Die alten reichen, ungewaschenen Bauern taten, als ob sie Germunds prachtvolle ausländische Aussteuer gar nicht bemerkten, aber etwas Respekt vor seinem Ruhm und den Schätzen, die er an Bord hatte, kam doch hin und wieder zum Durchbruch, und wer weiß, vielleicht wäre schließlich doch noch eine Art Bündnis zustande gekommen, da die Bauern eine mannstarke Flotte im Öresund gern sahen, die sie nicht bedrohte, sondern andere Wikinge fernhielt, und sie hätten auch wohl eine Art gefunden, sich erkenntlich zu zeigen, wenn Germund dageblieben wäre.

Mitsommers aber zog er wieder von dannen, ohne Gern gefunden zu haben, und war den Rest des Jahres auf Wikingerfahrten.

Bevor Germund aufbrach, setzte er einen Mann an der Küste von Seeland an Land, den er von Frankreich aus an Bord gehabt hatte, einen geistlichen Mann mit Namen Parvus. Es geschah auf dessen eigenen Wunsch und, wie er sagte, auf Grund eines Traumes, den er gehabt und der ihm ein Schicksal in den nordischen Ländern prophezeit hatte.

Es war ein ganz unschädlicher Mönch, gelehrt und menschenklug, Germund hatte sich auf der Heimreise manche Stunde durch Gespräche mit ihm vertrieben. Er nannte sich Bruder, als ob er mit der ganzen Welt verwandt sei, war sehr klein an Wuchs, fast wie ein Kind, aber mit einem nicht unmännlichen Kopf, sehr häßlich, mit bläulicher Haut und doppelten Lippen. Die Hände waren winzig klein, bleifarbig und mit schwarzen Haaren auf den Gelenken, der Kopf war kahl bis auf einen dicken, kohlschwarzen Kranz, er hatte dunkle, glimmende Augen, die ganz erloschen, aber auch merkwürdig klug und lebendig aussehen konnten. Von Wesen war er äußerst zuvorkommend, hatte lauter Runzeln und Fältchen im Gesicht vor Freundlichkeit, seine Züge zitterten wie geblendet vor Verlegenheit, wenn er mit jemandem sprach, als ob die Ehre zu groß für ihn sei – und dennoch konnte sein Gesicht wie in einem plötzlichen Lichtblitz das Innere eines hochsinnigen Mannes verraten und sehr ernst, fast drohend werden. Seine ganze Person bat um Erlaubnis, da zu sein, aber er war zweifellos ein überlegener Mann.

Bruder Parvus' ganzes Reisegut bestand in einem Buch ohne den geringsten Schmuck oder Zierat auf dem Einband, damit es Laien nicht über ihre Kraft reizen sollte, samt einem Kruzifix, das von demselben Gesichtspunkt aus von unedlem Metall war. Außerdem führte er eine kleine Glocke oder eher eine Schelle bei sich aus einfachem Erz, ohne sonderlichen Wert; damit pflegte er zu bestimmten Tageszeiten zu klingeln, wenn er ganz allein seine Andachtstunde hielt und zu Ehren seines Gottes in der Ferne aus dem Buch sang.

Niemand hatte ihm an Bord etwas zuleide getan, denn er war unbewaffnet und schadete niemandem. Dazu war er unbemittelt, besaß nichts als das grobe Hemd, das er auf dem Leibe trug, und den Hanfstrick, womit es in der Mitte zusammengehalten war. Dennoch konnte man ihn nicht arm nennen, denn er kümmerte sich nicht um sein Auskommen, schlug sogar Gaben aus, wenn es sich um Fleisch oder schwere Getränke handelte. Er aß nur Brot und trank einen Schluck Wasser dazu. An bestimmten Tagen in der Woche genoß er gar nichts, läutete aber häufig mit seiner Glocke als Signal für sich selbst, auf die Knie zu fallen und ein langes, ehrerbietiges Lied zu singen, wobei seine Augen den Himmel suchten, während er

geheimnisvolle Wahrzeichen auf Stirn und Brust machte. Dabei ließ es sich natürlich nicht vermeiden, daß dieser oder jener Spaßvogel an Bord seinen Scherz mit ihm trieb, und dann jammerte er, bekam solch leidenden, gejagten und verfolgten Ausdruck, als sei er der Weltschmerz in eigener Person, so daß keiner an Bord es übers Herz brachte, ihn richtig auf die Probe zu stellen.

Im übrigen lebte er ganz für sich und schien Gesellschaft genug an seinem Buch zu haben. Er war heilkundig und machte sich dadurch verdient, daß er viele der Wikinge von den Wunden kurierte, die sie bekommen hatten, oder von anderem Übel, von dem sie besessen worden waren. Bruder Parvus hatte sich auf der Flotte sehr beliebt gemacht.

Germund setzte ihn nicht ohne Bedenken an Land. Denn wenn die Bauern Unbewaffnete natürlich auch nicht angriffen und wohl überhaupt ihn kaum beachten würden, so gab es doch wilde Tiere und andere Gefahren im Walde, denen er sich aussetzte. Und wovon wollte er leben, er, der nicht zu jagen verstand, wo wollte er wohnen, wie sich schützen, wenn es kalt wurde? Bruder Parvus schlug indessen jede Besorgnis nieder, indem er auf sein Buch und seinen Gott hinwies; er wollte sich nicht überreden lassen, von seinem Vorhaben abzustehen. Was er geträumt hatte, das hatte er geträumt und danach handelte er. Dem beugte Germund sich, setzte ihn kopfschüttelnd an Land und sah ihn einsam und verlassen am Ufer zwischen den äußersten Bäumen des Waldes stehen, die ganz bis an den Sund hinuntergingen. Darauf stach Germund in See.

Im Herbst kam er zurück nach einem wohlverbrachten Sommer in Frankreich an der Seine, wo die Eingeborenen ihn in einer noch ziemlich ungeplünderten Landschaft mit neuer Ladung für die Schiffe versehen hatten, mit Stückgut, Lebensmitteln und Wein, und wo er verweilte, bis der Weizen der Leute gereift war, so daß er ihn noch ernten und mitnehmen konnte, bevor er aufbrach. Obgleich er dort bequem und vorteilhaft mit dem Normannenheer hätte überwintern können, war er doch zurückgekommen, um sein Winterquartier irgendwo im Öresund aufzuschlagen; die Hoffnung, Gevn noch zu finden, hielt ihn fest.

Mehrmals im Lauf des Sommers hatte Germund an Bruder Parvus gedacht und wie es ihm wohl gehe; jetzt traf er ihn wieder und, wie es sich zeigte, im besten Wohlsein.

Bruder Parvus hatte sich im Walde an einem hübschen einsamen Ort niedergelassen, zwischen hohen Buchen in der Nähe einer Quelle, und war so froh darüber, daß man unwillkürlich seine Zufriedenheit teilen mußte, obgleich er eigentlich etwas verrückt schien.

Als Wohnung hatte ihm den ganzen Sommer ein hohler Baum gedient, wo der Bär in alten Zeiten sein Winterquartier gehabt hatte; über

seinem Kopf wölbte sich eine gewaltige Buche, und an ihrem untersten Ast hatte er seine kleine Glocke aufgehängt, mit einer Schnur zum Ziehen, wenn er sich selbst zur Messe läutete.

Der Wald hatte eine neue Stimme bekommen. Die alten stillen Wälder, wo früher nur das Brüllen des Auerochsen, wenn er um seine Kühe kämpfte, oder die Kriegshörner das Schweigen unterbrochen hatten, sprachen jetzt mit einer neuen wundersamen Stimme, die alle Vögel zum Lauschen brachte, einem zarten, hoffnungsvollen Klang, der Morgen und Abend begrüßte und die Stunden einteilte, die hier noch nie geteilt worden waren.

Außer der Glocke, die den Wald voller Musik läutete, aber doch nur einen Ton hatte, spielte Bruder Parvus auf einer Flöte, die er sich aus einem Rohr geschnitzt hatte; ihr Klang reichte nicht weit, war aber so lieblich, daß einem das Herz dabei stillstand. Er konnte auch singen; es war erstaunlich, was für eine mächtige Stimme in dem kleinen Mann wohnte, man konnte ihn auf weite Entfernung im Walde hören, wenn er mit seiner Glocke geläutet hatte und darauf die Messe hielt, um sich selbst und seinen Gott in der Einsamkeit zu unterhalten.

Sein Herz schien eitel Musik zu sein; wenn er selbst nicht Andacht hielt, lauschte er den Vögeln, deren Sprache er offenbar verstand, nach dem Ausdruck in seinem Gesicht zu urteilen, wenn sie sangen; er nickte ihnen verständnisvoll zu, selbst den kleinsten Vögeln, und legte den Kopf sanft auf die Seite, wenn einer auf einem Zweig saß und zu ihm herunter piepste. Die Vögel waren seine Freunde.

Wovon er lebte? Ach, in der Nähe des hohlen Baumes auf einem sonnigen Fleck hatte er im Frühling Samen gestreut und allerhand Zwiebel und Gemüse zum Wachsen gebracht, die ihm Nahrung gaben. Hier pflanzte er auch verschiedene Kräuter, die sonst hier zu Lande nicht wuchsen und die er für seine Heilkunst brauchte. Was sein Auskommen im übrigen betraf, so waren da ja die Waldkinder, die ihm jeden Tag von ihrem Essen gaben.

Die Kinder – an einem der ersten Tage, nachdem er sich im Walde angesiedelt hatte, war ihm ein Flüstern und Schwatzen über seinem Kopf ins Ohr gedrungen, und als er in die Höhe guckte, war die Buche wie lebendig von Kindern gewesen, einer ganzen Schar kleiner, wilder Geschöpfe, die von der Glocke des Einsiedlers angelockt worden waren und den Baum besetzt hatten, um ihre Neugier zu befriedigen.

Bruder Parvus war klug, er tat ganz unbefangen, guckte weg und setzte sich ruhig zum Lesen nieder. Es zwitscherte und kicherte unterdrückt über seinem Kopf, etwas Moos fiel von den Zweigen herab, der ganze Baum zitterte, Bruder Parvus sitzt mit seinem Buch vor der Nase. Kurz darauf läutet die Glocke ganz leise, eines hat sie berührt, großer Rückzug und

heftiges Schaukeln der Buchenzweige, Bruder Parvus liest. Nach einer Weile, als wieder Ruhe im Baum eingetreten ist, hört er es hinter sich auf der Erde rascheln, eines steht und guckt ihm über die Schulter, um zu sehen, was ein Buch für ein Ding ist. Und da sich nichts ereignet, kommt die ganze Bande Stück für Stück vom Baum herunter und alle wollen sehen, was ein Buch für ein Ding ist. Jetzt gibt Bruder Parvus sich den Anschein, als ob er schläft, und nachdem die Horde alle seine Sachen gründlich gemustert hat, zieht sie sich still zurück.

Das war die erste Begegnung. Das nächstemal kam Bruder Parvus den Kindern schon näher und bald war die Freundschaft besiegelt. Wollte man behaupten, daß Bruder Parvus einfach in die Herde aufgenommen sei und ihr Leben teilte, nur mit dem Unterschied, daß er in einem bestimmten Baum wohnte, während die anderen umherstreiften, hatte man so unrecht nicht. Er bekam Anteil an der Nahrung der Kinder, für die es in dieser Jahreszeit hundert Möglichkeiten gab, und machte sich dafür unentbehrlich durch seine Flöte, hauptsächlich aber durch seine unvergleichliche Glocke. Sie läutete jetzt tagüber für eine Schar dankbarer Jugend, die stundenlang voller Entzücken im Gras sitzen und ihr lauschen konnte. Da war das Buch, in das sie hineingucken durften, die Bilder und die kleinen Zeichen, die sie nie müde wurden zu begaffen, und Bruder Parvus versprach ihnen mit einem schicksalsschwangeren Lächeln, daß sie sie bald noch näher kennen lernen sollten.

Als Germund im Herbst nach Hause kam, hatte Bruder Parvus schon eine Schule in vollem Gang! Die Waldkinder saßen in artigen Reihen vor Bruder Parvus' Baum und hörten ihn die Flöte lieblich spielen, oder sie lauschten den Märchen, die er erzählte, denn jetzt kannte er ihre Sprache und wußte zahllose Geschichten.

Wie spiegelten die Märchen sich in den ausdrucksvollen Kindergesichtern, wenn er erzählte, wie hingen sie an seinem Munde! Die jungen Züge erschlafften in tiefstem Kummer oder klärten sich wieder voller Glückseligkeit auf, je nachdem es in der Geschichte zuging; die unberührten, hungrigen Seelen tranken Leben und Tod aus dem Unterricht des Einsiedlers. Die ganze Welt, von der sie zu hören bekamen, hatte er in seinem Buch, und er versprach ihnen, wenn sie recht artig seien, dann sollten sie selbst lesen lernen, damit sie alle Geschichten kennen lernen konnten. Sie wußten schon, daß es etwas gab, was Buchstaben hieß, sie konnten schon A sagen, das war ein kleines, schwarzes Männchen, das im Buch immer wiederkehrte, bald sollten sie auch B sagen lernen.

Da war besonders eine Geschichte, die den kleinen Heiden gar zu gut gefiel und die Bruder Parvus immer wieder erzählen mußte.

Sie handelte von einem Riesen, der in die Welt zog, um jemanden zu

finden, der stärker war als er; dem wollte er dienen. Er maß seine Kräfte mit vielen, sowohl Menschen wie Göttern, Riesen und Gnomen, Ungeheuern und schließlich sogar erfolgreich mit dem Tod in der Unterwelt, aber keiner konnte ihm standhalten, und schließlich glaubte er, daß er der Stärkste in der ganzen Welt sei.

Da hörte er von noch einem Gott, der der stärkste von allen Göttern sein sollte, ihm entschloß er sich zu dienen und bekam als Aufgabe, Fährmann an einem Fluß zu sein, der schwer für Menschen zu passieren war. Das gefiel dem Starken gar wohl, und das Wetter mochte noch so hart und der Strom noch so stark sein, er trug jeden hinüber der kam, wer es auch war, selbst Wagen mit Pferden und allem Zubehör, er nahm das Ganze auf seine Schultern, denn er war ja so stark, so stark.

Eines Abends aber saß ein ganz kleines Kind am Ufer und wollte gern über den Fluß getragen werden. Der Starke nahm das Kind wie eine Feder auf seinen Rücken und watete hinaus, und da ereignete sich das Wunderbare, daß das Kind anfing, schwer und immer schwerer zu werden, und als er bis zur Mitte des Flusses gekommen war, lag das Kind wie eine so ungeheure Bürde auf seinen Schultern, daß der Riese, der doch so groß wie eine Eiche war, in die Knie sank und fast im Fluß ertrunken wäre. Als er aber mit äußerster Not mit seiner Bürde hinübergekommen war, da erfuhr er, daß das Kind der fremde Gott selbst gewesen sei und daß er die ganze Welt auf seinen Schultern getragen habe!

Diese Geschichte gefiel den Kindern gar gut. Sie lachten über den dummen Riesen, und es amüsierte sie königlich, daß ihm ein kleines Kind zu schwer geworden war.

Bruder Parvus lachte selbst mit wie ein Kind, fast konnte man glauben, daß er selbst es sei, an dem der gutmütige Riese sich in seinem Übermaß von Naturkräften überhoben hatte.

Der Sommer war nicht vorübergegangen, ohne daß Bruder Parvus auch mit der erwachsenen Bevölkerung der Harde in Berührung gekommen war.

Das Gerücht von seiner Heilkunst verbreitete sich schnell, bald war es eine wohlbekannte Sache, daß der fremde Einsiedler im Walde alle Krankheiten kurieren konnte, für die es sonst keine Mittel gab. Aus den ausländischen Kräutern, die er gepflanzt hatte und aus anderen, die er im Walde fand, bereitete er kräftige Salben und Getränke, mit denen er das Leben manches Kranken rettete. Bruder Parvus nahm nichts für seine Kuren, er bat nur den, den er geheilt hatte, Gott zu danken, in dessen Kraft er gewirkt habe.

Lange dauerte es nicht, bevor Bruder Parvus außer seiner Schule einen großen täglichen Besuch von Krüppeln und Leidenden bekam, die er nach bestem Vermögen erquickte. Er bekam viele Gaben, behielt sie aber nicht

für sich, sondern schenkte sie an Brotlose und Bettler, wovon es ganze seufzende Scharen gab. Mit dem Einsiedlerdasein war es vorbei; eher glich der Platz im Walde an der Quelle und der Baum des frommen Mannes einem Jahrmarkt.

Die Glocke läutete jetzt nicht mehr für Bruder Parvus allein, sie war ein Signal für die Kinder, die Geschichten hören und Buchstaben sehen wollten, sie verkündete denen, die es wissen wollten, wann Messe sei und sie läutete Arme zur Gabenverteilung herbei.

Es war als ob das Elend in der Gegend jetzt erst an den Tag käme, es war grenzenlos. Eine ganze Bevölkerung verkam in Schmutz, Krankheit und geistiger Nacht. Man konnte nicht im Walde gehen, ohne auf verweste Leichen zu treten, Kinder, die von Eltern ausgesetzt worden, Schwache und Freundlose, die tot umgefallen waren. Das war um so auffallender, als die Bevölkerung sonst, die Lebenden, einen fast abstoßenden Eindruck von Gesundheit und Kraft machte. Entsetzlich war die Gleichgültigkeit, die hier dem Tode und allem, was des Todes ist, bezeigt wurde. Bruder Parvus hatte Augenblicke, wo Entsetzen und Kummer ihn fast überwältigten. Aus der tiefen Not aber wuchs auch sein Glaube, durch den sein Lebenswerk genährt werden sollte.

Er hatte angefangen zu taufen. Die ersten, die sich im Vertrauen auf seine Verkündigung zu dem Herrn bekannten, dem er diente und dessen Gebot Liebe war, waren einige Sklaven aus einem in der Nähe gelegenen Gehöft, die sich abends zum Walde schlichen und dem Fremden ihre Hoffnungslosigkeit anvertrauten; ihnen folgten andere von anderen Höfen, außerdem verschiedene Obdachlose, Bettler und Waldläufer, und als Bruder Parvus fand, daß sie genügend im Glauben unterrichtet seien, schritt er zur Taufe.

Hier zeigte es sich indessen, daß ein Teil abtrünnig wurde. Denn als sie ihre Kleider ablegen und ins Nasse sollten, scheuten mehrere zurück, fingen an zu beben und zu zittern und wollten lieber in ihrer Finsternis bleiben. Aber es waren auch viele da, die sich überwanden und in die Quelle stiegen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß sie Grund haben würden. Ohne Wasser getauft zu werden war natürlich eine Unmöglichkeit, aber es war ja auch nur ein Übergang, und viele, wie gesagt, entschlossen sich dazu.

Die Taufe gab Veranlassung zu verschiedenen Überraschungen, indem die neuen Menschen, die aus der Quelle stiegen, oft nicht wiederzuerkennen waren. Mancher alte gebrochene Sklave, von dem man überhaupt nicht mehr sehen konnte, woraus er eigentlich war, offenbarte menschliche Züge, wenn er eine Zeitlang in der Quelle geweicht und seine Kruste verloren hatte. Von einigen zeigte es sich, daß sie schwarz wie Pudel waren, wenn

sie aufgetaut wurden, andere dagegen stiegen hell und wunderhübsch aus dem Bade, nachdem sie die alte Kruste verloren hatten. Die Getauften sagten, daß ihnen in der ersten Zeit nach dem Bade fröre, ihre Haut war so empfindlich gegen die Kälte geworden, aber das war noch nicht das Schlimmste, oft wandten ihre Nächsten, selbst ihre Frauen ihnen den Rücken, indem sie behaupteten, daß sie gar nicht dieselben seien.

Tatsächlich gehörte nicht wenig Mut dazu, sich der Taufe zu unterziehen, abgesehen von dem nassen Übergang, denn sie hob den einzelnen über das Gewöhnliche hinaus, und es ist bekanntlich nicht leicht, von der Allgemeinheit abzuweichen. Darum war es auch nicht zu vermeiden, daß die Bekehrten Gegenstand von Verfolgungen wurden. Aber sie lernten, daß gerade darin ein Verdienst läge. Und als die Bewegung erst über einen gewissen Punkt hinausgekommen war, griff sie mehr und mehr um sich, wie so oft bei einer geduckten, dicht zusammengedrängten Bevölkerung, und es kamen mehr und mehr Leute und sagten, jetzt hätten sie sich entschlossen, jetzt wollten sie es wagen.

Bruder Parvus fand die Zeit nicht mehr fern, wo er eine Gemeinde haben würde. Sich den Mächtigen der Harde, den Bauern zu nähern, würde vorläufig noch nichts nützen, das fühlte er wohl, obgleich dieser und jener ihn als Arzt schon aufgesucht hatte.

Aber sein Weg zu den Gehöften, das war ihm klar, würde durch die Hausfrauen gehen; er wußte bereits von mehr als einer Freigeborenen, daß sie sich gerührt über seine Tätigkeit geäußert habe; sein gutes Einvernehmen mit den Kindern begann Früchte zu tragen.

So stand die Sache, als Germund im Herbst zurückkehrte und Bruder Parvus wiedersah. Sie führten manches Gespräch zusammen, und Germund konnte den Erfolg, den Bruder Parvus gehabt hatte, nur billigen. Daß er sich Notleidender und Ausgestoßener annahm, um die sich niemand anders kümmerte, das konnte man ihm doch nicht zum Vorwurf machen!

Er sah, daß Bruder Parvus kein gewöhnlicher Mönch sei. Er war uneigennützig. Obgleich er nie eine tiefe persönliche Demut ablegte, leuchtete sein Blick doch von einer Kraft, die er aus dem Bewußtsein schöpfen mußte, einem Geist zu dienen, der weiter reichte als sein eigenes Leben. Es leuchtete Stolz durch sein gebrochenes Wesen.

Außer Bruder Parvus hatte Germund nie einen einzigen Menschen getroffen, der von sich selbst behauptete, daß er furchtsam sei, und das war die Wahrheit, sein ganzes Wesen, jede Bewegung drückte Furcht aus, das kleinste Tier konnte ihn sinnlos erschrecken, er wich vor der blanken Waffe zurück wie ein Weib — aber hatte er nicht eine lebensgefährliche Reise ganz allein zwischen lärmenden Wikingen gemacht, lebte er hier nicht unbeschützt im Walde in einem fremden Lande zwischen Leuten, die ein Menschenleben nur gerade für gut genug hielten, um ihren Speer hindurch zu

rennen? Er hätte ja im Süden bleiben und gute Tage in einem wohlbefestigten Kloster haben können. Nein, er war kein gewöhnlicher Mönch.

Oft sprach Germund mit dem klugen Mann über das Himmelreich, an das sie beide auf ihre Art glaubten, aber über die Lage desselben konnten sie sich nicht einigen.

Während des kommenden Winters und übrigens auch später bekamen sie auf mancherlei Weise viel miteinander zu tun. Als es anfing, kalt zu werden, bot Germund Bruder Parvus an, ihm beim Bauen eines Hauses behilflich zu sein, worin er in Sicherheit wohnen und seine Anhänger zum Unterricht versammeln könne. Aber er schlug ihm vor, sich, statt im Walde, in einem Fischerdorf niederzulassen, wo Germund selbst sein Winterquartier aufzuschlagen gedachte, und darauf ging Bruder Parvus ein.

Germund wollte anfangs in den Fure-See einlaufen und sich dort verschanzen, als er aber den Bach mit großen Steinen versperrt fand, entschloß er sich zu einer anderen Stelle weiter unten an der Küste, wo er einen guten Ankerplatz und andere Bequemlichkeiten für einen Winteraufenthalt fand. Es war eines der größten Fischerdörfer an der Küste und ein alter Marktplatz für Heringe, wo Leute von weither aus der ganzen Ostsee zusammenkamen, um zu handeln. Dort konnte man mit seinen Schiffen vor Anker gehen und sich auf ihnen befestigen, selbst in Sicherheit sein und doch den Vorteil des Umgangs mit Menschen haben. Für Bruder Parvus und sein barmherziges Werk bot der Ort viel größere Vorteile als der entlegene Platz im Walde, das sah er wohl ein und folgte Germund zum Fischerdorf.

Hier half Germund ihm eine Hütte in der Nähe der Schiffe bauen, so daß er ihren Schutz genießen konnte. Die Hütte war nur gering, mit einem Strohdach und ohne Fenster, Bruder Parvus aber war glücklich an dem Tage, als er seine kleine Glocke an der Tür aufhängen und die ganze Herrlichkeit zu Ehren seines fernen milden Gottes einweihen konnte. Die stolze, fast drohende Haltung, die sonst immer hinter seinem demütigen Wesen versteckt war, brach sich einen Augenblick durch sein Inneres Bahn, aber nur einen Augenblick.

## Die Glocke

Die Glocke wuchs schnell. Schon ein Jahr, nachdem Bruder Parvus seine Schelle in dem Fischerdorf aufgehängt hatte, wo er bald alle Hände voll zu tun bekam, konnte er Germund Briefe mit nach Frankreich geben, in denen er um Entsatz bat, und als der Wiking von seiner Sommerfahrt zurückkam, brachte er außer mehreren Pfaffen und allerhand kostbarem Gerät, Monstranzen, Heiligenbildern, Meßgewändern und einem Haufen Bücher, auch eine neue Glocke für Bruder Parvus zur Ablösung für die alte mit.

Sie war so groß wie ein Bienenkorb und sehr schwer und erforderte ein ganz neues Haus, um zu ihrem Recht zu kommen; sie rief übers Fischerdorf und das umliegende Land mit einem starken eifrigen Klang, es schwärmte und summte mit zornigen Tönen aus ihr heraus, sie warf sich heftig an ihrer Achse hin und her; der offene Rachen, in dem der Klöppel wie ein Stachel saß, wandte sich bald nach der, bald nach jener Seite des Landes, als wolle er alles verschlingen, was er fassen konnte. Sie war aus Messing.

Aber auch sie wurde zu klein und ward von einer neuen abgelöst mit einer tiefen gierigen Stimme, die langsamer sprach, aber meilenweit zu hören war. Sie war aus Erz. Jeden Morgen und jeden Abend gab sie der Landschaft Zungen, so daß die alten Kobolde mit den Ohren wackelten, kopfüber in die Erde schossen und der Klingelei ihren Hintersten zukehrten.

Nach ihr – aber da war es schon längst nicht mehr Bruder Parvus, sondern die allmächtige Kirche selbst, und die Urzeit war hinausgeläutet – nach ihr kamen die großen prahlenden Domglocken mit Opfersilber im Klang, die während des ganzen Mittelalters der Menschheit überm Kopf brüllten. Jetzt waren sie ihrer viele im Verein.

Später wurde die Glocke grabesernst und alt, und jetzt spukt sie wie ein dunkles Gespenst über den gewaltigen Tönen der Großstadt, ein schwaches Wimmern der Unendlichkeit, das vom Verkehr erstickt worden ist.

## Der Heringsmarkt

In dem Fischerdorf, wo Germund Wohnung nahm, fand er schließlich unerwartet Gevn, und von da an war es wieder, als ob sie nie getrennt gewesen wären. Germund ist später noch viel auf Wikingerfahrten gewesen, er aber und sein Geschlecht blieben auf Seeland ansässig.

Es war im Herbst zur Zeit der großen Heringsfischerei im Öresund, als Germund nach Hause kam. Überall herrschte reges Leben, der Sund lag gedrängt voll von Schiffen, und auf beiden Ufern war der Markt in vollem Gange. Der Hauptmarkt war auf der schwedischen Seite, in Falsterbo und Skanör, aber auch an der seeländischen Küste gab es große Handelsplätze, wo Fischer mit ihrem Fang anlegten und fremde Schiffer bereit lagen, die Heringe in Empfang zu nehmen, wenn sie gesalzen waren; auch eine Menge Krämer und Händler verschiedenster Art waren herbeigeströmt und hatten ihre Buden aufgeschlagen. Das Dorf, vor dem Germund seine Schiffe verankert hatte, war von Menschen überschwemmt; zwanzig-, dreißigmal so viel waren da als sonst im Jahr, und die Buden standen dicht nebeneinander in unendlichen Reihen. Schon von weitem

konnte man das Lärmen und Schreien am Strande hören und die Merkzeichen der verschiedenen Buden, mit dem Rauch der Lagerfeuer vermischt, flattern sehen.

Eine Masse Frauen, bis zu Tausenden, sowohl Mädchen wie Frauen, waren im Dorf beschäftigt. In einer noch früheren Zeit hatten die Frauen am Fischfang teilgenommen, jetzt bestand ihre Arbeit hauptsächlich darin, die Fische auszunehmen und einzusalzen, wenn die Männer sie an Land gebracht hatten.

Zwischen diesem Heer von Frauen ging Germund umher und suchte Gevn. Er hatte gehört, daß ein Mädchen dieses Namens im Ort sein sollte, aber es war nicht leicht, einen einzelnen in dieser Mannigfaltigkeit herauszufinden. Es hatte den Anschein, als ob alle Frauen Dänemarks, und mehr dazu, auf einem Platz versammelt seien. Die meisten waren seeländisch, aus der Umgegend, viele aber waren von weither gekommen, und nicht wenige waren ausländisch.

Zwischen allem, was auf dem Markt feilgeboten wurde, waren auch gefangene Frauen zu Scharen. Tagüber stellte der Besitzer sie vor den Buden zur Schau; sie standen in dem bereits herbstkalten Wetter fröstelnd da und schauten sehnsüchtig hinter den Bauern drein, wenn sie musternd vorbeigingen, ob nicht einer sie kaufen wollte, daß sie aus dem Handel erlöst würden und einen festen Wohnsitz bekämen. Nachts wurden sie in den kleinen Schuppen und Binsenhütten, die die Krämer zu ihrer Unterkunft errichtet hatten, eingeschlossen. Sie konnten auch für kürzere Zeit auf dem Markt erworben werden, der Besitzer verlangte keineswegs, daß man die Katze im Sack kaufen sollte; nach einem alten Übereinkommen fiel dabei dem Mädchen ein Teil der Miete zu, und darum gaben sich viele Mühe, die Aufmerksamkeit der Vorbeigehenden auf sich zu lenken und durch vertrauliche Gebärden anzulocken. Trotz der kühlen Luft konnte man bisweilen sehen, wie sie sich mit bloßem Körper in den Vordergrund drängten, von Fleischigkeit strotzend, dem Bersten nah wie Knospen im Mai und bereit aufzuspringen, wenn nur ein wenig Wärme auf sie fiele. Nicht ein jeder konnte der Versuchung widerstehen, eine ledige Frau einige Stunden sein zu nennen und sie später durch Entrichtung einer Silbermünze, groß genug, um den Schaden zu decken, vollständig wieder loszuwerden. Besonders Fremde, die fern von ihrem heimatlichen Herd waren, schafften sich hier häusliche Freuden ohne größere Unkosten.

Aber nicht alle versuchten sich auf diese Weise bemerkbar zu machen, einige wollten lieber gleich ganz verkauft werden und irgendwohin, wo sie in Ruhe leben konnten, selbst wenn sie dreschen oder andere harte Arbeit verrichten mußten, und meistens erging es auch jeder nach ihrem Geschmack, obgleich niemand nach ihren Wünschen fragte. Die Mehrzahl war froh

und wohlgemut. Diese oder jene, die erst kürzlich von den Ihrigen weggeschleppt worden war, ließ wohl den Kopf hängen, im großen ganzen aber war die Sorglosigkeit allgemein, sie waren ja jung, und eine Frau kennt ja ihr Schicksal, etwas Schlimmeres als das Schlimmste konnte ihr ja nicht widerfahren, wie es auch kommen mochte.

Die meisten der Frauen auf dem Markt waren von heimatlich baltischer Abstammung, von allen Küsten der Ostsee zusammengeholt, schwedische, finnische und lettische Mädchen, von säbelbeinigen, untersetzten Weibern hoch oben aus Lappland, bis zu den dicken mecklenburgischen Vollblutfrauen, die sehr begehrt waren, und knisternden wendischen Mädchen, die bissen und einen Strohwisch hinterm Ohr haben mußten, fromme Russinnen; da waren aber auch irische und englische Jungfrauen mit edlen Augen, viele von vornehmer Herkunft, und andere von noch weiter her, bis zu schwarzen stummen Frauen aus dem Süden, die niederhockten und nur ungern aufstanden, wenn jemand sie besehen wollte. Hier war ein lebhafter Verkehr von morgens bis abends. Lautes Schwatzen und Zwitschern verriet immer, wo der Frauenmarkt war.

Germund durchwanderte die Straße zwischen den Buden, aber Gevn fand er nicht.

Unmittelbar am Strande und auf den Inseln, die der Küste vorgelagert waren, hatte man unzählige offene Schuppen oder Zelte errichtet, wo das Einsalzen der Heringe vor sich ging. Die Frauen, die hier arbeiteten, waren alle dänisch, nicht aus Seeland allein, sondern auch von den anderen Inseln und aus Jütland, denn es gab keine Provinz im ganzen Lande, die nicht zur Heringszeit Leute über den Sund schickte.

Die Geschäftigkeit und der Eifer waren groß, jeden Augenblick legten ganze Flotten von Fischerbooten an, bis an die Reling mit Fischen geladen, denn der Sund war so voller Fische, daß man sie mit dem Schöpfer ins Boot schaufeln konnte; die Mädchen bekamen immer neue Ladungen, die sie einsalzen sollten, sie standen bis zu den Hüften in Heringen, lachten laut vor Verzweiflung und hantierten gewaltig mit Kübeln und Tonnen, um die Arbeit zu bewältigen, sie riefen den Männern, die sich am Strande zankten und sich gegenseitig in die Speichen rannten, kecke Worte zu, der ganze Strand war ein wüstes Geschrei.

Es wurde wie auf Tod und Leben gearbeitet, die dänischen Mädchen zeigten, was sie zwischen Sonnenaufgang und Dämmerung leisten konnten. Sie waren in allen Altern da, von Vierzehnjährigen in kurzen Röcken, die mit heiserer Stimme sprachen, um älter zu erscheinen als sie waren, bis zu alten zahnlosen Weibern. Ach, die hatten nichts als ihre Arbeit; die Jungen arbeiteten allerdings wie wild, zwischendurch aber fanden sie doch noch Zeit zu Wortgefechten mit den Burschen, grobkörnig wie das Salz

in ihren Händen, womit sie die Heringe besprengten, denn was läßt sich nicht alles sagen, wenn man zu mehreren ist, fröhliches und derbes Scherzen würzte die Luft, hier gab es nicht Überfluß an Heringen allein! Ein durchdringender Geruch von Heringen und Salzwasser hing in der Luft und damit vermischt ein Nebel von Verliebtheit, scherzhaft gemeinten Balgereien, verblümten Reden über das bekannteste von allen Dingen, stürmischer Lachlust; Heringe und Liebe füllten die Gemüter bis zum Rand!

Abends, wenn die Arbeit beendigt war, wurde der kecke Tumult von beklommener und zurückhaltender Wildheit abgelöst, die Mädchen rotteten sich in Scharen zusammen und boten den Burschen Trotz, sie waren freie Fischermädchen und hatten nicht die Absicht, sich irgendeiner irdischen Macht zu beugen, es sei denn, daß sie es freiwillig taten.

Umgang fand nur in geschlossenem Trupp statt, hierbei aber führte das Verlangen, einander doch nah zu sein, zu einer Art Spiel oder Tanz, der darin bestand, daß Mädchen und Burschen, beide Parteien für sich, eine Kette bildeten und mit feurigem Geschrei aufeinander losstürmten, um dann wieder zurückzustürmen, wenn die Reihen sich Aug in Auge gegenüberstanden; das wiederholten sie ein Mal ums andere und immer entzückter. Ein Bursche sprang aus der Schar heraus und näherte sich den Mädchen mit herausfordernder Haltung, gleich trat eines der Mädchen aus der Reihe heraus und erwiderte stolzen Hauptes die Herausforderung, und dann gingen die beiden äußerst höflich auf den Zehen umeinander herum, um darauf wieder von ihrem Trupp aufgenommen zu werden, wonach die Reihen von neuem in voller Schlachtordnung aufeinander losstürmten, sich trafen, einander musterten und wieder rückwärts auseinanderstoben, unter fortwährendem, einförmigem und entzücktem Kriegsgeheul. Später ging dann jeder zu seinem Quartier.

Die Nächte aber waren schon dunkel, man konnte sich fast auf dem Wege von der einen Binsenhütte zur anderen verirren, wenn man auch nur wenige Schritte zu gehen hatte. Es war schwer, die abnehmende Jahreszeit, die Nächte, die lang und verlassen und kalt waren, allein zu ertragen, es bildeten sich Paare im geheimen, und warum auch nicht, nachdem man sich zwischen vielen einig geworden war, daß man sich und niemand anders haben wollte! Bis spät in die Nacht hinein klang gedämpftes, zärtliches Sprechen aus den Weidenbüschen draußen auf den Holmen. Hier erlebten viele von den jungen Mädchen einige tolle Augenblicke, die ihnen nicht einmal richtig ins Bewußtsein traten, deretwegen sie aber später ohne Reue die Prüfungen eines ganzen Menschenalters als Hausfrau und Mutter ertrugen. Nie vergaßen sie die Weidenbüsche und die Septembernacht, den großen tollen Burschen und das Ja, das sie gegeben hatten.

Gejohle und Geschrei gehörten auch zu den düsteren Herbstnächten, Kämpfe um dieses oder jenes schöne Mädchen, über das die jungen Fischer in Streit geraten waren oder das gegen Kaufleute oder andere fremde Unbefugte verteidigt werden mußte. Da jeder, der an der Fischerei teilnahm, sich durch Übereinkunft verpflichtet hatte, keine Waffen zu tragen, solange der Markt dauerte, mußte man sich mit Heringstonnen oder den bloßen Fäusten zuschanden schlagen.

Was getrunken wurde? Kaufleute aus Lübeck und Danzig löschten ganze Schiffe voll Wein und Bier am Strande und eröffneten einen Ausschank in Buden, die in aller Eile aufgeschlagen wurden, oder sie legten die Tonnen im Freien aufs Gras, der Hering machte Durst, man genoß ihn sowohl vor wie nach dem Rausch. Nicht die Fischer allein waren durstig, die fremden Handelsleute standen ihnen nicht nach, sie waren aus Nowgorod wie aus Riga, London, aus Bremen und Brügge gekommen, und der lange Weg schien ihnen einen Durst gemacht zu haben, der nicht zu löschen war. Von den Handwerkern, die ihre Buden längs der Küste aufgeschlagen hatten, zog sich jeder in seinem Fach einen Durst zu, der Schuhmacher von dem Ledergeruch, der Schmied durch die große Hitze von der Esse, die Schlächter vom Blut, selbst der Schneider bekam Fasern in den Hals und mußte ein gehöriges Horn neben sich stehen haben, während er zuschnitt und die Stirn bei seiner Arbeit in Falten zog; der Luftspringer, der die Leute belustigte, durstete, der Böttcher, der Salzbrenner, alle dursteten und wurden erquickt.

Und der Hering gab Mittel zu allem und noch mehr dazu, er wanderte in Heerscharen wie ein Meer von Silber durch den Sund, von Meerschweinen, Möwen und Menschen verfolgt, aber ohne sich aufhalten zu lassen, denn er ging ja seinem eigenen rasenden Geschäft nach, das auch aus nichts anderem bestand, als das Nasse zu schlucken und sich zu vermehren.

Der einzige, der sich weder einen Becher zu Gemüte führte, noch ein Liebchen nahm, war Bruder Parvus, dessen kleine Kapelle zwischen Germunds beschützenden Schiffen und dem Frauenmarkt lag, der immer einen Schwarm von Menschen anzog. Aber er tat auf andere Weise einen reichen Fang, er hatte seine Netze nach Seelen ausgelegt und fing viele.

Die Lehre des Christentums als solche war keineswegs unbekannt. Ansgar war ja schon früher im Norden gewesen und hatte den Weg gebahnt, die meisten wußten Bescheid, wenn sie sich auch nicht gleich dem Glauben übergaben. Zwischen so vielen war es indes nur natürlich, daß dieser oder jener, bevor er in See stach, lieber einem neuen, vielleicht kräftigen Gott einige Tonnen Heringe oder bares Geld opferte, anstatt sie dem alten Njord zu geben, der allzu oft widrigen Wind gesandt, selbst wenn man ihn reichlich bedacht hatte.

Bruder Parvus errang sich bald Achtung im Dorfe; von Mann zu Mann wurde erzählt, eine Tatsache, die durch Zeugen erhärtet war, daß der kleine unansehnliche Priester ein glühendes Eisen in seinen Händen getragen habe, ein unabweisbares Zeugnis für den Gott, dessen Kraft er verkündete.

Obgleich es schon spät im Jahr und hundekalt war, ließ mancher Fischer sich taufen, indem er meinte, daß ein Bad am Strande ohne Gefahr besser sei, als draußen in der Tiefe ein Bett zu finden. Bruder Parvus' Gemeinde zählte, bevor der Heringsmarkt zu Ende war, mehrere hundert Seelen. Die Nachfrage nach Aufklärung und Teilhaftigkeit an den Gnadenmitteln der Heiligen Schrift war so groß, daß Bruder Parvus ihr kaum nachkommen konnte, alle Welt wollte eine Schriftstelle auf Pergament haben, die man entweder ganz hinunterschluckte, im Vertrauen auf ihre inwendige Wirkung, oder wie ein Pflaster auf den Körper legte. Dafür nahm Bruder Parvus den Getauften das Versprechen ab, und er wußte, daß sie es halten würden, nie mehr einem heidnischen Gott zu opfern und nie wieder Pferdefleisch zu essen, was man in der Heringszeit leicht versprechen konnte.

Bruder Parvus fühlte sich übrigens nicht verlassen im Fischerdorf während der Marktzeit; viele der fremden Kaufleute waren Christen, wenn auch nicht offenkundig, ein großer Teil des Handels wurde von Christen betrieben, die im heimlichen Einverständnis miteinander waren und jeden Sonntag den Pakt durch eine gemeinsame Mahlzeit besiegelten, bei der Bruder Parvus als der oberste Geweihte am Ort die Wirtspflichten übernahm. Er hatte viele Glaubensgenossen in dieser Zeit, mit denen er Gedanken austauschen und sich für seinen exponierten Posten Mut holen konnte.

Die Heiden im Fischerdorf hatten wohl eine Art Vorstellung davon, daß die Fremden wie mit heimlichen Fäden zusammenhingen, aber sie dachten sich nichts weiter dabei. In festerer Form trat ihnen das Christentum durch gewisse deutsche Kaufmannsbunde entgegen, deren Mitglieder nicht mit Heiden handeln durften; wollte man seine Heringe bei ihnen absetzen oder ihre Waren kaufen, mußte man sich dreinfinden, daß sie einem das Zeichen des Kreuzes auf die Brust machten, was ja nie schaden konnte, obgleich es hieß, daß man dadurch primsigniert wurde.

Das Auffallendste bei den christlich Geweihten waren die geheimnisvollen Beschwörungen, die sie vor und nach der Mahlzeit an irgendeinen Abwesenden zu richten schienen, und dann die Zärtlichkeit, mit der sie sich gegenseitig traktierten, wenn sie sich unter sich glaubten, Männer küßten sich und guckten sich tief in die Augen, Tränen und Trauergesang ohne Grund, bekümmerte Mienen, selbst wenn der Handel flott ging, lauter

Dinge, die ein einfältiger Mensch nicht verstand und die ja auch Sache der Eingeweihten bleiben mochten. Aber merkwürdig war es, zwei bärtige Mannspersonen in zärtlicher Umarmung zu sehen, die einander mit Küssen und salzigen Tränen näßten, das war auffallend. Einige behaupteten, daß diese Leute die Härte der Welt und ihre eigenen Sünden beweinten; ach, wollten sie nur ebenso empfinden, wenn sie in ihren Buden standen, dann pflegten sie so hart wie Flintstein zu sein!

Kein Mensch konnte aus ihnen klug werden. Bruder Parvus peitschte sich jeden Freitag statt zu essen unter seinem Kruzifix mit eigener Hand bis aufs Blut; Leute, die den seelenguten kleinen Mann kannten, fanden, daß er es wirklich nicht verdient habe.

Germund und seine Gefährten lebten sich im Fischerdorf ein, wo bald jeder durch Kampf und Tanz und dunkle Nächte eine Freundin fand, mit der er getrost dem Winter entgegenging. Mehrere von ihnen, die aus Seeland stammten, fanden sogar eine kleine Kindheitsgeliebte wieder von damals, als sie Waldkinder waren, die inzwischen groß und schön geworden, aber sonst ganz dieselbe geblieben war; die Glückseligkeit, von neuem mit ihr vereint zu sein, ging ihnen durch Mark und Bein.

So fand Germund Gevn. Sie war zwischen den Fischermädchen und Germund suchte viele Tage, bevor er auf sie stieß. Wieder und wieder, wenn er eine sah, die Gevn ähnelte, meinte er, daß sie es sei, denn die dänischen Mädchen glichen sich wie ein Tropfen Ostseewasser dem andern, alle mit geschmeidigen Rücken und sanften Gesichtern, der Blick feucht wie süße, helle Nächte, und mit großen, runden, innig wehrlosen Händen.

Da gingen sie in ihren groben Röcken, das einzige, was sie außer einem Hemd und einem Leibchen anhatten, mit Heringsschuppen in den Zöpfen und mit weichen, kräftigen Gliedern, von Salzwasser duftend, schweigsam, und unwissend wie die Morgenröte, aber mit Seelen wie die kalten Wälder im April, der zögernde Lenz, lauter schlummernde Liebe, ja, ja, da gingen sie sanft umher, in tiefer Unbewußtheit, mit offenen kühlen Augen, ohne viel Lebensäußerungen von sich zu geben, anscheinend ohne zu atmen, bis einer ihr einfaches, harmloses Herz weckte und sie plötzlich den Lebenssprung wagten, ja, ja, wie die Buche, die grünt, wie die kühlen, dänischen Wälder, die sich in einer plötzlichen Aufwallung mit der Sonne vermählen!

Das ganze Geheimnis ihres Wesens bestand darin, daß sie bei Widerstand störrisch wurden und sich nicht ergeben wollten, anderseits aber auch nicht nein sagen konnten, wenn jemand sich ihnen im Guten näherte, so unüberwindlich und so unbeschützt ist das dänische Gemüt; die Männer, die sie erwählten, und das waren just diejenigen, die sich ihre Schwäche nicht zunutze machten, hingen mit tiefer Dankbarkeit zeitlebens an ihnen, weil sie so und nicht anders waren, so wehrlos gegen Güte.

Als Germund das erste dänische Mädchen sah, meinte er, Gevn sei es, ein Fischermädchen, das von weitem auf ihn zukam, mit schlanker Taille, sich in den schweren, reichen Hüften wiegend, so, gerade so ging Gevn auf Erden; im übrigen aber war sie es gar nicht. Von jedem jungen Weib, das er von hinten sah, mit schrägen Schultern und vollen, kräftigen Unterarmen glaubte er, sie sei es; entdeckte er ein Gesicht, das stärker von Kühnheit und Lebensfreude glühte als die andern oder zwei sehr klare aufrichtige Augen, hörte er ein Mädchen herzlich und unschuldig lachen, wie das erste schwache Wiehern des Füllens im Frühling, dann meinte er, es sei Gevn, aber es war ein anderes ebenso wildes und sanftes dänisches Mädchen, Gevn war es nicht. Bekam man eine von ihnen, war es, als ob man sie alle besäße.

Endlich, als er Gevn fand und die kühle Süße wiedererkannte, die Haar und Mund ausströmten, ein Duft wie nach Regen, Sommerregen und Wiesen auf den dänischen Inseln, da, ja, da mußte er sein Leben lang die Erde lieben, der sie entsprossen, den Wald, der mit ihrer gemeinsamen Kindheit eins geworden war und den Ort, wo sie einander wiedergefunden hatten.

## Kaufmannshafen*

Das Fischerdorf, wo Germund sich niedergelassen hatte, wurde von alters her nach dem guten Ankerplatz zwischen der Küste und einigen vorgelagerten Holmen an der Mündung des Baches Hafen genannt.

Hier blieb Germund liegen, und aus dem bewaffneten Frieden, den er dem Fischerdorf sicherte, aus dem Fischmarkt und Bruder Parvus' Tätigkeit, entwickelte sich mit der Zeit eine Stadt. Das Verdienst der Fischermädchen darf auch nicht vergessen werden, ihnen verdankt der Kern der Stadtbevölkerung seinen Ursprung.

Als der Herbstmarkt vorbei war und das Fischerdorf wieder ruhig dalag, während von dem wimmelnden Menschengedränge keine anderen Spuren nachgeblieben waren als die leeren Buden oder die Plätze, wo sie gestanden hatten, wodurch ganze öde Straßen bezeichnet wurden, gab Germund sich Betrachtungen hin, die von Gesprächen mit Bruder Parvus genährt wurden, und schließlich ging er zum Dorfkönig und verschaffte sich ohne Schwierigkeiten das Fischerdorf und die vorgelagerten Holme als Lehn. Selbigen Winters noch baute er sich einen befestigten Hof im Dorf als Aufenthaltsort und zum Schutz für seine Schiffe.

Germund hätte im Normannenheer bleiben und sich ausländische Besitztümer verschaffen können; er hätte auch kriegerisch gegen die seeländischen Bauern vorgehen und sich ein Reich in Ostseeland gründen können, mit

* Köbenhavn — Kopenhagen.

oder ohne Erlaubnis des Dorfkönigs, aber es war nicht nach seinem Geschmack, an dem Recht der Bauern zu rühren, war er doch selbst einer von ihnen; was sie besaßen, sollte ihr eigen bleiben. Außerdem hatte Germund sich ein neues Gefühl für das Land hier in der Gegend, für den Wald und die Küste angeeignet, das noch unklar, aber doch stark genug war, seine Handlungen zu bestimmen, ein Gefühl, das seinen Ursprung in Geon hatte und ihn lehrte, daß man seine heimatliche Erde auch besitzen könne, ohne daß sie einem just gehörte. Darum wählte er das Fischerdorf mit allem, was er davon in Zukunft erhoffte, als denjenigen Ort, der ihm die größte Unabhängigkeit zu bieten schien.

Er hatte mit angesehen, wie sich die Elemente zu einer Stadt hier versammelten und wieder zerstreuten; von seinen Reisen im Süden wußte er, was eine Stadt bedeutete, und jetzt begann er davon zu träumen, eine hier im Hafen erstehen zu sehen, eine Ostseestadt, eine Schifferstadt, eine Stadt vorläufig auf dem Wasser, aber sie würde schon werden! Wo er draußen auf den Holmen zwischen dem Weidengebüsch Spuren von jungen Paaren fand, dachte er sich häusliche Herde; landeinwärts, wo Sumpf und Gehölz in den dichten alten Wald übergingen, mit Seen in seiner Mitte, aus denen der Bach kam, der den Hafen bildete, stellte er sich Mauerzinnen und Türme vor! Masten aus aller Welt im Hafen!

Er sah, daß die Bedingungen, Einwohnerschaft zu einer Stadt zu sammeln, durch die Verhältnisse in den Harden bereits gegeben seien. Die Harden hatten sich selbst überlebt, es gab keine Möglichkeit zum Wachstum mehr, die Erneuerung mußte von außerhalb des Bestehenden kommen. Das Bestehende aber waren die Freien, die Bauern und ihre Untergebenen, die ihnen gehörten, daran war nicht zu rütteln!

Außer diesen beiden Grundklassen aber hatte sich schon seit langem eine Menge loses Volk in den Harden herumgetrieben, keine Freigeborenen, aber auch keine eigentlich Abhängigen, kleine Leute, Fischer, Salzsieder, Handwerker und Häusler, Trapper und Wandersleute, bis zu Bettlern hinunter; alle diese hatten sich mit der Zeit so vermehrt, daß sie die eigentlichen Grundbesitzer an Anzahl weit übertrafen, obgleich man überhaupt gar nicht mit ihnen rechnete. Solange die Fischmärkte dauerten, ließen sie sich in den Dörfern längs der Küste nieder, wo sie sich eine Zeitlang durch die verschiedenen Gewerbe, auf die sie sich verstanden und für die hier Absatz war, ihr Brot verdienten; wenn die Märkte zu Ende waren, fielen sie wieder in ihren Mangel zurück. Wenn man die sammeln und ihnen eine Freistatt und Gelegenheit zum festen Wohnsitz im Hafen geben könnte, dann wäre die Grundlage zu einer Stadt da! Die Überschüssigen, die Waldkinder, die sonst zu Wikingen wurden und auswanderten, konnten sich hier zu einem Gemeinwesen sammeln, ohne den Alten zu nah zu treten

und ohne abhängig zu sein. Das war Germunds Gedanke. Er fand tiefes Verständnis bei Bruder Parvus.

Die erste Grundlage war schon durch Germunds Übereinkunft mit der Bevölkerung und den Kaufleuten, wozu er die Einwilligung des Königs hatte, gegeben. Schon im ersten Winter, als bekannt wurde, daß Germund blieb und der Platz also gegen Überfälle von der See her geschützt war, war viel Volk zum Fischerdorf geströmt. Bruder Parvus' Gemeinde wuchs von Tag zu Tag.

Wie Germund vorausgesehen hatte, leisteten die Bauern keinen bewußten Widerstand gegen das, was er und Bruder Parvus im Hafen vorhatten; für sie gab es überhaupt keine andere Lebensform als ihre eigene, sie sahen gar nicht, daß etwas anderes vorging. So hielten sie zum Beispiel Handwerk als Beruf für etwas Verächtliches; von ihren Vätern hatten sie gelernt, daß es zu der Beschäftigung jedes freien Mannes, ja, zu seiner Freiheit gehöre, alles, was er brauchte, selbst zu verfertigen: daß es Leute gab, die sich herabließen, Schuhzeug für andere Füße als ihre eigenen zu machen, und daß es welche gab, die sich entschließen konnten, es zu tragen, das betrachteten sie ganz einfach als neumodische Narretei. Daß Handwerker einen ganz neuen Stand und eine neue Erwerbsquelle bilden konnten, leuchtete ihnen nicht ein. Sogar für den Handel hatten sie nur insofern Interesse, als er ihren eigenen Betrieb anging. Ließ man sie nur ungeschoren bei ihrer Jagd, ihrem Spiel und Nachtschlaf, während die Sklaven das bißchen Arbeit verrichteten, das auf dem Hof getan wurde, dann konnte der Rest der Menschheit sich ihrethalben gern wie Ameisen in den Städten zusammenrotten. So standen sie still, und im Hafen begann man vorwärtszuschreiten.

Für Germund und Bruder Parvus kamen jetzt geschäftige Jahre. Obgleich Germund es persönlich nicht der Mühe für wert hielt, über die neue Lehre zu grübeln, die Bruder Parvus verbreitete, so beugte er sich doch vor seiner Menschenliebe und sah wohl ein, daß seine Verkündigung ein vorzügliches Bindeglied zwischen verschieden gearteten Menschen sei und sie von gegenseitiger Vernichtung zurückhielt.

Darum stand er Bruder Parvus auf alle Weise bei und war fast ebenso froh wie dieser, als sie an Stelle der ersten kleinen Marktkapelle eine ordentliche Kirche bauen konnten. Sie wurde St. Nikolaj, dem Heiligen der Seefahrer, geweiht. Mit Njord war es für immer vorbei. Im selben Jahr bekam Bruder Parvus das Pallium, er war kein gewöhnlicher Mönch, und von da an schickte er jedes Jahr eine gar nicht unbedeutende Summe als Papstgeld nach Rom. Germund sorgte dafür, daß sie sicher ankam.

Die Kirche war noch weit davon entfernt, solch vollendetes Bauwerk zu sein wie die großen Gotteshäuser im Süden, von denen Germund ver-

schiedene gesehen hatte, meistens allerdings im Licht der Feuersbrunst, die sie zerstörte. Das war damals. Jetzt war er selbst mit dabei, eine Kirche im Hafen zu errichten. Noch war sie nicht grundgemauert, sondern nur aus Holz, aber hübsch gezimmert und so hoch wie der größte Balken reichte.

Das Muster zum oberen Teil hatte Germund sich selbst ausgedacht, hier waren die Balken zu Bögen zusammengebunden und verankert, eine Erfahrung aus der Schiffbaukunst, so daß eine lange Wölbung aus Holz entstand, ganz wie die Spanten eines Schiffes, das auf dem Kopf stand.

Unten saß die Gemeinde wie auf den Ruderbänken eines Schiffes und segelte in gutem Glauben auf der Stelle, während die Orgel wild über ihren Köpfen stürmte und der Weihrauch wie ein Traum von schönen fernen Reichen durch ihre Seele zog.

Die Bauern grinsten, ach, ja ja, wenn sie von dieser andächtigen Fahrt drinnen in der Stadt hörten. Wenn sie sich aber von der vielen Gleichheit für alle erzählen ließen, die zwischen den Dummen im Hafen im Schwange war, dann grinsten sie noch mehr, und die Geringschätzung leuchtete ihnen aus dem ganzen Gesicht. Was sie betraf, sie blieben bei dem Methorn, das war entschieden das Bequemste, wenn man sich Seligkeit wünschte, und was Gleichheit und Gemeinschaft anbetraf, so zogen sie ihre üppigen Opferfeste den kleinen bescheidenen Mahlzeiten vor, mit denen Bischof Parvus seine Anhänger abspeiste.

Die Kobolde saßen in der Dämmerung auf den Dolmen um Kaufmannshafen herum und lachten – bis die große neue Glocke von St. Nikolaj zu läuten anfing, da fühlten sie ein ungeheures Kitzeln im Ohr, husteten verlegen und schossen kopfüber in die Erde. Die Zeit der rohen Urbauern war vorbei.

Der größte Teil eines ganzen Wäldchens ging als Zimmerholz für die Kirche drauf, aber es hätte auf alle Fälle als Baugrund für die Stadt gefällt werden sollen. Die Vögel wurden heimatlos und suchten andere Gegenden auf. Nur die Schwalbe fand sich auch in der Kirche zurecht, wo sie ihr Nest oben unter den Dachsparren baute und im Weihrauchnebel mit zartem, nichtsahnendem Kwiwit hin und her flog, während Bischof Parvus Messe hielt. Denn die Schwalbe führt ihr kleines Himmelreich bei sich, wo sie auch wohnt, sie ist selbst Paradies.

Der Bau der Kirche hatte weitreichende Folgen, indem er auf Jahre Handwerker jeder Art beschäftigte, die wiederum Scharen von Handelnden nach sich zogen. Die fremden Künstler, die Bischof Parvus zum Bau der Kirche verschreiben mußte, brachten Fertigkeiten mit, die bisher im Norden ganz unbekannt gewesen waren. So bekam die neue Kirche Fenster aus Glas; Leuten, die an die urzeitdüsteren Bauernhütten gewöhnt waren, erschien dies wie der klare überbaute Tag!

Mit der Zeit sah man viele dunkelfarbige hübsche Menschen in den Straßen von Hafen. Jedes neue und ferne Ding kam zur Stadt, bald gab es keine ausländischen Gegenstände und Luxuswaren mehr, die man dort nicht kaufen konnte, von spanischem Salz bis zu schönen saffianledernen Hosen. Den Sklavinnenmarkt hatte Bischof Parvus dagegen verboten, und die gefangenen Frauen, die in der Stadt waren, mußten von den Besitzern freigegeben werden; zum Teil siedelten sie sich später in den Gassen um die Kirche von St. Nikolaj an, deren Vorliebe für Seefahrende sie teilten, und wo sie ein sehr hohes Alter erreichten, einige wurden sogar über tausend Jahre alt.

Fortschritt und neue Dinge wälzten sich über die Stadt herein, eine Woge nach der andern. Es war ein Gerenne auf den Straßen, Leute gingen aneinander vorbei, als ob sie Luft seien, kannten sich nicht, standen nicht still, um zu gucken, das war geradezu unmenschlich. Die Bauern hielten sich lange zurück, schließlich erlagen sie aber der Versuchung vor den Krämerläden in der Stadt und bequemten sich nun auch ihrerseits zu einem Handel, so daß Hafen, nachdem es schon lange eine Weltstadt geworden war, schließlich auch von seiner nächsten Umgebung als daseinsberechtigt anerkannt wurde.

Seefahrt, Handel und Gewerbe blühten in Hafen. Es hatte eine Grenzlinie um sich herumgezogen, die später zu Festungswerken werden sollte; bis dorthin ging das Recht der Bürger nach der Landseite, nach der Seeseite aber ging es bis ans Ende der Welt. Die Straßen in Hafen, die früher nur der Marktzeit angehört hatten, fingen an beständig zu werden, die Buden wurden von Häusern abgelöst, die reisenden Kaufleute wurden seßhaft, die Bevölkerung aller Ostseeküsten kam und ging durch Hafen wie durch ein Tor, die Welt war nach Hafen gekommen.

Noch immer reiste Germund viel, war fast jeden Sommer auf weiten Seefahrten. Er hätte sich zu Hause genug betätigen können, aber im Frühling, wenn die blauen Waken im Sund barsten und zu wogen und hüpfen begannen, als wären sie ein Stück Himmel, das heruntergefallen war und sich jetzt buchtete und wölbte, als wolle es wieder himmelwärts, dann konnte er nicht mehr stillsitzen. Und hatte er erst Befehl gegeben, Teer zu kochen, und war durch den lieblichen Waldgeruch das frühzeitige Verlangen nach Sommer in ihm geweckt worden, dann kam auch die Meersehnsucht über ihn, fremde Küsten riefen, die Schiffe schaukelten im Strom, und eh man sich es versah, war Germund auf und davon!

Doch zog er jetzt friedliche Kaufmannsreisen den Wikingerfahrten vor, obgleich er immer gerüstet war. Der Rabe, den er in früheren Zeiten mit Vorliebe betrachtet hatte, wenn er von einem getöteten Feind zum andern wackelte und sich an dem ersten Bissen, den kaum gebrochenen Augen der

Gefallenen, gütlich tat, war ihm ein einförmiger Vogel geworden; Totschlagen war auf die Dauer ein langweiliges Einerlei; Germund hatte eigentlich nie Sinn dafür gehabt, außer in der Schlacht, wenn man von Odin besessen wurde, und das war jetzt vorbei, Odin war nicht mehr in seinen Adern. Statt des ewigen Mordens, für das ja außerdem jeder Talent haben konnte, sagte es ihm als reifem Manne besser zu, sich etwas auszudenken, was zwischen Menschen sonderte und für ihr Schicksal weitreichender war, als das Totschlagen einzelner.

Er und Bischof Parvus hatten die Köpfe zusammengesteckt und etwas ausgeklügelt, was ihrer Meinung nach bis in späte Geschlechter Früchte tragen würde, während nach einer Schlacht nichts anderes übrigblieb als Gräber: einen Wechselbetrieb mit den christlichen Ländern im Süden. Diese brachten viel und billiges Salz hervor und verbrauchten eine Menge Fische in der Fastenzeit, man brauchte nur mit Öresund-Heringen hinunterzufahren und das Salz, mit dem sie zubereitet wurden, zurückzufrachten; auf diese Weise wurde beiden Teilen geholfen, Hafen aber wurde durch die Vorteile dieses Austausches eine ansehnliche Stadt. So kann man sich durch das Fasten anderer Leute Nahrung verschaffen. Und so drang Germund dennoch zu dem Wert der Diamantberge durch, die er mit den Märchenaugen seiner Jugend gesehen und die ihn damals so enttäuscht hatten, weil sie nur aus Salz waren.

Viele Jahre beschäftigte Germund sich mit den Verbesserungen seiner Schiffe und brachte es nach und nach weit in der Kunst des Kreuzens, wodurch man nicht auf günstigen Wind zu warten oder seine Mannschaft an den Riemen zu überanstrengen brauchte, sondern man konnte mit Segeln auch gegen den Wind vorwärtskommen, wenn man sie nur danach stellte und sich entschloß, die gerade Linie zum Ziel aufzugeben.

Während Germund auf See war, stand Gevn dem heimatlichen Betrieb vor. Einmal schlug sie in seiner Abwesenheit eine Bande fremder Wikinge zurück, die Verwendung für verschiedene Waren in Hafens Speichern zu haben meinte. Jedes Jahr verkürzte sie die Wartezeit bis zu Germunds Rückkehr damit, daß sie Schanzen und Palisaden um die Stadt baute, bis sie schließlich ringsherum befestigt war. Sie verwaltete die großen Güter, die zum Lehen gehörten. Sie konnte gut rechnen. Schon als Fischermädchen hatte sie eine Vertrauensstellung unter ihren Arbeitsgenossinnen im Dorf eingenommen, weil sie zählen und ihre kleinen Abrechnungen in Ordnung halten konnte.

Als Gevn ihr erstes Kind bekam, offenbarte ihre Mutter ihr, daß sie eine Tochter von Regner Lodbrog sei. Gevns Mutter, die Zeit ihres Lebens Fischermädchen gewesen war, hatte es bis dahin verschwiegen, weil sie es für eine Schande hielt, jetzt aber war sie alt genug geworden, um es an

den Tag kommen zu lassen. Die Geschichte stammte von damals, als König Regner in der Gegend zu Besuch gewesen war. König Regners Vorliebe für Fischermädchen war allgemein bekannt, ihre Mutter gab ihr aber außerdem als Erkennungszeichen noch eine lange Haarlocke, die sie im Dunkeln vom Kopf ihres Geliebten geschnitten hatte, um ihn später wiederzuerkennen; sie erfuhr nämlich erst hinterher, daß es der König gewesen war. Die Locke war zart und seidenfein, solch schönes Haar hatte kein anderer als König Regner. Und jetzt begriff Germund, woher Geon die scharfen Augen hatte, die mit den Wimpern und den hellen Brauen in eins zu gehen schienen, und es wurde ihm klar, weshalb er König Regner damals im Normannenheer vom ersten Augenblick an geliebt hatte.

So lebten sie ihr Leben, das Leben der Jahreszeiten, in Dänemark, für Germund ein rastloses Hin und Her, solange er lebte, im Rhythmus, den Schiff und Woge und das menschliche Herz haben, für Geon die gesunde Ruhe, wo das Heranwachsen der Kinder die Zeit ausmißt. Geon blühte und breitete sich wie ein Rosenbusch.

Im Winter blieb Germund zu Hause. Die langen Winter in der Stadt waren jetzt nicht mehr so unmenschlich lang wie seinerzeit in den eingeschneiten, rauchgefüllten Hütten, die die Bauern noch benutzten und wo sie wie Dachse im Winterschlaf lagen. Germund ging während der strengen Winterabende zur Schule, saß mit seinen Jungen zusammen und schrieb große schiefe Buchstaben, um so viel klüger zu werden. Er fand, daß A einem gewappneten Krieger glich, O dagegen einer Frau, ihrem heidnischen Merkzeichen, dem Frejazeichen; diese beiden Buchstaben schienen ihm am häufigsten in allen Büchern wiederzukehren.

Bischof Parvus hat ihn nie von seinem Glauben überzeugen können, obgleich er ihm durch Handlungen recht gab; der alte Wiking hatte eine zu irdische Sehnsucht, um sich in Vorstellungen von einem anderen Dasein als dem, das er kannte, zu verlieren. An das Himmelreich glaubte er bis zu seinem Tode wie an eine handgreifliche Welt. Das Land der Jugend fand er in seinen Kindern. Dieses und die Insel der Seligen überlieferte er seinem Geschlecht von Glied zu Glied als ein Geschenk der Phantasie und Entwicklung. Wie er sich nie zu den heidnischen Göttern bekannt hatte, so wurde er auch nie Christ. Sonst aber bestand eine unveränderliche Freundschaft zwischen den beiden Grundlegern, solange sie lebten.

Von Bischof, später Erzbischof Parvus, ist zu berichten, daß er ebenso wie sein Vorgänger Ansgar zu seinem Leidwesen nicht dazu kam, sein Leben durch eine Märtyrerkrone abzurunden; kein Nordländer, und war er noch so heidnisch, verfiel darauf, dem kleinen wohlwollenden und klugen Mann ein Haar zu krümmen.

Germund schätzte ihn seiner Sanftmut und Menschenliebe wegen höher

als irgendeinen anderen. Selbst seine Schwächen, die er nicht übersehen konnte, waren ihm lieb. Die Furchtsamkeit, die er selbst als hoher Prälat bewahrte und nicht verbarg, flößte Germund eine Art Bewunderung ein. Zum Beispiel war der Erzbischof sehr ängstlich bei Gewitter, er, der doch auf dem Markt eine übernatürliche Kraft bewiesen hatte, indem er glühendes Eisen in seinen Händen trug. Germund, der nicht mehr an Thor glaubte, stand inmitten der Blitze mit dem ruhigen Gefühl, daß er im nächsten Augenblick tot sein könne, einem Gefühl, das ihm nicht fremd war; aber während der Regen strömte, konnte er den Erzbischof wie ein elendes Menschenkind, das von der Natur zu Boden gedrückt wird, in vollständiger Vergessenheit seines Gottes auf der Erde kriechen sehen; und es schwebte ihm eine bewundernde Ahnung davon vor, daß unbeschönigte Aufrichtigkeit auch Größe sein kann.

## Eiche und Buche

Als das Eis auf den dänischen Inseln geschmolzen war und sie wie nasse Kieshügel in der Ostsee lagen, mit Blöcken und Granitsteinen bestreut, kam zuerst die Sonne und spendete Wärme, kam der Wind mit Spuren weiter Wanderung auf seinem Mantel, und das neugeschaffene Land kleidete sich in Flechten und Moos. Mücken fanden den Weg zu den kalten Seen und vermehrten sich dort, und ihnen folgte ein Ein und Aus von Zugvögeln, die Samen hinterließen, woraus Gras, Weiden, Zwergbirken, Blaubeeren und Heidekraut sproßten. Das erste Dänemark war eine Tundra, arktische Heide.

Als das Land nach und nach austrocknete und wärmer wurde, zogen große Laubbäume ein, vorläufig noch hochnordische, die Espe stand während hunderttausend Jahren und spielte, geblendet im Sonnenschein, mit ihren Blättern, die Birke wuchs heran, der Wacholderbusch blieb zwergenhaft, wurde aber alt in der Landschaft. Dann wanderte die Föhre ein und verdrängte die graziöse Espe.

Nach und nach wurde die Erde entsprechend trocken und doch nicht zu trocken für die Eiche, sie war breit und nahm bald der Föhre den Platz weg, sie hatte Zeit und ließ sich wie für alle Zeiten mit ihrem hübschen Gefolge von Nußbaum und Dornbusch, Kaprifolien, Ebereschen und wilden Äpfeln nieder. Während vieler, vieler Jahrtausende, die gar nicht zu schwinden schienen, bildete sie den dänischen Wald.

Da begann ein neuer Baum einzuwandern, und zwar von Süden her; er ging langsam und sicher auf seinen Wurzeln, jeder Schritt nur so weit wie ein Samenkorn vom Zweig fällt, er gebrauchte Hunderte von Jahren zu einer Meile, drang aber beständig vorwärts; das war die Buche. Und der neue Baum eröffnete einen stillen, seltsamen Kampf mit der Eiche.

Nicht, daß sie sich schlugen, es wäre der schlanken Buche übel bekommen, wenn sie sich in die knorrigen Riesenarme der Eiche verwickelt hätte, nein, die Buche lächelte. Die Buche lächelte, grünte zeitig und streckte sich, spannte einen hohen, luftigen Ast über den Kopf der alten untersetzten Eiche, und wo der Schatten des spitzenzarten Laubes hinfiel, welkte die Eiche, ging durch Mangel an Licht aus und bekam einen dürren Skelettarm; mehrere junge Buchen rückten ihr lächelnd auf den Leib und grünten zeitig, bis die ganze Eichenkrone hingewelkt und nur noch der alte hohle Mammutstamm übrig war. Und die Buche lächelte. War sie nicht auch ein herrlicher Baum?

Und jetzt bildet die Buche den ganzen Wald. Die brausenden, lieblich grünen Kronen stehen wie ein einziges Laubdach beisammen, von den schlanken, hellgrauen Säulen der Stämme getragen.

Aber wie die Buche Licht liebt, so verbreitet sie Dunkelheit. Weder Haselsträucher, Dornbüsche noch der wilde Apfelbaum gedeihen unter der lächelnden Buche, nur Sauerklee und Anemonen breiten einen blühenden Frühlingsteppich über das welke Laub, noch zeitiger als die Buche selbst ausspringt.

Unterholz und Buschwerk sind verschwunden. Etwas Ungesundes geht in der Erde vor, seit die Buche Alleinherrscher geworden ist, der Waldboden wird vom Wind ausgetrocknet und geht aus Mangel an Licht in Gärung über, statt der fetten schwarzen Erde bilden sich harte, unfruchtbare Krusten auf der Erdoberfläche, die schließlich sogar die Luft von den Wurzeln der mächtigen Buche ausschließen.

Die Buche hat sich selbst aus dem Dasein herausgeschattet. Die großen Bäume verfallen, der Wald siecht dahin, schließlich sinkt er zu einem kriechenden Buchengestrüpp zusammen, das die Erde bedeckt, ohne sich erheben und wieder zu Bäumen werden zu können.

Wenn die letzten Wurzelschößlinge verfault sind, hinterlassen sie einen sumpfigen, unfruchtbaren Erdboden, wo nur Blaubeeren und Moos gedeihen. Dann kommt das Heidekraut wieder. Und so kehrt der Wald in sich selbst zurück und wird wieder Heide wie in der Urzeit.

Und dann kann die Natur von vorn anfangen.

# Aus Konstantinopel

von Otto Flake

Die Brücke von Stambul nach Galata ist die längste und verkehrsreichste Schiffsbrücke der Welt. Sie überschlägt das Goldene Horn, einen Blinddarm, eine Sackgasse, die noch groß genug ist, um den inneren Hafen für Handelsschiffe und den Kriegshafen zu enthalten und von eigenen Dampfern befahren zu werden, die weit hinaus zum seichten Endstück, dem Kleinod Ejub, verkehren. Und über den Anfang des Hornes also geht diese Brücke und stellt gleich ein besonderes Problem dar: sie sperrt die beiden Häfen ab. Um den großen Seedampfern und gar den Dreadnoughts Durchlaß zu gewähren, müßten ihre Bogen drei- oder vierfach so hoch sein, wie sie es jetzt mit fünf Metern sind. Wollte man sie aber so hoch legen, so würde sie Stambul und Galata nicht mehr in ebener Linie verbinden und aller Wagenverkehr wäre unmöglich. So blieb nichts anderes übrig, als von ihren vierhundertachtundsechzig Metern ein Stück von zweiundsechzig Metern herauszuschneiden und beweglich zu machen. Gegen Morgen, bevor noch der Verkehr erwacht, wird dieses Stück herausgedreht, und dann dürfen die Gefangenen entschlüpfen.

Die Brücke, eine deutsche Arbeit, ruht auf zweiundzwanzig eisernen Pontonen, aber bei ihrer Breite, Länge und Festigkeit werden sich die wenigsten bewußt, daß sie nicht auf einem fundamentierten Bau gehen. Die Sohle des Goldenen Horns ist hier, an dieser Jahrtausende alten Kulturstätte, mit einer zwanzig Meter hohen Schlammschicht bedeckt, die jeder Technik widersteht.

Ich liege jetzt, wo ich dies schreibe, im Licht eines Julimorgens auf einer Alpenwiese; über Gletschern, Schneerinnen und Zacken ist nirgends der Hauch eines Wölkchens – und so strahlend blau, tief und stark steht der Himmel vor mir, der sich über das große Panorama dieser Brücke wölbte, durch die Städte, Hügel, Schiffe, Wasserspiegel erst zusammengefaßt wurden.

Die Städte wuchsen Hügel hinauf: Stambul, sanfter geneigt, im türkischen Stil, bei dem die Einzelhäuschen schwinden und die Moscheen in herausgewölbten Kuppeln wie ein Prisma die Blicke auf sich ziehen; Galata und Pera, steiler und schroffer, im italienischen Stil mit weißen Wänden und vielfenstrigen Stockwerken. Dazwischen der Innenhafen, in der Mitte frei, an den Rändern von rotausgeschlagenen Gondeln und Leichtern besetzt.

Die Gondeln liegen winzig und nur ein wenig rotleuchtend da, um bisweilen mit einem Abendländer ans andere Ufer zu schießen; die Leichter

haben sich an den Kai von Galata gedrängt und sind zu einem Wald zusammengewachsen, einem Wald schlanker, steiler Masten, einem Lanzenheer paralleler Striche. So war ihre Form von alters her, und plötzlich weiß ich es: so wie heute lag der Hafen da, als die lateinischen Ritter ihr Kaiserreich errichteten, als jener Fortunatus von Famagusta auf Zypern in einer Schenke seines Wunschhütleins beraubt ward, oder an jedem anderen Tage des Mittelalters, dem es gleich war, ob Heiden oder Christen diesen Platz besetzten. Damals wie heute drang die Bläue des Himmels, die Wärme des Lichts, die Gleichmäßigkeit der vielen Masten, die in Wahrheit eine Flotte erzeugten, den Menschen ins Bewußtsein und löste einen Drang aus: zu erobern oder zu bekennen.

Nein, eines war doch anders; das ist die Abwesenheit des Kohlenrauches, der aus allen Schloten quillt. Er zerstört etwas, was zu jenem Bild eines lateinischen Morgens gehört: die Reinheit der Luft, die fast zärtliche Sauberkeit, die unbefleckte Heiterkeit. Wenig liegt mir in diesem Augenblick an der Nützlichkeit eines modernen Dampfers, und wer sie mir gegen die bloße Schönheit ausspielen wollte, dem würde ich kühl zur Antwort geben, daß die Technik die Aufgabe, eine vollkommene Lösung zu finden, noch nicht erfüllt hat. Der Rauch ist nicht nur häßlich zu sehen, er ist auch häßlich einzuatmen und befleckt das Natürliche, die Luft, die das Marmarameer als Freund den Menschen schickt.

Ich bin im Begriff, ein Dauerbesucher der Brücke zu werden. Sie ist das Lebhafteste und Bewegteste, was es in Konstantinopel gibt, und je mehr ich sie besuche, desto mehr erkenne ich, wie wenig eine eiserne Brücke hierher gepaßt hätte, wo alle Nationen des Morgenlandes mit allen des Abendlandes zusammentreffen. Wer hier geduldig harrt, kann alle Sprachen hören, alle Kostüme sehen und allen Hautfarben begegnen. Ich will jetzt nicht eine Aufzählung beginnen und der Reihe nach von den grünen Turbanen der Mekkapilger, den weißen der Theologen, den schwarzen Lammmützen der Perser, den braunen Zuckerhüten der Derwische, den Fessen, Gehröcken, Pluderhosen, Leibgürteln, Augen- und Nasenschleiern und allen den Dingen erzählen, durch die sich die Stände, die Nationen, die Bekenntnisse voneinander unterscheiden. Das ist ein Film, der schon in tausend Feuilletonen abgerollt worden ist. Das was eine der größten Freuden ist, zugleich Erholung und Beruf, Versenkung und Eroberung: an einer Stelle zu stehen, wo ununterbrochen Menschen sich vorüberschieben, und eine kritische Revue abzunehmen, läßt sich ohne großen Aufwand an Worten nicht schildern und beweist die alte Erfahrung, daß, was in der Vorstellung als wirksames Motiv erscheint, in der Darstellung wenig brauchbar ist. Ich greife viel lieber zu der Möglichkeit, die mir ein paar Männer in langen Kutten bieten.

Die Kutten sind kein Kleidungsstück, sondern nur ein Überwurf, der einen ganz bestimmten Zweck hat – er ist ohne Taschen, und diese Herren sind Brückengeldeinnehmer, die man in eine glatte Haut zu schlüpfen zwingt, damit nichts verschwinden kann. Sie stehen an jedem Ende der Brücke, und da sie breit ist und einen ungeheuren Verkehr zu bewältigen hat (es soll Tage von hundertfünfzigtausend Menschen geben), so bilden sie von Brüstung zu Brüstung Ketten. Jeder Fußgänger bezahlt zehn Para, das sind fünf Pfennige, jeder Wagen zweieinhalb Piaster, das sind fünfundzwanzig Pfennige. Diese hellbraunen Zöllner sind sehr genau, nur türkische Frauen ließen sie oft unbehelligt, wenn sie weitergingen, ohne einen Obulus in ihre Handflächen, die von dem vielen Gelde längst schmutzig waren, gelegt zu haben.

Da man nicht immer kleines Geld bei sich hat, steht an jeder Gehseite ein Häuschen, in dem zwei Männer in Geld wühlen. Es gibt wohl keine Stelle in der ganzen Türkei, wo so viel Geld vor aller Augen zusammenströmt, wenn es auch nur Kupfermünzen sind. Immer wieder reichen die Männer in den Kutten einen vollen Beutel hinein, und diese Geldfülle muß dem Mann aus dem Volk, all den Lastträgern, Ruderern, Soldaten, Kleinbürgern wie das Paradies selbst erscheinen, wie die Quelle, aus der der Großherr seine Macht schöpft. Denn vermutlich nehmen sie an, dieses Geld fließe dem Sultan zu. Leider geht es in die Taschen eines englischen Anleihekonsortiums. Vor dieser Anleihe erhob die Stadtverwaltung den Zoll. Jahrelang waren Tag für Tag ansehnliche Summen eingegangen, denn die Kontrolle galt für zuverlässig. Da nahmen die Engländer die Sache in die Hand, und siehe da, die ersten Tage brachten eine Zunahme von durchschnittlich zweihundert Pfund; nun forschte man nach und stellte fest, daß die ganze Gesellschaft, Gelderheber und Wechsler, unter einer Decke gesteckt hatte; aber das hätte noch nicht genügt, die Gelder mußten noch vor dem Abend fortgeschafft werden, und das war geschehen, indem alles, was es an Verwandten gab, im Laufe des Tages herüber und hinüber spazierte, wechselte und Franken- und Talerstücke hingelegt bekam – abends teilte man dann die Beute. Schade, das Märchen war vorüber, nun beschäftigt es nur noch die Einbildungskraft der Armen.

Aber seltsam, es beschäftigt auch mich. Ein Zufall führte mir wieder „Tausendundeine Nacht" in die Hände, ich las von Harun al Raschid, der durch seine Stadt streifte und die Lockung der vielfachen Schicksale empfand. Auch in Bagdad und Bassora gab es Schiffsbrücken und Zöllner, die das Kupferstück für den Kalifen erhoben: diese Morgenländer sprachen als erste den Zauber der Brücken aus. Wer Geduld hatte, fand hier jeden, der die mohammedanische Welt durchwanderte: einmal mußte jeder Gläubige über die Brücke, auf der der Held Scheherezades auf

Kaufleute, Derwische, Feueranbeter und alle Abenteurer wartete — einmal geht auch jeder Moslem über die Brücke von Stambul, an der die Dampfer aus den Ländern des Abends und Morgens anlegen und aus ihren Bäuchen dieselben Gewürze und Waren ausladen, mit denen schon in den Märchen Handel getrieben und Goldstücke verdient wurden und die geraden Wegs durch holprige Gassen hinauf zum Basar geschafft werden, wo die Kaufleute noch ebenso kühl wie zu Haruns Zeiten sitzen und die langen Bärte streichen.

An meinem Tisch finde ich ein Ehepaar: wir kommen bald ins Gespräch; er ist Schulmann und von Berlin gesandt, um in einer südlichen Provinz der asiatischen Türkei die erste aus einer Reihe von Schulen zu gründen, die alle der Aufgabe dienen werden, in den verschiedensten Landesteilen älteren Schülern die Bildung zu übermitteln, die sie dann befähigen soll, eine große deutsch-türkische Hochschule zu besuchen. Diese Hochschule soll technischer, praktischer Natur sein und der Turkei ihre Verwaltungsbeamten, Ingenieure, Forstmänner, kurz, alles das geben, was dieses Land mit den reichen Schätzen so nötig hat: gewissenhafte Bewahrer und Förderer des nationalen Gutes. Wege, Wiesen, Wald, Wasser, Bergwerke, Häfen, Stadtverwaltung, die ganze tausendfach zerteilte Ordnung eines vernünftig verwalteten Landes kommt da in Betracht. Nichts ist getan, alles ist zu tun. Der Plan ist großzügig: er ist modern und nicht so kindlich wie jener andere, die deutschen Klassiker den Türken zu übersetzen und auf Staatskosten eine Art Reclambibliothek zu gründen. Das Auswärtige Amt steht nicht offiziell hinter dem Schulplan, aber der Kontakt ist vorhanden und wird aufrecht erhalten. Mir fällt ein Punkt auf. Die Sammelschulen sollen Internate sein, die ein nicht unbeträchtliches Schulgeld erheben werden: aber die Türken sind arm.

Die nächsten Tage vergehen damit, daß der Schulmann — er ist noch jung und arbeitsfreudig — seinen Zylinder aufsetzt und allerlei Besuche in den Ministerien macht, während seine Frau, auf der die ebenso umfangreiche Aufgabe lasten wird, das Internat für eine Schar halb- oder ganzwüchsiger Burschen zu leiten, in den Geschäften ihre großen Aufträge vergibt.

Es liegt nahe, daß wir uns bei Tisch über Schulverhältnisse und die Kultureinflüsse unterhalten. Von dem Besuch des Galataserails oder kaiserlichen Lyzeums kommt der Schulmann mit großem Respekt zurück — er hat zum erstenmal mit eigenen Augen gesehen, was für das deutsche Unternehmen nachzuahmen sein wird und was es einholen müßte. An tausend türkische Knaben werden in dieser Anstalt erzogen, in die auch kaiserliche Prinzen gegeben werden, und was das Land an studierendem Nachwuchs,

an europäisch erzogenen Juristen, Diplomaten, Offizieren besitzt, das ist fast alles durch sie hindurchgegangen. Und die meisten Lehrer sind Franzosen, wie die Lehrsprache französisch ist. Damit stieß ich zum erstenmal auf diese interessanteste Tatsache der europäischen Türkei, den Einfluß der französischen Kultur.

Seit 1830, also bald einem Jahrhundert, hat Frankreich den vorderen Orient, das heißt die Lande um das griechische Becken von Athen über Konstantinopel bis Syrien, mit seinen Schulen übersponnen und dazu den Katholizismus mit seinen reichen erzieherischen Hilfsmitteln, Schulen, Krankenhäusern, Laienschwestern, bewußt in Anspruch genommen – eine Kulturpolitik, die die Familien durchdrungen und bewirkt hat, daß jede Griechin und Armenierin französisch spricht und denkt: zu den 530 französischen Schulen kommen 126 britische und 273 amerikanische, das heißt 400, in denen für die englische Sprache geworben wird. Deutschland verfügt daneben über 23, selbst Italien noch über 67. Am meisten überraschen dabei die amerikanischen Leistungen, die amerikanischen Missionen haben Geld.

Wir streiten uns, welcher Einfluß der mächtigere Gegner ist, der englische oder der französische. Der Schulmann denkt an seinen künftigen Wirkungskreis, die syrisch-arabischen Landesteile, und gibt den Franzosen den Vorzug. Ich suche einen ersten seltsamen und mir selbst unerwarteten Eindruck zu formulieren, den ich, ich weiß nicht woher, aus der Luft, der Straße, den Menschen ziehe: der französische Einfluß gibt mir nicht mehr zu denken – er imponiert mir nicht mehr recht. Er hat soviel erreicht, daß gar keine Hindernisse mehr zu überwinden sind und daß auf die Gemüter derer, um die er sich bewirbt: der jungen Türken, die Anstrengung jeder anderen Nation den Eindruck des Neuen, Unbekannten und Lockenden machen muß. Das Ideal, daß der Schuhputzer auf der Straße seine französischen Brocken kann, ist erreicht – ist es ein Ideal? Die Sprache erscheint wie degradiert.

Durch gesellschaftliches Geplapper, Toiletten, Schminke und die Lektüre gelber Romane die Weiber beherrschen, durch Nonnen und Betschwestern die Kinder, durch Anleihen und Einimpfung des Börsenfiebers die Männer – das hat etwas Kleinliches, Künstliches und sogar Abstoßendes: eine ganz andere Gedankenreihe, mehr noch Gefühlsreihe, wird in mir geweckt, wenn ich auf den Straßen immer wieder sehe, daß jedes Post-, Militär-, Stadtverwaltungs-, Transport- und Privatauto deutscher Herkunft ist, oder daß fast jeder Lokaldampfer, mit dem man das Goldene Horn oder den Bosporus befährt, an einer Stelle ein Messingschild mit der Bezeichnung seines englischen Ursprungsortes trägt – das ist im Konkurrenzkampf errungener Absatz und weist auf ein Gebiet, wo etwas so Reales und Reinliches, möchte ich sagen, wie Energie den Ausschlag gibt und nicht das trivial gewordene Reich der Eleganz.

Eines Abends stellen der Schulmann und ich fest, daß wir an denselben Journalisten eine Empfehlung haben. Der Schulmann hat die seinige schon abgegeben und die Aufforderung erhalten, am Abend in den Klub zu kommen. Ich schließe mich gleich an. Der Journalist ist der Vertreter einer großen deutschen Zeitung und bezieht ein Ministergehalt, obwohl er sehr wenig schreibt und sich mit Feuilletonen schon gar nicht abgibt. Aber er hat das Talent, Nachrichten drahten zu können, die kein anderer so bald erhielte. Seine Telegramme gelten etwas bei den levantinischen Bankdirektoren und zur Blütezeit des deutschen Einflusses auf die Hohe Pforte nicht weniger bei dem Botschafter. Er hat sein ganzes Mannesalter in Konstantinopel verbracht und sich für den Mangel an Kulturgenüssen an den Annehmlichkeiten eines Junggesellenlebens, wie dem Klub, schadlos gehalten.

Er empfängt uns ein wenig blasiert, bestellt aber beim Boy sofort Kaffee und Zigaretten. Der Schulmann ist nicht umsonst Berliner; er ist der Meinung, daß die beste Taktik im Verkehr die der Fragen ist, jene Aufeinanderfolge direkter Fragen, denen man nicht ausweichen kann. Diesmal will er die Ansicht des Journalisten über sein Schulunternehmen hören. Er schenkt uns zuerst ein Glas kaltes Wasser ein, das, wie er sagt, aus Asien herübergeschafft wird, und erklärt, er hätte das Unternehmen anders angefaßt: „Dort unten werden Ihnen weitaus in der Mehrzahl Griechen und Armenier in die Schule kommen, und damit nähren Sie nur das Element, das die Türken ihren Blutsauger nennen. Und zweitens fragt es sich, ob Sie hierzulande jemals einem Menschen klar machen können, daß es verdienstvoller ist, in die Provinz zu gehen, als in Konstantinopel zu bleiben: alle werden in Konstantinopel bleiben wollen.“

Draußen schüttelt der Berliner den Eindruck ab und fühlt sich mit seiner Frau, die uns erwartete, darin einig, daß sie gekommen seien, um ihren dunkelhäutigen Burschen Pflichtgefühl beizubringen.

Bevor sie abreisen, wird ihnen noch eine Besichtigung gestattet, die auch mich interessiert und zu der ich allein nicht gelangen würde: sie gilt dem Marinearsenal, das damals in einigen Wochen in die Verwaltung englischer Offiziere kommen sollte.

An der Neuen Brücke besteigen wir das Motorboot zweier junger Herren, die im Dienste einer belgischen Gesellschaft, glaube ich, stehen. Sie hat sich gebildet, um die im Schlamme des Goldenen Horns liegenden Holzschiffe vergangener Jahrhunderte zu heben. Denn diese Fahrzeuge hatten Kupfernägel, und Kupfer ist teuer. Dem einen der beiden Herren ist in den letzten Tagen ein tragikomisches Abenteuer zugestoßen. Er wohnte in einer Pension in Schischli draußen und plötzlich fühlte er sich von Som-

ptomen bedrängt, die unter anderm auch zur Cholera gehören. Die Sanitätspolizei erschien, verordnete Sperrung der Pension und Überführung des Kranken. Ein europäischer Arzt wurde ihm verweigert, obwohl sein Übel sich nicht verschlimmerte, die Berliner Presse war voller Berichte, dann wurde er endlich entlassen, und nun hat er zum erstenmal wieder Dienst, nachdem sein und seiner Umgebung Schrecken nicht klein gewesen war.

Wir fahren an den Leichtern und Handelsdampfern des inneren Hafens vorbei, dann dicht an der Kriegsmarine vorüber, den hellgrauen Ungetümen, die gar nicht so groß zu sein scheinen und von denen einige ihre Geschichte haben – da ist das einzige Schiff, das im Krieg draußen herumfuhr und sich tapfer hielt (die anderen verließen ihre Stellung vor Stambul nicht, weil ihre Kanonen dem Komitee die Hauptstadt und damit die Macht sicherten). Dann steigen wir aus, inmitten einer Schar Arbeiter, die dabei ist, alte Bomben zu demolieren. Wie eine Abfuhr rostiger Spielzeuge lagen sie da; wenn einmal eine explodierte, fauchte sie nur ein bißchen; manche hatten ein Menschenalter im Wasser gelegen. Die ganze Arbeit hier ist Kehraus, Abbruch, Ramsch. Dort ragt das Hinterteil eines Fahrzeugs in die Höhe, das Vorderteil ist noch im Schlamm. Nun begreifen wir erst, daß es Sinn hat, Kupfernägeln nachzugehen: sie sind oft einen halben, einen ganzen Meter lang.

Weiter, nun zu den Schuppen und Magazinen. Sie reihen sich in stattlicher Anzahl aneinander, aber sie sind ein Kirchhof. Grasüberwuchert liegen die Kanonen, Lafetten und alle Dinge, die zur Artillerie gehören, da. Zwischen einem Rad ist ein Bäumchen aufgewachsen, und man könnte es nicht mehr herausheben, ohne den Baum umzuhauen. Dann wieder Schießmaterial – bestellt, nie benützt und veraltet. Die Jahreszahlen einer Kruppschen Kanone erinnern an jene Zeit um 1870, da die Türkei die zweitgrößte Kriegsflotte unterhielt. Wer möchte das heute glauben! Damals waren die Werften von dreitausend Arbeitern bevölkert, und nun sehen wir kaum hundert. Dabei treten wir in Schmiede-, Guß- und Stanzräume von einer Ausdehnung und von einer Ausrüstung, was Maschinen und Öfen betrifft, die jeder Werft zur Ehre gereichen würden, und dabei waren die Türken durchaus geschickte Arbeiter, wovon noch manches Stück, das herumliegt, Zeugnis gibt, auch braucht man nur die ganz aus Holz gebaute, gewaltige Halle über einem Dock zu betrachten, architektonisch von einer selbständigen Eleganz und ganz einheimische Arbeit.

Hammerschläge sausen auf Holz – aber sie zerstören nur den festgefügten Bau eines Schiffsleibes; sie klirren auf Eisen, aber es werden nur die Schrauben von Schiffskesseln abgesprengt und dann die Kessel selbst zertrümmert. Alles ist Untergang, Melancholie, Bankrott: den Fremden muß

rasch Platz gemacht werden: die Engländer kamen, und nach ihnen die Deutschen. Es war der letzte Akt des alten Dramas.

Ich bin, wenn ich in der Hagia Sophia stehe, nicht imstande, die christlichen Gedanken zu empfinden, die bei dieser Gelegenheit vorgeschrieben sind. Es läßt mich kalt, daß man noch sehen kann, wo die Türken den Namen Christus übertüncht oder übergoldet haben; es läßt mich nicht nur kalt, ich würde sogar bedauern, wenn an dieser Stelle wieder der orthodoxe Gottesdienst stattfände, — vor einem Jahr erwartete hier jedermann, Zar Ferdinand werde sich die Krone aufsetzen; ein deutscher Bankbeamter erzählte mir, wie beim Grollen der Geschütze von Tschataldscha die Archive gepackt wurden, um sie auf das deutsche Stationsschiff zu bringen.

Woher ist mir jener große Gedanke so unsympathisch? Weil mir die Griechen unsympathisch sind (sie sind jetzt wieder Anwärter auf ihn an Stelle der Bulgaren), weil ich orthodoxe Geistliche gesehen und von der tierischen Roheit, mit der sie ihre Banden zu Mord, Vergewaltigung und Brandstiftung anfeuerten, aus dem Mund von Augenzeugen vernommen habe, weil ich dieses ganze osteuropäisch-slawische, dumpfe, fanatische Christentum als barbarisch empfinde und weil ich von türkischer Religiosität und türkischen Moscheen einen sehr schönen Eindruck empfangen habe.

Seht euch in der Hagia um. Ihre gewaltige Höhe, die unvergleichliche, freischwebende Kuppel sind nicht türkisch, da sie ja schon byzantinisch waren, aber das Sekundäre, die Ausschmückung, die Vermenschlichung des Raumes, das ist original. Dieses Haus ist wohnbar gemacht und reich an kleinen, lyrischen, seelischen Dingen. Wer da Barbarisches suchte, würde sich irren. Es ist ein Bethaus, und ich stehe nicht an, es trotz seiner Einfachheit für wärmer zu halten, als bei uns selbst die katholischen Kirchen, zumal die pomphaften des Jesuitenbarocks, sind. Vielleicht machen das die Teppiche, die, Streifen an Streifen, den Boden bedecken und alle in einer Richtung verlaufen. Diese hier sind aus den Lagern geholt, denn die letzten, die sehr schön gewesen sein sollen, sind vor ein paar Monaten verbrannt worden: während der Cholerazeit lagen Tausende von Kranken auf ihnen und beschmutzten sie verröchelnd.

Über den Teppichen hängt das schönste Schmuckstück der Moschee, der große Kronleuchter. Er ist, von der Kuppel, die die Höhe Sankt Peters hat, herab, so tief auf den Boden niedergelassen, daß ich ihn erreiche, und dieser Verzicht auf die majestätische Unnahbarkeit aus den Höhen ist von seltsamer, inniger Wirkung: es tut so wohl, daß man den Kopf nicht zurückpressen muß, um ihn anzusehn. Und wie schön ist die Einfachheit

des Leuchters: ein ungeheurer Eisenring ist mit hundert kleinen Ölbehältern besetzt; sie haben die Form jener Kreisel, die die Kinder bei uns auf der Straße tanzen lassen, unten spitz und oben rund; sie sind mit Wasser gefüllt, und auf der Oberfläche schwimmt eine Schicht Öl; sie sind aus einem weißen, durchsichtigen, blassen Glas, wie ganz alte Kirchenfenster es haben, wenn sie einmal unfarbig sind.

Auf einer Kanzel wiegt sich ein Imam in kurzen Schwingungen hin und her und spricht in melancholischem Singsang eine Sure; er ist blaß, schwindsüchtig und schwarzbärtig. Unter ihm, auf dem Teppich, sitzen mit untergeschlagenen Füßen ein Offizier, ein Effendi im Gehrock, ein paar andere Männer, während die Frauen irgendwo an die Seite, zwischen zwei Marmorwände, verwiesen sind. Durch den ganzen Raum zieht ein ausgesprochener Geruch von Schweiß: er kommt von den vielen nackten Füßen, die auf diese Teppiche treten, und es ist der türkische Geruch, der einem überall entgegenschlägt. Er stört mich hier nicht im geringsten; er ist ein natürliches Ding.

Der Geistliche betet immer noch. Plötzlich vernimmt man Töne anderer Art, ein lautes Zurufen: den geschäftsmäßigen Vortrag eines Führers, der Dinge der Bildung erklärt, von denen er nichts versteht, weil er schlimmer als ungebildet, weil er frech ist. Er ist einer der Burschen, die ich im deutschen Hotel wegen ihres niedrigen und klebrigen Auftretens abstoßend fand. Nun führt er den ersten Schub von reisenden Landsleuten, den das Jahr bringt. Ich warte nur auf den Augenblick, wo die Diener oder der Geistliche auf der Kanzel oder sonst einer der Anwesenden ihn zum Schweigen auffordern werden. Aber nichts dergleichen geschieht, der Führer benimmt sich, als wäre er hier zu Hause und die Mohammedaner nur geduldet. Er macht auf alles aufmerksam, auf das riesenhafte Alabasterei mit dem Wasser für die Fußwaschungen; auf die Loge Theodoras ganz hoch oben, aus der sie, die große Dirne und Kaiserin, auf ihr theologisierendes Volk herabsah; auf die herrlichen, von einem alten Kalligraphen geschriebenen Namenszüge des Propheten und der ersten Kalifen, die wie ungeheure Schilder an den Säulen hängen; auf grünen Porphyr und gelben Marmor, und er fordert seine Zuhörer auf, ruhig näher zu treten und sich vor dem Priester nicht zu genieren.

Alles Leben drängt sich in der Grand' rue von Pera zusammen, sie fiebert. Sie ist fast die einzige Verkehrsstraße, die von Galata herauf bis nach Schischli führt, und der neuen Straßenbahn blieb nichts übrig, als sie zu befahren, obwohl sie eng ist; zum Überfluß speit auch die Drahtseilbahn, die im Hügel von Galata läuft, ihre Massen in sie aus. Kaum kommt man voran; alle paar Schritte ist der Boden aufgerissen, es wird an den

Telephonanschlüssen und der elektrischen Zuleitung gearbeitet. Nach einer Weile wird man diesen harten, steilen, schmalen Boden wieder aufreißen, um neuer Geleise, neuer Röhren und Kabel willen: die Modernisierung Konstantinopels, die stadtbautechnischen Fragen, die Schaffung von Verkehrsadern, das ist ein ungeheueres Problem, eines der schwersten, das man in der Welt finden kann, trotzdem die Türken – wie man sagt – eine Möglichkeit besitzen, über die wir nicht verfügen. Wenn irgendwo ein Durchbruch durch elende Barackenviertel nötig ist und die Eigentümer nicht nachgeben, bricht – wie Verleumder sagen – ein paar Tage darauf ein Brand aus und legt die ganze Reihe nieder. Nicht umsonst war das Komitee ein Geheimbund, und wenn es auch jetzt die Macht offen besitzt, sind doch die alten Methoden der aufnahmefähigen Nation in Fleisch und Blut übergegangen.

Man muß freilich ein wenig Bescheid wissen, wie sehr Konstantinopel seit Jahrhunderten ein Herd der Bestechung, Intrigen und Denunziationen gewesen ist; und dann kam erst das Geheimspitzelwesen Abdul Hamids, die fürchterlichste und ganz systematische Korruption der Geschichte. Was in Konstantinopel von Türken lebt, das dreht sich seit Generationen um den Hof, die Staatsanstellung, das elende, aber in den höheren Stellen über alle Möglichkeiten der Bereicherung verfügende Beamtentum. Doch was hilft es, die historischen Ursachen zu kennen, die in einem Volke die Unfähigkeit, sich verwalten zu wollen, herbeigeführt haben? Sind die Türken Leute vom Schlage jener Deutschen, die 1813 machten, ich meine jenes weitere 1813, das sich nicht begnügte, einen Feldzug zu führen, sondern erst zu einem wirklichen Staat überleitete, kurz, das Schule, Leben, Verwaltung, Industrie und hundert andere Dinge schöpferisch in Angelegenheiten der Energie und des Lebenswillens verwandelte? Wir hoffen es.

Anstrengungen werden jetzt wohl genug gemacht – da zieht eben durch die Grand' rue, von der wir ja ausgingen, ein seltsamer Aufzug. Voran eine Musikbande, die melancholisch und schlaff eine eintönige und eben in ihrer Eintönigkeit aufreizende Musik spielt, dann ein Wagen, darin ein weißgekleidetes Mädchen, ein Knabe mit einer türkischen Fahne, ein Mann im grünen Turban, ein Herr im Gehrock; hinter den Wagen eine Sektion Schulkinder, an der Seite eine Lehrerin mit müdem Gang, Zugstiefeln und dem Schleier vor dem Gesicht, wieder ein Wagen, wieder Fahnen, wieder Kinder, und so fort. Vor dem Polizeigebäude, einem entzückenden, operettenhaft leichten Bau, staut sich der Zug, das Mädchen hält eine Ansprache, die Musik spielt Tusch, die Kinder rufen ein Hoch auf Freiheit, Gleichheit und Fortschritt – das Ganze ist der Propagandazug, um die Bevölkerung zur Teilnahme an den Kammerwahlen anzuregen.

Auch diese Wahlen werden ein Beweis für die Allmacht des Komitees

sein, es ist schon alles fest verabredet. Ein Komitee ist eine Tyrannis, eine Oligarchie. Nun gut, in einem so geschwächten Lande kann die Gewaltherrschaft von Vorteil sein und ist sogar besser als der durchgeführte Parlamentarismus mit allen seinen Schwankungen. Nur: werden diese Oligarchen nicht nur an sich denken? Aber heute morgen kam eine Nachricht, die wie eine Bombe einschlug: Enver Bey ist Pascha geworden, und er wird bald Damad sein, das heißt Schwiegersohn des Sultans, und er wird die Entlassungen aus der Armee hundertweise vornehmen. Ist das der Mann, der Retter, der Held, der, der nicht an sich, sondern nur an das Reich denkt? So scheint sich jene große Frage zuzuspitzen, zur Erleichterung des Beobachters, für den Sichtbarmachung alles ist.

Es ist früher Nachmittag, und die Damen sind es, die der Grand' rue ihr Gepräge geben. Gegen Abend verschwindet die Türkin von der Straße, aber bis dahin schwärmt sie aus, selten allein – meist zu zweien, oft zu dreien mit der Schwiegermutter und der Schwägerin. Häufig sieht man auch einen Mann mit zwei Frauen, und man kann sich nun denken, es seien seine zwei Lieblingsfrauen, oder Frau und Schwester, wie man will. Wenn sie allein ausgehen, sind sie kühner, sie bleiben an einem Schaufenster stehen und heben den Schleier; auch in den Magazinen kann man sie unverschleiert treffen.

Man sieht entzückende Gesichter und sehr häßliche, kokette und gute, brave, ein wenig dicke Ehefrauen. Wenn die Sonne scheint, und eine Frau schreitet gerade in sie hinein, ist es sehr reizvoll, durch den Schleier zu spähen, denn sie sind im Augenblick so dünn und zart, daß man deutlich das Oval, einen roten Mund und die Brauen sieht, die zusammengewachsen sein müssen, wenn sie als schön gelten sollen. Heute sind die Schleier dünn, morgen wieder dicht, je nachdem die Zensur sich aufrafft und eine drakonische Verordnung erläßt. Ich habe schon ein paar in der Zeitung gelesen. Es bleibt aber nicht nur bei Erlassen, es gibt bürgerlich gekleidete Kriminalbeamte, die auf nichts zu achten haben, als daß die mohammedanischen Frauen keine farbigen Seidenstrümpfe tragen, ihre Beine nicht zeigen, durch die Kleidung nicht herausfordern. Erspähen sie eine junge Schöne, die bei ihnen Ärgernis erregt, so fordern sie sie unauffällig auf, mitzugehen, und dann kommt sie – vors Kriegsgericht. Die Stadt stand nämlich noch unter Kriegsgesetzen. Es gibt auch ein männliches Gegenstück: ein Untertan des Sultans, der statt mit dem Fes seinen Kopf europäisch bedeckt, wird verhaftet.

Neuerdings hört man auch davon, daß Frauen nach Kleinasien deportiert werden. Das ist die Strafe für einen unsittlichen Lebenswandel, der sich hier in türkischen Kreisen weit weniger als in europäischen und levantinischen bemerkbar macht, aber nicht fehlt. Dem Fremden wird von Rendezvous-

häusern erzählt, und bald wohnte ich sogar selbst neben einem, an dessen Fenstern sich übrigens nie eine Frau zeigte, in dessen Tür nur manchmal alte Herren verschwanden. Eigentlich hätten die Männer hierzulande so etwas nicht nötig, da es ihnen freisteht, soviel Weiber zu nehmen, wie sie wollen. Aber erstens halten diese mohammedanischen Stadtbewohner genau wie die Europäer das Legitime und Erlaubte für langweiliger als den Seitensprung, und zweitens ist die Polygamie eine kostspielige und auch lästige Einrichtung. Jede Frau hat ihre Tage, Anspruch auf den gleichen Schmuck und das gleiche Vergnügen wie die andere oder anderen, und wenn sie sich benachteiligt fühlt, läuft sie zum geistlichen Richter, der den Ehemann zitiert und ihn unter anderem an jenen seltsamen Paragraphen erinnert, der von der eisernen Tagesration einer Frau handelt: es steht ihr zu: ein paar Piaster zum Unterhalt, eine Kerze und soundsoviel Zigaretten. — Das sind Lasten, die nicht jeder auf sich nehmen will, und das europäische System der aufreizenden Kokotte hat ihn verdorben.

Aber die einheimischen Frauen, die zur Prostitution getrieben werden, verdienen Mitleid. Sie sind fast immer Ehefrauen, sei es, daß der Mann die Scheidungsformel über sie ausspricht und sie sich von einer Stunde auf die andere auf die Straße gesetzt sehen, sei es, daß sie im Kriege den Gatten oder Vater verloren haben und völlig mittellos dastehen. Man muß wissen, wie unsicher hier die Existenz einer Beamten- oder Offiziersfamilie ist. Seit Jahrzehnten ist es Gebrauch, daß die Monatsgehälter nur nominell ausgezahlt werden, denn statt in den Kassen war das Geld in den Taschen der Paschas, des Sultans und der europäischen Geldgeber. Unter dem neuen Regime wird man wohl diesem Zustand ein Ende machen, aber das Äußerste war, daß alle Viertel-, oder auch alle Halbjahre einmal ein Monatsgehalt ausgezahlt wird. Die Soldaten hatten noch ihre Kriegslöhnungen zu erhalten. Die neuen Schiffe kosteten ein Heidengeld, und man verfiel darauf, einen Flottenverein zu gründen, der die letzten Reste zu bearbeiten hat. Hier in der Hauptstadt begegnete man zuerst einzelnen Notizen, daß patriotische Beamte auf ein Monatsgehalt verzichteten. Dieser Beamten wurden angeblich immer mehr, und dann zog die Regierung die Folge daraus. Sie verschickte ein Schreiben: Da die freiwilligen Verzichte sich so außerordentlich vermehrt haben, glaubt sie diese Bewegung in die Hand nehmen und hiermit verordnen zu müssen, daß jeder Staatsangestellte zugunsten des Flottenvereins auf ein Monatsgehalt verzichtet.

Das Elend würde in den Familien noch größer sein, wenn ein Holzhäuschen mit den paar Zimmern, in denen Teppich und Diwan alle Möbel ersetzen, nicht so billig wäre und wenn man sich nicht an Yourt satt essen könnte. Aber ein vernünftiger Mensch nimmt es diesen Beamten nicht mehr übel, wenn sie sich Trinkgeldern zugänglich erweisen: man will doch

leben und für die Geduld, die man dem Staate zeigt, eine Entschädigung haben. Der gute Wille aber, den Angestellten des Staates ihre Dienste zu bezahlen, und die Notwendigkeit, sich gegen die Griechen zu schützen und einen Hafen voll der Siebzigmillionenungetüme zu haben (das Heer nicht zu vergessen), das ist der tragische Konflikt der modernen Türkei: endlich will man Reformen von Grund aus – war es noch Zeit? Fluch dem Bluthund mit der kranken Seele, der in Beilerbei sein Leben fristet: wahrlich, das Komitee hat eine unerwartete Milde gezeigt, als es Habdul Hamid nicht den Prozeß machte. Wäre er nicht gewesen, hätte er nicht seinen tüchtigen und modern gesinnten Vorgänger gestürzt, so wären die Reformen dreißig Jahre früher gekommen, unendliche Summen gespart, unendliche Leiden vermieden worden –, rechnet man ihm doch die Zahl seiner unmittelbaren Opfer und der in den Metzeleien Getöteten auf vierhunderttausend nach.

Es ist schwer, den türkischen Frauen gegenüber nicht sentimental zu werden. Wenn der Blick unter dem Schleier auch oft genug enttäuscht, denn die halbe Frauenwelt ist augenkrank und trägt blaue Zwicker, so haben sie doch unzweifelhaft etwas Rührendes. Es ist das Sympathiegefühl, das man für die hat, die bescheiden leben und sich gegen Unterdrückung und Bevormundung wehren müssen, wie Pflanzen und alle wachsenden Dinge unter dem Himmel gegen Mißgunst und Feindschaft und alles, was sich ihrem Wachstum entgegenstellt und es hemmt. Und dann kann man sich so gut in sie hineinversetzen: wie sie sich nach der Welt sehnen, von der sie nichts kennen als ferne, verirrte Schilderungen aus einem flüsternden Munde oder einem fränkischen Buch; wie sie die Christinnen um ihre Freiheit beneiden und glauben, der Mangel an Glück und Erfüllung, den sie in der eigenen Seele fühlen, liege nur daran und alles wäre gut, wenn sie unverschleiert gingen und Gefährtinnen ihres Mannes, eines Mannes wären. Und darum gerade ist man gerührt: welch ein Irrtum! Wie schrecklich, in diesem Land ohne öffentliches Leben, ohne Industrie und Handel plötzlich dastehen und sich seinen Unterhalt selbst verdienen müssen; wie schrecklich, die schlimme Erfahrung, daß überall, immer die Seelen unbefriedigt bleiben, zuletzt auch machen zu müssen; wie schrecklich, so gar nicht vorbereitet zu sein und so gar nicht Bescheid zu wissen; und wie trostlos die Freuden der Selbständigkeit, die entfesselte Erotik, die Emanzipation von der zarten, sanften Zurückhaltung, die zu ihrer Erziehung gehört und ihnen so gut steht.

Am Sonntagmorgen pflegte ein deutscher Journalist, den ich kannte, Streifzüge über die Hügel und die Täler Konstantinopels, der ausgedehntesten Stadt, die es gibt, zu unternehmen. Er war seit seiner Jugend im

Lande und kannte es besser, viel besser als irgendein Türke — so gut, wie nur ein Deutscher mit philologischen Neigungen und deutscher Hingabe an fremde Zustände ein Land kennen kann. Er war ein vollständiger Gelehrter, der alle Sprachen und alle Literaturen dieses Reiches beherrschte, ein Kenner der Geschichte und der Kultur der vergangenen Jahrhunderte. Statt Journalist in Konstantinopel müßte er Professor an einer Universität sein.

Er freute sich, einen Zuhörer gefunden zu haben und etwas von Stambul zeigen zu können. Er lehrte mich an einer kleinen aber reichen Moschee die Schmiedegitter als eine der besten Leistungen des türkischen Handwerks zu bewundern; dann drangen wir in Trümmerstätten ein, die der jüngste Brand im ältesten Viertel geschaffen hatte — im Hofe eines Hauses stand noch zwischen schwarzen Mauern eine hohe grüne Eiche und darunter rasierte ein herumziehender Bartscherer die Köpfe von Lastträgern. Zuletzt hatten wir uns der Straße der Buchhändler zugewendet, denn Doktor S. war ein großer Bücherkäufer. Aber obwohl hier Buchladen an Buchladen stand, höchstens dazwischen der eines Briefschreibers, war er unzufrieden. „Das ist nicht das, was ich Ihnen zeigen will,“ sagte er, „diese Läden sind zu kultiviert, das ist nicht das Alte. Gehen wir zu den Antiquaren am Basar.“

Außen am Basar führt eine Straße hinauf. Auf der einen Seite reihen sich die Verschläge der Meerschaum- und Holzdreher aneinander, schmucklose Räume, in denen ein Meister mit seinem Lehrling hockt und Pfeifenmundstücke und Zigarettenspitzen aushöhlt, die dann ins Schaufenster gelegt werden; auf der andern Seite die Bücherläden. Auch hier war der Deutsche gut bekannt, und die Bewirtung mit Kaffee und Zigaretten entsprang herzlicher Höflichkeit. Der Bücherverkäufer war ein alter Mann im weißen Bart, und sein junger schwarzbärtiger Kompagnon war sogar in Wien und Berlin gewesen. Er gestand uns strahlend, was in den beiden Städten den größten Eindruck auf ihn gemacht hatte: in Wien der Wurstl-Prater, in Berlin der Lunapark.

Ach lieber Gott, hier war es viel schöner, in dem Raum, der nur aus Brettern bestand und nichts als drei Wände voll Bücher, an der vierten einen Ladentisch und dann zwei Stühle enthielt. Aber der Himmel draußen war blau, und mit dem Licht drang etwas Heiteres, mit der Stille dieser ruhigen Gasse ein Friede herein, der nicht nur dem Sonntagmorgen gehörte — etwas von der schönen großen Gelassenheit und Genügsamkeit dieses Volkes, das eine Zigarette und einen Schluck schwarzen Kaffees braucht, um zufrieden zu sein. Was der alte Mann für einen schönen weißen Bart hatte und wieviel Würde in der dreifach gegliederten Bewegung seiner Begrüßung gewesen war.

Mein gelehrter Führer stöberte in den Büchern herum, ich liebäugelte mit ein paar türkischen Wandsprüchen, die mit ihren dekorativen Schrift-

zeichen in einfachen Rahmen dahingen. Was sollte ich nehmen: einen Anruf an Ali und Hafis oder den tröstenden Spruch: Auch das geht vorüber? Ich nahm den Trost, der ebenso irdisch und weise wie unsere Wandsprüche himmlisch und abscheulich sind. Danach brachen wir auf und schlugen den Weg nach einem neuen Hügel und der Wasserleitung des Kaisers Valens ein, als wir an einem rötlich schimmernden Palast im kaiserlichen Stil vorbeikamen. „Was ist das?" fragte ich. „Die Universität," antwortete man. „Gehen wir hinein," schlug ich vor – schon war ein geschmeidig dienernder Torwächter im Fes auf uns zugestürzt und hatte erklärt, nur der Herr Rektor persönlich gebe die Erlaubnis zum Eintritt.

So suchten wir unsere Besuchskarten zusammen und harrten der Dinge. Nach einer Weile kam der Türhüter zurück und begleitete uns mit dem demütigen Buckel eines Eunuchen die Marmortreppe hinauf. Ein Saal öffnete sich, grüne Ripsdecken, rote Sessel, ein europäisches Direktorzimmer, ein Schreibtisch, darauf ein Telephon und Akten, dahinter ein kleiner, grauer Herr, an der Wand die zu orientalischen Sklaven erstorbenen Pedelle mit gekreuzten Armen. Der Rektor betrachtet unsere Karten und meint, wir gehörten verschiedenen Fakultäten an – er ist Mathematiker. Zuerst erfahren wir allerlei Statistisches, zum Beispiel daß einunddreißig Studenten Deutsch hören, aber nur einer Russisch, oder daß dreihundert Damen sich zu den Frauenkursen melden, die freilich sogar Haushaltung oder Handarbeit umfassen. Dann führt uns der Rektor persönlich durch die Universität. Sie ist klein und die Lehrfächer noch nicht ausgebaut. In der Theologie sitzen am meisten Schüler, ins physikalische Laboratorium können wir erst nach zehn Minuten hinein, der Schlüssel war nicht zu finden; dann hatten wir endlich das Vergnügen, ein paar deutsche Tabellen an der Wand zu finden – es war der Physiksaal einer Provinzschule; große Experimente werden da nicht gemacht werden.

Als wir wieder draußen standen, hatte mein Führer eine Überraschung: er wollte mich am nächsten Tag mit der geschiedenen Frau des Rektors bekannt machen; sie sei Schriftstellerin und verkehre bei ihm. Ich sah sie dann und kann nicht sagen, daß schriftstellernde Damen hierzulande anders aussehen, als bei uns. Ich ließ mir den Inhalt eines ihrer Romane erzählen – das ist eine Mischung von angesächsischem Unterhaltungsroman und den bekannten prinzipiellen Forderungen. Sie war englisch erzogen, fand aber, man müsse jetzt Deutsch lernen.

Der Einfluß dieser Schriftstellerinnen ist gar nicht gering. Die Frauen lesen sie, und sie sind Schrittmacherinnen. Auf sie ist die Gründung des ersten Frauenklubs zurückzuführen, und der amerikanische Gesandte und seine Frau waren es, die gerade dieser Tage zum ersten konstituierenden Tee einluden. Darin zeigt sich der praktische und vernünftige Sinn der Ameri-

kaner, und mit dieser einen Einladung gewannen die Vereinigten Staaten Grund in den Herzen der ganzen neuen Generation. Wenn eine der europäischen Diplomatenfrauen an die Stelle der Amerikanerin getreten wäre, so hätte doch die Veranstaltung den Charakter der Patronage, jener im Grunde lügnerischen und nur höflichen Gesellschaftlichkeit gehabt. Statt dessen war es ein Vergnügen, zu beobachten, mit welch einfachem, kräftigem Handdruck der Botschafter die Gäste empfing: sachlich und herzlich, mit demokratischer Selbstverständlichkeit, die die Welt erobern wird und die ich unwillkürlich wieder mit dem französischen Geplapper der Levantinerinnen vergleichen muß, in dem das achtzehnte Jahrhundert und der Salon steckt, während hier das einundzwanzigste und der freie Verkehr versprochen werden.

Ein paar Wochen lang regnete es und war kalt. Die Stadt liegt zwar südlich, aber auch nahe am Schwarzen Meer, das einen scharfen Wind herübersendet – sonst ständen am Bosporus längst die Sanatorien. Es wird mir langweilig, in Gummischuhen herumzulaufen oder in meinem düstern Hotelzimmer herumzusitzen, da kommt die Erlösung. Ich lerne zwei Herren kennen, einen Schweizer und einen Berliner, der Prokurist einer deutschen Bankfiliale ist. Da diese Herren bemerken, daß ich sie um ihr schönes Haus beneide, bieten sie mir an, zu ihnen zu ziehen. Ich nehme sofort an.

Es ist ein türkisches Holzhaus, es liegt unterhalb der deutschen Botschaft auf den hundert letzten Metern Europas, die zum Bosporus hinabrutschen, und wenn die weißen Adler, die auf den Firstecken der Botschaft sitzen, einmal dorthin fliegen sollten, wohin sie streng blicken, nach Kleinasien, dann würden ihre Flügel unser Haus streifen.

Der Eingang liegt auf einer steinigen, steilen, engen Gasse, die wahrhaft türkisch ist, mit ihren windschiefen oder herausgequollenen Bretterwänden, ihren Hunden, den Schafherden, den Yourtverkäufern und den anderen, die auf der Schulter eine Platte mit lauter blutigen, silbergrauen Fischköpfen halten, den gemästeten Kleinbürgerfrauen, die noch die türkische Hose mit dem hängenden Boden tragen und, wenn sie stufensteigend die Röcke hochnehmen, dicke Waden, rote, blaue, grüne Wollstrümpfe zeigen – natürlich keine fremdartig lockenden Haremsblumen. Unser Speisezimmer geht auf diese Gasse hinaus, und da es in einem Holzerker liegt, sitzen wir über der Gasse, und da diese steil fällt, sind wir auf einer Höhe mit denen, die herunterschreiten. Gleich am ersten Tag hatte das seinen Nachteil: während wir aßen, wurde ein Toter durch die Gasse getragen, im Geschwindschritt, sechs Soldaten hielten das Brett, auf dem er, nur in ein rotgewürfeltes Tuch gehüllt lag – an der steilen Stelle vor unserm Fenster stand er fast senkrecht in der Luft und verdarb uns ein wenig die Lust zu essen, obwohl

er noch immer anständiger aussah als neulich der griechische Tote, dem ich begegnete: der lag, mit seinem grüngelben Gesicht, offen im Sarg, während der Deckel an der Spitze des Zuges aufrecht vorangetragen wurde, gleich einem ungefügen Kreuz; man sagt, diese alte barbarische Sitte aus Pestzeiten werde aus der orthodoxen Kirche verschwinden.

Im Innern besteht das Haus zunächst aus dem Erdgeschoß, in dem die Küche liegt; dann führen zum ersten Stock zwei Treppen, eine größere, für die Besucher, eine kleinere für den Harem. Die größere mündet in ein zimmerartiges Vorgemach, das zwei schöne, niedere Polster, einen hängenden Leuchter und geschliffene Spiegel enthält, ein Raum zum Empfang der Gäste und zum Ablegen.

Eine teppichverhangene Tür führt in das Hauptzimmer. Es ist zuerst mit Matten und darüber mit Teppichen belegt, an den Wänden wieder Teppiche, albanische Stickereien, kurdische Satteltaschen. An Möbeln enthält es nur zwei aneinandergestellte Diwane, ein eingelegtes Rauchtischchen, eine mannsgroße getriebene Stehlampe und einen kleinen Petroleumofen, der hier den eigentlichen türkischen Ofen, den Kohlenrost, ersetzt. Aber das Schönste sind die Fenster mit ihren Vorhängen. Die eine Wand, die auf den Garten geht, besteht ganz aus Fenstern und greift auch nach links und rechts noch hinüber: so ist eine Art Erker geschaffen, nur daß er die Breite des ganzen Zimmers hat. Diese Fenster sind ganz, von oben bis unten, mit weißem Mull verhangen: das gibt dem Gemach das Zarte, Frauenhafte, in das ich bald verliebt bin. Auf dem Diwan liegen und gegen Abend in diese weiße Dämmerung starren, ist schön.

Aber ebenso schön ist es, die Vorhänge zurückzuschlagen, ein Fenster in die Höhe zu schieben und sich einen Korbsessel daran zu stellen, sobald es warm zu werden beginnt -- dann schwebt man über dem Garten, vielmehr den drei Gärten, die wir haben und die nebeneinander liegen, einer immer höher als der andere. Und man schwebt nicht nur über den Gärten, man schwebt in dem Raum, den bis hinüber nach Skutari auf asiatischem Boden nichts mehr ausfüllt als der Bosporus und darauf Segler und Dampfer und auf den Schiffen nachts drei Signallichter, die ein magisches Dreieck bilden.

Dieser Blick auf das asiatische Ufer des Bosporus ist einer der schönsten der Erde: im Hintergrund hohe Berge, auf denen weiße Mauern zu den Wolken aufsteigen und lange weiße Landstraßen zu den Göttern führen. Davor die Hügel, auf deren Spitze der gewaltige, dunkle Zypressenkirchhof von Skutari liegt, während der Zwischenraum bis zum Meer von Häuservierteln bedeckt ist. Nachts reihen sich ihre Gaslaternen wie Perlenzüge zusammen. Ich übersehe von diesem Fenster aber auch das europäische Ufer, da es sich vorkrümmt, zum Beispiel sehr deutlich Dolmabagdsche, wo der Sultan wohnt, schräg gegenüber fern und schimmernd Beilerbei, wohin

Abdul Hamid, sein Bruder, verbannt ist, und dazwischen auf dem blauen Meer die Sultansjacht, die manchmal gegen Abend ein Rudel Damen aufnimmt und spazieren fährt, denn die Stunde gegen Abend ist die schönste, und in ihr schöpfen die Frauen, die nicht ausgehen oder ausfahren, Luft.

Ich kann es selber sehen, denn es zeigt sich, daß unser Nachbarhaus einen Harem enthält. Unser oberster Garten wird durch eine gewaltige Brandmauer aus Quadersteinen abgeschlossen, aber es ließ sich nicht vermeiden, daß die Veranda, die auf den Bosporus geht, an ihrer Ecke auf unsern Garten sieht, und so erblicke ich nun wie auf einem Altan die Frauen immer um dieselbe Stunde. Es sind junge, ältere und Kinder, und alle tragen leichte, hellfarbene Hausgewänder. Oft sehen sie mich nicht gleich, dann erschrickt eine, alle weichen zurück, um dann wieder sich rasch vorzubeugen und zu spähen.

Wenn ich im Garten weile, bin ich ihnen noch näher, dann liege ich in einem Feldstuhl auf dem Rücken und sehe senkrecht in den Himmel, und fast über mir, hoch auf dem Altan, stehen die Frauen im linden Abend. Denn es ist herrlich, wie rasch es Frühjahr wird. Schon Mitte Februar sah ich an einer heißen Südwand den ersten Pfirsichbaum blühen, und auch bei uns vollzieht sich nun das zarte Wunder der weißen Blüten, des bittersüßen Geruchs, der ersten Blätter und Knospen. Heiter wird die türkische Erde, und diese Heiterkeit ist von einer großen, tiefen Zartheit. Da stehen, wenn ich im Garten bin, ringsum die Holzhäuser und schließen sich in weitem Umkreis, den Falten des Abhangs folgend, der sich um unsere Gärten wie um ein tiefes Becken windet, Sommerhäuser, die sich übereinander aufbauen, wie es ein Gärtner mit seinen Terrassen tut, damit alle dem Licht ausgesetzt sind.

Und schon beginnen die ersten Köstlichkeiten des Schattens, der von der türkischen Landschaft untrennbar ist, des Schattens von mächtigen Linden und Eichen, unter denen man rastet und ein Täßchen Kaffee trinkt, von Obstbäumen und Zypressen, die über Kirchhofsmauern ragen, und auf der Mauer blökt ein verirrtes Schäfchen kläglich. So ein Kirchhof ist gegenüber der deutschen Botschaft, aber dann kommt eine Ecke, wo zwischen Mauer und Straße ein ganz winziger, schmaler Streifen abgezäunt ist: dieser Streifen ist mit Gras bewachsen, und darauf stehen ein paar Bäume, die treu gedient haben und schwarz und krumm geworden sind. Aber die schwarzen Äste sind mit einem Blütenschnee überschüttet, und unter ihnen auf dem grünen Teppich lagern sich nachmittags Frauen und rauchen eine Zigarette. Am Eingang steht eine Bude; das ist ein ländliches Café mitten in der Stadt.

Ländlich, den Zusammenhang mit der Landschaft bewahrend – das scheint mir das Geheimnis der gewaltigen Holzstadt zu sein. Hügel hinauf

und Hügel hinab wachsen die Häuser, natürlich und zufällig bei aller Ansiedlung. Manche Gassen, in denen die Handwerker sitzen, die Kistenmacher, die Schmiede, sind ganz überdacht von hohen, alten Bäumen, deren Zweige zärtlich herniederhängen über alles, Zäune, spielende Kinder, Schmutz und riechende Garküchen. Dazu kommen die tausend Friedhofsecken. Wo eine Moschee steht, und sie sind oft winzig und ihr Minarett wie der Lehmschornstein eines Backofens, ist auch ein Begräbnisplatz, und wo ein Begräbnisplatz ist, sind Gräber verfallen, wachsen Bäume üppig und sind kurze Mauern mit großen viereckigen Fenstern und herrlichen Gittern. Unter den Grabsteinen, die in den Platten stecken, sind zwerghaft kleine, die von Kindern, und am Fußende jeder Platte ist eine Vertiefung, damit vom Regen ein Tropfen Wassers für die kleinen Vögel übrigbleibe.

Auch in dem Becken, in dem unser Haus steht, liegt — jenseit der gelben türkischen Schule, in der ich jeden Tag die Knaben ihre melancholisch wilde Hymne singen höre und auf deren flachem Dach die Lehrer in den Pausen auf und ab schreiten und sich im Fes vom Himmel abheben — eine jener winzigen Moscheen, und ihr Minarett ist halb so hoch wie unser Haus. So steht es inmitten des Beckens von Gärten, Häusern und Bäumen, mit einer Vertraulichkeit, die doch dem Augenblick, wenn der Muezzin zum Gebete ruft, nichts von seiner Erhabenheit nimmt. Ich sehe ihn sich über den Balkon beugen, und er ist fern genug, oder der Luftraum über allem ist unendlich genug, um die Stimme traurig und melancholisch klingen zu lassen. Im linden, gelösten Abend spricht sie die Worte, deren Schluß lautet: denn die Welt ist schlecht, ist schlecht. Das ist das Ewige inmitten der Schönheit des Augenblicks, und es ist voll tiefen Pessimismus, wie alle Erkenntnis des Ewigen. Dann steht man auf und geht ins Haus, um die Lichter anzuzünden.

Ein paar Tage strich ich um Dolmabagdsche herum, denn ich hätte von dem Ort, wo der Sultan wohnt, gern noch mehr gesehn als die rosa Umfassungsmauer längs der Straße und die zwei Eingangstore, von denen man nicht recht weiß: sind sie überreich geschmückt oder nur ein Kitsch aus Stuck und Marmor? Aber an eine Erlaubnis ist nicht zu denken.

Wohl war es schon etwas, als ich ein Boot nahm und mich hinüber nach Beilerbei auf dem asiatischen Ufer rudern ließ, wo Abdul Hamid seinen Lebensabend beschließt; auf halbem Wege, dort wo die Jacht des Sultans liegt, die manchmal die Damen des Harems spazieren fährt, neulich am Geburtstag des Propheten ein Kranzgewinde von Lichtern anlegte und nachts, wenn ich schreibe, ihren Scheinwerfer auf mich richtet, als fühle sie sich von der einsamen und späten Lampe beunruhigt — auf halbem Wege drehe ich mich um und übersehe nun die Wasserfront des

Palastes, die langgestreckte, weiße, zierliche und leckende; aber darum habe ich doch immer erst nur einen Eindruck von außen.

Da bringt mir meine Gewohnheit, unermüdlich herumzustreifen, die ich zu einer Vollkommenheit ausgebildet habe, die Erfüllung. Es ist lächerlich einfach; ein wenig strategisches Nachdenken hätte mich längst darauf führen müssen. Schon die Marställe auf der anderen Seite der Straße ziehen sich den Hügel hinauf, aber ich merke noch immer nichts, bis ich eines Nachmittags ungefähr dem Straßeneingang zum Palast gegenüber zwischen zwei Mauern eintauche. Der Hügel, auf dem Jildiskiosk liegt und der, auf dem ich selbst wohne, stoßen da zusammen und bilden eine kleine Schlucht. Ich folge ihr, sie steigt, die Hügel verwachsen, und an dieser Verbindungsstelle liegt ein Plateau. Es ist geebnet; Fundamente aus Zement, durch Eisenstangen verbunden, beweisen, daß ein Gebäude begonnen und, wie es hierzulande oft geht, nicht vollendet wurde. Ein paar große Steinblöcke liegen herum, man setzt sich darauf — und hat den schönsten Blick in die Anlage des Palastes und die Hareme. Sie bestehen aus einer Reihe schmaler Fenster, eines am anderen. Wenn die Wände auch weiß getüncht sind, diese Gleichmäßigkeit länglicher Öffnungen ist doch wie die eines Zellengefängnisses, und dieser Vergleich hat ja auch wohl nichts Gezwungenes, da sie vergittert sind.

Im übrigen wohnt der Sultan nicht gerade weitläufig, wenn man an europäische Kaiser- und Königsschlösser denkt. Es ist zwar ein Mittelstück da, das sich über die niedrigen Frauen- und Wirtschaftsgebäude erhebt; aber da es einen Empfangssaal enthält, der durch die zwei Stockwerke hindurchgeht, bleibt nicht mehr viel an Repräsentationsräumen übrig. Das bißchen Grün, auf das das Auge trifft, liegt außerhalb der Mauern, zwischen dem Palast und der Moschee, in der der Selamlik stattfindet, — eine kleine Anlage, wie man sie bei uns an eine verlorene und ausgesparte Ecke legt, gerade groß genug, daß der Sultan Freitags beim Kirchgang von der Straße getrennt ist. Aber schließlich dient Dolmabagdsche nur als Winterresidenz; diejenige des Sommers, Jildiskiosk, hat Gärten und Anlagen; und was das Repräsentieren betrifft, so ist das eine westliche Erfindung. Eine Hofhaltung mit eingesperrten Frauen und Eunuchen wirkt nicht durch ihre Sichtbarkeit, sondern durch das Gegenteil; die Geheimnisse des Serails beschäftigten jahrhundertelang die Phantasie, und zu den Geheimnissen kam der Schrecken; noch unter Abdul Hamid war es so. Heute spricht man fast gar nicht mehr vom Sultan, er führt das farblose, unbewegte Dasein, das sich in allen türkischen Häusern abspielt und das mich beschäftigt, weil ich ahne, daß man die ganze Türkei und das ganze türkische Problem begreifen kann, wenn man der Wirkung nachgeht, die ein halbes Jahrtausend Luftverdünnung — denn das ist das türkische

Familienleben – auf den Organismus von Generationen ausgeübt haben muß.

Schon von weitem sah ich oben auf dem Plateau Gruppen von Menschen, die sich im milden Abendhimmel abhoben. Junge Leute standen am Rand wie Silhuetten von Wächtern, die eine Bastion hüten, und ich hielt die Spazierstöcke, die sie unter dem Arme trugen, zuerst für Gewehre. Es war aber nur die lässige Dandyhaltung, mit der Kavaliere die schöne Szenerie von Meer, Gebirge und weiten Städten betrachteten. Junge Griechinnen gingen unter ihren Blicken auf und ab, in ihrem schönsten Alter, sechzehnjährig, auf Pariser Art gekleidet, in Pelzwerk vermummt. Schüler aus dem Galataserail, mit tiefen Stimmen und deutlichen Schnurrbärten, lärmten, lachten, gaben sich Püffe und kosteten die Süßigkeiten des türkischen Zuckerbäckers, der nirgends fehlt, wo sich Menschen zusammenfinden. Auf einem Gestell, das an das Stativ eines Photographen erinnert, ruht ein Glaskasten, hinter den Wänden locken Nougat, Lukkum, Gebäck; der Mann hat die blauen Hosen mit dem seltsam hängenden Boden, den roten vielfach gewundenen Leibgurt und die turbanartige Kopfbedeckung, die sich für einen orientalischen Straßenverkäufer geziemen.

Nachdem ich Bosporus und Marmarameer betrachtet habe, wende ich mich um und werde durch ein neues Panorama überrascht. Hügel senken sich, von Schluchten durchfurcht, von Gärten übergrünt; dann heben sie sich und Fahrstraßen arbeiten sich in die Höhe; auf den Höhen rechts beginnen neue Städte, auf denen links hört Pera auf; aber auf beiden Seiten sind Kasernen Anfang und Ende; hier liegen die Kerntruppen des Reichs.

In der Ferne bewegt sich auf der Fahrstraße ein Punkt; es ist ein Zweispänner. In weitem Bogen fährt er auf der Höhe an, auf einer unvergleichlichen Anfahrtstraße, in einer Kurve, die sich über Hügel erstreckt. Schon hört man ihn rollen, jetzt hält er auf uns zu, jetzt nimmt der Kutscher die Zügel kurz, jetzt steht er auf dem Plateau: ein Schwarzer springt vom Bock und reißt den Schlag auf, zwei türkische Damen steigen aus, verschleiert und elegant.

Ein zweiter Wagen kommt, ein dritter, vierter und fünfter, ein siebenter und achter. Sie alle kommen zur Abendstunde, um sich auf dem Plateau zu ergehen: die Damen, nur vom Eunuchen begleitet; der levantinische Jüngling mit dem Mädchen vom Varieté; der Türke, der es ihm nachmacht und an der fränkischen Weiberwirtschaft mehr Gefallen als an seinen heimischen Sitten gefunden hat; zuletzt in einem Dogcart ein einzelner Herr: er hat nur ein Pferd, aber es ist das schönste, das ich je gesehen habe, ein Hengst mit silbergetriebenem Saumzeug. Dieses Tier ist üppig und schwellend in Schenkeln und Bug, schwellend von Muskeln und männlicher Kraft; die Farbe ist weiß mit einem rosa Durchschuß, so daß

es wie Alabaster aussieht – eine lebend gewordene antike Pferdestatue, deren unbeschnittener Schweif prunkend bis zum Boden fällt; sie packt mich und gibt mir dieselbe heiße und erregte Empfindung wie eine junge Frau von ganz vollkommener, warmer Schönheit.

Eine Erinnerung taucht in mir auf: habe ich es in einem Buch gelesen oder auf einem Bild gesehen, diese Szene, daß um die Abendstunde die Menschen anfahren, zum Genuß des Meeres? Oder ist es umgekehrt, bin ich es, der sie zu einem Bild verdichtet und nur meint, das müsse schon einmal geformt worden sein – so oder so, wie eine Musik tönt in mir der eine Satz: und wenn es Abend wurde, fuhren die Menschen über weite Hügel zum Meer.

Ich weiß, es ist nicht das weite Meer, das unendliche, und doch sieht man nach rechts ein Stück davon, dort, wo der Bosporus in die breite Marmara übergeht. Und dort ist ein Tor, im Wasser, auf dem Wasser: zwei Felsen, die wie Szylla und Charybdis aufragen, zwei von den Prinzeninseln, von hier nicht größer als zwei Klippen, aber so scharf und spitz, daß man sie gleich zwei Scheren zusammenrücken und die Schiffe zerschneiden sieht. Ich habe nicht viel von den griechischen Sagen behalten, aber diese habe ich hier begriffen, und fast ist es mir, als würde ich sie selbst haben finden können.

Dort draußen ist das Meer dunstig, eine weiße Lage inmitten blauer Farben; quer über den Bosporus ziehen Streifen, die wie Ölschichten für sich fließen; drüben auf den Vorbergen Kleinasiens, über den Zypressenkirchhöfen Skutaris, klettern wie jeden Tag weiße Mauern hinauf, Straßen, die zu den Göttern führen. Eben sehe ich hinüber und folge ihrer Lockung im Gedanken, da wird über ihnen, ganz wie vorhin auf den Fahrstraßen hinter mir, ein Punkt sichtbar. Nur, es ist kein Punkt auf dem Lande, er schwebt in der Luft – auch er wächst und kommt näher, und nun hört man ein Knattern, es ist ein Flugzeug. Wenn es sanfter und doch leise bewegter, windgefächelter Abend wird, zur selben Stunde wenn die Menschen hinaus zu einer Begegnung mit der Natur drängen, steigen die künstlichen Vögel auf, breiten ihre Flügel, die größer als die ihrer lebenden Brüder sind, aus und schweben über dem Meere.

Eine Bewegung ergriff die Zuschauer, sie winken und rufen, nur müssen sie senkrecht in die Höhe sehen, denn der Flieger steht über ihnen und Dolmabagdsche. Da löst sich von Bord etwas Kleines und Weißes, flattert, sinkt und fällt mitten in den Hof des Palastes, die Huldigung für den Sultan. Die Frauen haben sich entschleiert, ich kann sie mühelos betrachten; ihre Gesichter sind schön in der Erregung, in der Herzensbewegung; in den Männern wallt der Stolz auf, dieser neue Patriotismus, der für die Zukunft so viel verspricht und dem wir Deutsche helfen wollen.

***

# Kirchhof zu Usdau

## Novelle von Hans Kyser

Zwischen den ostpreußischen Städtchen Soldau und Gilgenburg liegt die kleine Ortschaft Usdau, heute ein Trümmerhaufen. Häuser und Ställe sind geplündert und verbrannt, Höfe und Wiesen stehen leer vom Vieh, die Äcker sind verwüstet. Auf der Schwelle des äußersten Wirtshauses streckt sich ein verhungerter Hund und nährt das Gewürm der Erde. Die flüchtigen, auf ihren Leiterwagen zurückkehrenden Dorfbewohner müssen den schwarzen Hund zuerst erblicken, und sie sehen scheu vorbei, wie die mageren Pferde, die sie ziehen. Sie brauchten nicht mehr weiter, dem bitteren Brandgeruche nach, ins Dorf hineinzufahren; der Hund, der sie mit seinen entblößten Zähnen so grimmig anlächelt, als lüde er sie ein, an seiner letzten, großen Gasterei teilzunehmen, ist die einzige Mahlzeit im Orte.

Nicht unfern von diesem Wirtshaus und seinem lebendig-toten Schild auf der Schwelle zieht sich an der westlichen Wegseite der Kirchhof hin, umgeben von einer halbmannshohen, graugetünchten Ziegelmauer, die zugleich die armselige Dorfkapelle schützend umfaßt. Seine gußeiserne Eingangspforte ist samt einem Teil der Mauer von einem furchtbaren Granatschuß zerfetzt, über niedergebrochenes, entschältes Bauwerk tritt man hinein. Die leergebrannten Arbeitsstätten der Lebendigen erschrecken nicht so tief wie die Verwüstungen an den Ruhestätten der Toten. Kaum ein Grabgitter, das nicht zerbrochen, kaum ein Kreuz, das nicht entwurzelt und zersprungen am Boden liegt. Die Steinplatten mit den vergoldeten Namen und heiligen Sprüchen sind wie zerspritzt, die Erde, schrecklich in breiten, runden Löchern aufgewühlt, gibt ihre Toten fast frei. Auch in den Mauern der Kirche klaffen rote Ziegelwunden, auf dem Steinboden des inneren Raumes, noch vom Stroh des nächtlichen Russenlagers bedeckt, liegen hoch zu Haufen niedergestürzte, zertrümmerte Dachschindel, durch die Fensterhöhlen pfeift leiser, abendlicher Wind. Nur auf einem Grabe nahe an der Kirche, dessen Kreuz oder Platte wie verschwunden ist, – steht, ein Wunder anzuschauen, ein trostreicheres Wunder zu denken, fehlerlos und leuchtend eine rote, gläserne Blumenvase. Zwei abgesprengte, eiserne Gitterblumen liegen neben ihr auf der Graberde.

Ich hob mir eines dieser schwarzen Eisenblätter auf, das die Form eines geschwollenen Kreuzes hatte; als ich aber die Vase zur näheren Betrachtung in die Hand nehmen wollte, hielt sie der Boden seltsam fest, und zugleich scholl hinter mir von der Kirche her ein kauderwelsches Gelall und erschreckte mich in dieser wüsten Stille auf das äußerste.

Da sah ich auch schon den Mann, dessen Stimme ich gehört hatte, wie aus einem im braunen Licht des Abends erbrennenden Busch auf mich zuhinken. Sein blonder, zausiger Kopf war von einer zerschossenen Kosakenmütze bedeckt, als Rock trug er einen Kartoffelsack, in den er sich Armlöcher hineingerissen hatte, die Hosen wurden darüber von einem geflochtenen, dicken Strohgurt gehalten. Er schulterte ein schweres Eisenkreuz wie ein Gewehr, und da er zugleich einen Spaten in der rechten Hand nachschleufte, nahm ich an, er sei vielleicht der Totengräber, der an diesem Ort des Schreckens und der Verwüstung in mühseliger, ungelohnter Arbeit wieder Ordnung schaffen wollte. Und ich schien mich nicht getäuscht zu haben. Ohne mich zu bemerken schaufelte er an einem Grabe ein Loch aus und pflanzte in ihm das Kreuz auf. Dann schüttete er die Erde wieder zu und trat sie mit einem seiner nackten, erdbraunen Füße fest. Sein Gesicht war von mir abgewandt, bis ich ihn mit lauter Stimme anrief.

Jäh riß er seinen Kopf herum und sah mich an, als schien es für ihn nur Tote, ja nur Geister noch zu geben.

„Grüß Gott, Landsmann!" rief ich. Er rührte sich nicht. „Hier haben die Russen ja ganz verflucht die deutschen Granaten zu schmecken bekommen!" Ich gab mir absichtlich einen frischen und leichteren Ton, obwohl mir sehr armselig ums Herz war.

Er bewegte sich noch immer nicht und sah mich nur noch fremder und merkwürdiger an. Er war ein mannsjunger Bursche von festem blondem Ansehen und hatte unter seiner breiten Stirn azurblaue Augen zu sitzen, denen man sofort anmerkte, daß sie nicht flunkern konnten, wohl aber mal bäurisch träumten, wie ein Augusthimmel über blondem, ostpreußischem Weizen träumt.

„Ich bin kein Russe, Freund," rief ich ihm laut zu. „Auf den Schlachtfeldern um Tannenberg pflügt der deutsche Bauer schon wieder und wirft die Wintersaat aus. Wo haben denn die Gottseibeiuns-Kanonen gestanden, die diese Todessaat hier geworfen?" –

Da fing der Bursche plötzlich zu pfeifen an wie einer, der über all unseren klugen Verstand hochselig hinwegpfeift, und trat, mit dem linken Bein nachhinkend, auf mich zu.

„Kanonen, Herr?!" – Er kniff auf eine ganz spitzbübische Weise die Augen zu. „Keine Kanonen! Alles Handwerk, gutes, ostpreußisches Handwerk!"

„Nein, mein Junge," antwortete ich, „das ist Artillerie gewesen. Die ostpreußischen Fäuste kneten ein tüchtiges Brot, aber Steine und Eisen kneten auch sie nicht hinein. Bist du hier am Ort geblieben?"

Er sah schnell zu dem eingepflanzten Kreuz zurück und schrie fast mit Betonung jedes Wortes: „Eisernes Kreuz! Hat Pfarrer wahrlich verdient.

Da steht es. Hab's eingegraben. Wurzelt nun gut. Erde kräftig gedüngt. Russenblut, süßes Blut! Braucht niemand zu gießen. Wird wachsen!"

„Das Kreuz da, meinst du?" fragte ich in seine abgerissene Rede hinein.

„Wird ein großes Kreuz werden!" Er hob seine Arme und Hände weitgestreckt empor. — „Eiserner Baum! Rachebaum! Wird der Frühling kommen, wird der Sturm ihn schütteln. Da werden die Kreuze fallen, da ein Kreuz, da ein Kreuz, da ein Kreuz, sie werden alle aufgehen! Auch der Mond wird kommen, aber der feige Mond wird weinen, denn er verirrt sich im Kreuzwald!"

Er hub wieder sein schreckliches Gelächter an, und mich befiel kalte Furcht vor der Stimme dieses verirrten Geistes in dieser traurigsten Abendwelt.

„Bist du allein hiergeblieben? Niemand sonst vom Dorfe?"

„Tote Freunde sind gute Freunde!" sprach er leiser und jäh aus seinem Gelächter in den bittersten Gram verfallend, denn es zeichneten sich grubentiefe Falten über seinen Augen ein. — „Wer hier wohnt, Herr, der wohnt fromm! Jakob mußte im Stalle hausen!"

„Bist du ein Stallknecht, Jakob?" fragte ich freundlich.

Er gab lange keine Antwort. Er schien in sich hineinzulauschen. Plötzlich füllten sich seine Augen mit Tränen. „Schreit das Vieh noch, Herr?" fragte er leise.

„Es schreit vor Lust, denn es hat wieder gute Weide! Hörst du nicht, Jakob, wie es nach dir ruft? Auch du sollst nun heimkommen und dich satt essen und trinken!"

„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln" . . . Er betete schnell wie in Angst ein paar Verse des Psalms. „Schreit das Vieh noch immer, Herr!?"

„Ist dir Vieh verbrannt?"

„Und führet mich zum frischen Wasser . . . Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde . . . Still, nun betet es schon." Seine Stimme fing an zu singen, als intoniere sie den Psalm wie eine Litanei: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln, . . . er weidet mich . . . Himmlische Wiesen! . . . Wie sie das Gras abreißen! Schleck, Dore! Brunnen springen überall . . . Maria kommt zu melken . . ."

„Willst du Brot haben, Freund? Ich habe auch noch ein Stückchen pommersche Wurst im Rucksack . . ."

„Brot? Schwarzes Brot? Wie groß?" schrie er mich an.

„Für den ersten Hunger genug!" Schnell warf ich den Rucksack ab und reichte ihm das Viertelbrot hin.

Er riß es mir aus der Hand und riß sich aus dem weichen Brot eine Faust voll. Wie er es sich aber in den Mund stopfen wollte, schien ihn eine solche Übelkeit zu überkommen, daß er sich sofort übergeben hätte, wenn

nur noch irgend etwas Unverdautes in seinem Magen gewesen wäre. Er spuckte aber nur gelblichen Schleim aus. Dann zerkrümelte er mit schnellen Fingerbewegungen das Brot in seiner Faust und streute es wie ein Sämann um sich, griff nochmals in die fester gebackene Höhle hinein und streute wieder eine Faust voll aus.

„Muß wieder Brot wachsen! Viel Brot! Äcker sind wüst und leer. Volk darf nicht hungern. Hunger tut weh!"

Er griff zum drittenmal ins Brot hinein, aber ich faßte seine Hand und sagte: „Wer hungrig sät, sät Hungersnot! Iß erst selbst, guter Landmann, es ist Vesperstunde!"

„Ist Frieden, Herr?"

„Im Lande ist Friede, Krieg ist im Feld."

„Landmann muß im Felde arbeiten. Friede ist Sonntag, Krieg ist Arbeitstag!" Er drückte meine Hand fort und wollte wieder das Brot aussäen.

Schnell reichte ich ihm meine Feldflasche hin. Er sah mich mit unendlich gütigem Blick an. Dann nahm er still die Flasche, seine Hände zitterten, er sah mich nochmals an. Ich nickte und lächelte ihm zu. Ohne anzuhalten trank er die Flasche leer, sog noch ein paarmal an ihr herum, bis auch kein Tropfen mehr in ihr war, und gab sie mir zurück. „Nun trink du!" Er setzte sich wie erquickt auf einen abgerissenen Baum und schaute mir zu.

Ich führte die Flasche ruhig an meine Lippen und trank mit sichtbaren Schluckbewegungen, sog auch noch wie er ein wenig am Rande und setzte mich gleichfalls erquickt an seine Seite.

„Also nun erzähl mal, Jakob! Du nennst das hier ostpreußische Handarbeit. Sturmangriff meinst du?"

„Sturm lag im Osten gebunden, Sonne kämpfte im Westen . . ., blutete aus großer Wunde . . ., fiel hin aufs brennende Feld . . . Sonne konnte nicht helfen. Mond ist feige, Mond hatte sich versteckt. Da gingen die Sterne ihn suchen . . . Stürzten viele in die Finsternis, strahlten heller als alle . . . Heldensterne! Gott siegelt seine Welten mit ihrem Licht . . . Amen!"

Er faltete seine Hände, seine Augen waren wie ohne Gesicht, er schwieg. Ich gönnte ihm lange sein Schweigen. Plötzlich stand er auf und faßte mich bei der Hand! „Kommen Sie mit, Herr!"

Ohne aufzustehen ließ ich ihm meine Hand und sagte nur ruhig: „Nenne mich nicht Herr, nenne mich Hans! Hast du kein Stück Vieh gehabt, das Hans hieß?"

„Schöner, starker Fuchs hieß Max. Jakob und Max waren Freunde. Jakob schrieb mit großen, schwarzen Buchstaben über seine Krippe . . ."

er schrieb mit großen Bewegungen in die Luft und buchstabierte, ... „M ... A ... C ... H ... S ...! Max las es, schüttelte sich."

„Also laß mich dein schöner Fuchs Max sein, Bruder Max, hörst du?"

„Tiere sind nicht Brüder," sagte er ernst, „Brüder schlachten sich ... Tiere sind Jünger des Herrn! ... Markus war ein Löwe ..., Petrus war ein Fisch, ... Lukas war ein Widder, ... Johannes der Adler!"

Seine erhobenen Augen sahen ihn kreisen und kreisten mit.

„Fisch sprach zum Widder: Trage mich! ... Widder sprach zum Löwen: Schütze mich! ... Löwe sprach zum Adler: Führe mich! ... Sie kamen alle sicher zu Gott. Wer wird Jakob tragen, wer ihn schützen, wer ihn führen? ... Komm mit!" Wieder faßte er meine Hand.

„Wohin willst du gehen?" Er gab mir keine Antwort, ich stand auf und folgte ihm. Er führte mich vor ein ausgeschaufeltes leeres Grab, das mit Heu und nassem Baumlaub ausgelegt war. Hier zögerte er einen Augenblick, ließ meine Hand los, nahm einen Strick aus der Tasche, umschnürte, als ob er jemand in Gedanken festband, den davorstehenden, geborstenen Baum und setzte sich zu Kopfende des Grabes, so daß seine Füße hineinhingen. Seine Augen luden mich ein, an seiner Seite in gleicher Stellung Platz zu nehmen. Ich tat es.

Dann sprach er leise, wozu er mit dem Kopfe nickte: „So war ich gebunden, so war ich frei ... begraben und auferstanden."

„Hat man dich dort an den Baum festgebunden? Hast du dir dein Grab vorher selbst schaufeln müssen?"

Er fuhr, ohne auf mich zu achten, wie in seiner ersten Rede und in gleichem, visionärem Tonfall fort: „Am Himmel stand ein Schwert ... Jakob sah, wie die Nacht es schüttelte! Jakob stand nackt, gebunden am Baum ... die Henkersknechte feilschten um seinen Mantel. Sie saßen in Jakobs Grab, sie froren in ihrem Herzen. Und Jakob sprach laut: Alles, was Leben hat, fürchtet den Tod! – Sie aber lachten und spotteten sein. Und Jakob sprach wiederum: Rufe den Toten, ihr sollt leben! ... Sie antworten nicht. – Spreche ich die Wahrheit, Herr?"

„Ja, sprich weiter!"

Sein Ton wurde ruhiger, er hielt die Arme auf den Knien still und sah vor sich hin, als erzählte er sich selbst: „Sie antworten nicht, aber sie hören deine Stimme. Du rufst: Andreas, dein Haus brennt, steh auf und rette! – Du rufst: Herr Wachholder, man reitet über die Saat, man hat die Frau geschossen, der Knabe schreit vor dem Hackmesser! ... Armer Junge! – Du rufst: Herr Pfarrer, der Küster ist geflohen, wer läutet die Glocke zum Sturm? ... Andreas schlägt mit der Faust ans Holz: Mach auf, Christoph, die Tür ist verschlossen! – Christoph schreit zu Herrn Wachholder: Der Pfarrer hat die Schlüssel! ... Herr Wach-

holder betet siebenmal das Vaterunser, der gibt keine Antwort. Pfarrer ist schon unterwegs."

„Der lebende Pfarrer oder der tote, Jakob?"

„Stolpert, wohin er tritt . . ., tritt auf Nase, Bauch, Herz. Russen wachen auf, erschauern, fluchen, schlafen wieder ein. Jakob sieht alles, fängt an zu lachen. Henkersknechte schlagen ihm furchtbar aufs Maul. Jakob blutet. Pfarrer kommt gestolpert, streichelt ihm mit Knochenhand ins Gesicht. Blut steht still. Pfarrer läuft schneller zur Kirche. Pferde sind hinter der Kirche angebunden, sehen den Pfarrer, fangen schrecklich an zu schreien, reißen sich die Mäuler blutig, stürmen über die Schlafenden, schlagen mit den Hufen, stürzen zwischen den Gräbern, zerschmettern sich Köpfe an Mauer. Entsetzen packt Russen, Pfarrer läutet schon die Glocken, Hände wachsen aus der Erde, packen Russen, Arme, Beine, Haare, Kittel . . . halten sie fest!"

„Haben die Glocken laut geläutet?" fragte ich in seine aufgeregte Rede hinein.

„Geisterhände . . . Geisterglocken!" hauchte er mit ganz leiser Stimme, und seine Lippen öffneten sich kaum. „Ist ein Gewisper, Gescharre, Krachen überall in der Luft. Steinerne Grabengel knistern mit den Flügeln, stehn noch still, warten. Totenhände wachsen schnell, wachsen verfaulte Arme herauf, zerbrochene Schultern, da guckt schon ein Schädel, Schlange um Hals. Henkersknechte schreien, wissen nicht warum. Jakob weiß, sieht alles, fürchtet sich nicht!"

„Tapferer Bursche! Sahst du auch Frauen und Kinder?"

„Wer wird Kinderchen wecken, wenn Kinderchen schlafen? Aber Frauen, viele Frauen, alle schön, alle groß! Starke, große ostpreußische Frauenengel! Sie haben Sicheln, sie haben bunte Zügel, Melkeimer in den Händen. Sie gehen nicht, sie schweben . . ."

„Wohin schweben die Frauen, Jakob?"

Er sah mich an und schwieg kurz. Dann fragte er leise: „Weißt du, wo die Toten bleiben?"

„Nein, aber du wirst es mir sagen," antwortete ich.

Er schüttelte sich plötzlich und schrie: „Männer sind schrecklich! Schrecklich im Leben, schrecklich im Tod! Furchtbares Geschlecht!" – Er ballte die Fäuste und schrie noch lauter: „Sie fressen Knechten noch den Magen auf. Wer kann ihnen widerstehen?"

„Gott kann es, Freund!"

Er lachte nur verächtlich. „Gott hat seinen Stuhl unter die Sterne gesetzt. Die Sterne sprechen mit Gott. Welches Mannes Stimme reicht zu ihnen hinauf?"

„Ist denn die Erde kein Stern vor Gott? Spricht denn Gott mit seiner Erde nie?"

„Wie kannst du mich so etwas fragen? Bist du kein Christ?“ Er senkte seinen Kopf tief auf die Brust und betete leise. Plötzlich sagte er schroff: „Nimm deine Füße aus meinem Grabe!“

Ich rückte näher zu ihm und faßte seine Hand, und als ich sprach, fühlte ich selbst, wie ein flehender Ernst durch meine Stimme glühte: „Belehre mich, Bruder!“

Da fiel sein Gesicht jäh auf meine Hand nieder, und sie war naß von seinen Tränen. Ich nahm ihm die Mütze ab und streichelte sein Haar. Dann hob er wieder seinen Kopf und sagte schlicht: „Kommst du mal wieder her, legst mal deinen Kopf auf mein Grab, . . . ich werde dich trösten!“

„Du wirst dann bei deinem guten Heiland sein,“ sagte ich glücklich.

Er schüttelte den Kopf: „Überall ist der Heiland, auch bei mir, ich aber nicht bei ihm!“

„Wie kann das geschehen?“

„Der Heiland ist bei seiner Mutter. Mütter sind frei. Mutter kann beim Kinde ruhen, Frau noch im Grabe dem Mann anhangen. Mutter kann mit Kinderchen spielen, Frau leise an Mannes Herz pochen: laß mich ein!“

„Und die Männer sind an ihr Grab gebunden, meinst du?“

„Fluch um Fluch . . . Kette um Kette! Wollust, Gier, Rache . . . Ring um Ring! Erde trennt sie. Sie beißen noch im Tode um sich, wollen sich noch in den Gräbern fressen! Aber sie fressen nur Erde, fressen nur Würmer, fressen nur Dreck, Geifer, werden nicht satt, fressen sich selbst! Weg mit ihnen!“

„Und der Heiland hat kein Erbarmen auch für sie?“

Da sprang er in seinem Grabe auf, und als schleudre er auf sich selbst, da unten in der Grube, den rächenden Blitzstrahl, schrie er nur das eine Wort: „Gerechtigkeit!“ – Dann stand er ganz still und schien zu lauschen, wie seines Wortes Echo von Grab zu Grab Antwort gab, dieselbe Antwort, die auf das angerufene Erbarmen der Weltenrichter ihnen allen geben wird.

„Aber wenn die Geisterglocke ruft, dürfen auch die Männer aufstehen und wandeln?“ fragte ich leise.

Er stand noch still, noch wie horchend, als er sprach: „Geisterglocke spielt oft. Geister des Weizen . . . Geister der Sommermahd . . . Geister der Brunnen . . . Geister geschlagener Kinder . . . überall Geister! Sie schwingen um den Turm, sie rühren an die Glocken, die Glocken wachen auf und singen, Geister schweben und singen mit.“

„Hören die Toten auch diese schöneren Klänge?“ fragte ich wieder.

„Hört die Erde sie nicht?“ fragte er, fast lächelnd. „Dann träumt die

Erde . . . dann träumen die Toten . . . dann wachsen die lieben Blumen aus den Gräbern!"

„Und wann wachsen die rächenden Arme?"

Er sah mich erst fassungslos, dann wie in Zornesröte erglühend an: „Weißt du nicht, daß die Russen im Land sind? Feindeshuf martert deutsche Erde! Kommt Russe, ostpreußische Erde bricht ihre Toten aus. Sturmglocke schreit, da wachsen Männer aus Gottes Acker, da fangen die steinernen Engel das Posaunen an. Todes Pforte ist zertrümmert. Russen stürzen auf, wollen fliehen, hinaus. Stehen die Frauenengel mit flammenden Sicheln davor. Andreas ohne Kopf trommelt auf seinem Kopf, Christoph packt seine Steinplatte, zerschmettert Russenschädel um Russenschädel. Herr Wachholder zerbricht sein Eisengitter, Spieß um Spieß, schleudert, sticht: Auge um Auge! Leichenfahnen wehen, Bein ringt mit Bein, Finger würgen in der Luft, Knochen zerstoßen den Schrei in den Hälsern, Todesstaub noch wirbelt und stickt. Aber die Flammen im Dorf lobsingen laut. Jakobs Baum schüttelt Jakob ab, Jakob lacht, Jakob packt Henkersknecht: rechtsherum, linksherum, Fuß hoch, Kosak! Jakob tanzt mit Henker im Grab. Andreas trommelt Sturm, Engel hören nicht auf zu posaunen, Pfarrer läutet noch immer, Flammen singen und tanzen mit. Kommt der Höllenhund gesprungen aus dem Rauch, schwarzer, schrecklicher! . . . Feuer bricht ihm aus dem Maul, brennender Geifer, beißt Kosak Kehle, beißt Jakob Bein, packt Russenhunde, zerrt Seele heraus, setzt über die Mauer zurück, Seele muß folgen, schreit, jammert, Hölle verschlingt sie, alle!"

„Jakob!" rufe ich laut und packe fest seine Hand. „Bist du von einem tollen Hund gebissen, von demselben schwarzen Hund, . . . draußen auf der Wirtshausschwelle?!"

Er sieht mich nur unendlich traurig an. Seine großen, blauen Augen haben schon die Farbe der Dämmerung. Dann streckt er die Zunge heraus und zieht sie lechzend wieder ein: „Wasser, Herr!"

„Wo hat dich der Hund gebissen?" Ich lasse ihn nicht los und ein lähmendes Entsetzen macht meinen Griff schmerzhaft. Er zeigt auf seine zerfetzte Hose. Ich sehe es erst jetzt: sie war blutgetränkt, seine Wade war zerschossen und völlig vereitert.

„Du bist verwundet, Freund! Ein Granatsplitter hat dich getroffen, vielleicht derselbe, der auch deine Stricke zerrissen hat." Ich versuchte ihn zur Wirklichkeit zurückzurufen.

Aber er versank wieder in seine verirrte Welt. „Höre noch, was die Frauen getan, die schönen Frauen mit den Sicheln und bunten Bändern und den Melkeimern!" — Er erzählte leiser, monoton: „Als aber das mörderische Rächerwerk getan, schwebten sie hernieder, schöpften das Blut in die Eimer. Toter Freund, toter Feind, alle stürzten hinzu, durstend.

Wer aber noch die Hand gegeneinander aufhob, den wiesen die Frauen hinweg. Tranken fast alle, erkannten einander, knirschten auch jetzt noch sich an. Und es waren auch Frauen mit den Eimern in die brennenden Ställe geeilt und gaben auch dem Vieh zu trinken und führten Pferde und Ochsen und Kühe und Schafe an ihren schönen Zügeln zum Kirchhof in den Kreis der Männer. Tritt der Pfarrer unter das Kruzifix, hebt die Hände auf, will segnen Tiere und Menschen, Freund und Feind, öffnet schon die Lippen . . . Fängt leise in der Kirche die Orgel zu spielen an. Sing mit!"

Er faltete die Hände und achtete genau, ob ich sie auch falte. Ich tat es.

Er sang und schleppte mit der Stimme, als müßte er einen Pflug ziehen: „O Haupt voll Blut und Wunden . . . Sing mit, es geht auch um deine Seele! – Voll Schmerz und voller Hohn . . ." – Ich sang mit: „O Haupt, zum Spott gebunden . . ."

Er lauschte plötzlich auf und flüsterte mit bebenden Lippen: „Die Toten singen auch!"

„Taten sie es auch vor dem Kruzifix?" fragte ich.

„Da sangen erst nur die Frauen . . . Summte bald da und da eine Mannesstimme mit, . . . weißt du, so als schäme sie sich, sangen bald viele, . . . alle sangen nicht."

„Hat statt des Pfarrers nun der Heiland selbst gesprochen?" fragte ich wieder.

„Unser Heiland hat nur geblutet, immer nur geblutet. Da bückte sich einer von den Männern, der nicht sang, nimmt ein weißes Blumenglas von einem Grabe, geht unter das Kreuz und fängt einen Tropfen, einen kleinen Tropfen des Heilandblutes hinein. Oh, wie sich das Glas da verfärbt, . . . Glas wird ganz blutigrot, flammt schon wie Sonne! Sonne im Westen aufs brennende Feld gefallen, Sonne kann nicht helfen. Alle sehen die Blutssonne, . . . weichen alle wie kleine blutige Nebel in finsteres Grab zurück. Mann hält die Blutsonne fest, . . . Blutsonne wird furchtbar schwer, . . . Heldenmann sinkt in die Erde . . ., Mann, furchtbarer Mann hält immer noch Blutsonne . . .!!"

„War Gottes Erdensiegel, Jakob!" . . . Aber ich sprach zu niemand mehr. Ich hielt nur die rote Blumenvase in der Hand, die eben in einem letzten Licht der Sonne aufglühte.

# Deutsche Wirklichkeit

## von Lucia Dora Frost

Was die Natur den Menschen an Mut mitgegeben hat, reicht für die Katastrophen einer modernen Schlacht nicht aus. Vor viel geringeren Eindrücken sind unsere Vorfahren zusammengebrochen, und weder Germanen noch Römer hätten soviel seelischen Widerstand aufgebracht wie wir gleich in den ersten Gefechten. Fragt man aber, wie es möglich ist, diese Erschütterungen auszuhalten, so lautet die Antwort: den Ausgleich gegen den Angriff auf die Nerven bildet die Belastung mit Sachlichkeiten. Die tausend Sachsorgen des modernen Krieges schützen gegen Nervosität. Die Nerven sind zur Leistung gezwungen: das lenkt sie von spezifisch nervösen Unternehmungen ab. Solange der Motor nicht leer läuft, kommt er nicht in Hast und Erhitzung, aus der die Stichflamme der Panik herausbricht. Und das ist die Veranschaulichung des allgemeinen Menschenbehelfes: gegen den Angriff auf ihre Empfindung verteidigt sich die Menschheit durch einen tätigen Realismus.

Wo aber das feindliche Feuer zur Untätigkeit verurteilt, stellt sich der Zustand ein, der sich von anderen Seelendepressionen nicht unterscheidet. Ein fürchterliches Gefühl des Verlassenseins, der Leere und völligen Isoliertheit und Hilflosigkeit: das ist der negative Pol des seelischen Erlebens überhaupt. So hat man zu allen Zeiten die Hölle beschrieben, die Hoffnungslosigkeit, die Verzweiflung. Er kenne den Zustand sehr gut, schrieb Luther, und wisse wohl, daß, wenn er auch nur einige Minuten andauern würde, der Mensch darüber in Stücke gehen müsse. Auch Strindberg hat den Zustand beschrieben, Goethe ihn im Beginn des Faust darzustellen versucht. Es ist im wesentlichen das, was die Seele in der Schlacht erlebt. Auch der Rausch offenbart ja nichts von der Natur des Weines, sondern von der Natur der Seele: er enthüllt ihren Wunsch; so haben auch die Soldaten nicht die Schlacht erfahren, sondern ihre Seele, deren tiefste Pein und Furcht, die Schrecken des Abgeschnittenseins, des Daseins in einer schlechthin feindlichen Umwelt, in einer Welt, auf die man keinen Einfluß hat. Sie haben einen Augenblick gelebt in dem Abgrund, an dessen Rand der große Mensch seine Wohnung hat, der Mensch, der mit der Seele lebt, den das Gefühl niemals verläßt, wie unendlich feindlich alles ist. Sie haben einen Blick getan in den Grundriß des menschlichen Daseins: die große Seelengefahr ist das Bewußtsein der Leere; der Wunsch, sie zu füllen, ist das Leben.

Mit dieser Furcht vor dem Fremden trat der Mensch auf den Plan. Man erkennt das sehr wohl aus den Urvorstellungen. Der Stoff sei das

Mittel, mit dem sich Gott gegen den Raum verteidigt habe; der Raum war tief und leer; da schuf der Geist im Entsetzen die Körperwelt und warf sie in das abgründige Nichts des Raumes, er schuf die Bewegung und den Wechsel und füllte damit, was gleich dem Raume tief war und leer: die Zeit; das Entsetzen vor dem Leeren, Unbeseelten ist der Urgrund des Schaffens: davon hatte man genugsam Erfahrung. Und dieses schöpferische Entsetzen Gottes hat der Mensch wiederholt. Im Augenblick, als er sich selbst sah, begriff er auch, wie leer die Welt war, wie leer von ihm; und er beschloß sie zu füllen mit sich und seinem Willen, sich in die unendliche Weite zu stürzen, das feindliche Fremde zu stürmen, bis es sein war, seinen Namen trug, seine Flagge, und ihm gehorchte.

Wie verschüttet war diese Erkenntnis! Auch wir außerhalb der Schlachten Gebliebenen haben sie neu erlebt. Sahen wir es nicht von neuem vor uns aufsteigen, das Chaos, tief und leer, finster und stumm? Es waren nicht Not und Opfer des Krieges, die uns erschütterten, sondern das Aufhören aller Grundlagen unseres Daseins. Recht und Gesetz galt nicht mehr, Wahrheit drang nicht durch. Wahrheit, um die sonst der Krieg geführt wurde. Alle andern Kriege in den letzten Jahrhunderten waren von großen Männern entfesselt worden, die ein Recht darauf hatten, weil sie einen Krieg wirklich „führen" konnten, Bismarck, Napoleon, Friedrich, die alle, was man auch sage, das Ehrgefühl der Größe hatten; jetzt zum ersten Mal war es ein Konsortium von Wichten und Rechnern, das die äußerste Gewalt losband, und nicht um Aufsteigendes zu fördern, sondern zu vernichten, nicht mit den Waffen der Ehre, sondern mit denen grundsätzlicher Verleumdung, mit beschlossener, verabredeter, vorbereiteter Ehrlosigkeit; die höchste Gewalt duldete, schützte, bewaffnete den Pöbel, verbreitete bewußt und methodisch Lügen über den Gegner. Wir spürten plötzlich den Haß einer ganzen Welt, wir sollten preisgegeben, aus allem menschlichen Recht gestoßen werden. Wir fühlten etwas von dem Erblassen des unschuldig Verklagten, der seine Verteidigung abbricht, weil er plötzlich bemerkt, daß seine Verurteilung beschlossen, befohlen ist. Jäh verstummte in uns das Zutrauen zur Außenwelt, und während unser Verstand die Gegner kaltblütig musterte, brach in unsern Herzen eine ungeheure Zuversicht auf und schlug sich durch zu etwas Gültigem.

Es ist merkwürdig, wie stark das Gefühl war: deutsche Kultur und deutsches Wesen ist nicht etwas, das man im Stich lassen dürfte. Es geschieht fast nichts, um deutsche Kultur zu verherrlichen, ohne Verstümmelung wird sie überhaupt nicht dargestellt, nur einzelne Elemente läßt man gelten, aber wenn es ernst wird, fühlt man ihre Einheit und will kein Stück daraus missen und weiß, daß sie ein Leben wert ist. Von allen Seiten sind Deutsche gekommen, zu helfen, über die Cordilleren, zu Fuß und durch

Wüsten zu Pferde, durch Kleinasien und durch Finnland, truppweise in Gewaltmärschen — nicht alle, aber viele, sehr viele und alle mit dem Gefühl: das darf nicht sein, daß Deutschland untergeht. Es war nicht eigentlich Liebe zum Deutschtum, die plötzlich entstand und sich aufopfern wollte, sondern mehr: ein physiologischer Instinkt, der ahnte: von Deutschland hängt nicht nur die Gestaltung, sondern auch die zukünftige Gesundheit der Menschheit ab. Und das wird durch unsere Geschichte bestätigt.

Das Deutschtum ist entstanden als eine Gesundungsmethode. Das kann man zwar von jedem anderen europäischen Nationalgeist auch sagen. Aus der großen Erkrankung am Ende des Mittelalters rettete sich jedes Volk, indem es seine erhitzte Geistigkeit in seine Natur hinuntertauchte. Daraus sind die verschiedenen Formen des Nationalismus entstanden, dessen Sonderungen und Feindseligkeiten die neuere Zeit charakterisieren. Man war dadurch von dem unbedingten Geist erlöst; aber das bisher harmlose und duldsame Volksgemüt bekam mit dem Gewicht auch die Intransigenz des Geistes. Und es scheint, daß die Wege, die von den einzelnen Völkern eingeschlagen werden mußten, nicht von gleichem Wert sind. Am frühesten wurde die anfangs erfolgreichste Methode als unfruchtbar erkannt: der spanische Weg, der Jesuitismus, der eine Zeit lang ganz Europa überziehen konnte, weil er dem Intellektualismus bis aufs äußerste entgegenkam; er übertrieb ihn bis zur ausgehöhlten Überzeugungslosigkeit und warf ihm dann ein Zwangsnetz über. Diese Heilungsart wurde längst verworfen; aber auch der französische und der englische Weg scheint sich seinem Ende zu nähern, während der Deutsche noch unbegrenztes Gelände vor sich hat. Die Deutschen haben die klügsten Hände. Mit dem Genie der Hand haben sie den Geist erlöst, mit einer entschlossenen Wendung zur Sachlichkeit den aussichtsreichsten Weg gefunden.

Sieht man die Geschichte so an, so klärt sich vieles auf, besonders die Bedeutung unserer großen Männer, die Art ihres Verdienstes und ihre Zusammengehörigkeit; aber auch die Resonanz, die sie fanden, die eigentlich sie erst groß machte; denn die Größe besteht nicht darin, daß einer Wunder tut, sondern daß er das Richtige tut, das Erfolgreiche. Am Anfang steht Luther. Die Aufgabe, die er vorfand, war einfach: den Menschen von sich selbst abzulenken. Man weiß, das gelingt bei einem einzelnen niemals, wenn ihm einmal die Richtung aus sich selbst zur Gewohnheit geworden ist. Hier aber hatte eine ganze Menschheit diese Gewohnheit angenommen und unterstützte sich darin. Es galt nicht nur als erlaubt, es galt als geboten und wurde für heilig angesehen, sich mit sich selbst zu beschäftigen, für sein eigenes Selbstbewußtsein zu leben, für seine eigene Frömmigkeit, für seine eigene Kultur. In ganzen Nestern saßen solche Heilige zusammen; und jeder Vorwand war ihnen recht, sich selbst

zu bespiegeln. Sie beichteten, sie offenbarten sich, sie klagten sich an. Sie taten unnatürliche Gelübde. Diese geheiligten Greuel der Selbstzersetzung und Selbsterhitzung der allgemeinen Verachtung auszuliefern, ihre Herde zu zerstören, war die Vorbedingung für eine gesunde Entwicklung. Und die Länder, die diese Vorbedingung niemals gründlich erfüllt, von den Reizen der Selbstbetrachtung und Selbstentwicklung sich niemals losgesagt haben, sind seitdem in der Gefahr geblieben, ein frühes Ende in sich selbst zu finden.

Luthers Angriff auf diese untergrabende Krankheit war nicht nur außerordentlich umfassend, er befolgte auch die Methode, die noch heute die deutsche Kriegführung auszeichnet: er griff den Feind an der stärksten Stelle an: nicht an der angenehmsten, wie Erasmus. Die stärkste Stelle aber war damals die Praxis der guten Werke. Es gibt nichts im Menschen, was der bewundernden Betrachtung wert wäre: diese These trieb ihn ein physiologischer Instinkt aufzurichten. Und das Ansehen der guten Werke war ihr größtes Hindernis. Das Selbstbewußtsein auf Grund der Frömmigkeit oder irgendwelcher Verdienste: diese Möglichkeit hat er für die protestantische Kultur ein für allemal ausgerottet. Das Verdienstbewußtsein treibt den Menschen über seinen natürlichen Kurs, und die Gestalt eines solchen Selbstbewußtseins sprengt die Gestalt des Leibes. Daumier hat das malen können, aber Luther hat es für Deutschland unmöglich gemacht. Gemalt hat er es auch, mit Worten. Auch die guten Taten schmecken nach Fleisch, nach bösem Fleisch sogar, und er machte den Geschmack fühlbar. Das Gute ist gut, gab er zu, aber nicht der Mensch, der das Gute tut. Nichts verhärtet so, wie moralische Genugtuungen. Die Überzeugung, auch mit den frömmsten Werken Sünde zu tun, kann allein die Sünde wegwischen. Das ist der einzige Weg, ein offenes, zugängliches Herz zu behalten. Nachdem er so das stärkste Fort der menschlichen Festung Selbstbewußtsein zerstört hatte, war die Seele wehrlos; denn wenn die guten Werke nichts gelten, so hielt nichts mehr stand, und der Mensch war, was er nach des Schöpfers Willen sein sollte, eine offene Stadt. Seine Deutschen waren im Begriff, heiß und hart zu werden wie alle anderen Völker, Luther machte sie kühl und offen, gelassen und zugänglich. Er wollte sie nicht abgeschlossen mönchisch, nicht inselhaft, sie sollten nicht sicher sein, sie sollten sich fürchten. Er war überzeugt, daß Gott die Eitelkeit hinter Mauern, die Panzerkruste der Seele nicht wolle. Will es doch nicht einmal der Erdgeist, der Fruchtbarkeit liebt und lange Wege. Luther fühlte wie Gustav Adolf, ohne Panzer läßt sich größer leben.

Damit war viel getan; aber auch manche Gefahr heraufbeschworen. Am geringsten war noch die von Erasmus befürchtete, daß mit dem Verdienst

der guten Werke auch die guten Werke selbst sich aus der Welt verflüchtigen könnten. Luther aber glaubte an die gute Natur seiner Deutschen, er wußte, die Sünde, Gutes zu tun, steckt uns zu sehr im Blut, als daß sie so schnell schwinden würde. Unter der Form, unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu tun, haben wir denn auch ruhig weiter gesündigt und immer, bis zu Kant, eine Formel gefunden, unter der wir das Gute ohne Erhitzung, gänzlich formal tun konnten. Außerdem hat schon Luther den Übergang der Wohltätigkeit an die weltliche Behörde eingeleitet, und wir haben es heute in dieser Kunst, dem Guten die nüchternste Form zu geben, die der Zwangssteuer, recht weit gebracht.

Auch den Geist neu zu beschäftigen, nachdem man ihm sein liebstes Spiel, Gott nachzuahmen, und seinen ergiebigsten Gegenstand, den Menschen, genommen hatte, war eine schwere, aber keine unmögliche Aufgabe. Der Mensch war von sich selbst abgelenkt und mußte nun zu anderm hingelenkt werden. Es hat zwar noch lange gedauert, bis der Blick des Geistes sich auf die Dinge selbst, die kalten, leblosen Dinge, richtete. Ohne Übergang wäre dieser Temperaturwechsel auch zu schroff gewesen. Luther selbst lenkte den deutschen Geist auf die alte Literatur, die Sprachen, die Geschichte und sorgte für die Einrichtungen, in denen die Beschäftigung mit fremden Dingen früh zur Gewohnheit wird, für Schulen. Das war ein Anfang. Von Literatur und Geschichte bis zur Naturwissenschaft und schließlich zur Technik ist ein langer, aber logischer Weg, eine Gewöhnung an immer kältere Sachlichkeit.

Aber eine andere Gefahr lag in dieser Lutherschen Methode, den Menschen von sich selbst loszulösen, der die Deutschen nicht entgangen sind. Eine gewisse fruchtbare Verschwommenheit der Deutschen war die Folge; sie wurden mehr ein guter Boden für Menschlichkeit als Menschen von bestimmter Form. Ein Mangel an Selbstbehauptung war ihnen eigen, der sie in Nachteil brachte gegenüber den andern Nationen. Gerade das haben andere Völker ausgebildet; sie wandten sich auch ab von der Betrachtung der einzelnen Seele, aber sie wandten sich nicht den Dingen zu, sondern der menschlichen Gemeinschaft; sie stellten Ideale des Typus, der Gesellschaft, der Art auf, sie entwickelten einen Nationalstil. Insbesondere haben die Franzosen kein Opfer gescheut, um eine Einheitlichkeit des menschlichen Typus in ihrem Lande herzustellen, haben alle fremden Bestandteile, die einer einheitlichen homogenen Gesellschaft entgegenstanden, zu vertreiben und auszumerzen gesucht. Heute sind sie darüber verarmt, aber einst war es ihr bestimmterer Umriß und ihr neues Gemeinschaftsselbstgefühl, dem die Deutschen physisch und psychisch erlegen sind. Die Art, wie der Dreißigjährige Krieg die deutsche Idee fast völlig um ihren Leib brachte, wäre nicht möglich gewesen, wenn sie gleich der französischen und englischen

einen deutlichen Umriß, eine für sich selbst fühlbare Form gehabt hätte. Die Entfestigung der Seele, die Luther eingeleitet hatte, wurde nun vom Schicksal bis ins letzte vollendet. Macht, Reichtum, Ansehen, alles, wohinter der Mensch ruht in Sicherheit und im Genuß seiner selbst, war vernichtet. Und dieser Zustand der offenbaren Offenheit und der völligen Vertrauenslosigkeit in die irdische Welt hat alle passiven Fähigkeiten aus uns herausgefegt; die Entfestigung haben wir mit gesteigerter Aktivität beantworten müssen, mit dem, was man die deutsche Organisation nennt.

Diese Organisation ist nicht, was man im Ausland und auch wohl bei uns darunter versteht, das Ausrechnen der billigsten Produktionsmethode. Das ließe sich leicht nachmachen. Man kann sie am leichtesten da verstehen, wo sie sich zuerst offenbart hat, in der deutschen Musik, als eine mächtige Vereinigung von architektonischen und dynamischen Kräften, ein Baum im Raum und in der Zeit zugleich, eine Synthese von symphonischer Gleichzeitigkeit und weitsichtiger Disposition, von Vielheit und Folge. Die deutsche Musik ist nicht eigentlich zum Hören geschaffen, sondern zum Tun, man muß sie spielen und singen, und man muß sie kennen, wenn man sie hören will. Dieses Übermaß von Aktivität, dieses Sympathisieren mit den tätigen Kräften, dieser Aufruf zur umsichtigsten Bewegung ist ihr Kennzeichen, und ihr unsichtbarer Sporn ist wohl das tiefe Bewußtsein der Gefahr. Man könnte von den großen deutschen Musikern sagen, ihre Ohren hatten Augen; denn ihre Musik geht immer über das Sinnliche hinaus; sie sammeln stets alle ihre Kräfte, um irgend etwas Unsichtbares, was keine Gnade kennt, zu überwinden. In der deutschen Musik vorgebildet ist auch das Schwebende im deutschen Begriff von Organisation, das Unstarre, Bewegliche, die Entwicklungsbereitschaft nach vielen Seiten hin, die Furcht vor dem Festfahren in eine einseitige Produktion. Der ständige Übergang, der uns ein Abbild des lebendigen Lebens zu sein scheint, das Ausweichen vor der fertigen Melodie, die ihr Daseinsrecht aus der Empfindung bezieht, ist eine beständige Aufforderung an die nüchterne Kraft; denn was ohne Appell an die Empfindung bestehen will, muß sehr stark sein.

Es muß auch sehr leibhaftig sein. Die Empfindung füllt nicht, sie hat keinen Bestand: diese Überzeugung hat die deutsche Kunst so antisentimental und so dicht gemacht. Wie wenig treffen alle, die mit Psychologie die deutsche Musik vernichten wollen, ihr wirkliches Dasein. An der Substanz der Musik reden sie vorbei; die scheinen sie gar nicht zu bemerken. Ein substanzreicher Realismus ist auch das Wesen der gültigen deutschen Dichtung. Das Eigentümlich-Geistige dieses Realismus, wie es in Goethe sich zuerst manifestiert hat, die glühende Gelassenheit, ist nur das Leuchten des Untergrundes, auf dem sich dieser Realismus aufträgt, die fahle Panik der ungesicherten und Sicherung verschmähenden Seele. Auch Goethe mußte

es sich schwer machen, sich mit Dingen und Erscheinungen belasten, um nicht aufzufliegen. Die empfindsame Richtung auf sich selbst hat er früh und dann ein ganzes Leben hindurch bekämpft; die pure Empfindung, Rhetorik, Unmittelbarkeit in der Darstellung, das Fehlen einer Hand zwischen Vision und Darstellung ist durch sein Wirken geächtet. Wenig Wege führen von seinem Geist ins Land der Träume und der reinen Begeisterungen, viele zur erdenschweren Tat. Läßt sich doch unsere letzte Epoche, die einer schaffenden Kolonisation, so gut von seinem Faust ableiten, wie von Luther und Friedrich dem Großen, am wenigsten (scheinbar) noch von Bismarck, der bei uns ganz den Mann der Tat repräsentiert.

Findet man nicht alle diese Elemente auch im Preußentum vereinigt? Ist nicht Preußen ein angewandtes Deutschtum? Protestantische Selbstverleugnung, Verachtung des sicheren Lebens, eine höchst organisierte Dynamik, Aktionsbereitschaft, weitsichtiger Aufbau, absolutes Bekenntnis zur Leibhaftigkeit: das vereinigt der preußische Geist. Und allerdings verwirklicht er es auch. Wenn deutsche Kunst Kraftzusammendrängung ist und polyphone Bewegung konzentrierter Kräfte, so müßte man wenigstens zugeben, daß der deutsche Militarismus eine Parallele dazu ist. Er verhält sich zur Kunst wie Technik zur Physik. (Freilich wird auch der Gelehrte höher geschätzt als der Ingenieur.) Der rührige Offensivgeist eines offenen Landes ist durchaus eine Frucht vom Baum des deutschen Geistes. Der Wunsch nach Realität und Wirkungsfähigkeit war in Brandenburg-Preußen nur deshalb zuerst aufs äußerste gesteigert, weil das Bewußtsein von der unbarmherzigen Feindlichkeit der Umwelt durch die tiefsten Wunden und Bedrohungen hier zum alles beherrschenden Gefühl geworden war. Der brennende Wunsch nach Wirklichkeit erzeugte hier die Kunst in der Verwertung von Kräften. Stoß, Nachdruck, Angriff, Überfall, das waren Friedrichs des Großen Begriffe, kurz Dynamik; nur läßt sie sich nicht so bequem mißverstehen wie deutsche Kunst.

Wir wollen es uns eingestehen: wenn man erst in der Welt ringsum begreift, was deutsche Kunst und Dichtung ist, so wird man sie ebenso hassen wie den deutschen Militarismus. Jetzt täuscht man sich darüber, man spricht von Goethe und meint die Tage, die man in seiner Schrift herumgeträumt hat. Es wird ihnen gehen, wie dem ehrlichen Romain Rolland, der mit der Theorie vom zweierlei Deutschtum auszog, um die Deutschen Beethovens darzustellen, und damit endete, daß er (im „Johann Christoff") in aberwitzige Schmähungen der deutschen Musik ausbrach. Er war erwacht und hatte gesehen, daß kein Widerspruch war zwischen deutscher Wirklichkeit und deutschem Geist. Der deutsche Geist zeigt von Anfang bis heute ein grundsätzliches Abwenden von den billigen Genugtuungen der Menschlichkeit, eine unbeirrbare Richtung auf Sachlichkeit und

Realismus und eine glühende Sehnsucht nach Leibhaftigkeit. Wenn der Wunsch nach Realität bei uns eine so geistige und beseelte Tönung hat, die Fremde irreführt, so liegt das daran, daß ihr die Panik der Seele, die Furcht vor dem Leeren, zugrunde liegt, das Gefühl der Feindseligkeit und Verlassenheit, das wir als Volk und in großen Männern tiefer und länger erlebt haben als andere. Sind wir doch jetzt, nach jahrhundertelanger, im ganzen tüchtiger Arbeit, noch nicht so weit, daß wir unseres bloßen Daseins sicher wären, und werden es noch lange nicht sein.

Wir sind in Europa die einzige mit Willen und Bewußtsein fortschrittliche Nation. Alle andern wollen abschließen, sich vereinfachen, ausruhen in der engen Melodie ihrer Rasse, wollen ihre Art konservieren und gemächlich aufbrauchen. Wir verstehen wohl, daß man das Deutschtum nicht liebt, denn das Deutschtum ist schwer, wir leiden auch unter ihm, aber wir wissen, daß es nicht schwerer ist als das Leben selbst. Die Schrecken eines täglich das Dasein erobernden Lebens mit seiner Unsicherheit, Hast, Wachheit, Unruhe und Sorge, das ruhelose Wandern und Nie-genießen, die ewig fließende deutsche Dynamik: wer kennte sie besser als wir selbst. Aber wir wissen, daß nur auf diese Weise der Weg offengehalten werden kann. Auch wir sehnen uns nach der Herrlichkeit eines konservativen Daseins, nach dem Ruhenden, Fertigen einer schönen Form, aber wir fürchten sie auch wie Ende und Tod. Wir träumen vielleicht wie alle von einer Insel und ihrer Seligkeit, aber mit jedem Erwachen bekennen wir uns zum stehenden Leben. Deutschenhaß ist uns verständlich, durchaus, aber wir sehen in ihm auch das Kennzeichen von Verfall und Zukunftslosigkeit.

Es ist die alte Sehnsucht nach dem Fleisch gewordenen Wort, die das Deutschtum innerviert. Das Wort, das im Anfang war, recht klar zu erkennen, rein zu halten, immer wieder zu ihm hinabzutauchen, ist deutsche Pflicht; aber das geschieht nicht, um der Erde unsere Seele schuldig zu bleiben. Es ist nicht wahr, daß ein Gegensatz besteht zwischen deutscher Wirkungskraft und deutschem Geist. Deutschtum ist gerade der Kampf um deren Synthese. Ein Verstand, weit und tief genug, um dem Herzen das feine Gift der großen Melancholie zu reichen, und kräftig genug, begabt genug, um sie durch Taten zu heilen: Beides zusammen erst macht das Deutschtum aus. Wo eins fehlt, mögen wir nicht von gültigem Deutschtum reden. Bei Schopenhauer zum Beispiel war nur die erste Voraussetzung hypertrophisch entwickelt; sein System ist nur ein deutscher Vordersatz; es zeichnet nur Tod und Teufel ohne den deutschen Ritter. Ebenso unzulänglich aber finden wir Tat und Werk, das ohne die deutsche Voraussetzung, ohne den absoluten Horizont entstanden ist. Es fehlt dann die Vorbedingung für Dauer und Widerstandskraft. Goethes Faust hat den alten Satz: „Im Anfang war das Wort“ verworfen, und

sein Bekenntnis: „Im Anfang war die Tat" sollte man niemals zitieren, weil es nur dahin gehört, wo es steht, an den Übergang eines Menschen, der sich zur Tat entschließt, damit sich ihm das „Wort" noch tiefer enthülle, und dessen Leben nur beweist, daß die äußerste Energie der Tat nur aus dem Geist erwächst.

Deshalb sind wir in diesen Zeiten, wo wir den Urzuständen der Seele näher kamen, aus denen auch unsere Kunst und große Dichtung hervorgegangen ist, empfindlicher geworden gegen eine Geistigkeit, die das Leben reduziert. Wie wir dem, was Engländer uns als Ritterlichkeit anpreisen, unsern Dürerschen Ritter gegenüberstellen und ihre auf Sportgefühle ermäßigte Kriegsauffassung verlachen und verachten, in dem Bewußtsein, daß unsere Ritterlichkeit von schwererem Kaliber ist, so ist uns alles unerträglich geworden, was nicht das volle Gewicht und den Ernst der gewachsenen Produktion hat. Uns ist jetzt bewußt geworden, wenigstens stärker als vorher in Friedenszeiten, wie sehr das Deutschtum allen Reduktionen feindlich ist, der gesellschaftlichen, die nicht genehme Kräfte ausschließt und in einer Intensität ohne Perspektive spielt, aber auch der rationalen, der bürgerlichen und der moralischen. Und wir bemerken mit Genugtuung, daß unsere gute Literatur diese Kluft zwischen ganzem und zurückgeschraubtem oder halb verleugnetem Leben längst aufgedeckt hat, daß sie uns jetzt besser zugänglich ist als in Friedenszeiten, weil wir jetzt die bittere Lust des Schaffens und der Tatkraft besser kennen. Die Pflicht des Aufbauens der Seele ist nirgends so gut verstanden worden wie bei uns. Jetzt aber scheint die Zeit auch zu seelischen Abhärtungen, der Anschluß an die Geist und Erde vermählenden Kräfte gekommen.

# Die Tanne

## Ein deutsches Buch für Kriegs- und Friedenszeit
## von Walther Heymann-Königsberg

### Widmung: Den Kriegern!

Nimm dieses Buch –

Für meine Liebste dacht ichs mir,
für Kinder wohlgeraten.
Nun schick ichs unsern Soldaten
ins Feldquartier.

Dies Buch ist geweiht
dem deutschen Wesen.
Durch Kriegs- und Friedenszeit
wird es genesen.

Die Tanne wird vielen im Traum
als deutsches Sinnbild erscheinen:
Jeder Zweig ein kleiner Baum!
Einer für alle, alle für einen!

Wir alle sind Glieder!
Wann werden die meisten Augen sich feuchten?
Wann dürfen unsern Kindern wieder
die Lichter am Weihnachtsbaum leuchten?

Wir sind jetzt hienieden
um unsre Feinde zu schlagen.
Gottesfrieden
müssen wir darum in uns tragen.

Eine deutsche Gemeinde,
ein Deutschland und Österreich grüßt dies Buch.
Gegen des Deutschtums Feinde
schwingt es den Fluch.

So hört: Wir Lebendigen sollen
Kraft noch der Ahnen uns borgen!
Die Überlebenden wollen
die Kinder der Toten versorgen!!

## Ritter, Tod und Teufel

Es muß ein rechter Ritter reiten
immer den Tod und den Teufel zu Seiten.
Der Teufel ist sein Lanzenier,
beschnobert die Weichen seinem Tier.
Der tappt ihm nach: Mit Eulenblicken
sieht der in seinem Panzerrücken.
Der Tod, der blicket voller Leid,
der ist dem Pferd ein Hals-Geleit,
der bettelt unverschämt und alt,
und sagt dem Reiter-Trabe: halt!
Der Ritter sitzt auf seinem Tier
und offen ist ihm das Visier.
Der Ritter reitet, sitzt und starrt,
welch Fremd-Gesellen-Spuk ihn narrt.
Was wird der Panzer ihm so schwer?
Was richtet ihn im Sattel her . . .?
Es soll ein rechter Ritter reiten,
haben Tod und Teufel zu Seiten!
Da wo die Hölle stinkt und siedet,
hat ihm der Teufel Gewaffen geschmiedet.
Da ward der Panzer, den er trägt,
zu Helm, Schwert und Lanze gelegt.
Da hat er ihm das Bein geschient.
Nun folgt er immer, der ihm dient.
Doch muß ihn auch zu allen Zeiten
als wie ein Hund der Tod geleiten.
Er ist so mager als ein Greis
und ist noch immer auf der Reis',
und will den Ritter mit Mitleid äffen.
Da muß des Ritters Lanze treffen.
Da stürzt heraus das Herzblut rot,
da schielt ihn an der feige Tod.
Da weiß er eines Eisens Spur,
das durch die Rippentrommel fuhr,
da weiß er einen harten Stahl,
der reißt heraus den starken Strahl;
da weiß er einen furchtbar'n Schlag.
Da reit't er auf den letzten Tag.

## Sursum corda!

Herz, auf vom Grund!
Lobende Reihn
mit singendem Mund,
mit Fraungesang,
ziehn ein den Tannengang,
den Gang von Stein.

Und, mit Geraun, Gebete leis,
wie tief im Wald,
aus dem kreuzenden Gang,
zu schlürfender Schritte Klang,
und Mönche singen laut,
und von Knaben fein
erschallt
der Preis der Braut,
der Mutter so rein,
der liebseligen Braut.

Sonne ins Schiff
fällt durch der Fenster Schliff,
von Tannenschattengestalt,
daraus Bilder mannigfalt
leuchten.

Blau wie Himmel und Meer
Mariens Mantel schwer.
Grün wie Tann
es um Joseph rann.
Gelb wie Weihelicht
Goldhaar die Sündge umflicht.
Rot ein Herz,
darein ein Schwert einbricht,
blutrot vom Schmerz.

Weihrauch und Goldlichtstaub
wie unter Buchenlaub,
und fern, ein Sonnenglanz,
gleißt die Monstranz.
Herzen hinab!

Und aus dem Knien
laßt euch hinauf,
laßt euch zur Höhe ziehn,
wo murmelnd Geister sprechen,
wo Knospen am Pfeilerband brechen,
wo Bogen hinschwangen und -zogen,
zu Sternen flogen
und sich zu Fernen spannen
mit Zacken und Schwüngen und Flügeln
von Palmen und Tannen.

Die Seele weit!
reißt euch auf und zieht
ein durch das Tor zur Ewigkeit.
Dort klingt das Lied,
dort schwebt der Geist.
Hoch fliegt zusammen
Ihr singenden, springenden,
jagenden, tragenden Flammen.
Hoch ist der Bund.
Herz, auf vom Grund!

## Wirkender Geist

Dort oben hieß ich einst Notwendigkeit.
Dann ward ich Seele mit den Seelen, Psyche
genannt; und als ich häufiger auf der Erde wohnte,
riefen die Weisen mich: Erfahrung, die Liebenden
mich: Traum; die Müden nannten mich: Vergessen.
Gewissen aber bin ich unter euch. Hoher Gedanken Maß
steht neben eurem, also muß ich wohl
in beidem sein. Vergangenheit und Zukunft lehrte ich
euch drum in jedem Lebenden zu sehn
und zu den toten Dingen Sinn zu tragen.
Der ganzen Erde Qual ist mir wie Schuld.
Doch weiß ich, daß ihr viel ertragt und sterbt,
und aller Schuld so Sühne wird.
Des ganzen Lebens süße Freude
ist Reichtum mir. Der Pulsschlag meines Herzens
vergeht und wird mit ihm. Dem Wiederkommenden,
Erneuten, Jungen, Unerhörten, das zum erstenmal
erschaut wird, bin ich hold und bett es sanft,
wenns sinken muß; und wenn es

die alten Pfade geht, führ ich es lächelnd
fort, und geht es neue, so ist Furcht in meinem Lächeln.
Das Feuer ist mir hold. Feuer des Herdes,
Feuer einsamer Herzen, Feuer der Liebe.
Sinkendes Sonnenfeuer, wenns die Luft
so weich und hell macht, daß die Dinge alle
in eigener Gestalt, doch größer und stiller scheinen.
Ich bin was ihr seid. Wohne in dem hellsten
Gedanken des Jünglings, ruhe in dem tiefsten
Gefühl des Mädchens. Ich bin deine Mutter,
Mann; und Mädchen das, was dich im Herzen Mutter macht.
Bin eine Frau: Erinnerung . . . Dämmerung.

## Tannenschweigen

Wie ich nicht sagen kann, was wohl mag Freundschaft sein,
wie ich nicht wissen will, warum ich liebe alles dein,
und wie niemand ahnt, wann ihm der Tod eins geigt,
lieb ich den Baum am meisten, der stille hält und schweigt.

Ob die Tanne im Nebelgrauen zur Sonne späht,
oder im Abendtauen ins tiefe Dunkel geht,
ob sie leise winket, wenn die Wolke reist,
oder grün erblinket und hoch ins Blaue weist;

ob sie schwarz hinauffragt zu der Sternenpracht,
oder die grünen Decken in Sternen stuft und facht,
ob sie des treibenden Regens Perlen löst und fängt,
oder sich, grüner Kristall, mit klarem Eis behängt:

Sie ist eine kreisende Wiege und ihrer Sprossen Schoß;
sie dreht sich, rundum wägend, bei des Zeigers Aufwärtsstoß,
hält recht in ihrem Baue ein ruhsam Gleichgewicht,
daß sie sich immer traue, zu bleiben aufgericht't.

Und doch ist sie so schüchtern, daß fast es verborgen bleibt,
wenn sie im Lenz mit Stäuben und Seim ihr Blühn betreibt.
Und ihren Zapfenfrüchten ist sie ein Netz, das hütend schwebt,
bis jedes wohlgeschuppte Fischlein zugrunde strebt.

Die Buche, die so feierlich ihr Blättervolk in Schwärmen führt,
die Birke, Maid in Schleiern, die am Rain der Haare Fließen rührt,
die Eiche, wilder Trotz, der aufbegehrt, sich stemmt und zwängt,
und die schöne Linde, die das Herz so süß bedrängt;

auch Ahornbaum, der Narrenbaum, voll Nasen und Kragen vielverzackt,
die Pappel, welche riesengroß, ein Flammenstoß, mit Strauchwerk flackt,
die Weide, die sich weinend geißelt, die Erle — Spuk im Sumpfrevier,
die müssen alle blätterlos und kahl zu Zeiten stehn vor ihr.

Doch noch an all dies Sommerschön erinnert dann ihr einsam Grün,
das doppelt glänzt, wenn ihre Stacheln eng umschmiegt schneeweißer
Hermelin,
Sie kann ihr Wesen nicht hehlen, königlich steht sie da.
Nun sagt, die Tanne kann erzählen jedem, der sie sah.

Wahrlich, kaum wüßte ich, was man sonst lieben soll,
als was verschwiegen steht und traut geheimnisvoll,
das lehrt uns glauben an Liebe, die Treue wahrt.
Gut hören, gut schweigen, gut reden, die drei sind einer Art.

## Goldene Hochzeit

Gegen das Ende
glücklichen Lebens
kehrt alles wieder,
was einst uns freute.
Kien im Kamin
schwelt und knistert,
erzählt und flüstert
von alter Zeit.

Wenn sich die Augen
schon öfter im Wachen
zum Träumen schließen,
zwei Hände verschlungen
halten sich treu;
dann aus Verstecken,
aus Winkel und Ecken
klingt wieder neu
das Lachen der Jungen.

Huscht über die Falten
Abendsonne.
Noch einmal jung
im silbernen Haar



1711

werden die Alten;
zu spätem Glanz
schmiedet Erinnerung
den goldenen Kranz:

So sah ich ein Paar,
dem kam auf Wegen,
tannenbestreuten,
ein andres entgegen,
und ich hörte die Glocken läuten,
Hochzeits- Hochzeitsgrüße zu bieten.
So kamen die Jungen
und lustig mit ihnen
kamen gesunde Kinder gesprungen.
Dann vor den Greisen
wohl knieten sie nieder
und baten um Segen?

Nein, ihnen entgegen
schritten die Alten
und regten wieder
mit ihnen die Glieder
zu Altväterweisen.
Da folgte die Jugend
der Alten Tanz,
daß er zierlich sie führe,
so ging es zur Türe,
durch den Tannenkranz.

## Knabe

Wer dem Leben
hingegeben
seine junge Seele weiht,
wächst wie ein Baum
auf in den Raum,
greift in die Helle,
ästelt sich in die Unendlichkeit.
Doch was er auch werde,
Wurzel und Quelle
bleibt ihm die Erde.

## Mädchen

Kind, so bleib,
nur im Sinnen Weib,
werdensgut,
noch in Blütenhut
und leicht umweht vom Wind.

Er küßt so ungemach
die Lippen warm, die Lider wach;
Ranke, such den Baum,
du blühest auf im Traum,
sonnebittend.

Fühlst auf einmal, wie schön es ist,
daß du im Frühling bist.
Und all das arme Leben
kann nur dies geben,
duftiges Ding!

## Mutter

Eignes, das ich segne, Neues, das ich bin,
Kind, wie sehr
gab es Glück, dich zu geleiten,
dich von Anbeginn.

Wundersam, woher
lerntest du allein zu schreiten.
Und nun laufen dir die Weiten,
niemand weiß, wohin.

Finde uns noch hier,
was dir auch begegne, finde
immer noch zu uns, zu dir
und in dir zum Kinde.

## Vater

Starkes Herz!
Herz, das volles Leben fängt,
eh den Leib die Erde mengt,
der Blut und Willen, Sinn und Gestalt
Kindern geliehen mannigfalt —
Und Augen ihr, die nicht mehr seht,
wie es mit ihnen weitergeht,
wenn sein Führen stille steht.

## Der Tannenkranz

Wundersam haben viele Dichter
unsere deutsche Tanne gesungen,
fröhlich, ehe der Menschenvernichter
sie in den ärmlichen Schragen gezwungen.

In uns allen haucht noch ihr Geist,
wir fühlen uns ihrer Stimmen verwaist,
die hinklingen im großen Wind
über Stätten, die kaum verlassen sind.

Ihr seligster Sang heißt „Nimmermehr";
wir machen ihre Kränze so schwer,
so dunkelgrün, so hüllendicht,
als Liebe sie herb in Freundschaft flicht.

Nun bist du fort, Freund Unbekannt,
zu spät gefunden, nie erkannt,
hast jedem gebildet, was ihm frommt,
nimmst den noch auf, der zu dir kommt.

Wohl müssen eure Kränze sein
ohne blühende Blümelein,
die hießet ihr uns geben
an Jugend, Lieb und Leben.

Und zogt aus eurem Geisterkreis
die Rosen rot und gelb und weiß.
Da trugen die Gerüche
geheimnisvolle Sprüche:

Wo kein Heilkraut heilt
macht Eisen gut,
heiler
webt Feuersglut.

Doch wenn kein Feuer heilt,
wie machst du, Erde, heil?
In Erden, vielverteilt
blühn Blumen alldieweil.

O golden großer Glanz,
bunt ist die Liebe, hold ist die Güte,
schmerzlich jeder grüne Kranz.

Seele, sing um Dein Heil:
Dem edelsten Knaben zuteil
die köstlichste Blüte.

## Marsch

Uns zur Ehre:
Nicht nur Heere
schlagen uns die Schlacht.
Volksmusik heißt unsre Übermacht!
Mit Gedichten und Gedanken
singend in des Feindes Flanken!

Wenn die Seelen,
die im Lichte wohnen,
unsre Fahnen erst entfalten,
haben wir die Marschgewalten
aus den alten
großen wuchtigen Chorälen
noch beim Pauken der Kanonen.

Horch, in Lüften kreist
unser Denkergeist,
immer höher, immer schneller
trommeln Wirbel die Motore und Propeller.

Töne, Sphäre!
Stampfe, Massenschritt!
Und das Schnattern der Gewehre
zieh mit unsern Liedern mit!

Denn so ist es alte Märe
und als wär es nur geträumt,
daß der Tod uns bäumt.

## Die stumme Wehr (Das Tannenlied)

Stählern und ehern steht die Wacht
aufgefahren aus nächtigem Schacht,
Alldeutschlands eiserne Reitermacht
aus Dampf und Kampf in Reihen der Schlacht.

Es grüßt vom Wasgenwald zur Rhön,
und weiter über Tal und Höhn
hin-dehnen sich und -spannen
Neudeutschlands einige Tannen.

Wollt ihr die alten Fahnen sehn,
Die jetzt nicht mehr im Winde wehn?
Die stehen schwarz umflossen,
sie sind so ganz zerschossen.

Fern weiß, als wenns noch Winter wär,
glänzt heller Strand und Schaum vom Meer –
dann seh ichs blutig sprühen,
die Sonne kommt mit Glühen.

Den Baum empor, damit ihr wißt,
was man bei uns für Fahnen hißt:
Schwarz Nacht, Weiß Licht, Rot Todesblühn,
dafür ist Hoffnung tannengrün.

## Sieges-Glocke

Als sei uns zu streben
nach einigstem Bunde,
kommen wir, geben wir
Hände zur Runde.

Wucht will im Grunde
zu reden anheben,
will hallend entschweben
dunkelndem Schlunde,

nur, um die Kunde
herunter zu geben:
Sieges-Stunde! Unser Vaterland
soll leben, – – soll leben!

# Rundschau

## Reims

von Alfred Döblin

Als im Beginn des August 1914 der Krieg in Europa sichtbar wurde, standen auf einen Schlag, aus der Erde gestoßen, fertige Nationen an derselben Stelle, wo noch eben kommunizierende Staatsverbände ihre Geschäfte getrieben hatten. Interessenverbände über die Grenzen weg klafften auseinander. Dem Ineinanderwallen der Völker war ein rapides Ende bereitet. Innerhalb der Staaten fielen Schlangenhäute des Standes, Berufes von den Menschen: nur die umtobte geographische Grenze gab dem Denken eine Orientierung. Alles andere war Luxus, Zwischenaktsmusik.

Rasch wurden in der Kunst die Fahnen eingezogen. In dieser feinfühligen Gesellschaft begriff man: unsere Tage sind vorbei. Die Lähmung war vollkommen. Angedonnert, wenn man dieses alte Wort gebrauchen will, legte sich die Kunst um, fiel. Besser als Ideen waren jetzt flinke Beine, statt Leinewand obenauf mit Farbe bemalen war es Zeit, auf lebende Haut zu klopfen: die Farbe kam von unten allein angespritzt. Wer Bildhauer war, konnte sich sein Grabdenkmal hauen, wenn er es nicht vorzog Schanzen zu bauen. Schreiben, mit Kraft für ein interessiertes Publikum schreiben, war nur dem Oberquartiermeister vergönnt; die übrigen fanden Verwendung für ihr Papier und ihr Talent in Eingaben an Armenkommissionen, in schwungvollen Gesuchen um Speisemarken. So waren die Gaben verteilt. In den Lüften die Flieger, die Luftschiffe; auf dem Boden, über den Flüssen, auf den Brücken die Soldatenkolonnen, schießend, sprengend, verheerend, unter den Füßen die sehr geräumige Erde, die zwar nicht oben Raum für alle hatte, aber sehr bereitwillig sich allen öffnete, die jetzt scharenweise um ein dunkles Gemach bei ihr anklopften. Als diese Zeit gekommen war, nahm die Kunst den Platz ein, den sie auch sonst einzunehmen pflegt und der ihr angestammter ist: sie ging an die Wand und henkte sich auf. Sie durfte darauf rechnen, „bei Bedarf" geweckt zu werden. Sie war nur traurig. Sie hätte gern in anderer Weise die Wände geziert.

Die Kunst ist auf Banketten international. Der erwähnte Vorgang vollzog sich jedenfalls gleichmäßig in allen betroffenen Ländern. Keine Nation posierte als Garantiemacht. Es war ja auch ein Vorgang, der sich an andern Mächten vollzog, zum Beispiel an der russischen rechtgläubigen Religion; sie wurde vertagt trotz der herbeigeführten wundertätigen Madonna; wenn sie den Totschlag an Deutschen segnen, sind auch baskirische und mongolische Götzen geheiligt; man sagte sich dort: der Mord hat etwas Ausgleichendes unter den Göttern, unter seinem Zeichen finden sich alle. Die Engländer zogen im Namen der Kultur vom Leder; sie und die Franzosen hatten des zum Beweise sich die Zuaven, die breitmäuligen Turko, Neger und Gesindel verschrieben; die Kultur, eine völlig allegorische Figur, erstaunte, als sie sich umsah und bemerkte, wer für sie stritt; sie murmelte: „Zeiten sind das, Zeiten sind das", zog sich den Mantel über den Kopf und wartete; sie schämte sich; sie war nicht sicher, da ihr ein Spiegel fehlte, ob ihr nun auch solche wulstigen Lippen wüchsen und der Gestank von ihr ginge.

Kurz nachdem die Weltereignisse diese Neuordnung der Dinge geschaffen hatten, erfolgte eine Störung. Es erfolgte etwas, das unheimlich durch das Kampfbrüllen, Knattern, Schnauben herschwebte. Eine süße dünne Stimme wurde hörbar. Die rasenden Völker, die Zerstörer der Häuser, Verwüster der Äcker, die Bombenschleuderer, die Batterien, die mit einer Kartätsche Geschütze, Pferde, Mannschaft auf einen Schlag hin klatschten, – ein Donnerwetter, Riß in allen Gliedern, lohender Moment, – diese stampfenden Mammute erinnerten sich mit einmal der Kunst. Man fragt sich: was ist geschehen? Hat sie das Übermaß von Eisen, Hitze, Blut wahnsinnig gemacht? Nämlich gerecht sein wollen eine Minute vor dem drohenden Tode ist schon wahnsinnig, nun gar erst Schönes oder Schöngenanntes schützen wollen über das Sterben hinaus. Troubadoure konnten für ihre Liebe sich opfern, diese Ungeheuer aber, die kaum jemals mehr als vorübergehend um die Kunst gefreit hatten, bäumen die Wucht ihrer Brüste zurück vor einer steinernen vorgelagerten Masse, geifern sich an, halten sich zurück –: Die Kathedrale von Reims! Vielleicht, sagt man, liegt jener furchtbare Augenblick in ihrer Existenz vor, wo der Überdruß in der Sättigung auf die Höhe gekommen ist, wo die Augen und Bindehäute blutig zu funkeln anfangen und das lange gebrochene Weinen, Winseln unbeherrscht die Körper wirft und sie hinringt.

Niemand aber, der von ferne dem Kampfe zusah und eine engere Beziehung zur Kunst hatte, hat, als der Sturm über die Beschießung der Kathedrale von Reims losbrach, ein anderes Gefühl aufbieten können als Empörung und Wut, – Empörung, Wut nicht über die verletzte Kathedrale. Als zwei Völker stöhnend Brust an Brust miteinander rangen, da

wagten es Menschen, sich hinzustellen und zu schreien: „Halt, die Spitze vom Turm bricht ab. Du warst, der Deutsche war es. Um Gottes willen, er sieht sich nicht vor, zwei Glasfenster aus dem zwölften Jahrhundert hat er zerbrochen. Kunst, wo bleibt Kunst! Barbarei, man sieht es, nackteste, brutalste Barbarei!“ Die beiden Kämpfer würgten sich, zwei mächtige Völker beteten und zitterten hinter ihnen, – die Kulturfreunde rannten, schlugen die Lexika auf und lasen nach.

Als das dritte Tausend Menschen dort verröchelt war, konstatierten sie, daß der Mosaikfußboden beschädigt sei; als das vierte Tausend vorrückte, wanderten die Kulturfreunde die Wendeltreppe vom Turm herunter, besahen die faltengewandige Jungfrau aus Stein, staunten sie an, die Jungfrau, die ihn trug, der die Menschen geliebt hat. Die Jungfrau war aus Stein; sie konnte sich nicht bewegen, sonst hätte sie geschrien vor Scham und wäre weggeflohen samt der Kathedrale. Sie hätte beide gesegnet, beide Völker, die miteinander rangen, aber geflucht hätte sie den Gottlosen, Hartherzigen. Sie hätte gezittert aus Angst vor der Schlacht, die um sie tobte, und in Bitterkeit, Entsetzen über die Roheit der Ästhetiker: umsonst war ihr Sohn seinen Leidensweg für diese gegangen.

Gebaut war diese Kathedrale zur Verherrlichung christlicher und menschlicher Gedanken: wie kommt jemand dazu, sich den Schutz dieses Bauwerks anzumaßen, im gleichen Augenblick, wo seine Worte Hohn jenen Gedanken sprechen? Die deutsche Heeresleitung brauchte kein Wort an sie zu verlieren. Und wenn die deutschen Batterien den ganzen Dom zertrümmert hätten, so wäre niemand berechtigt gewesen, ihr einen Vorwurf zu machen; es sei denn, er weist die militärische Unnötigkeit der Zerstörung nach. Die Kultur leidet nie und nimmer unter der Abwesenheit einiger schöner Bauwerke, ihre Faulheit und Krankheit machen jene wahrhaft ruchlosen Proteste offenbar. Die Kunst und die Kultur ist nicht gebunden an die Steinmassen in Reims oder die Farbenmischungen anderswo, sondern sie lebt. Sie zeigt sich stündlich und täglich. Sie erneuert sich, sie existiert nicht, ohne jeden Tag wiedergeboren zu werden. Kultur ist kein Gegenstand, sondern eine Handlung, eine Bewegung, ein Geschehen. Jedem Künstler ist dies auf innigste gegenwärtig. Der Haß gegen Museen stammt aus dieser Quelle.

Inmitten eines Krieges stehen wir, der die Ausdehnung und Furchtbarkeit früherer gewaltig übertrifft. Wir erkennen in diesem Krieg noch nicht Sieger und Besiegte, aber schon ist es jedem Vorurteilsfreien klar, daß Deutschland unüberwindlich ist. Das Unbeschreibliche ist Ereignis geworden. Eine Masse kleiner Staaten fand sich vor vierzig Jahren zu einem deutschen Bund zusammen. Es waren dieselben Staaten, auf deren Boden seit Jahrhunderten die Fremden ihre Kriege ausfochten, sie waren es, die

nach England Soldaten liefern mußten. In den folgenden vierzig Jahren entwickelte sich dieser Staatenbund zu einem wahrhaften Kaiserreich, wuchs auf zu einer Machtfülle, welche die steigende Angst seiner Nachbarn bildete. Ohne sich in die Weite auszudehnen sicherte und montierte das Reich sein Fundament auf das allerstärkste. Zu derselben Zeit, wo das schwächere Frankreich sein weites Kolonialgebiet gründete, war dieses Reich genötigt, seinen Menschenüberschuß nach der Übersee und in jedes Ausland abzugeben. Von allen Seiten bedrückt, strotzend in seiner Kraftfülle, zitternd vom Überschwang seiner Möglichkeiten, eine Überlandzentrale für alle Welt, zwang es sich, ließ sich einige Streifen Lands in die Hand zählen, ließ sich von anderen besseren zurückschrecken. Die Macht seiner Nachbarn durfte ungehindert wachsen. Es wartete in der berüchtigten deutschen Geduld, ob andere seinem weltkundigen Reichtum und seiner Fruchtbarkeit Rechnung tragen würden. Es wartete auf Gerechtigkeit. Seine Friedensliebe beteuerte es einmal ums andere; die Fremden nahmen die Beteuerungen des gigantischen Tolpatschen zur Kenntnis, ernst, um hinterrücks hohnzulachen. Die Fremden wußten, daß ihr Spiel nicht endlos weitergehen konnte. In dem Augenblick, wo Rußland den Hammer hob, um das erste Bohrloch in die ungeheure Tonne Deutschland zu schlagen, trat der Engländer auf den Plan.

Er, der der Welt gebietet, der größte Aussauger der Völker, der Schmarotzer an fremdem Blut.

Er brauchte keine neue Politik zu erfinden, um sich in den Kampf einzumengen. Seine Losung war immer die des alten Roms: divide et impera. Im Keim ersticken wollte er die junge Weltmacht Deutschland. In seine Tretmühle einspannen. Es war keinem Kenner der Entwicklung unklar, daß England an dem großen Kriege teilnehmen würde, entweder im Hintergrunde, unsere Gegner hetzend, unterstützend, am Schluß offen, — oder sogleich feindselig. Verlogen wie es ist wagte es nichts Direktes, es trat in der scheußlichsten Form menschlicher Hinterlist, angetan mit dem bodenständigen Cant, auf die Weltbühne: „Die Neutralität Belgiens ist verletzt.“ Ewig charakteristisch wird es sein, wie der deutsche Reichskanzler damals offen das Unrecht einer Grenzüberschreitung eingestand; der Wehrlose bat die Welt um Verzeihung, im Kampf, im Krampf diese Bewegung gemacht zu haben, weil ihm sonst die Hand abgehackt würde; seine Worte in dieser Umgebung waren eine Tat von der Naivität und Unschuld des Parsifal. Die Belgier aber jauchzten ahnungslos; ihnen war ein Heil widerfahren. Aber während sie noch ihre Städte bekränzten, erfuhren sie bereits das Schrecklichste, mehr und mehr drang es zu ihnen, erfuhren es zum Ohrendröhnen, zum Hintorkeln, zum blassen Umsinken, daß sie den Engländern als Schutzscheibe dienten. Ihren Bauern, den Frauen, den Jünglingen, den Greisen wurden von England die Gewehre in die Hand

gedrückt: „Rettet euch, das Vaterland ist in Gefahr," — das menschenfressende große Vaterland England. Sie erfuhren, daß sie als Panzer um Englands Brust gezogen wurden; so drückte sie England in der Tat an sein Herz. Wieder hat das Inselreich das Alte getan: es hat Fremde für sich kämpfen lassen; zuletzt kamen die Gurka, zuerst die Belgier.

Dann begann es eine heimliche Spinnarbeit. Es fertigte ein Nessusgewand an, ein Kleid aus dünnstem unzerreißlichem Gewebe, legte es dem kämpfenden Deutschland über die Schulter, die Arme, den Rumpf. Über den Mund zog es den grünen Stoff, damit der Krieger nicht sprechen dürfte. Aber hören durfte er alles. Unter dem Kleide wand er sich; der Hohn peitschte auf ihn herunter; schwer wurde seine Arbeit. Er zerrte keuchend an seinem Munde, fester, fester zog sich das Kleid.

Und in seiner grenzenlosen Freude, den Gegner so zu haben, gestand da England, was es vorhatte. Es wollte dem Gegner keine Tat gönnen: es wollte ihn nicht würdigen eines Schusses in den Schädel oder Bauch, sondern langsam quälend wollte es ihn zum Tode bringen. Es begann den Krieg mit dem Geständnis der zwanzig Jahre. So haben die Asiaten gearbeitet mit dem grausam verlängerten Sterben der Gefangenen; so hat England von seinen Unterjochten gelernt. Es war der blutigste Hohn, als England bekannte, daß es sich den Schliessenschen Satz von den Entscheidungsschlägen nicht zu eigen machen könne, sondern eine eigne Taktik übe, eine insulare. Sie wollten die fremden Völkerschaften regnen lassen auf Deutschland, bis es wandernd, wandernd zur Salzsäule erstarrte; alles, was ohnmächtig war und in ihre Falle ging, wollten sie hinstreuen. Hungern wollten sie Deutschland lassen. Reizen wollten sie den Stier durch Banderillos, bis er tobsüchtig wurde, jedes Reservoir von Kraft öffnete und in Erschöpfung, in Raserei Blutstropfen, Blutströpfchen auf den Boden zählte, zuletzt nur das weiße Serum, — bis der rosa Schaum aus den Lungen heraufstiege und mit dem Geifer im Atemtakt vor dem Maul hin- und herflöge, in kleinen Flöckchen.

Kulturträger, Kulturträger!

Unsere Freunde, unsere Brüder, unsere Vettern!

Beschützer der Kathedrale von Reims! Zornbläser über die Straßenzerstörung von Löwen!

Sie wußten mehr, noch mehr! Schließlich, in einem glücklichen abseitigen Augenblick, fand ihr Ingenium das Unüberbietbare, das mit dem Namen Tsingtau bezeichnet wird. Solange Deutsche hingehen, arbeiten und ihrer Hände Werk preisen, wird der Name Tsingtau nicht aufhören seine Wirkung zu üben. Er wird den Deutschen keine Ruhe lassen. Mit dieser Tat hat sich England das Messer gedankenlos gegen die dürre Kehle gedrückt. Es wird verschwinden der Gedanke von dem Hafen im östlichen

Asien, von dem Flottenstützpunkt, der vorlaufenden Eisenbahn nach Schantung, von den eben erschlossenen Bergwerken im Poschanrevier. Übrig bleiben wird die Erinnerung an eine Insel, eine ferne, traumschöne Insel im Osten, die unser war, die von nichts als verbrecherischer viehischer Gemeinheit zerstampft, zertrampelt, durchwühlt und besudelt wurde. In der „Herrmannschlacht" von Kleist kommt jene berühmte Stelle von Hally vor, der Tochter des Cheruskers Teuthold, die von den Römern geschändet wurde. Man schleppt sie an, das elende, schmachbedeckte Wesen, wie es heißt, die fußzertretene, totgewalzte, an Brust und Haupt zertrümmerte Gestalt. Und als der Vater sie erstochen hat, über die Tote gefallen ist mit dem Schrei: „Hally, mein Einziges!" gibt es eine Wendung, die imstande ist, den Mann vom Boden auf zu bewegen, das Wort eines Cheruskers: „Herrmann, dein Rächer ists, der vor dir steht." Die fremden Völker, die England auf uns geworfen hat, um uns aufzuhalten, sinken über unsere Füße, wir waten durch sie, sie stechen und brennen unsere Sohlen. Wir aber müssen, um Tsingtaus willen, nachdem dies geschehen ist, unseren Gefühlen nachgeben. Wir müssen uns zur Erde herunterbeugen als steinwälzenden, felsenschleudernden Katarakt und unsere Pflicht tun. Und wenn es uns nicht beschert ist, so müssen wir stöhnend diesen Gedanken zurückhalten, ihn aufbewahren, groß und größer züchten. Er wird aus sich heraus Kräfte entfalten, drängend uns, unsere Kinder und Kindeskinder, nicht zu ruhen, nicht nachzulassen, nicht zu vergessen. Gleichmäßig werden alle, auf denen er lastet, jene wachsende Lähmung in den Händen, das tote Gefühl über dem Gesicht empfinden, die Augen werden ihnen gallertig wie Sterbenden in die Höhlen zurücksinken; der mähnenschüttelnde, zerreißende Haß wird sich emporarbeiten, für den es kein Halt gibt.

Kulturträger, Kulturträger!

Unsere Freunde, unsere Brüder, unsere Vettern!

Die Stunde bleibt nicht aus!

Wehe England!

Wunderbar ragt der Dom von Reims in die Luft mit seinen gepriesenen Türmen. Auch die Deutschen können ihn nicht vergessen. Sie werden aus ihren Gedanken und Taten eine Kathedrale bauen um dich herum, dicht und dichter, und wie ihre Gewölbe mit deinem Leib in Berührung kommen, werden sie von selbst Stein und Eisen werden, werden anfangen, sich zu erhitzen, zu brennen, zu flammen. Die Massen werden zusammenrücken, eine malmende Maschine, sie werden dich klein pressen und zerknirschen, zerknirschen

Der Herr schenkt uns diese Gnade über dich.

Wir können ohne diese Hoffnung nicht leben.

Denn du hast den Fluch jedes Gerechten verdient.

# Das Dschihad

## von B. Lawrence Freiherrn von Mackay

### Weltkrieg und Heiliger Krieg

Sooft seit dem Erwachen Asiens das Tiefdruckgebiet europäischer Kriegsgefahren oder Krisenausbrüche nach dem Orient sich ausdehnte, haben temperament- und ahnungsvolle politische Auguren angekündigt, daß nunmehr der Kalif das grüne Banner des Propheten entrollen und die Gesamtheit der Müslims zum Dschihad, zum heiligen Krieg gegen das christliche Europa und dessen Bedrohungen der geweihten islamischen Erde aufrufen werde. Und jedesmal stellte sich alsbald die Nichtigkeit solcher Zukunftsdeutungen heraus. Wird es auch heute so gehen? Daß die elektrischen Spannungen des großen Kriegsgewittersturzes mehr und mehr im Abendland zu zünden beginnen, darüber kann kein Zweifel bestehen, wenn auch all die Meldungen über Brände hier und dort mit der Vorsicht aufzunehmen sind, welche dem im Zeichen der „bazar rumours" stehenden orientalischen Nachrichtendienst gegenüber stets geboten ist. Aber ob es deshalb zu einer allgemeinen Erhebung der islamischen Welt kommen kann und wird, ob in die hochgehenden Wogen des Kampfes der europäischen Völker wilden Sturzes die Fluten der orientalischen Rassen und Religionsgegensätze hereinbrechen werden, um in elementarem Zusammenprall der Kräfte alle Bollwerke westlicher Herrenmacht niederzureißen, die nicht in härtestem Felsengrund fest verankert sind, in welcher Form und unter welchen Bedingungen eine solche das politische Antlitz der ganzen Erde umbildende Katastrophe und imperialistische Götterdämmerung möglich erscheint, das ist ein Problem, dessen Lösung sicherlich nicht auf der Linie weissagender Phrasen gefunden zu werden vermag.

Islam bedeutet bekanntlich soviel wie Hingabe. Der Begriff fordert die unbedingte Unterstellung der Gläubigen mit Leib und Seele unter die Gebote Gottes und des Propheten, als dessen sichtbarem Stellvertreter auf Erden; er umschließt den kategorischen Imperativ des Muslims, ist der Pol seines Pflichtengesetzes und der primitiven Geschlossenheit seiner Weltanschauung. Unter diesen Pflichten nimmt eine erste Stelle das Gesetz des Dschihad ein. Es heißt soviel wie Anstrengung, Bemühung, und hat ursprünglich keinen anderen Sinn, als er der Forderung Paulus' an den Christen eignet: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!" Das spätere Kidjas, die Folgerungen der Ulemas aus dem Koran, unterscheiden einen doppelten Dschihad: den gewöhnlichen, der in getreuer Erfüllung der rituellen Gesetze besteht, den besonderen oder großen, der hervorragende Leistungen und Opfer im Kampf für die Sache des Islam gegen dessen Feinde

bedingt. Der Müslim, der so, mit den Waffen in der Hand, sein Leben um des Glaubens willen einsetzt, erhebt sich zum aristokratischen Rang des Mudschahidin; fällt er, so feiert ihn die Nachwelt als Schehid (Märtyrer), siegt er, so ist sein Ruhm der Ehrentitel des Ghaise (Sieger). Man hat um solcher Vorschriften willen den Islam eine Religion des Schwerts genannt; die Bezeichnung gebührt ihm, bei Licht besehen, kaum mehr als anderen Bekenntnissen aus dem Mutterboden des Semitentums, dem Glaube und Kampf stets zwei unzertrennliche Vorstellungen gewesen sind. Wohl ist es richtig, daß der Prophet an mehr als zwanzig Stellen des Korans die Gläubigen zum unablässigen Kampf gegen den Rajah 'auffordert; aber keine dieser Ermahnungen, auch nicht die ausführlichen Vorschriften über das Verhalten auf dem Alaman, dem Eroberungszug, gegen den Feind, läßt sich ungezwungen so deuten, daß Mohammed einen ständigen Angriffskrieg gegen die Ungläubigen als Bekehrungsmittel anbefohlen habe. Eine derartige Kreuzzugstimmung wurde erst allgemein, als die arabische Herrschaft mit dem Abbasidentum sich weiter und weiter ausbreitete. Denn in den Söhnen des „Jesiret el Arab" steckte Blut und Nerv des Nomadenlebens unausrottbar; wenn daher der Prophet gemahnt hatte: „Die mit Allah sind, die sind streng gegen die Ungläubigen, aber liebevoll untereinander," so legte die arabische Eroberungsgier solchen Worten den Sinn unter, daß es auf der Welt nur ein Entweder-Oder, die Annahme des Islam oder den Tod durch das Schwert des Bekenners des Propheten gäbe. Der dauernde Kriegszustand zwischen Gläubigen und Ungläubigen ward verkündet, jeder Giaur, der den Boden des Tabaa, des Untertanen des Kalifen, betrat, galt als rechtlos, vogelfrei. Aber diese intransigenten Normen mußten jeden geordneten Verkehr und Handel des sogenannten islamischen Staats mit seiner Umgebung unterbinden. Sie waren den praktischen Interessen des Mohammedanismus, seiner Theokratie und Aristokratie, durchaus zuwider und wurden daher um so schneller umgemodelt und abgeschwächt, als die eigentlichen Triebkräfte seiner Ausbreitung schon in der Jugendblütezeit fast mehr politischer und wirtschaftlicher als religiöser Natur waren. Es entstanden der Reihe nach eine Kette von Ausnahmegesetzen, wonach den Rajahs, allerdings unter gewissen „Mustahakk" (Beschränkungen), die sie als Untertanen zweiten Ranges kennzeichnen sollten, bürgerliche Rechte, insbesondere volle Sicherheit der Person und des Eigentums, gewährleistet wurden. Aber schon diese halben und erzwungenen Zugeständnisse hatten die sichtbare Wirkung, daß sich bei der näheren Berührung mit der christlichen Welt deren ethische und kulturmoralische Überlegenheit über das Mohammedanertum deutlicher und deutlicher bezeugte und sich in dessen politischer und wirtschaftlicher Überflügelung durch die „Ungläubigen" auswirkte: der Islam, der die ganze Welt

sich zu erobern gedroht hatte, wurde mit jedem Jahrhundert mehr in eine Verteidigungsstellung und damit sein früher aggressives Dschihadtemperament in die Defensive gedrängt. Was er noch weiterhin an äußerlicher Macht auf asiatischem Boden und namentlich im schwarzen Erdteil bei seiner Missionstätigkeit unter minderwertigen Rassen gewann, das verlor er an innerlicher Einheit und Kraft durch fortwährende Kompromisse mit wesensfremden Glaubenselementen, Sitten und Kultusformen auf Grund des Adet, des Gewohnheitsrechtes, das sich neben dem Hukum, dem erthedoxen Kanon, ausbildete und in matter Liberalität alle mögliche heidnische Vorstellungen der unterjochten Völker in sich aufnahm. Es bildete sich eine eigentümliche, nicht logisch begründete, sondern nur von Nützlichkeitszwecken bestimmte Denkfreiheit heraus; wer nur bekannte, „Allah ist der einzige Belohner", wer nach Mekka pilgerte oder nach einem der sonstigen Anbetungszentren, wer die übrigen äußerlichen Regeln der frommen Gebärde beobachtete, der durfte selbst über das Wesen Gottes seine durchaus unabhängige Meinung haben. Und in diesem Zersetzungsprozeß wurde notwendig auch jenes Gärungsferment, das wir als mohammedanischen Fanatismus zu bezeichnen lieben, derart neutralisiert, daß von ihm nichts übrig blieb als der Wille zur Abwehr von Beleidigungen und Unrecht seitens der Ungläubigen, und die Unduldsamkeit gegen abweichende religiöse Meinungen sich mehr und mehr verlor. Eine einzige besonders charakteristische Tatsache möge als Zeugnis dessen angeführt werden. In Ägypten benutzten Christen und Müslims in der khedivischen Zeit vor der Niederwerfung Arabi Paschas viele Moscheen als gemeinsame Gotteshäuser; erst unter der Herrschaft der Briten mit ihrer Unfähigkeit, der Feinfühligkeit und dem aus ihrer Dogmatik fließenden Überlegenheitsgefühl der Mohammedaner Rechnung zu tragen, bildete sich die scharfe und entladungsgefährliche Spannung zwischen beiden Bekenntnissen heraus, wie sie heute besteht.

Ist es schon hiernach klar, daß für eine Mobilisierung der Armeemassen des Islam in allen seinen Lagern auf einen Anruf des Kalifen hin die wichtigsten psychologischen Voraussetzungen fehlen, so wird die Unmöglichkeit, die Idee des Dschihad in dieser Weise weltpolitischen Zwecken dienstbar zu machen, noch deutlicher, wenn man die Menge und den Umfang der organisatorischen Hemmungen berücksichtigt, die einem solchen Unternehmen entgegenstehen. Das hervorstechende Kennzeichen der islamischen Kirchengemeinschaft ist ihr vollkommener Mangel an straffem körperschaftlichem Aufbau, einheitlicher Gliederung und strenger Zucht, an wirksamen Bindemitteln und Verklammerungen eines methodisch entwickelten Verwaltungssystems. Die Macht des Kalifen ist in keiner Weise mit dem Einfluß des Papstes in der römisch-katholischen Kirche auf eine Stufe zu stellen; sein Amt ist nicht viel mehr als ein schönes Ornament und weihe-

volles Symbol ohne alle reellen Mittel eines hierarchischen Stufenbaus, die ideelle Autorität in den praktischen Lebens- und Fortgestaltungsproblemen des „islamischen Staats" geltend zu machen. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, es gebe zwei ein durchaus getrenntes Dasein fristende islamische Welten: eine des Theologen und Gebildeten und eine des Volks. Die Vertreter der „Geistesaristokratie" aber, die Koran- und Rechtsschulen, sind gemeinhin nichts als reaktionäre Brutstätten und Tretmühlen einer denkbar öden Sophistik und eines unfruchtbaren Rabulismus. Die Massen hingegen werden von der niederen Geistlichkeit, den Mollahs, Muftis, Hodschas und von den Orden gegängelt, die aber wiederum keineswegs mit den katholischen Kongregationen sich auf eine Stufe stellen lassen. Denn sie alle, die Kadrija, Rachidija, Tajibija, Tidschanija, Aissaua, Mandanija, Selamija und wie sie sonst heißen, haben fast ausnahmslos sektiererischen Charakter und huldigen meist einer reklamehaften, ethisch niedrig stehenden, mit allen möglichen Spiegelfechtereien und Wundertätereien arbeitenden Bekehrungspropaganda; in Europa sind als Typen solchen fantastisch-demagogischen „Dhikrs" die Maulanija, die tanzenden Derwische, und die Rifaja, die heulenden Derwische, bekannt. Ganz in dieses wirre Bild islamischer Kirchenzustände paßt das Verfahren des Priestertums von Mekka, das die Hunderttausende von Pilgern, die alljährlich zur Kaaba wallen, mit den berüchtigten Mitteln des Hadsch in eine Art Flagellanten-Rauschzustand versetzt und ihnen politische Anweisungen nach ihrem Horizont und Gutdünken als Wegzehrung mitgibt. Dazu kommt die von Jahrhundert zu Jahrhundert zunehmende chemische Auflösung der Islamgemeinde in größere und kleinere feindlich gegenüberstehende Gruppen. Gewiß: ähnliches gilt auch vom Christentum! Aber der Unterschied beider Trennungsbewegungen springt in die Augen, wenn man etwa den Gegensatz zwischen Schiiten und Sunniten und Protestanten und römischen Katholiken in Vergleich stellt. Wie Luthers Kirche die Autorität des Vatikans leugnet, so erkennen die Gläubigen der Schia das Kalifat des Sultans nicht an und setzen anstatt dessen unter den fünf Usul ed din, den Grundsäulen ihrer Religionslehre, an vierter Stelle das Gesetz von der Unsichtbarkeit des Imamats, wonach der zwölfte Machdi nicht gestorben ist, sondern sich verborgen hält, um einst, am Tage der Erfüllung der Verheißungen des Tausendjährigen Reichs und der Aufrichtung der islamischen Kirche in weltumspannender Machtfülle, eine Wiedergeburt in strahlender Herrlichkeit zu feiern. Aber während der Protestantismus einen ernsten reformatorisch-fortschrittlichen Geist, auf dem Granitfundament des Evangeliums fußend, hinlänglich bezeugt hat, schufen die Perser entsprechend ihrer schwärmerischen Veranlagung in der Schia lediglich eine träumerische Mystik, die eines kernhaften Positivismus durchaus entbehrt und dem un-

verfälschten Koran, der „fein ist wie ein Haar und scharf wie ein Schwert", fremd wie Feuer dem Wasser gegenübersteht. Und im Zeichen genau derselben negativen Reaktionserscheinung steht schließlich auch die revisionistische Bewegung des sogenannten Allislamismus. Auf der einen Seite die Flutung alten Stils, deren Wesen, die politische Geschäftsmache, nichts besser charakterisieren kann als die Tatsache, daß sich ein finsterer Despot wie Abd ul Hamid zu ihrem Schutzherrn aufwerfen und in dem Schiuk et trugh, dem Rat für geistliche Reichsangelegenheiten, den er als föderalistische Instanz schuf, die verworfensten seiner Geschöpfe, einen Schech Dhaffer, Schech Fahdl el Alaudi und selbst einen Abu Huda, den „Vater alles Schwindels", als „Pole des Islam" maßgeblich machen konnte. Auf der anderen Seite die Strömung neuen Stils, die ihre Hauptnahrungsquelle in Indien hat und ehrlich eine wirklich fortschrittliche Umbildung des Islams an Haupt und Gliedern erstrebt, mit ihrem Modernismus und Kritizismus aber immer stärker in eine Nebelsphäre gerät, die weit mehr zu den Urgründen des alten vorislamischen Pantheismus des Orients als zum monotheistischen Zenith und zu den Pfahlwurzeln der Lehre des Propheten hindrängt.

Der Mohammedanismus gleicht so in seinen Bewegungsgesetzen einem Quecksilbertropfen, der, auf ebener Fläche umherirrend, zerrinnt und wieder zusammenläuft, bald diese, bald jene Form annimmt und in jeder Gestalt gleich wenig greifbar ist. Er erscheint als ein denkbar ungeeignetes Material, um als einheitlicher Machtfaktor in der Krise eines Weltkriegsdramas zur Geltung gebracht zu werden. Jedennoch hat sein Proteuswesen noch ein anderes Antlitz und Auge, in dessen Einfallswinkeln diese Tatsachen in vollkommen anderem Licht erscheinen und auf Entwicklungsmöglichkeiten umgekehrter Art hindeuten. Aber um diese zweite in seiner Brust wohnende Seele zu verstehen, muß man nicht von der religiösen, sondern von der politischen Substanz seines Organismus ausgehen, muß als Grundpfeiler der Schlußfolgerungen die Tatsache gesetzt werden, daß im gesamten islamischen Machtbereich jene Prozeßsache, um die sich das mittelalterliche christliche Europa jahrhundertelang gemüht und gequält hat, die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche in einer den unbeugsamen Imperativen eines modernen Staatswesens entsprechenden Form, noch gänzlich der Entscheidung harrt. Dieser Schwebezustand ist der Herd der Fieberschwächen des Islams, aber auch der Erreger von triebhaften Zuckungen und krampfhaften Kraftaufwallungen des ganzen Körpers, die trotz dessen pathologischem Zustand jedem die Leidenschaften des Kranken Herausfordernden höchst gefährlich werden müssen. Und daß ein solcher Reiz von allen Seiten auf die mohammedanische Welt ausgeübt wird, dafür hat eben die Ententen-Einkreisungspolitik gesorgt, mit deren konzentrischem Druck gegen die deutschen

mitteleuropäischen Mächte sich zugleich ein nicht minder starker und bedrohlicher exzentrischer Druck gegen die Bollwerke der islamischen Völker verbindet, denen niemals deutlicher als heute es zum Bewußtsein gebracht worden ist, wie sehr ihres Daseins und ihrer Zukunft Los abhängig ist von der Härte und Abwehrkraft des germanischen Schwerts.

Der russische Staatsmann, der meinte, der Weg von Petersburg nach Konstantinopel führe über Wien, hat eine unleugbare Wahrheit ausgesprochen: gelänge es dem zarischen Reich, Österreich niederzuwerfen, dann stände in der Tat dem Marsch seiner Truppen nach dem Goldenen Horn und damit der Erfüllung des moskowitischen Machttraums, über dem Sitz des Kalifen das griechische Kreuz aufzurichten, nichts mehr im Weg. Dann aber wäre auch England schon aus Gründen der Erhaltung des politischen Gleichgewichts in der Machtsphäre der Levante gezwungen, in ähnlicher Weise die Verwirklichung eines viel gehätschelten imperialistischen Ideals energisch zu betreiben und seine Faust auf das bereits rings umklammerte Arabien und die heiligen Anbetungsstätten des Islams zu legen. Dann schwände weiterhin in zwangsläufiger Rückwirkung des Falls der Hochburgen der mohammedanischen Herrschaftsgebiete jede Aussicht, Frankreich in seiner „friedlichen Durchdringung" des Maghreb jemals erfolgreichen Widerstand zu leisten, und dann müßten Persien und Afganistan alsbald zwischen den russisch-britischen Mühlsteinen zerschroten werden wie reifes Korn. Kurz, gerade der weltstaatlichen Machtidee, die, so verschwommen sie ist, doch durchaus untrennbar vom Islam in seiner heutigen Verfassung erscheint, wäre ein tiefes Grab für immer gegraben. Seit Jahren vorbereitet aber wird dieser drohende Generalsturm auf alle Festen, über welchen die Fahne des Propheten weht, durch einen verdeckten Minenkrieg der Ententeverschwörung, der das Mohammedanertum in allen seinen Sitzen und Lagern beunruhigt und es in eine geschlossene Abwehrbewegung geradezu mit Gewalt hineindrängt. Nur einige besonders charakteristische Stichproben dieses Polarisierungsprozesses seien gegeben. In den letzten Pariser Kammerverhandlungen über das Kolonialbudget wurde das Verwaltungssystem der Regierung im Maghreb von fachmännischen Seiten auf das allerschärfste angegriffen. Es wurde gezeigt, daß sowohl in Algerien wie Tunesien das als freiheitliche Magna Charta der Eingeborenen gepriesene Indigenat lediglich dazu benützt werde, um alle Steuern- und Abgabenlasten auf die Schultern der müslimischen Stammbevölkerung zum Vorteil der französischen Herren und allen möglichen aus der Levante zuwandernden Gesindels zu wälzen. Es wurde nachgewiesen, daß die ruhmredigen Angaben über den Eifer und die Begeisterung, mit welcher sich die Eingeborenenstämme unter die Trikolore stellten, eitel Lug und Trug seien, daß vielmehr im allgemeinen nur heruntergekommenes Proletariat, das auf diese Weise einen Unterhalt suche,

zu den Verbänden der Kolonialarmee sich dränge, während der Volkskern der eingeführten allgemeinen Dienstpflicht sich durch Auswanderung entzieht; so wären nach amtlichen Angaben im Jahre 1911 allein aus dem Verwaltungsbezirk Tlemsen 1800 mohammedanische Familien nach der Türkei übergesiedelt. In Ägypten liebte es Lord Kitchener, sich als „Freund der Fellachen" hinzustellen, und gewiß muß anerkannt werden, daß unter seinem Regiment, namentlich durch die Agrarreform des Fünffeddan-Gesetzes, viel für die Hebung dieses armen Bauernstandes geschehen ist, dessen Dasein als ein einziger Leidensgang erscheint, so weit man in die Geschichte des Nilreichs zurückblickt. Aber dennoch ist auch hier hinter der Maske der Wohltätigkeit und der väterlichen Landesfürsorge das starre Antlitz des britischen politischen Cant und des rücksichtslosen Interesseneigennutzes nur zu deutlich sichtbar. Denn wenn man einst in London mit eiserner Stirn der Gewissenlosigkeit sich rühmte, daß „Manchester und Birmingham die indische Werkstatt geschlossen habe", so zeigt ein Blick auf die heutigen ägyptischen Verhältnisse, daß das heutige England in sozialer Rücksichtslosigkeit dasselbe geblieben ist, das es im neunzehnten Jahrhundert war: einseitig wurde im khedivischen Reich um des Nutzens der britischen Spinnereien willen der Baumwollbau vorangetrieben, dadurch die einst blühende Landwirtschaft und Erzeugung von Lebensmitteln zurückgedrängt: und heute muß das ägyptische Volk zu seinem Schrecken erkennen, daß es von der Baumwollfaser nicht leben kann und daß die teure und unsicher gewordene Einfuhr von Nahrungsmitteln es schlimmstem Elend preisgibt. In Persien hat seit dem mittelasiatischen Abkommen der übergewaltige Druck des zarischen Kolosses vom Norden her immer weiter sich ausgebreitet, so daß man ganz Aserbeidschan, Gilan und Masanderan bereits als russische Provinzen zu betrachten pflegte. Aber das reinigende Gewitter der heutigen Weltkriegskrise offenbart schon jetzt die Schwäche der Herrenstellung des Eroberers, und die verdeckten Ursachen seiner Bedrängnis sind nicht schwer zu finden. Die nördlich um den Karabagh angesiedelten Völker sprechen dasselbe Idiom wie die gleichfalls islamisierten transkaukasischen Tataren und sind, wie die Nordwestperser überhaupt, nicht iranischer, sondern derselben Abstammung wie die Türken. Sie teilen daher mit diesen ihre politischen Interessen und Ziele und sind leidenschaftliche Russenfeinde, was sich schon in der persischen Revolutionszeit sehr deutlich zeigte, da zahlreiche Mitglieder der mohammedanischen Geburts- und Geistesaristokratie dieses Gebiets sich freiwillig in die Reihen der Teheraner Fidais und der nationalistischen Reformpartei stellten. Zugleich aber erwies sich das Gemeinbürgschaftsbewußtsein der Blutsverwandtschaft so stark, daß selbst der schiitische Oberhirt in Nedschef ihm Rechnung tragen mußte und gegen Mohammed Ali, als er mit Hilfe der russischen Kosakenverbände den Thron

wieder zu erobern suchte, den Bannstrahl, der ihn im Auge aller Gläubigen vogelfrei und unrein machte, schleuderte, ja ein Bündnis Persiens mit der Türkei unter Zurücksetzung des Gegensatzes zwischen Sunna- und Schiabekenntnis in einer Enzyklika empfahl. Noch eigentümlicher und bedeutungsvoller erscheint schließlich die Stellung Afganistans in den Strudeln der islamischen Gärung. Wenn heute Habibullah seine Mannen zum Krieg gegen England und Rußland aufbietet, so beschließt sich das letzte Ziel seiner Kampfeshoffnungen zweifellos in der dynastischen Idee, den Afganenthron des großen Ahnen Machmud des Gasniwiden, dessen Herrschermacht sich vom Oxus bis zum Tigris und vom Ganges bis zur Omanküste erstreckte, in Delhi wieder aufzurichten. Aber der Hammer dieser seiner Machtpolitik schmiedet doch unverkennbar zugleich das Schwert des Islams. Die Afganen sind Turktataren und Sunniten; aus der Übereinstimmung des Glaubensbekenntnisses und der Rassenverwandtschaft haben sich von jeher enge Bindungen zwischen Kabul und Konstantinopel ergeben. Habibullah rühmt sich des Titels eines Sia ül millet ed din (Licht der Religion und des Glaubens), war der erste mohammedanische Fürst, der beim Ausbruch des tripolitanischen Kriegs dem Sultan eine namhafte Summe als Unterstützung überwies, und errichtete damals sogar ein eigenes Nachrichtenamt, um unabhängig vom britischen Kabeldienst über die Vorgänge in Europa unterrichtet zu werden. Auf der anderen Seite gebieten die Afganen als vier bis fünf Millionen starkes Herrenvolk über eine Reihe von anderen Stämmen fast gleicher Kopfzahl wie die Parsiwanen, Hasaren und Usbegs, die, meist turkiranischer Abstammung, zur Schia sich bekennen, woraus wieder eine ebenso enge Fühlung mit dem Persertum, Kerbela und Nedschef fließt. Vor allem aber erstreckt sich der Einfluß des afganischen Volks über die indische Grenze hinüber nicht nur auf die stammverwandten wilden Gebirgsvölker der Pathanen, sondern tief hinein in das Kaiserreich zur zentralindischen Hinduwelt. Denn wenn die Briten lebhafte Klage führen, daß der indische Mohammedanismus immer mehr „hinduisiert" werde und daß damit die alte Taktik des Ausspielens der Gegensätze zwischen Brahmanen und Müslims ständig an Durchschlagkraft verliere, so ist der geschichtliche Keimboden dieses England so verhängnisvollen Entwicklungsgangs kein anderer als Afganistan, der letzte in verheerenden Kämpfen stehen gebliebene Turm einstiger mittelasiatischer Herrscherherrlichkeit. Schon der berühmte Akbar, der Zeitgenosse der Königin Elisabeth und erste Vorkämpfer für die islamischen Reformideale, hatte eine Hinduprinzessin zur ersten Frau, und nach ihm stammte fast die Hälfte aller mogulischen Herrscher in Delhi, so ein Dschahangir, Schach Dschachan, Bahadur Schach I. und II., Achmed Schach, Alamgir II., von Hindumüttern. Kurz, das Land des Emirs erscheint wie eine Brenn-

linse, in der sich alle Strahlen der vielteiligen und fremdartigen Lichtquellen des Islams brechen und weit über die orientalische Welt zerstreuen, um das paradoxe Wesen der müslimischen Gebundenheit und Machtreichweite in seiner Zerrissenheit zu veranschaulichen.

Man möchte den Islam in seiner heutigen kritischen Schwebelage einer Wächte vergleichen, die sich auf hohem Gletscherfirst in winterlichem Schneesturm aufgebaut hat und beim ersten aufweichenden Frühlingslicht gewaltigen Ansprungs herabzustürzen droht: Lawinen und Muren bildend, Felsmassen mit sich reißend, Almen, Gehege und Gehöfte dröhnenden Falls verschüttend und umreißend und schließlich im Talboden vielarmig, in wilder Auflösung zerstäubend. Wann diese Katastrophe in voller elementarer Kraft eintreten wird, läßt sich nicht absehen; daß sie kommen wird, erscheint angesichts des Zitterns und Bebens, das durch die Reihen aller müslimischen Völker dem seltsamen Schwingen der Luft gleich geht, das den herannahenden Gewitterorkan ankündigt, gewiß. Und wenn die heute noch halbverdeckte Glut des orientalischen Vulkans ausbricht, dann wird Europa zwar nicht das Schauspiel eines allgemeinen mohammedanischen Kreuzzugs erleben, aber es wird ein Bild sein, wie wenn im Wolkenbruch tausend Rinnen und Runsen von den Bergen hinabeilen, sich, in Wildbächen vereint, durch Klammen und Talklüfte Bahn brechen und ungeheure Erdmassen mit sich reißen, um aller Flüsse Spiegel zu zerbrechen, ihre Fluten hoch aufbranden zu lassen und schließlich in toten Wellen auszumünden, in deren Stauwasser ungeschützte Eilande, unbewehrte Küsten hilflos versinken. Die Fürsten des Orients werden ihre Völker aufrufen und die Völker werden den Dschihadpredigten aufstehender Machdis lauschen, und England, das Wind säte, wird Sturm ernten und erkennen, daß es, indem es Truppen von einem seiner orientalischen Vorwerke nach dem anderen schob, um die Bedeckungen dieses durch die Mannschaften jenes in Schach zu halten, die denkbar größte Torheit beging, weil der Islam zwar nicht eine organische Einheit ist, aber eine Art politischer Naturkraft, welche im einmal entfesselten Weltensturm denselben Revolutionsgesetzen gehorcht. Dann wird Großbritanniens Schicksalsstunde geschlagen haben, dann aber wird mit ganz Europa auch Deutschland der Mitleidende sein. Denn es werden unzählige Gesittungsgüter zerstört oder bedroht werden, die nicht einer einzelnen Großmacht des Abendlands, sondern dessen Gesamtheit gehören: auch in dieses Zukunftsdunkel gilt es, mannhaften Auges zu blicken, um den Umfang der Weltmachtprobleme richtig einzuschätzen, deren Lösung dem deutschen Volk in seinem Heldenkampf gegen einen Ring gehässiger Nachbarn weit über die europäischen Kriegsschauplätze hinaus aufgegeben ist.

***

# Vorbereitung

## von Moritz Heimann

Viele „tun" heut so, als ob sie den Krieg vorausgesehen hätten, sie taten aber ehedem, in Wort und Werken, zumeist nicht so. Gestehen wir es nur ein, daß wir im Frieden den Krieg herangeschlafen haben; sonst wird es uns begegnen, daß wir jetzt im Krieg gleicherweise den Frieden heranschlafen; beim telegraphierten Kanonendonner kann man so gut schlafen und träumen, wie der Müller beim Klappern der Mühle. Dürfen wir überhaupt noch Krieg und Frieden trennen, wie bisher? Eines bereitet das andre vor, eines keimt im andern. Beide werden, zumindest für eine Generation, unter demselben Gesetz stehen, bis wieder eine falsche Sicherheit – und wieder zu einem erschreckten Aufwachen – die Menschen einwiegt. Deutschland führt den Krieg nicht bloß um seine Existenz, so kleinmütig wollen wir nicht sein; sondern um seine Existenz in einer bestimmten, von ihm gewollten Form, zu seiner eigentümlichen Ehre und seiner eigentümlichen Freiheit. Und diese Eigenschaft jedes Kampfes – Kampf der Form, Kampf um die Form – erlischt nicht beim Friedensschluß. Daß Friede werde, darum kann man beten; wollen kann man nur, wie der Friede werde.

In einer Schrift, „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht", sagt Kant: „Da die Menschen in ihren Bestrebungen nicht bloß instinktmäßig wie Tiere, und doch auch nicht wie vernünftige Weltbürger nach einem verabredeten Plane im ganzen verfahren, so scheint auch keine planmäßige Geschichte (wie etwa von den Bienen oder den Bibern) von ihnen möglich zu sein". Keine planmäßige Geschichte – daraus folgert dann ein Zyniker, statt Bitterkeit aus den Worten des Philosophen Rechtfertigung herauslesend: keine planmäßige Voraussicht, keine planmäßige Politik, und nennt womöglich seine von Fall zu Fall sich einrichtende Entscheidung, wofern sie nur mit großer Klugheit gepaart ist, nennt sie: Realpolitik. Sie ist bei aktiven Naturen die Wurzel der Demoralisation, bei passiven die der Trägheit und Frivolität, und für die Realität selbst ist sie ein zu kurzes Maß.

Jede Partei als solche hofft, daß der Krieg für sie nur ein Intermezzo sein werde. Darin steckt die Gefahr. Dagegen sich nicht zu sammeln, sondern zu warten, wie es überall von Mund zu Munde heißt, bis der Krieg zu Ende sei, das bedeutet eine Versäumnis gegen das heilige Leben der Nation, zugunsten des unheiligen. Der Burgfriede, der im Lande geschlossen wurde und achtungswerterweise gehalten wird, hat doch auch seine bedenkliche Seite. Da die Zeitungen nicht mehr gegeneinander polemisieren,

so gibt es überhaupt zur Zeit keinen Austausch und damit keine Filtration der Gedanken. Aber muß denn für diesen Austausch nur das eine Mittel des Streites genug sein? Und wenn jetzt der Reichstag zusammentritt, soll er wieder bloß die Demonstration machen, die Anfang August ein herrliches Fanal war, aber Anfang Dezember nur ein „armes Licht im Licht" sein würde, soll sich hüten, zu beraten, weil Beratung so etwas wie Zank wird? Das wäre erst ein Burgfriede, wenn die Gegensätze sich nicht aneinander vorbeidrücken müßten, sondern sich vertrauensvoll bekennten und sich frei in dem einten, was immer eint, in der schaffenden Tat.

Wir dürfen uns nicht gegen die Einsicht blind machen, daß das von den Parteien verschluckte Wort sich in ihren Eingeweiden böse verwandeln muß. Heute steht eine jede von ihnen in der Notwendigkeit, ihre Ideen und Praktiken umzubilden; morgen wird sie die Einbuße an Gültigkeit durch Überspannung einzubringen trachten, dann wird die Stimme des Gewissens und der Erinnerung durch Getöse übertäubt werden. Wer das einsieht, wer es auch nur von weitem fürchtet, muß vorbeugen helfen. Und wenn die Männer, die nun einmal ihren Spruch gelernt haben, in ihrem verholzten Geist nicht Saft und Mut genug für das neue Wort aufbringen, wenn eine errungene politische Macht vermöge ihrer eigenen Schwere die Führer in Abhängigkeit drückt, so ist es Zeit, eine Jungmannschaft aufzurufen, die ohnehin in den letzten Jahren sich nur notgedrungen in alte Verbände bequemte, weil keine andern da waren. Man rede nicht immer wieder von Aufschub. Wie der Krieg durch den Fleiß des Friedens, so muß der Frieden durch die Glut des Kriegs vorbereitet werden. Laßt den Guß nicht erkalten!

Ich spreche nicht für mich allein, und nicht aus mir allein, und den Hochmut, der uns Dilettantismus vorwirft, den kenne ich. Aber gemach, ihr Herren! Wir wissen auch, was Dilettantismus ist. Wir sehen ihn, und gleich in seiner rohesten Form, überall, wo Gelehrte den Kreis ihrer speziellen Forschungen verlassen. Es graust einen, wenn sie philosophieren, und wenn sie über Kunst reden, kommt man in den ganzen Ärger der Hoffnungslosigkeit. Ruhm, das ist der Freibrief, Trivialitäten zu sagen. Es hat sich bei uns eine angemaßte Volksvertretung des Geistes herausgebildet, deren Zusammensetzung vom dümmsten Zufall öffentlicher Geltung besorgt ist und deren Manifeste nichts als Verlegenheit schaffen. Das sind die Dilettanten. Wir aber sind Laien; Deutsch und Laie bedeuten sprachlich dasselbe, nämlich Volk. Wir wollen keine Politik *machen*, sondern an unserm Teil dazu tun, daß Volk *werde*. Es hat Deutschland schon ein paarmal in der Geschichte gegeben; das erste bis ins dreizehnte Jahrhundert, dann ein andres bis ins siebzehnte, dann ein drittes bis ins neunzehnte. Und nun ist es wieder da, und ist jung, während Frankreich und England einmalig und alt sind. Immer wieder fällt es Beobachtern bis zur

Erschütterung auf, welche Jugend, welcher Morgen in den Augen unsrer Soldaten ruht; und daß wir, ohne uns etwas Eitles vorzulügen, an ein werdendes Deutschland glauben dürfen, das vor allem bewehrt uns mit der Zuversicht, der Schicksalsgläubigkeit dieser Tage.

In der vorhin angeführten Schrift von Kant heißt es: „Einzelne Menschen und selbst ganze Völker denken wenig daran, daß, indem sie, ein jedes nach seinem Sinne und einer oft wider den andern ihre eigene Absicht verfolgen, sie unbemerkt an der Naturabsicht, die ihnen selbst unbekannt ist, als an einem Leitfaden fortgehen und an derselben Beförderung arbeiten, an welcher, selbst wenn sie ihnen bekannt würde, ihnen doch wenig gelegen sein würde." Von solcher Naturabsicht fühlen wir uns fortgetragen und bestimmt, mag sie uns getrost für immer unbekannt bleiben und darum — nur darum — wenig an ihr gelegen sein. Der Krieg, das große Ereignis, ist nur das grelle Gewitter eines stillen, unendlich größeren Ereignisses. Unsere kühnsten Gedanken umbellen wie erschrockene Hündchen den Weltenschatten, der über die Erde streicht.

Und wir sollen „die Ebbe dieser großen Flut" sein und glatt und eitel in die Vorurteile und Ärger von gestern zurückfallen? Gedanken sind auf zweilerlei Weise rückständig: erstens indem sie rückständig, und zweitens indem sie schwach sind. Den Krieg zu einem Intermezzo hinabdrücken wollen, wonach die alten Leiern wieder gedreht werden könnten, das wäre so ein schwacher Gedanke.

Schon fragt es da und dort, ob wir Belgien behalten sollen. Vorausgesetzt daß wir beim Friedensschluß, wie wir hoffen und mehr als hoffen, die Macht dazu haben, wo in aller Welt ist der Gedanke, der sich ohne Gefahr der Absurdität dawider setzen könnte. Weil wir eine fremde Nationalität nicht gegen ihren eigenen Willen bestimmen dürfen? Also gibt es doch eine Nationalität; mit Eigenschaften und Rechten, die durch das Individuum und durch die sozialen Zusammenfassungen nicht völlig verkörpert werden. Gäbe es nur das Individuum und die Gesellschaft, so wäre denen ein belgischstaatliches Regiment so fremd und unlustig zu ertragen, wie ein anderes. Nicht ihre Nationalität, sondern der alte, jedoch kein Kind mehr schreckende Spuk des großen Kladderadatsch würde dann den Belgiern ihr Recht zusprechen. Die Nation, d. h. einen belgischen Willen, nicht bloß den Willen von Belgiern, anerkannt, so ist der Wille ein Ding, das sich durchsetzen muß oder leiden, daß es gebrochen wird. Die Belgier hätten gegen ihre Regierung, die ihnen einen Krieg und mehr noch, den Volksaufstand befahl, revolutionieren können; dann hätten sie auch das Recht gehabt, gegen ihre neue Regierung zu revolutionieren. Sie haben aber als Nation gehandelt, und müssen darum auf sich nehmen, was das Schicksal der Nationen ihnen bestimmt. Ihre

Form ist ihnen zerschlagen, nicht sie selbst; so liebt es der große Töpfermeister.

Klingt das spitzfindig, — gut; Worte gegen Tatsachen werden leicht so klingen. Auch will ich nicht Belgien „nehmen", sondern nur die Frage, ob man es nehmen solle, als unzeitgemäß und müßig, als voreilig und frostig ablehnen. All das liegt gänzlich außerhalb unsrer Macht, und man redet sich gleich wieder um den Kredit, wenn man sich ohne Not verschwendet; außerhalb unsrer Macht und unsrer Aufgabe. Denn diese besteht darin, den Staat, Deutschland so einzurichten, daß es Belgien und Polen und alles, was es nehmen kann, auch ohne Schaden nehmen darf. Hierin allein ist Kannengießerei am Platze. Deutschland hat, in dieser Hinsicht nicht besser gestellt als die andern europäischen Völker, keinen repräsentativen Mann in sichtbarer Erscheinung. Hofft es auf ihn, so muß es ihm den Weg bereiten. Die Gefahren der Dumpfheit und des Irrtums sind unvergleichlich geringer als die der Rechthaberei, die Sehnsucht ist schöpferischer als Zählen und Wägen. Eine Wolke muß sich sammeln, wenn daraus der Blitz fahren soll, und zur Wolke kann jeder sammeln.

Bedürfnisse der Zeit mit reinem Willen zu fühlen, ist immer die Funktion des Laien gewesen. Und nie stand er damit mehr in Recht und Pflicht, als in einem Augenblick wie heute, wo nicht nur die Parteien ihre Fundamente sich schieben und ihre Wände knistern hören, sondern wo auch die eine oder die andere Wissenschaft über den Haufen geworfen ist. Zum Beispiel die Nationalökonomie; deren klügste Vertreter ihre Niederlage eingestehen, höchstens, daß sie sich mit Wallenstein trösten: Die Sterne lügen nicht; das aber ist geschehen wider Sternenlauf und Schicksal. Im Frieden brüstete sich die Lehre von der Wirtschaft mit vermeintlichen Gesetzen; der Krieg aber zwingt ihr eine Moral auf, — sollte nicht Moral also ihr Grundgesetz sein, und das nur mit giftigem Schaden daraus verwiesen wird? Bei jeder neuen Verbrauchssteuer pflegen die davon betroffenen Gewerbe mit Legionen von Zahlen zu beweisen, daß die Steuer den Konsum herabsetze und der verminderte Konsum Arbeitslose mache und angelegte Kapitalien entwerte. Dann wird hin und her gerechnet, hin und her bewiesen, und nur die eine zentrale, die moralische Frage, ob die bisherige Höhe des Konsums für das Wohl des Volkes erstrebenswert sei, die wird von den Sachverständigen nicht zugelassen. So hatten wirs allemal beim Schnaps, beim Bier und beim Tabak. Plötzlich lehrt uns der Krieg, daß zugunsten höherer Zwecke auch Verzichte willig ertragen werden und kühne Umlagerungen möglich sind. Gibt es die höheren Zwecke nicht auch im Frieden? Darf der Frieden weniger als der Krieg Erzieher sein? Auf Erziehung in jedem Sinne wird alles ankommen.

In diesem Zusammenhang muß ich früher Gesagtes ungefähr wieder-

holen: „Wenn man mit einem Worte begründen wollte, warum das neunzehnte Jahrhundert, für das man schon viele Namen gefunden hat, doch am besten das häßliche Jahrhundert heißen wird, so ist es dieses, daß der Schwerpunkt des Güteraustausches vom Willen des Verbrauchs zu weit in den Willen der Erzeugung verrückt ist. Nicht das Bedürfnis veranlaßt, vom Notwendigsten abgesehen, die Gütererzeugung, sondern die Gütererzeugung veranlaßt das Bedürfnis. Wenn das auch bis zu einem gewissen Grade nicht nur empirisch immer der Fall war, sondern auf der produktiven Natur des Menschen begründet ist, so kommt eben alles auf diesen gewissen Grad an, und heute ist er überschritten." Oder etwa nicht? Ich habe hier den Katalog eines Versandgeschäfts zur Hand, das vom Bleistift bis zur Nähmaschine mit allem dient, natürlich auch mit den „gangbarsten und neuesten Kriegspostkarten". Auch mit „Echt-Gelatine-Hochglanz-Liebesserien". Auch mit einem „originellen Likörservice nur für Herren", wovon die Flasche ein aufklappbares Klosett und das Glas ein Nachtgeschirr vorstellt. Und schon sehe ich den Possendichter, der aus keinem besseren Witz ein Couplet macht, den landgutbesitzenden Komponisten, der das Couplet in Musik setzt, und Theater, Schauspieler und Zuschauer, Zuschauer, Zuschauer. Unser Heer und unsre Flotte zusammen kosten unser Volk nicht so viel jährlich, wie es für die zinkgegossenen Scheußlichkeiten leiblicher und geistiger Industrien ausgibt. Welch eine Menge überflüssiger, wertloser und abscheulich häßlicher Dinge trifft man überall in den Häusern der Armut, des Kleinbürgertums und noch weit höher hinauf! Rechte Hurenwirte des Geschmacks reden dem Volk dumme Wünsche ein. Und diese Passivität des Bedürfnisses hat zur Folge, daß auch die Qualität des Notwendigen ungestraft sinken kann. Sogar die Kunst des Brotbackens nimmt ab, in Berlin ohne Zweifel. Was jetzt an Rum, Zigarren und Strümpfen für unsre Helden und Schützer sich anbieten darf und also gekauft wird, macht zum Teil eine Verluderung kostbaren Materials aus. Das Volk aber will gar nicht das Schlechte — das Schlechte zu *wollen* ist überhaupt unnatürlich; nur weiß es nicht und kennt nicht vorher, was es will. Das Schlechte zu *machen*, ist aber leider sehr natürlich; und nun gibt man dem Volke den Schund, und es nimmt ihn, beschenkt ihn gar noch mit einem schüchternen und zärtlichen Gefühl — da scheint es ihn zu wollen, und gleich ist sein tyrannischer Diener da, diesmal aber mit gesteigerter Frechheit, und die Depravation wächst ohne Gnade und ohne Ende.

Was ist dagegen zu tun? In gewissen ärgsten Fällen greift heute die Polizeigewalt ein. Aber die Polizei ist ein zweischneidiges Schwert, und wir wissen zu genau, daß sie mit jedem Hieb gegen das Schlechte auch das Gute und sogar das Beste verletzen würde. Wir haben es laufen lassen, wie es lief. In kleinen Kreisen faßte sich ein Wille zum Geschmack,

als ein Wille zur Zucht und wahren Ökonomie, zusammen und durfte sich eines Aufstiegs freuen; nur daß einem solchen partiellen Aufstieg ein allgemeiner Abstieg ohne Hoffnung entsprach. Nun aber ist im Kriege das Volk in seiner Reinheit, Kraft, Jugend und Stille offenbar geworden, und der separatistische Hochmut spürt sich wurzellos und sieht seine Arbeit bestenfalls als Werkstattversuche an. Das Volk muß endlich wollen lernen und sich nicht Waren und Gedanken, weil sie fertig sind und feil stehen, dumpfen Sinnes anschmieren lassen; dann wird es die wahre Schöpferkraft, die göttlich strahlende, sich zum Dienste zwingen, um ihr zu dienen. Volksverführung ist das Verbrechen, dem kein Pardon fortan gegeben werden darf, mag sie aus Schaufenstern oder Theatern, Zeitungen, Parlamenten und Parteiversammlungen locken; die Volkserziehung aber, leicht als Pflicht erkannt, wenn eine Nation darniederliegt, ist im Augenblick ihres größten Stolzes nur doppelt dringlich. Denn „mehr Schlachten noch, als die, hab' ich zu kämpfen, und will, daß dem Gesetz Gehorsam sei," sagt der Kurfürst bei Kleist.

Und wieder ist es der Krieg, der den letzten Ernst und die stärkste Gewißheit dort aufdrängt, wo bislang der zaghafte Versuch und der kleine Zweifel sich erschöpften. Die Schulprobleme der letzten Jahrzehnte — humanistisches Gymnasium, Oberrealschule, Realgymnasium, Probleme von hunderterlei Art der körperlichen und geistigen Erziehung — werden ihre Klärung nicht durch ihren eigenen wechselseitigen Widerstreit bekommen, sondern durch den Gedanken der allgemeinen Volksschule als des Unterbaues der gesamten Erziehung. Dieser Gedanke, von Amos Comenius an ein Erbgut hochgesinnter Volksfreunde, bekommt jetzt den Boden der Wirklichkeit unter seine Füße. Nur wer sich weiter durch eine altbackene Theorie betrügen läßt, kann glauben, daß wir nach dem Kriege, wie er auch ausfallen möge, zu einer Verminderung unsrer militärischen Rüstungen schreiten werden. Ideen muß man nicht nur zu bekämpfen, man muß sie auch zu rauben verstehn; und so kann der Militarismus uns vom Zukunftsstaat der Sozialisten nicht weniger erfüllen, als diese uns versprochen haben. Wenn einerseits der Offiziersersatz auf eine viel breitere Basis gestellt werden muß, und andrerseits die disziplinarische Spannung zwischen Offizier und Mannschaft nicht nachlassen darf, so ist eine Einrichtung nötig, die die Differenzierung der sozialen Klassen nicht mit dem ersten Schultag beginnen läßt. So auch auf jedem andern Gebiet. Nicht die vertikale, sondern nur die horizontale Schichtung ist imstande, gleicherweise dem demokratischen, wie dem aristokratischen Prinzip Genüge zu tun und die Herrschaft der Tüchtigsten vorzubereiten. Wir sind ein werdendes Volk, seien wir auch ein werdendes Volk; und in das alte Eisen mit den Vorurteilen und Eigensüchteleien, die daran hindern.

***

# Yorck und Boyen

von Arthur Eloesser

Der Ruhm hat seine sehr eigene Logik, er verschwendet oder kargt mit Willkürlichkeit, mit Rücksichtslosigkeit gegen Tatsachen, und es wird selten vorkommen, daß er sich von den Feststellungen der historischen Forschung belehren läßt. Mythologie und Legende werden das Leben eines Volkes nie verlassen, und sie werden nie aufhören, künstlerisch zu bilden, sich an das Persönliche zu heften, wie sich jede Kristallisation viel schneller an ein knorriges und zackiges als an ein glattes und rundes Gestein ansetzt. Es ist nicht zu fürchten, daß die sachliche Genialität der militärischen Organisation im jetzigen Kriege uns der Lieblinge und Helden beraubt. Hatte doch die Legende schon vor den großen Ereignissen mobil gemacht. Jeder Droschkenkutscher in Berlin wußte zu erzählen, daß Graf Häseler sich für den Sedantag das Frühstück in Paris bestellt habe, und jeder Stammtisch hatte dem Feldmarschall von der Goltz den Oberbefehl über die Ostarmee übertragen.

Die ihm bewilligten Lorbeeren hat Hindenburg geerntet. Sein Name ist für alle Zeiten der deutschen Geschichte gesichert. Wer sich ein wenig mit Kriegsgeschichte befaßt hat, der setzt das Kunstwerk der Schlacht bei Tannenberg neben und über das klassische Musterbeispiel der doppelten Umgehung von Cannä, und den einfachen Mann schrecken nicht die neuen Dutzende russischer Armeekorps, die von der Weichsel hervorbrechen, entmutigen nicht die vorsichtigen technischen Umschreibungen wie „Neugruppierung unserer Formationen" oder „ungestörte taktische Loslösung", weil er sich sagt, daß Hindenburg da ist. Man wird von ihm einst viel wissen oder glauben, und es werden heute schon von ihm so viel Aussprüche und Kernworte verbreitet, als ob er sonst nicht viel zu tun hätte. Das Volk will Persönlichkeiten.

Es gibt Helden der Ballade, der Anekdote, des Dramas. Die dramatischen sind die seltensten in der preußisch-deutschen Kriegsgeschichte, weil sie keine Berührungen mit unsrer politischen Geschichte, keine feindlichen Zusammenstöße mit unserem Verfassungsleben kennt. Da wir die Hundertjahrfeier der Freiheitskriege begingen, waren ungefähr alle Festspiele, die mehr als Apotheose mit Fanfare und Paukenschlag sein wollten, auf den Namen Yorck getauft. Das ist der einzige preußische Heerführer, dem eine politische Entscheidung in die Hand gelegt wurde, der einen Hochverrat begangen hätte, wenn seine Tat sich nicht von den Folgen rechtfertigen ließ. Man hat wohl jetzt schon wieder die Ruhe, zwischen zwei Zeitungen ein Buch zur Hand zu nehmen, und so lese man die Neuausgabe der treff-

lichen Droysenschen Biographie des Grafen York von Wartenburg, die der Inselverlag recht zeitgemäß herausgebracht hat. Was für vergessene Kuriositäten stecken in dem Vorleben dieses starr altpreußischen Mannes, der wie Moltke, wie Göben fast dem Vaterlande verloren gegangen wäre! Ist es nicht überraschend, sich zu erinnern, daß er unter holländischer Flagge an der Doggerbank gegen die Engländer focht und daß er unter dem Befehl des Admirals Suffren, des letzten französischen Seehelden, den holländischen Kolonialbesitz in Südafrika und Indien gegen den Erzfeind von heute verteidigen half? Das war alles vergessen. Yorks Drama bleibt die Konvention von Tauroggen, erlebt von einem Manne, der, bei einem fast unleidlichen und gefürchteten Eigensinn, so sehr an Zucht und Überlieferung, an nur praktischer Schulung hing, daß er die Scharnhorst, Gneisenau, Boyen als Demokraten, Theoretiker, Genies und Gefühlsmenschen recht mißtrauisch von sich fernhielt.

Wenn man sich (und was kann man heute Besseres tun?) in diese Zeit zurückversetzt, die nur ihre inneren Kräfte gerettet hatte, so staunt man über die Wahrheit des „Prinzen von Homburg". Von seinem Konflikt mit dem Kurfürsten weiß die beglaubigte Geschichte nichts, aber die Einigung von Genie und Gesetz, von Gefühl und Pflicht war das vorausgreifende Erlebnis eines Dichters, der in der niederdrückendsten Zeit, als Preußen das Bündnis mit Napoleon schloß, die Freundschaft mit Gneisenau als sein letztes Mannesgut rühmte. Ein unerhörter Fall in der preußischen Geschichte: es waren meist jüngere Männer in nur mittleren militärischen Stellungen, die die preußische Armee zu einem Volksheer umschufen. Es waren Männer nicht nur von fortgeschrittenen politischen Instinkten, sondern auch von literarischen Neigungen, poetischen Anlagen, im Tiefsten gebildet durch die geistige Kultur, mit der das Bürgertum damals den Adel anzog und erzog. Scharnhorst ist der Held eines Gedichtes geworden, weil er vor der siegreichen Vollendung seines Werkes an einer Wunde starb. Gneisenau lebt im Volke hauptsächlich durch die Freundschaft Blüchers, die ihm die Anekdote ausgeschmückt hat.

Nur Boyen hat durch die Überlieferung keine Figur bekommen, und er wird wohl eine rein geschichtliche Erscheinung bleiben. Hat doch auch die Forschung ihn viele Jahrzehnte nicht nach Gebühr gewürdigt. Seine Verdienste gingen früher unter dem Namen Scharnhorsts, und auch der gewissenhafte Droysen hat ihm das Seinige genommen, wenn er dem berühmteren Freunde das sogenannte Krümpersystem zuschrieb, durch das es Boyen gelang, die von Napoleon zugelassene Stärke der preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden ganz heimlich und lautlos auf das Dreifache zu bringen. Als Kaiser Wilhelm beim Einzug in Berlin die ältesten Ritter des Eisernen Kreuzes aus den Freiheitskriegen empfing, erinnerte er besonders an die

Verdienste Boyens, der „leider oft und lange verkannt worden ist". Und doch hat Hermann von Boyen mit seinen Denkwürdigkeiten eine Schrift hinterlassen, die in gewisser Hinsicht neben Clausewitzens großes Werk vom Kriege als Ergänzung gestellt werden kann. Der letzte Herausgeber (Robert Lutz) beklagt oder verklagt das deutsche Publikum, das viel bereitwilliger zu den Memoiren des Generals Marbot als zu dieser Neuausgabe gegriffen hat. Allerdings wird man da von den bunten Abenteuern eines Napoleonischen Offiziers nichts suchen dürfen. Aber für solche Hinterlassenschaft sollte doch wieder die Stunde gekommen sein, in der es Nutzen und Ehre bringt, sich seiner rechten Väter und Erzieher zu erinnern.

Boyen hat das Prügelsystem in der Armee abgeschafft; dafür ließ er die Soldaten lesen und schreiben lernen, und in einer kleinen ostpreußischen Garnison richtete er ihnen eine Leihbibliothek ein. Den abgeschlossenen Kriegerstand geistig heben, ihn zum Nationalgefühl erziehen, das war seine Sendung, die ihn der amerikanische Unabhängigkeitskampf und die französische Revolution gelehrt hatten. Wie jeder hervorragende Offizier bedeutete Boyen zugleich einen ausgezeichneten Politiker, Erzieher, Verwalter. Bewußt oder unbewußt sind ihm unsere heutigen Generale gefolgt, die sich mit Sozialdemokraten und Gewerkschaftlern männlich vorurteilslos abzufinden wissen. Boyen forderte die ständige „geistige Entwicklung der Kriegsorganisationen", die die soziale, technische und vor allem geistige Entwicklung des Volkes voraussetzen; es soll die Gefahren und Bedingungen seiner nationalen Existenz kennen. Seine Erfahrungen ließen ihn jeder Klasse des deutschen Volkes außer der der Diplomaten freudig vertrauen. „Wenn nicht ein Fürst auf dem Throne sitzt, der wirklicher Feldherr, also auch Staatsmann ist, oder wenn der Fürst nicht durch ein glückliches Geschick einen Premierminister wählt, der ihn in der obigen Hinsicht ersetzt, so fällt die Lenkung der äußeren Staatsangelegenheiten und dadurch auch die des ganzen Staates in die Hände der sogenannten Diplomaten, und das ist gewöhnlich ein großes Unglück." Boyens Lehren haben sich noch nicht erschöpft, sie klingen zeitgemäß in diesen Tagen, die uns trotz der vielfachen Vergrößerung aller deutschen Verhältnisse wieder so eng an unsre Vergangenheit binden. Die kleine ostpreußische Festung, die den Russen so tapfer widerstand, führt Boyens Namen, und drei ihrer alten Bastionen sind nach seinem Wahlspruch Recht, Licht und Schwert genannt worden.

# Soldatenmusik

## von Oskar Bie

Wir sind im Kunstlied aufgewachsen. Das Volkslied, das ist das Lied, dessen Verfasser man nicht mehr kennt oder wenigstens nicht mehr nennt, hörten wir bisweilen in der Kinderstube, sonst lag ein fahler Glanz darüber, den wir nicht achteten. Unsere Musik, mit geringen Ausnahmen wie Mahler, entwickelte sich ihm entgegengesetzt, in die polyphone Kunst des widerstrebenden Ausdrucks. Diese Entwicklung ist sicherlich so ehrlich gewesen, daß sie auch heut noch zu Recht besteht und eine irgendwie bedeutende Blüte eines neuen Volkslieds, das der Krieg bringen könnte, verhindern wird. Der Krieg wird sich nicht in Musik absetzen, dazu ist er zu modern in seiner Struktur, zu großdimensional und zu technisch, zu wenig Freud und Leid des Einzelnen. Um so mehr wird das Volkstümliche in der Musik, das als Sehnsucht und Wunsch notwendig wieder in die Höhe kommt, einen gewissen Charakter künstlicher Zucht tragen, den Charakter des Archaismus, der eine frühere Kunstform zitiert, ohne sie neu zu beleben.

Schon in letzter Zeit merkten wir eine Reaktion der Marschmusik. Man holte, besonders in Sommerkonzerten, allerlei alte Fanfarenmusik hervor, die den großen monumentalen Wechsel von Tonika und Dominante, unter der Linie natürlicher und signalmäßiger, rhythmisch scharfer Trompetenmelodie stark und fest ausgebildet hatte. Man wandte sich mit erneuter Liebe den trefflichen alten preußischen Märschen zu und legte sie als Farbe neben alten Soldatenliedern auch in Opern ein. So verwendete sie Humperdinck in seinem letzten Werk der „Marketenderin" und vielleicht überstrahlt das hinter der Szene gesungene „Morgenrot" hier manches, was vor der Szene gesungen wird. Zöllner in seinem „Überfall" hatte Reiterlieder und das Gebet an die Macht der Liebe eingelegt, aber in diesem Franktireurstoff, der uns heut zur Zeit der wirklichen Franktireure doppelt auf die Nerven fällt, gibt dies Echte allem Unechten erst recht seinen Stempel.

Im Heer singt man wieder gern und viel. Man singt meist die alten bewährten Lieder und, was hier und da neu zu entstehen scheint, ist oft nur Variation des Dagewesenen. Alles dieses wird als Zitat gesungen, es knüpft sich an alte Erinnerungen. Zur selben Zeit setzt sich schon die kritische Philologie an diese Ergüsse und kontrolliert sie nach ihren literarischen Schwächen und Unsinnigkeiten. Das ist das beste Zeichen für schöpferische Unfähigkeit.

Der Niederschlag der Musik (der bindendsten Kunst) im Soldatenleben ist dreierlei Art, nach der Bewegung, nach der Stimmung und nach dem

Ziel: Märsche, Lieder, Hymnen. Die Märsche haben Gesangsmelodien, wie das „So ziehn wir Preußen in das Feld", das in den Freiheitskriegen beim Kolbergschen Regiment entstand, so eng, so unschuldig im echten alten Schnitt, oder sie sind instrumental: zum marschieren oder zum präsentieren. Der Hohenfriedberger bleibt der beste Vertreter der friderizianischen Zeit – ein strammer Rhythmus, der sich auf die einfachste Art in Melodie umsetzt, um im Verlauf des Stückes immer bewegter und feuriger zu werden. Der Torgauer, ein wenig später, hat schon ein richtiges symphonales Trio, das er zwischen den Hauptsatz und seine Wiederholung einfügt und das ein wenig gefühlvoller gehalten ist, obwohl es die diatonischen und Dreiklangselemente, die den Hauptteil auszeichnen, nicht verläßt, sondern in seiner Art verfeinert. In dieser klassizistischen Form, ganz auf der harmonischen Basis der Musik des achtzehnten Jahrhunderts, halten sich alle die alten Preußenmärsche, denen es so gut ansteht, daß das Elementare der Musik ihr Wesen werden durfte. Durch stramme Führung übertrifft auch der jetzt übliche Zapfenstreich seinen älteren Bruder, der noch die Züge mittelalterlicher Pfeifer trägt. Er wandelt die einfachsten Gesetze der Diatonik ab, die er rhythmisiert, wie der Paradeschritt den Marsch stilisiert. Ein Muster solcher Stilisierung bleibt der Yorksche Marsch, der sich oft nicht weit von den notwendigsten Signalen der Akkorde und Bläser entfernt, aber sie unter den Zwang strengster Taktgesetze stellt: auf ihnen wirkt eine kleine Skalenfigur wie der Wind in der Fahne des paradierenden Regiments. Der Yorksche stammt von 1813, der Pariser Einzugsmarsch von 1814. Er ist der letzte des reinen Typs, bisweilen schon etwas vom flattrigen Singsang angekränkelt, der die moderneren Märsche beherrscht. Das Nationale, das, von anderer Seite aus gesehen, Kunstwerke wie den alten Rakoczymarsch schuf oder noch den feschen Radetzkymarsch des Johann Strauß Vater beflügelte, geht vielfach in einem Allerwelts-Operettenstil unter. Versuche großer Künstler zu ernster Reaktion ergaben auch nur Farbiges, nichts Wesentliches (Richard Strauß). Im allgemeinen ist der Marsch den Soldaten von der leichten Bühne abgenommen und in dieser Gestalt, mit schmachtenden Mittelstimmen, zurückgegeben worden. Daß das Volk aus der Operette schöpft – statt umgekehrt, hoffentlich ändern sich auch darin die Anschauungen.

Das Reich der Lieder ist anonymer, fließender. Mailieder, Soldatenlieder, Studentenlieder gehen nicht bloß textlich, auch musikalisch ineinander über. Die Herrlichkeit des Mai, der immer wieder gekommen ist und alles neu macht, und die Herrlichkeit der Burschen in allen feuchtfröhlichen Melodien verliert sich unbewußt und kaum kontrollierbar in die Kehlen der Soldaten. Leichter zu kontrollieren, aber unerfreulicher sind Einflüsse der Oper, die hier schon früh auftreten. Manches Soldatenlied geht nach einer sentimen-

talischen Melodie der Opéra comique, wenn nicht wörtlich, so doch im Charakter, und die punktierten Meyerbeeriaden finden Einlaß, als seien sie höhere, gebildetere Formen. Es macht den Kriegern auch nichts aus, nach Santa Lucia ihre deutschen Gebete zu arrangieren. Dabei ist es tröstlich, daß einige künstlichere deutsche Kompositionen, weil sie vortrefflich und schlagend sind, doch eine Volkstümlichkeit erlangt haben, wie schlichte Lieder: drei Körnergedichte. Das „Du Schwert an meiner Linken" ist von Weber zu einer meisterhaften, musikalisch gedrängten Zeile vertont worden. Lützows „Wilde Jagd" wurde zu einem freischützwürdigen, trotz aller harmonischen Ansprüche leicht faßlichen Jägerchor. Und das „Vater, ich rufe dich" in der Komposition von Himmel wurde uns eine Selbstverständlichkeit trotz des dramatischen Hochtons. Drei Stücke, aus der höheren Schule der Tonkunst, vom Volke umfangen, vor dem ersten und letzten Richter bestehend.

Der erste und letzte Richter werden übereinstimmen, wo Echtheit des Empfindens sich ohne Rücksicht und falschen Ehrgeiz in den Ton übersetzen. Höheres kennen beide Sphären nicht. Trifft es zusammen, wird es unsterblich. Der „Prinz Eugen" macht das Unmögliche möglich: den Fünfvierteltakt, der hohen Musik eine seltene Finesse, bezwingt er ganz keusch und rein, als seis ein Kinderspiel, und empfängt dadurch einen Rhythmus, der sich in seiner Besonderheit von allem Ähnlichen absetzt, selbst vom „Ade, ich muß nun gehen" oder anderen Texten nach derselben Melodie, die im Wechsel von Sechsachtel und Neunachtel immerhin auf eine gewohnte Takteinheit sich aufbaut. Allerdings ist slawisch nationales Element darin, wie in den Synkopen von den „frech gewordenen Franken".

Heimischer sind die unverwüstlichen Refrains, die die Liedweise in das Tempo der Bewegung überführen und den Rhythmus des gleichmäßigen Marsches durch den ganzen Körper geben, das Lalala nach Eichendorffs „Durch Feld und Buchenhallen", das Tobakbakbak nach dem Liede vom edlen Kraut, das „Kapitän, Leutnant, Fähnrich" zum Schluß des famosen „Ein Schifflein sah ich fahren" und am kräftigsten das „Es, es und es, es ist ein harter Schluß, weil, weil und weil ich nun marschieren muß." Uralte Wanderlust steckt darin, in unermüdlichem Gedudel vergnügt mit jenen paar Terzenrutschern auf diatonischer Leiter, die aus deutscher Jäger- und Kriegsweise dann in Jung-Siegfrieds Weltsehnsucht Oper wurden.

Aber alle gute, liebe, deutsche Seele liegt in den bekannten, einfachen, schönen, meist namenlosen Liedern, die aus wenigen Tönen der Quinte aufgebaut zum ewigen Bestand des Soldatenvolks gehören, ewig ihrer Herkunft nach, und ewig fragend und sehnend in die Zukunft hinein. „Ich hab mich ergeben", der Uhlandsche „Gute Kamerad" (natürlich ohne die jetzt beliebte haarsträubende Erweiterung), das Hauffsche „Morgenlied", das

Arndtsche „Was blasen die Trompeten“, das Schillersche „Wohlauf Kameraden“, der Straßburger Deserteur, „Steh ich in finstrer Mitternacht“ und noch einige andere, nicht gar zu viele: nur manchmal sind sie vom Feuer der Attacke bestrahlt, aber am liebsten ruhen sie in der Keuschheit der Melodie, von einem tiefen Gefühl beseelt, das in der Dichtung sich noch in seinem Schmerz spaltet, um ihn dann in der schlichten und reinen Musik auszusöhnen, die die gleiche, die geläuterte Antwort der Welt ist für einzelnes Schicksal. Es gibt nichts, was wir nicht den Tönen des „Morgenrot, Morgenrot“ anvertrauen würden. Hier ist der mütterliche Kern aller guten Soldatenmusik.

Sehen wir auf die hymnenartigen Gesänge hinüber, so hält die Liebe nicht immer Stand. Das Neithardtsche „Ich bin ein Preuße“ mag als frischer Marsch gelten; „Was ist des deutschen Vaterland“ schlägt etwas in die Liedertafel über. Das alte, oft gesungene niederländische Dankgebet übertrifft an strenger Feierlichkeit das populäre „Gebet an die Macht der Liebe“, das in seinem mendelssohnsch romantischen Stil zu weich wird, auch von den Russen gesungen, wie die russische Nationalhymne, in ähnlichem Charakter, zugleich ein preußisches Lied ist und jedenfalls vom Russentum nichts an sich hat. Alte Freundschaften, neue Feindschaften. Wie ist es mit den Nationalhymnen? Wilhelmus von Nassau, die älteste, ist gut eisern geschient. Rule Britannia hat den, nicht ganz volkstümlichen, aber rhythmisch scharfen Schnitt alter barocker, nach England importierter Kunst. Die belgische Brabançonne ist fade welsche Opernmusik. Die Marseillaise erlahmt in der Mitte plötzlich an Kraft und Erfindung und behilft sich, rhythmisch künstlich belebt, mit dreimaliger Ausnutzung einer Quintenphrase. Deutschland hat in der „Wacht am Rhein“ einen Marsch, reicher an freudiger Gebärde als musikalischer Erfindung; eine offizielle Hymne wurde es nicht. Das „Heil dir im Siegerkranz“ ist eine steife altenglische Melodie, wie sie die Virginalkomponisten zu Variationen liebten; gleichzeitig englische, schweizerische, dänische Hymne. Das österreichische „Gott erhalte“, jetzt mehr denn je auch deutsche Hymne mit dem Text Hoffmanns von Fallersleben, der sich nicht immer willig seiner Melodie fügt — Haydns Lied ist das Meisterstück aller Hymnen, in Bau und Linie, in Konzentration und Ausstrahlung ein Bild von Siegesgewißheit. Seine Melodie malt Burgen und Flaggen und Treueschwur und Zielbewußtsein und Girlanden. Das deutsche Volk, das musikalischeste, hat keine eigene Nationalhymne. Es kam als Nation zu spät hierfür. Für anderes, Wichtigeres kam es zurecht. Aber auch der Musiker rät ihm den Abfall von England und den Bund mit Österreich.

Die Philosophie der englischen Geschichte, die Psychologie des englischen Wesens zu schreiben: dazu ist in diesen unruhvollen Tagen der Geist zu eingemauert, die Seele zu bewegt. Darum ist die Fixigkeit, mit der die klippenreichen Rätsel solcher Aufgaben in Feuilletonen und wirren Kampfschriften gelöst werden, wirklich beschämend und fordert gerade heute den Einspruch heraus. Es war Friedrich Nietzsche erlaubt, die Banalitäten des insularen Denkens zu verabscheuen und die metaphysische Seichtigkeit der Mill und Spencer geringschätzig abzutun; die Aufklärungsdienste des englischen Geistes von Locke und Hume und Newton bis auf Darwin (von dem er doch allerstärkste Impulse empfangen hat) und die neueren Positivisten durfte er als Ereignisse des Flachlandes verkleinern, denn sein romanisierter Geist suchte für die Tiefen der deutschen Problemstellungen die Entmaterialisierung im blitzenden Epigramm, und der deutschen Schwere war er nicht entflohen, um in den „alkoholisierten" englischen Nebel zu geraten. Wir anderen aber sollten die Einseitigkeiten eines schöpferischen Menschen nicht zu Wertmaßstäben verallgemeinern, weil das Leben des deutschen Geistes auf die Dauer keine Verstümmelung durch den Haß, keine Verzwergung durch wahrheitswidrige Einseitigkeit verträgt. Er hat sich auf der sonnenbeglänzten grünen Weide, die von John Falstaff bis über Mister Pickwick hinaus reicht, mit Wollust getummelt, während er im Gefängnis der Kleinstaaterei schmachtete, er hat in seiner politischen Not oft mit Nutzen auf das englische Vorbild hinüberblicken dürfen, weil er nirgends so viel Persönlichkeitsbewußtsein mit so sicherem Staatsgefühl verschmolzen sah; um so weniger hat er es heute nötig, die Zuversicht in sein siegreiches Schwert und sein helleres Schicksal durch Schmähungen jener zahlreichen Einflüsse zu steigern, die, von Lessing bis auf Gundolf tausendfach bezeugt, nun einmal seinen Acker gedüngt und seine Weideplätze fetter gemacht haben.

Das ist keine Schwäche, es ist Kraft, dies eben zu sagen. Ich glaube an ein Matterwerden der britischen Zeugungskräfte. Ich halte sie für eingeklemmt zwischen vermuckertem Puritanertum, mit seinem verflachten und auf den demokratischen Pöbel zugeschnittenen Humanitätsbegriff, und einem Herrentum, das rücksichtslos seinen Besitz an fremdem Boden und fremder Arbeit mehrt, um zu genießen. Ich glaube nicht an den endgültigen Sieg eines Gläubiger- und Rentnerstaates mit sinkender Arbeitswilligkeit und einem Werbesystem, das durch Reklame-Anreißereien und lächerliche Hanswurstiaden in Kinos todesmutige Patrioten beschafft. Ich glaube auch mit Herbert Spencer, daß die Hypertrophie des imperialistischen britischen Ausbeutungssystems, trotzdem es unter der Flagge von Fortschritt und Freiheit für alle Gliedvölker segelt, schon angefangen hat, sich als zer-

störender Krankheitskeim in Sitte und Charakter der Rasse einzunisten, und diese einem grob religiös übertünchten Materialismus zugetrieben, es entgeistigt, es im üblen Sinne merkantilisiert hat; und ich sehe, daß dieser großartige Bau, den liberalistische Freiheitsbewegung und unbarmherzige Machtpolitik seit dem Spanischen Erbfolgekrieg errichtet haben, Risse zeigt, die schwer, wenn überhaupt, vermörtelt werden können. Carlyle und Ruskin waren Propheten des Niedergangs, des ‚Shooting Niagara'; sie eiferten gegen die unaufhaltsam scheinende Betäubung der britischen Ehre und der britischen Seele durch den Mammonismus. Chamberlains bonds of interest werden auf die Dauer unter dem Schutz seiner sämtlichen Mietlings- und Hilfsvölker nie den edlen und riesenstarken Geist brechen, der, ein Erbe aus Scharnhorsts Tagen, unsern Willen zu nationaler Selbstbehauptung und internationaler Geltung stählt. Hier wurde die fatale Gefährlichkeit des deutsch-englischen Gegensatzes nie übertüncht und das gutgläubige Geplauder der um die ‚Friedenswarte' gescharten Pazifizisten stets belächelt, die behaupteten: Herr Norman Angell spreche nur aus, was in England bereits Gemeingut der allgemeinen Überzeugung geworden sei: daß der Handelsvorteil Deutschlands nicht als Handelsnachteil Englands empfunden werden dürfe und das Wohlsein der Völker nicht von der Anzahl der Kilometer abhänge, die sie irgendwo besäßen oder beherrschten. Bedurfte der kilometerfresserische allbritische Imperialismus noch eines Beweises, der, vor Deutschlands Nase, mit Rußland und Frankreich den Planeten aufteilt und, direkt gegen Deutschlands Handelsinteresse, nach dem Schutzzoll giert? Genug dieser Banalitäten, die Marxisten wie Schippel mit wundervoller Energie ein für allemal abgeschüttelt haben. Nie herrschte, innerpolitisch, ein radikalerer Demokratismus über das Inselreich, seine Innenarchitektur wurde seit 1906 in rapiderem Tempo umgebaut als in der langen Zeitstrecke seit der ersten großen Parlamentsreform, uralte Vorrechte wurden zertrümmert, zähneklappernd wies man auf die Conquête Jacobine, die sich heranwälze, während der Mann auf der Straße zum Anspruch auf den vollen Arbeitsertrag von den Zufallsregenten ermutigt werde: aber der Kurs der äußeren Politik hat sich, unter dem Zepter des Hegelianers Haldane und des puritanischen Rundkopfs Lloyd George, seit Pitt dem Jüngeren um kein Haar geändert. Das schreibt dieser Krieg mit Blutströmen Europa ins Antlitz. Das Reich als solches, sein Macht- und Herrschaftsorganismus, wird durch die gleichen Kräfte erhalten, die ihn geschaffen haben. Pitt erklärte um die Zeit des Hubertusburger Friedens, durch den Preußens Lebensrecht ertrotzt wurde: Frankreich ist uns hauptsächlich als See- und Handelsmacht gefährlich. Was wir in dieser Hinsicht gewinnen, ist uns vor allem wertvoll durch den Schaden, den Frankreich dadurch erleidet. Und der zynische Lord Palmerston sprach, Bernard Shaws erquälte Herbstwitze

fast vorwegnehmend, im Jahre 1861: die Deutschen mogen den Acker pflügen und Luftschlösser bauen, aber sich nicht einfallen lassen, die See zu befahren. Er wollte ihr Glück, wie die Pazifizisten es wollen, aber die Deutschen wollen ihr Schicksal, d. h. ihren Anteil an Arbeit . . . Trotzdem und erst recht: dieser Bau als Ganzes, diese gradlinig bis zur Scheitelhöhe einer der kräftigsten Kulturrassen emporführende Geschichte, diese bis zu Spleen und Narrheit und unzerstörbarem Dünkel gesteigerte, großartige Einseitigkeit bleibt auch heute noch ein würdiger Gegenstand des Interesses und des Studiums, ob man sich ihm von Shakespeare, Milton, Keats, Hobbes, Hume, Mill, Carlyle, Ruskin – oder von den Hauptdaten seiner technischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung – oder von Chamberlain, Cecil Rhodes oder . . Sir Edward Grey her nähere. Dieser Standpunkt, der in dem Glauben an einen kulturellen Europäismus wurzelt, ist jenseits von Anglophobie oder Anglophilie. Er hat nichts mit blinder Nachäffungssucht zu tun; die konnte politisch und sozial nur in vorbismärckischer Zeit blühen, solange man dem Wahne lebte, politische Freiheit dialektisch, nach fremden Mustern, und ohne nationale Selbständigkeit erobern zu können. Er lenkt auch keinen Augenblick von der Hauptaufgabe ab: den englischen Absolutismus in seiner ganzen Stärke zu begreifen, um ihn in seiner ganzen Unerträglichkeit zu empfinden, in seiner der Leistung nach unberechtigten Anmaßlichkeit zu durchschauen, und entschlossen zu sein, seinen Anspruch auf unumschränkte Herrschgewalt zu brechen.

Ich steige herab zu Sir Edward Greys papiernem Werk, dem Blaubuch, das Englands Teilnahme am europäischen Krieg rechtfertigen soll. In der Einleitung wird die Entstehung der revolutionären großserbischen Bewegung in den 1878 unter dem Berliner Vertrag angegliederten Provinzen Bosnien und Herzegowina gestreift. Österreich hatte der Türkei sein Wort verpfändet, den „Souveränitätsrechten seiner Majestät des Sultans auf diese Provinzen keinen Abbruch zu tun". Dreißig Jahre später wird, am 7. Oktober 1908, die Annexion unter Böllerschüssen und Glockengeläut in Serajewo feierlichst verkündet, während das kleine aber ohnmächtige Serbien an der Seite des großen aber ohnmächtigen Rußlands (das in fernem Osten gedemütigt und durch die Revolution geschwächt war) sich in Wut aufbäumt aber mit einem platonischen Protest begnügt, der, ein halbes Jahr später, widerrufen werden mußte. Doch das heiße nationalistische Gift wühlt weiter und erhält, nach den serbischen Erfolgen in den Balkankriegen 1912/13, die Weihe eines schaffenden Prinzips. So ungefähr der Auftakt. Er ist, wie vieles in der ganzen Schrift, äußerst geschickt auf Leser mit dem geschichtlich verstopften Gedächtnis berechnet, dem die wichtigsten Ausweichstellen der Etappenstraße entfallen sind. Der ver-

traglich (in Reichstadt) bedungene Lohn für treu im russisch-türkischen Krieg beobachtete Neutralität ist vergessen; ebenso die in Ägypten und Transvaal gestern erst gebrochenen britischen Eidschwüre. Für den Schein objektiven Geschichtsberichtes ist genug geschehen, wenn dem Leser das Recht des serbischen Grolls eingeschärft wird; aber auch für die Empörung des österreichischen Patriotismus und Loyalitätsgefühls nach den Morden in Serajewo soll er ein Herz haben. Nebenbei wird angemerkt: der serbo-russische Groll über Arenthals Annexion sei auch von „gewissen" anderen Großmächten geteilt worden. (Die Treuherzigkeit in politicis ist ja auch anderswo Brauch der Tugend.) Trotzdem sei 1909 der Krieg vermieden worden. Es wird nicht gesagt, wie groß Englands Verdienst an dieser Verhinderung gewesen sei.

Hinter dieser Grimasse der Objektivität wird der toternste, durch Zureden und guten Willen seit dem Berliner Kongreß nicht mehr zu überbrückende Gegensatz zwischen Rußland und Österreich-Ungarn versteckt. So läuft der Bericht weiter, in leisen Tönen gleitet er über die wahren Streitobjekte und Unvereinbarkeiten miteinander ringender Machtwillen hinweg und pflanzt die Fahne des Rechts und der Freiheit immer erst auf, nachdem die Aufmerksamkeit von der „Erbsünde" mit ihren notwendigen Folgen abgelenkt ist. Die ist das bloße Dasein von Groß- und Weltstaaten als solche, welches die unerbetene Herrschaft über fremde Volksteile voraussetzt und einen künstlichen, auf Gewalt beruhenden Rechtszustand darstellt. Die historische Vernunft anerkennt sehr hinterher diesen Rechtszustand und nennt ihn moralisch, wenn er im Bewußtsein der Zwangsbürger als natürlicher und die erst erzwungene Zugehörigkeit zu einem Großstaat als Wohltat und als Selbstverständlichkeit empfunden wird. In diesem Punkt war unsre Kritik österreichisch-ungarischer Methoden früher – der Leser erinnert sich – nicht sanft. Wir haben es immer zugegeben und geben es auch heute zu, daß Englands innere Verwaltungsmethoden, die Okkupation schmackhaft zu machen und die Teile des Gewaltstaates zusammenzuhalten, außerordentlich erfolgreich waren, nicht nur im Umkreis weißer Menschen, wie in Kanada und Australasien und Südafrika: auch in Indien, seit die Bereicherungstaktik der Warren Hastings dem Zivilisierungsverfahren des Lord Cornwallis (1785) gewichen war. Aber war es Englands Mission, Rußland, diesem auf der Brutalisierung fremder Nationalitäten und fremder Seelenwerte aufgebauten Gewaltstaat, um seiner ausgleichenden humanisierenden Methoden willen das Recht auf das Patronat im slawischen Balkan, insbesondere über Serbien, zuungunsten des Habsburgerreiches zuzuerkennen? Seit Jahren, seit dem Eintritt in den Dreiverband, tat und tut dies England, es hat wegen seines Gegensatzes zu Deutschland die kritischen Maßstäbe seines moralistischen Liberalismus so gut in die Ecke geschleudert, wie es seine imperialistische Gegnerschaft

zu Frankreich und zu Rußland begraben hat: — in diesem Blaubuch stellt es sich gleich im ersten Paragraphen, natürlich unauffällig, auf den russischen Standpunkt. Wir wollen niemanden überzeugen, aber wir wollen uns aus feindlicher Quelle selber überzeugen. England räumt Rußland das Recht ein, die Anklagebasis gegen Serbien in dem österreichischen Ultimatum vom 23. Juli zu prüfen (Sasonoff am 24. Juli); es gibt zwar in der Sache wiederholt zu, die Prestigefrage sei für Österreich-Ungarn keiner Ruhmsüchtelei sondern der Einsicht entsprossen, daß von der Züchtigung Serbiens und der großserbischen Dynamitarden seine moralische und materielle Existenz als Großstaat abhänge: aber es begreift und macht sich ganz offensichtlich den russischen Ausgangspunkt zu eigen, daß Österreich-Ungarns Verfahren herausfordernd und unmoralisch (Sasonoff zum englischen Botschafter Buchanan, 24. Juli, und zu Lichnowsky am 29. Juli; Nr. 90) Serbiens Demütigung auch Rußlands Demütigung sei, obwohl die Regierungen in Wien und Berlin, deren Botschafter in allen Hauptstädten Europas und San Giuliano in Rom versicherten, die Donaumonarchie denke nicht an Gebietserwerb. Gebietserwerb? Hegemonie auf dem Balkan (Sasonoff)? Keiner, der nicht nachträglich lächelte. Sir Edward durfte dieser Versicherung trauen: er war kühl genug dazu und klug genug — ja kühl und klug: ist weder Tölpel noch Teufel. Er mußte sehen, er sah, daß der größte Scharfmacher in Wien oder Pest nicht meinen könne: der nach den beiden Balkankriegen dort verlorene Baugrund ließe sich wieder gewinnen. Sir Edward mußte sehen, er sah, daß es nach langen Jahren ohnmächtiger Diplomatik und aussaugenden chronischen Mobilisierungen für die am Ballplatz Regierenden eine Frage der Selbsterhaltung sei, den erschütterten Baugrund des Großstaats zu behaupten; wie für Deutschland: seinem Bundesgenossen unter allen Umständen beizustehen.

Das Kleben an dem serbischen Vordergrund machte den englischen Diplomaten unfrei: wenn er es schließlich nicht sein wollte, um bei günstigem Anlaß aus der unerträglichen europäischen Spannung herauszukommen. Das ist für uns der springende Punkt. Man lese aufmerksam die Nr. 46 vom 27. Juli: Gespräch mit Lichnowsky. Dann die Stücke 6 und 17, die Gespräche von Sir G. Buchanan und Minister Sasonoff wiedergeben. Zum deutschen Botschafter sagt Grey: er verstehe, Deutschland könne nicht dulden, daß Österreich-Ungarn zerschmettert werde, wo immer Recht oder Unrecht im unmittelbaren Streitanlaß stecke (without any reference to the merits of the dispute). Zu Paul Cambon, dem französischen Botschafter in London, am 24. Juli: Serbien sei ihm Hekuba; aber er verstehe, bei dem russischen Interesseanteil an Serbien, die russische Haltung. Also: Grey hütet sich zu unterscheiden zwischen dem

Anteil aus politischem Prestige (Rußland) und unerbittlicher Strenge aus Selbsterhaltung (Österreich). Sasonoff fordert am 24. Juli die britische Solidaritätserklärung mit Frankreich und Rußland, während Paléologue, der französische Botschafter in Petersburg, auf Prüfung der Streitfrage von vornherein verzichtet und für sein Land die Erfüllung aller Bündnisverpflichtungen zusagt. In dieser blindwilligen Zusage liegt Frankreichs tragische Schuld. Eine ähnliche Solidaritätserklärung kann gleich am Tage nach Überreichung des Ultimatums in Belgrad der vorsichtige Engländer nicht geben; aber worum es sich in Wahrheit handelte, läßt Sasonoff dem Auswärtigen Amt in London drahten: die austroserbische Frage sei nur ein Teil der allgemeinen europäischen Frage, und Großbritannien könne sich nicht abseits halten. Russe und Franzose wollen unbedingte Unterstützung erpressen (both continued to press me for a declaration of complete solidarity of His Majesty's Government); der Franzose, indem er auf die ganz offenbare Unerbittlichkeit Österreichs und den Mangel an Zeit für die Vermittlung der vier unbeteiligten Großmächte hinweist, auf die Sir Edward Grey steuerte, ohne es sich von Berlin ausreden zu lassen, daß Österreich-Ungarn als Großmacht schon abgedankt hat, wenn es in einem Streit mit Serbien einer Botschafterkonferenz als Areopag oder Vormund zustimmt. Man sieht: wenn der Friede Europas an so dünnen Fäden hing, so wäre er morgen zerfetzt gewesen, wenn er heute erhalten geblieben wäre. Die uns Mitteleuropastaaten bedrohende Grundtendenz der russischen Politik macht dieses englische Blaubuch nur noch nackter: erst wurde die Türkei als Liquidationsmasse betrachtet, nun ist Österreich-Ungarn an der Reihe. Darin liegt, von russischer Seite aus, Logik; — eine Logik, die von dem Fatalismus der russischen Geschichte und des russischen Empfindens dem Zaren und Sasonoff aufgezwungen wurden: die ich persönlich beide nicht für kriegerische Naturen und leichtfertige Draufgänger halte.

An dem Erz dieser Logik scheiterten alle kleinen diplomatischen Mittelchen Greys: der Versuch, die Zeitgrenze des Ultimatums zu dehnen und die Forderung der en bloc-Annahme abzuschwächen; mußten sie scheitern, wenn er nicht das große Mittel der kategorischen Gefolgschaftsverweigerung anwandte. Diese Logik sprach drohend auch gegen uns, nicht nur gegen den südöstlichen Bundesgenossen. Die sie begleitende Finanz- und Heerespolitik wandte sich immer deutlicher gegen uns, den Westen; und kaum war als diplomatischer Erfolg verkündet worden, Rußland habe versprochen, an keiner ‚Kombination' teilzunehmen, die aggressiv gegen Deutschland gerichtet sei, da kläffte auch schon die panslawistische Meute gegen die deutsche Militärmission in Konstantinopel und war die westliche Grenzwacht so verstärkt worden, daß vier bis fünf Armeekorps mit den zugehörigen Reiterdivisionen,

ohne die Mobilmachung abzuwarten, die deutsche Grenze überschreiten konnten. Jenes große Mittel lag aber nicht in dem Aufbau der englischen Politik seit Eduard VII., es allein konnte in Westeuropa eine neue, den Frieden sichernde Grundorientierung herbeiführen, es lag vielmehr in der Überlieferung dieser englischen Politik und der englischen Stimmungen, dieses Mittel bewußt außer Spiel zu setzen. Es ist Sir Edward Greys Schuld oder Verdienst, sich, getreu dieser Überlieferung, an diesem einen großen erlösenden Mittel vorbeigedrückt zu haben; wir können es heute nicht entscheiden. Er hatte es in der Hand, England einem Streit fernzuhalten, der aus den lokalen Gegensätzen der östlichen Großmächte entstanden war. Er hatte es in der Hand, Frankreich vor der schiefen Ebene zu schützen, die es betrete, wenn es, um eine alte verjährte machtpolitische Rechnung zu begleichen, am östlichen Streit teilnahme. Er tut es scheinbar (Nr. 87). Er läßt sich am 29. Juli von Paul Cambon zurufen, was ihm selber und der Mehrheit der Briten seit lange in den Eingeweiden wühlte: benutze die Gunst der — kulturell und pazifizistisch betrachtet: verrückten — Koalitionsverträge, um Deutschlands Macht nicht noch größer werden zu lassen; laß die Erinnerung an 1870 dir eine Warnung sein. Grey antwortet: Der Balkanstreit könnte uns gleichgültig sein; auch der Kampf um die Vorherrschaft zwischen Teutonen und Slawen, um den es sich handelt, wird uns zum Eingreifen nicht veranlassen; aber sollte diese Gegnerschaft sich mit einer andren kreuzen, ja dann . . . Man wälze das Aktenbündel hin und her: er tut nichts, um die, rein sachlich betrachtet, unnatürliche Kreuzung zu verhindern, doch der cant des dimplomatischen Überdersachestehens und des Freisinns von Bündnisparagraphen wird virtuos weiter betrieben. (Nr. 47; 87).

Also weder Tölpel noch Teufel. Vielleicht glaubte auch Grey, mit Hilfe der obigen gewissensbetäubenden Merkworte, durch die das englische Volk sein praktisches Handeln vor dem lieben Gott zu rechtfertigen pflegt, das Ziel leicht zu erreichen, das der edle pazifizistische James Bryce, der berühmte Verfasser des American Commonwealth, im Oberhaus am 1[illegible]. November also umschreibt: endgültige Neuregelung des europäischen Südostens und asiatischen Südwestens neben der endgültigen Zertrümmerung der preußischen Militärherrschaft auf dem europäischen Kontinent. Nichts mehr. Dem Deutschen Reiche solle so nebenbei das preußische Rückgrat ausgebrochen werden. Nur dieses. What a busy hell politics must be.

# Anmerkungen

## Theodor Lipps als moralische Erscheinung

Wir wollen hier nochmals an Lipps, diesen unglücklichen und wahrhaftigen Kämpfer erinnern. Er hat zwar in diesen eiligen Tagen die übliche Würdigung des Nekrologs gefunden. Aber dabei scheint uns etwas Wesentliches vergessen zu sein, das Lipps von allen übrigen Denkern seiner Generation deutlich unterscheidet.

Gewiß war sein Leben karg, kühl und im höchsten Maße anspruchslos. Es ist verhältnismäßig leicht, den persönlichen Eindruck dieses stillen, fast völlig gebärdenlosen, düsteren Mannes zu vergessen. Trotzdem wäre nichts verfehlter, als etwa Kierkegaards Spott über das abgestorbene Menschsein des abstrakten Denkers zu erneuern. Denn wir kennen keinen Mann, in dessen Willen das Mitwollen des Menschlichen lebendiger gewesen wäre. Es sei hier nur an sein Auftreten in einer Protestversammlung gegen die Greuel der russischen Gegenrevolution erinnert, wo der sonst so stille, verborgene und nur in sich weilende Psychologe stärker als jemals ein deutscher Ethiker gegen die abstrakte Omnipotenz des Staates sprach. „Ich scheue nicht das Wort Revolution; aber ich denke an die sittlich notwendige Revolution. Es gibt ein unzweifelhaftes Recht derselben. Revolution ist Recht, wenn sie Pflicht ist. Und sie kann Pflicht sein, heiligste Pflicht. Kein Volk hat das Recht, sich sittlich zugrunde richten zu lassen. Und wehe dem Volk, das nicht die sittliche Kraft hat, jene Pflicht der Revolution zu erfüllen, wenn sie ihm zur Pflicht geworden ist." Damit schließt ein Kapitel der Lippsschen Ethischen Grundfragen, die in einem Sinn, der Kierkegaard und Kant gemäß ist, nicht das hie und da Geltende zu legitimieren suchen, sondern radikal sind und sich auf das lebendige sittliche Ich als das einzige Überhaupt ethischer Begriffsbildungen gerichtet zeigen.

Aber Lipps war nicht an jeder Stelle so unerbittlich. In allen Fragen, die nicht mit der Gesinnung, sondern mit der Forschung und Lehre verknüpft waren, herrschte die reichste Beweglichkeit des Geistes. Und zwar nicht jene Beweglichkeit, die aus dem Überfluß der interessanten Einfälle stammt. Denn Lipps blieb hier durchaus verantwortlich, formulierte jedesmal fest, selbstherrlich und kräftig und gab gleichsam nur eine gegen alles Frühere gleichgültige Aufeinanderfolge von Dogmatismen. Daher wurden die Vorlesungen in jedem Semester verschieden gestaltet; daher wurde es auch vielen seiner Schüler leicht gemacht, ein bösartiges Ausspielen Husserls und eine schamlose Geringschätzung jenes Psychologismus in Szene zu setzen, der ihnen freilich nichts als ihre eigene seelische Öde enthüllen konnte, während er bei Lipps die eigentlichste Begabung und die Form einer zwar genetischen, aber zutiefst transzendentalen Selbsterkenntnis bildete; daher wurde endlich von Lipps selber die Beziehung unterschätzt, welche gerade seine alles sich zur inneren Anschauung bringende Methode zu der Husserlschen Phänomenologie, ja zu der Hegelschen Phänomenologie des Geistes besitzen konnte. Was ihn quälte, war nicht die Mühe des kleinen Scharfsinns, der mehr an seiner eigenen Subalternität als an der sachlichen Schwierigkeit der Probleme leidet. Er war auch

nicht, wie es jüngst von Wundt behauptet wurde, tief in die letzten Fragen versunken, sondern würde mit dem ihm eigenen scharfen Witz, der Kehrseite der Qual, diese Versunkenheit als eine Verhaltungsweise bezeichnet haben, die mehr den Rembrandtschen Bildern als den Wundtschen Problemen gegenüber angemessen ist. Wenn wir nach einem ihn ganz erschöpfenden Wort suchen, so ist Lipps der Verzweifelnde gewesen, der Mensch diesseits des Sprungs und der Gnade, aber mit der Ahnung des Sprungs und der Reiche der Gnade. Er blieb stets allein und mußte dem Dunkel jeden Schritt Boden mühsam abringen. Er fühlte nirgends jene Hand, die ihn über die noch unbearbeitete Gestaltlosigkeit hinweg zu einem plötzlich überlegenen Standort des Denkens und des geistigen Besitzes geführt hätte. Er hat, um die phänomenologischen Resultate zu erhalten, dort sein ganzes Ich zu einem psychologischen Protokollbuch verwandeln müssen, wo sonst die beziehenden Akte der Phänomenologie durch rückwärtsgreifende deduzierende Nachkonstruktionen unterstützt werden können. Bei Lipps fehlt das aufeinander Angelegtsein von Begabung und Postulat, und die unendlich hohe, nur einem Genie zuerteilbare Anforderung an den Wahrheitsbegriff führte am Ende mit methodischer Notwendigkeit zu dem geistigen Zusammenbruch. So hat Lipps das unschöpferische Wesen seiner Generation auf die edelste, ehrlichste und erschütterndste Weise durcherlebt. Ja man kann sagen, daß dieser Denker eine gewisse m o r a l i s c h e Spürkraft und Intuition besaß, die ihm gerade noch das ferne Leuchten der echten Fragen und Lösungen zeigte, während seine l o g i s c h - m e t a p h y s i s c h e Intuition nicht ausreichend war, um die desto fühlbarere Verlassenheit unseres Denkens von allen metaphysischen Kategorien aufzuheben.

Es war ein großer Weg, den Lipps durch Hume, Herbart und Lotze hindurch zurückgelegt hat. Und gerade am Ausgang dieses Weges sind die frei und sichtbar gewordenen Probleme einer um unser eigenes seelisches Inkognito versammelten metaphysischen Ethik zu entdecken. Darum scheint es gewiß, daß das Hinhorchen auf die inneren Strömungen und die gesamte negative wie positive Lippssche Zertrümmerung der schematischen Psychologie noch im Ansehen bleiben werden, wenn alle die Verpflichtungen, Geltungen und reinen Gegenstandsordnungen des objektiven Geistes als ein bloßes Papiergeld erkannt worden sind, hinter dem nur das Ich und sein moralischer Nominalismus als der gediegene Goldwert steht.

Ernst Bloch

## Die Abende von Médan

Als Frankreich, nach dem Frankfurter Frieden, am Boden lag — haben die französischen Intellektuellen mit ihrem Volke getrauert, haben sie es in mächtigen und doch menschlichen Worten zu neuem Kampfe aufgerufen? Nein: sie haben sich über den entthronten Kaiser, die Generale, das Heer und den Landsturm der Reihe nach lustig gemacht! Natürlich mit Einschränkung: auch Frankreich hat seine Helden- und Rachedichtungen. Aber ihre Verfasser heißen Siebecker, Lacertie, Mentet, Arnaud und so ähnlich; einer anderen als der Revanchelitteratur gehören sie nicht an. Gewiß haben auch Daudet, auch Zola, auch Maupassant patriotische und zum Teil deutschfeindliche Geschichten geschrieben, doch darf man sagen, daß sie rein künstlerisch nicht zu ihren besten gehören; man darf, mit aller gebotenen Vorsicht, die französische Literatur über 1870 dahin summieren: die patriotischen Dichtungen sind nicht gut und die guten nicht patriotisch. Urteilen wir so, weil uns Deutschen die satirischen Gebilde begreiflicherweise angenehmer eingehen als die heroischen? Ich glaube nicht. Die Stimmung der Franzosen nach 1871 ist nicht die Stimmung der Preußen nach 1807; ich kenne

nichts, was E. M. Arndt auch nur entfernt gegenübergestellt werden könnte. Ihren Rachegesängen fehlt, was die Arndtschen künstlerisch erst möglich macht: das Elementare. Man fühlt, daß sie mehr gewollt als gemußt sind. Nun ist ja freilich das Elementare auch sonst nicht die Stärke ihrer Literatur; daß es aber auch hier versagt — ist das nicht eine Erscheinung, die zum Bedenken einlädt?

Erinnert man sich der „Abende von Médan?" Ein Buch, das sich in diesen Tagen zu lesen verlohnt. Sechs Kriegsgeschichten über 1870; zehn Jahre später als Manifest der jüngeren Naturalisten, der Schüler Zolas, erschienen, mit einer Einleitung, worin (mehr Dichtung als Wahrheit) erzählt wird, wie sie sich diese Geschichten eines schönen Sommerabends zu Médan, dem Landsitze Zolas, ohne jede literarische Absicht erzählen. Bis auf Zola selbst waren die Verfasser damals gänzlich oder nahezu unbekannt; Maupassant veröffentlicht hier sein Erstlingswerk.

Von Zolas „Sturm auf die Mühle", der den Anfang macht, darf man absehen: mit seiner Müllerstochter, die, in der zweimal erstürmten Mühle schmerzverblödet zwischen den Leichen des Vaters und des Verlobten kauernd, von dem schließlich das Feld behauptenden französischen Führer mit jauchzenden Siegesrufen begrüßt wird, hat er unser Problem geschickt auf den Kontrast zwischen Leid und Freud des Einzelnen und des Volkes hinübergespielt: ein guter, vielleicht ein wenig zu naheliegender Gedanke.

Auch Maupassants „Fettkugel", die mir von den sechsen künstlerisch am höchsten steht, sucht den Schwerpunkt auf neutralem Gebiet: in der Entlarvung bürgerlicher Tugendhaftigkeit, die sich von der innerlichen Anständigkeit eines öffentlichen Mädchens beschämen lassen muß. Aber hier überwiegt schon die Satire: die biederen Bürger, die, weil sie auch den Krieg als geeignete Basis für ihre Geschäftchen betrachten, die Sieger umschmeicheln, erhalten grimmige Hiebe; vom Landsturm (französisch etwas pomphafter Garde Nationale genannt) wird gesagt, er schieße aus lauter Angst auf jedes Häslein, und von seinen Waffen hieß es ursprünglich: „In welchem Abtritt seid ihr seither versunken, ihr Hinterlader!" — ein Satz, den des Verfassers getreuer Pate und Lehrer Flaubert, der die „Fettkugel" im übrigen als ein Meisterwerk begrüßte (er starb wenige Monate darauf), ihn zu streichen bat . . .

Ganz Satire ist „Tornister auf dem Rücken" oder (soldatischer) „Affe aufm Buckel" von Huysmans. Die Odyssee eines Akademikers, der mitmuß, ohne daß er den Wunsch zu töten noch getötet zu werden empfände. Der Krieg aus der Froschperspektive gesehen: vollgestopfte Eisenbahnwagen im Schneckentempo, schnapsduftende Arbeiter und meuternde Soldaten, das Durcheinander im Lager, wo es nur Läuse und Flöhe, aber weder Essen noch Stroh noch Mäntel noch Gewehre gibt; noch schlimmere Schlamperei im Lazarett, wohin unser Held gerät, noch bevor er einen Schuß abgegeben hätte: die Ärzte schreien die Kranken an, kurieren jedwedes Übel mit Süßholztee oder schieben sie angelegentlichst an andere Lazarette ab; Mangel an Aufsicht, so daß sie in die Stadt entwischen und zu Weibern gehen können; entgegenkommende Krankenschwestern; ekelhafte Mitkranke; ein gefälliger Freund, der ihm einen zweimonatigen Urlaub besorgt, so daß er nach Paris zu seinen Eltern zurück darf, wo er endlich wieder Mensch ist und sein darf . . .

Desgleichen der „Aderlaß" von Henry Céard. Paris während der Belagerung; die ungeduldige Bevölkerung verlangt einen Ausfall; der General verweigert ihn: er weiß, es wäre nichts anderes als ein „Aderlaß" für die Bürgerwehr. Aber auch seine Mätresse will den Ausfall; anfangs bleibt er standhaft; als sie aber nach längerer Abwesenheit in Versailles endlich zu ihm zurückkehrt, da geht er auf

jede Bedingung ein, und der Ausfall, zu dem er ihr einen guten Platz besorgen muß, findet statt: in der Tat ein blutiger Aderlaß! Tausend Söhne, Liebste, Brüder und Väter müssen in den Tod für die Laune eines wertlosen Frauenzimmers!

„Nach der Schlacht" von Paul Alexis erzählt von einer bretonischen Edeldame, die aufs Schlachtfeld geeilt ist, um die Leiche ihres Gatten in weißem Sarge heimzuholen — und unterwegs einen Verwundeten auflieſt, neben den Sarg legt und schließlich in unverhoffter Weise tröstet . . . Und der Soldat ist ein früherer Priester. — Eine Anekdote, zu deren innerlicher Ermöglichung es größerer Kunst bedurft hätte, als dem Verfasser zu Gebote stand.

Zum Schluß, nach dem „Sturm auf die Mühle", der Sturm auf das Bordell: „Nummer Sieben" von Léon Hennique. Eine kleine französische Garnison, wo man die Prussiens schon seit Wochen immer vergeblich erwartet. Schließlich betätigen die gelangweilten Soldaten ihre angeborene Rauflust in einem Angriff auf das Bordell der Stadt, massakrieren die Mädchen und schlagen alles kurz und klein ... „Die reinen Kinder," meint der General, „sie haben sich ihr Spielzeug kaputt g macht!"

Das sind die „Abende von Médan": eine kleine, aber charakteristische Probe der französischen Kriegsliteratur. — Man verstehe mich recht: nicht daß die Einzelnen am eigenen Volk Satire üben — das ist, solange es ihm gut geht, nur nützlich und gesund — aber daß sie's auch dann noch tun, wenn es gilt, nicht darüber, sondern mittendrin zu stehn: das allerdings erscheint mir nicht so sehr für die Einzelnen als für das Volk bedenklich.

Eugen Lerch

## Alfred Walter v. Heymel

Seine ersten Gedichte in der „Insel", im Jahre 1900, standen nah bei jenen, die der von dem jungen Begründer dieser Zeitschrift zum Herausgeber Bestellte mit großer Fruchtbarkeit klinglingte und schalmeite, und Respekt des Jungen vor dem Älteren begab sich um so sorgloser in dessen burschikosen Ausdruck, als Heymels elementarische und nach dem Gehalt verlangende Lebenskraft viel zu stark war, als daß sie damals sich ganz ins Gedicht hätte ausgeben können. Was der junge Heymel damals erlebte und nur erleben konnte, war für den Umfang und die Tiefe des ihm zugeteilten Erlebenmüssens viel zu gering nach Art und Grad, als daß es einen eigentümlichen Ausdruck im Gedichte hätte finden können. Hier bereitete man sich zu anderm vor als zum Dichter. Der verlor sich ganz in die Natur seines Gefühles, ohne andern Elan, als sich ihm hinzugeben. Aber raubte ihm das Gefühl auch den Willen, so doch nie die Intelligenz: die Zügel gingen nie verloren, auch wenn der Gaul durchging. Haltung war immer in ihm, und Bierbaums altkluge Gescheutheit und Dehmels ernste Verständigkeit mochten noch etwas das ihre dazu tun, sie zu festigen. Wer damals nur die Gedichte kannte, wird etwas von fröhlicher unbekümmerter Jugend gesagt haben, etwa „Durch den Wald mit raschen Schritten, trag ich meine Laute hin". Aber man mußte diesen jungen frenetischen Menschen, diesen lodernden Jüngling selber kennen, um diese ersten Verse in die richtige Ordnung zu bringen, in die des nichts als Gelegentlichen. Ich möchte sagen, Heymel hat den Dichter nicht auf Kosten des Menschen überfüttert, und so wuchs jener aus diesem in einem natürlichen Wachstum, ohne Treibhaus und Stecklinge. Er hat sich nie sein Leben darauf eingerichtet, daß es seinen ganzen Niederschlag im Gedichte erfahre, gar nicht zu reden davon, daß ihm an der

Geltung als Dichter das geringste lag. Er akkommodiert nie die Wahrheit seiner Existenz der Meinung, die er von sich geben will, denn er will keine geben; er macht keine Parüre aus der Wahrheit, wie immer die Dichter zweiten Ranges; gibt keine Schwäche zu, um sich mit hundert Tugenden zu schmücken. Heymel macht kein Wesen um die Erschütterungen, die sein Leben erfuhr, denn das tragische Herz zu fühlen ist diesem Inmittenstehenden um des Lebens willen unendlich wichtiger als Wort und Geste, die sich in der Zwielichtstunde der dichterischen Bildung zu einer Form schließen. Der Reichtum dieser Säfte treibt nicht in die eine Blüte des Gedichtes nur und macht sie prachtvoll. Heymels Gedichte sind ohne blendenden Glanz der Bilder, und Erfindung zeichnet sie nicht aus; aber das Wort springt aus der Sache wie der Quell aus dem umlaubten Stein. Solche Strenge ist immer bei starkem Gefühl, das Ehrfurcht vor dem unendlichen Leben hat und die Grenzen seines Eigenlebens kennt und beherrscht. Wie die Tugend nur an der Fähigkeit und Neigung zur Sünde, so ist die Ordnung nur an dem Chaotischen zu messen und zu schätzen, das sie ordnet; die Harmonie des Dreiklanges ist mühelos und dürftig, kaum Harmonie. Ein frenetisches, sich verstürzendes Leben zu halten und zu ordnen vermag nur höchste Kraft einer übermenschlichen Leidenschaft aus einem edlen Herzen. Wer fünf wilde Pferde lenkt, nur der ist ein Wagenlenker, auch wenn der rasende Lauf am Ziele zerschellt. Wir haben Dichter, die zu ihrem Leben durch ihre Literatur kommen: das sind die häufigeren. Wir haben Dichter, die zu ihrer Literatur durch ihr Leben kommen: das sind die wenigen. Heymel gehört zu ihnen. Sein Buch „Gesammelte Gedichte" ist ein Fragment seines Lebens, das aber so sehr ein Ganzes ist und so sehr von der unendlichen Fülle des Lebendigen bestimmt, daß es auch im Fragmente ganz sich zeigt. Wie man die große Sonne im kleinsten Spiegel fängt. Wer dies und das in dem Buche findet, der liest es mit falschen Augen, denn es ist immer nur das Eine in dem Buche: wie eine starke gute Hand ein hinströmendes großes Herz hält, und das ist A. W. Heymel.

F. B.

## Friedensopfer

Die von den Kugeln fallen oder von den Krankheiten im Feld, die die Not daheim erdrückt — es sind noch nicht die einzigen Opfer, die der Krieg verlangt. Es gibt da noch eine kleine Gruppe von Existenzen, denen er das innere Wurzelwerk abgräbt, die er gleichsam von innen her in die Luft sprengt, die er aus einer Welt gehen heißt, für die sie nicht geschaffen sind. Man spricht von Opfern der „Kriegsangst" — aber „Angst" ist ein ins Oberflächliche irreleitendes Wort für eine Seele, die plötzlich aus allen ihren Zusammenhängen gelöst ins Leere gleitet, und der „Krieg" ist am Ende nicht so sehr ihre Todesursache als der faule Friede, in dem sie vorher gelebt. Der „faule" Friede, der sie nicht etwa zu Soldaten bloß, sondern zu wollenden, glaubenden, in einem Überprivaten lebenden Menschen verdorben hatte. Sie sind Friedens-Opfer. — Und dabei sind sie die Schlechtesten nicht! Es gehört schon eine gesteigerte Empfindung dazu, um einen veränderten Luftdruck so unleidlich zu fühlen, und ein feinerer Sinn für des Lebens Gleichgewicht, um, seiner verlustig, nicht mehr leben zu wollen. Es waren die Schlechtesten nicht, die so starben. Seltsam: in ihren vordersten Reihen sieht man ein paar Gesichter, die nur lachend bekannt waren. Ein deutscher Schauspieler, Viktor Arnold, vielleicht die zarteste und stärkste komische Begabung der jüngeren Generation, war einer der ersten, die dieser Krieg erwürgte. Der rührend drollige, tieffühlende Gestalter alles überheblichen und zagen Unheldentums

verstand diese Welt nicht mehr und starb in Verwirrung. Und dann starb Gustav Wied, der Däne, der über alle und alles zu lachen gewohnt war; dem der Mensch vom Tier sich wirklich nur durch sein „Getue" unterschied, der die „Idiotie des Sichernstnehmens" mit unerschöpflicher Virtuosität verhöhnte. Raffiniert und sehr amüsant war er im Aufdecken von höherem Schwindel jeder Art; aber auf der Kehrseite seiner Medaille stand freilich auch nicht viel mehr als ein gut gepflegtes Tier: ein Bohemien mit Nacktkultur. – „Wollen" war Unsinn! Aber plötzlich klaffte der Boden der Zeit in furchtbaren Rissen des Willens auf – und der lachende Bohemien versank im Abgrund.

Wäre vielleicht doch etwas Wahres am Bibelwort, daß man nicht auf der Bank der Spötter sitzen solle? Wobei freilich der Gegensatz zum „Spötter" nicht der immer Gravitätische wäre, sondern der immer Strebende, der zum ernsten Ziel (vielleicht auch mit Hohn und Witz) Gewaffnete. Wie denn der zweifellose, der unüberhörbare Befehl der Zeit auch noch nicht so sehr lautet, Säbel und Gewehr — als einen **Willen** fassen! einen Glauben als Gewalt wider die Gewalten draußen werfen! — Partei haben auch im großen, inneren Weltenkriege: Religion haben. – Heute läßt sich nicht mehr ohne Religion leben — oder doch nur von den Stumpfsinnigsten. Das ist das Fazit.

Lessing sagte: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren." Vielleicht glauben wir nicht mehr wie Lessing an „den" Menschenverstand; aber dann gilt, daß es für jede besonders und vom begrenzten Verstande organisierte Persönlichkeit Dinge gibt, die so an die Wurzel ihres Seins greifen, daß dieser Mensch **seinen** Verstand verlieren muß. Der Krieg, der plötzliche Aufbruch der Welt zu Entscheidungen von vernunftlos großer Leidenschaft war für ein Geschlecht zart besaiteter, leicht lachender, stets witziger Materialisten solch ein Ding. In ihrem Abgang liegt eine noble Konsequenz, die dem hastigen und fragwürdigen Kompromiß so mancher Wesensgleicher gegenüber fast wie Größe wirkt. Sie waren die Schlechtesten nicht — aber auch nicht die Besten. — Denn das sind jene, die „dem Schicksal gewachsen" sind.

Julius Bab

## Das Wesentliche

Ich fuhr durch melancholischen Herbst mit dem Auto an das Zossener Gefangenenlager. Das Tempelhofer Feld, halb bebaut, halb frei, mit der Paradepappel, die im Nebel schwamm, belebte sich durch militärische Übungen. Die malerische Phantasie begann zu spielen. Die Wiesen draußen setzten sich in Schlachtwiesen um, die Chausseen wurden zu Heerstraßen umgedacht, die Dörfer wurden von Truppen besetzt und in den Zustand rauchender Trümmer transponiert, die Wälder und Waldsäume auf befestigte Stellungen angesehen und alle liebe Natur in eine eingebildete Beziehung zu gelesenen Kriegsschilderungen gebracht. In Zossen zog die erste Abteilung wirklicher gefangener Franzosen durch die Straßen. Andere kamen aus dem Walde, mit Holz bepackt und einer trug einen Baum wie sein Kreuz. Aus weiteren Waldwegen schoben Russen empor. Die Chaussee füllte sich mit Transporten, wir kamen schwer vorwärts. Das Gelesene schlug in das Gesehene um; zum erstenmal sahen wir Kriegsfolgen und glaubten, was wir bisher nur gelesen. Als wir vor dem Lager hielten, fing dies Gesehene ebenso in der Phantasie zu spielen an, wie vorher das Gelesene. Für uns gruppierten sich die Rothosen auf den selbstgegrabenen Dünen des Sandfeldes, im fahlen Sonnenglanz bis in die Ferne leuchtend, lagerten sich auf der Erde, verschwanden in Höhlen, saßen auf Hügeln oder gingen in Trupps zur Küche. Zuaven und Tur-

kos, dazwischen einige Engländer von besserer Haltung, wenig Belgier, viele gefangene Zivilisten mit gelber Armbinde. Einige schritten dauernd am Zaun entlang, wie Tiere im Käfig. Wir aber standen und sahen das „Bild". Wir freuten uns, daß die malerisch begabteste Nation die bunte Uniform behalten, wie die unbegabteste sie zuerst abgelegt hatte. Da es friedlich und freundlich war, keimte die malerische Phantasie über den Krieg empor, ohne sich zu schämen. Wir verglichen die famosen Bilder des Steglitzer Malers Blank, die er hier festgehalten hatte. Wir blätterten zuhause in hübschen bunten Kriegsbilderbogen, denen aus der Münchener jungen Gruppe, die im Verlag Goltz erschienen sind: gefangene Franzosen als reizende Aquarellblätter, deutsche Felduniform als Harmonie des Gelbgrau gegen das Gelb von Stiefeln, Gepäck und Fleischfarbe, Kameraden, die sich stützen, als feste Konturzeichnung, zerschossene Städte als Expressionismus des Objekts – wir dachten an Slevogt, der im Westen malt, und Dettmann, der im Osten malt, und ergingen uns auf solcher optischen Peripherie des wirklichen Kriegs.

Hol es der Teufel. Es mag seine Zeit haben. Aber das Andere, das Wesentliche hat nur unsere Zeit. In denselben Tagen las ich den Bericht aus den Kämpfen um Lüttich, den wir im vorigen Heft druckten, im Manuskript. Ich spürte eine ganz seltene, tiefste Erregung: hier schrieb einer, der es erlebt hatte, Kunst, ohne es zu wissen. Die Tatsachen des Feldzuges gruppierten sich ihm zur Komposition, die Ereignisse, wie der Kampf um die Falltür oder die Szene der sadistischen Weiber, standen wie Erzählungen offenbarter Realistik da, die Empfindungen, die durch die Schlacht oder über das Verwundetenfeld ziehen, wurden sichtbar wie auf einer Seelentafel — die Tatsache des Erlebens hatte eine Kunst geschaffen, die auf dem einzigen, wahren, unersetzlichen Boden sproß, wie die Pflanze des Mythus, sich selbst gültig gestaltend. In diesen Wahrheiten ahnte ich das Wesentliche der künstlerischen Empfängnis aus unseren schweren Tagen. Und nun, gerade als es gedruckt wurde, kam die Nachricht, der Verfasser sei gefallen. Ich hatte es nicht angezeigt: in der Anonymität eines Lebenden schien mir sein Werk größer. Wir kannten den Autor nicht, wir nannten ihn nicht, wir lasen ihn nur, jetzt wurde er uns lieb Sein Name war für dieses Heft aufgespart: Rudolf Requadt aus Frankfurt am Main. Seine letzten Blätter hatte uns der Vater geschickt. Sie waren von einer Kugel durchbohrt und von seinem Blut gerötet. Wir dachten, sie zu veröffentlichen. Ein Kreis merkwürdiger Empfindungen von echter Wehmut schloß sich um dieses Schicksal, das uns durch die Hände gegangen war. Wir lebten mit ihm, der nicht mehr zu leben schien. Da im letzten Augenblick, wieder als die Bogen gerade in den Druck gingen, kommt die Nachricht: es war ein Irrtum. Er lebt, er wird gepflegt, geheilt, schon schreibt er es uns selbst. Und das Telephon spielt nach Leipzig, dem Druck diese glückliche Wendung zu geben. Jetzt habe ich dies über ihn geschrieben. Denn ich fühlte an diesem Schicksal, was das Wesentliche ist, ganz gleich in Leben und Kunst— wie er es erzählt hatte und wie es mit ihm geschah. Das „Schauen" war wunderbar innerlich geworden.

O. B.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

